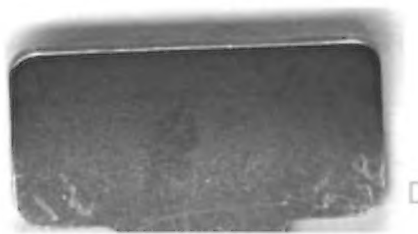






Die Indianer Nord-Amerikas

von

G. Catlin.



Indianer Nord-Amerika's.

Die

Indianer Nord-Amerikas

und die

während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme

erlebten Abenteuer und Schicksale

von

G. Catlin.





Nach der fünften englischen Ausgabe deutsch herausgegeben

von

Dr. Heinrich Berghaus,

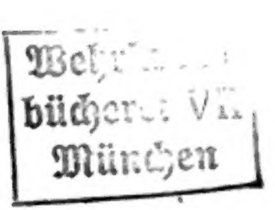
Professor in Berlin und Director der geogr. Kunstschule in Potsdam.

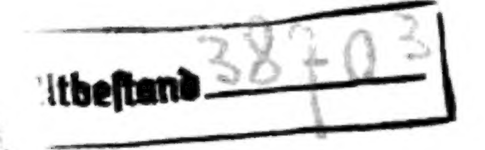
Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Gemälden.

Brüssel und Leipzig:

Carl Muquardt.

1848.


Wehr...
bücherei VII
München


ltbestand 38703

Inhaltsverzeichniß.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Funfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Seite

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.



Neununddreißigstes Kapitel.

Seite

Vierzigstes Kapitel.

Einundvierzigstes Kapitel.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Funfzigstes Kapitel.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Anhang A.

Anhang B.

Anhang C.

Erstes Kapitel.

Wyöming, Geburtsort des Verfassers. — Seine frühere Beschäftigung. — Erste Veranlassung zu seinen Reisen in das Indianer-Land. — Gesandtschaft der Indianer in Philadelphia. — Erster Ausflug in den fernen Westen im Jahre 1832. — Absicht, eine National-Gallerie zu gründen. — Zahl der besuchten Stämme, der Gemälde und der übrigen gesammelten Gegenstände. — Wahrscheinliche Vertilgung der Indianer. — Frühere und jetzige Zahl derselben. — Die richtige Weise, sich ihnen zu nähern und ihren Charakter zu würdigen.

Da die folgenden Blätter auf das dringende Verlangen einiger Freünde schnell nach einer Reihe von Briefen und Bemerkungen bearbeitet wurden, die ich während eines mehrjährigen Aufenthalts und Umherwanderns unter einigen der wildesten und entferntesten Indianer-Stämmen schrieb, so habe ich es für das Beste gehalten, mein Buch gleich mit dieser Seite zu beginnen, ohne alle weitere Vorrede und Zueignung, als die, welche ich hiermit an Alle richte, die sich die Mühe geben, es zu lesen.

Sollte es einer Entschuldigung bedürfen, daß ich so ohne alle Umstände beginne, so mögen meine Leser wissen, daß ich bei diesem ersten Bande weder Raum noch Zeit übrig habe, um mich und mein Buch in die Welt einzuführen.

Nachdem ich so ohne Weiteres begonnen habe, will ich die Sünde auf mich nehmen, dieses Kapitel als das erste an die Spitze der oben erwähnten Reihe von Briefen zu stellen, obgleich dasselbe mehrere Jahre später geschrieben wurde; ich bin dadurch in den Stand gesetzt, mich bei meinen Lesern (die bis jetzt noch wenig oder nichts von mir wissen) mit wenigen Worten einzuführen und zugleich den in den folgenden Kapiteln beschriebenen Gebraüchen solche Erlaüterungen hinzuzufügen, welche als Schlüssel oder Commentar zu denselben dienen und die Leser auf den Inhalt vorbereiten können.

Bei der großen Menge von Büchern, welche in dieser aufgeklärten Zeit die Welt überschwemmen, halte ich es für meine Pflicht, so bald als möglich um Verzeihung dafür zu bitten, daß ich überhaupt ein Buch geschrieben, und sodann (falls etwa meine Leser ein solches Gefallen an meinen Erzählungen finden sollten, daß sie mir die Kürze meines Werkes zum Vorwurf machen) es mir zu nicht geringem Verdienste anrechnen, daß ich ihre Zeit und ihre Geduld nicht länger gemißbraucht habe.

Indem ich es also meinen Lesern überlasse, selbst aufzufinden, was in dem Buche enthalten ist, ohne ihnen irgend etwas zu versprechen, beginne ich von mir selbst zu berichten, daß ich vor einigen dreißig Jahren in Wyöming in

Nord-Amerika geboren bin und zwar von Aeltern, welche bald nach der Beendigung des Revolutions-Krieges und nach dem unseligen Ereignisse der „Indianer-Ermordung" in jenes schöne und berühmte Thal kamen.

Meine Jugend wurde einiger Maßen unnütz vertändelt, indem ich statt der Bücher lieber die Flinte und die Angel in die Hand nahm.

Auf das dringende Verlangen meines Vaters, eines prakticirenden Advokaten, gab ich diese Lieblings-Unterhaltungen, so wie die gelegentliche Beschäftigung mit dem Pinsel, welche ich bereits sehr lieb gewonnen hatte, auf, und begann unter der Leitung von Reeve und Gould die Rechte zu studiren. Ich besuchte die Vorlesungen dieser gelehrten Advokaten zwei Jahre lang, wurde zur Advokatur zugelassen und praktizirte in meiner Heimath als eine Art von Nimrods-Advokat zwei oder drei Jahre lang, worauf ich vorsichtig meine juristische Bibliothek und Alles, bis auf meine Flinte und Angelruthe, verkaufte, für den Erlös mir Pinsel und Farben anschaffte und in Philadelphia ohne Lehrer oder Rathgeber die Malerei begann.

Ich übte meine Hand mehrere Jahre in dieser Kunst, und während ich beständig den Wunsch hegte, in einem Zweige dieser Kunst etwas zu leisten und diesem mit Enthusiasmus mein ganzes Leben zu widmen, erschien plötzlich in Philadelphia eine Gesandtschaft von zehn bis fünfzehn Indianern von edlem und würdevollem Aeußeren aus den Wildnissen des „Fernen Westen", geschmückt und gerüstet in ihrer ganzen klassischen Schönheit — mit Schild und Helm — Tunica und Mantel — bemalt und geschmückt — kurz, wie geschaffen für die Palette eines Malers.

Schweigend und mit stoischer Würde stolzirten diese Herren der Wälder, in ihre bemalten Mäntel gehüllt, die Stirn mit den Federn des Kriegsadlers geschmückt, in der Stadt umher und erregten die Bewunderung Aller, welche sie sahen. Als sie endlich nach Washington abgingen, hing ich lange Zeit mit tiefem Bedauern meinen Gedanken nach, bis ich endlich zu folgenden Schlüssen kam.

Schwarze und blaue Kleider und Civilisation dienen nicht nur dazu, die Grazie und Schönheit der Natur zu verhüllen, sondern auch sie zu vernichten. Der Mensch in der Einfachheit und Erhabenheit seiner Natur, unbeschränkt und ungehemmt durch die Vermummungen der Kunst, ist gewiß das schönste Modell für den Maler — und das Land, welches diese Modelle gewährt, ist unstreitig das beste Studium oder die beste Schule der Künste in der Welt; ein solches ist, nach den Modellen, die ich gesehen habe, jedenfalls die Wildniß von Nord-Amerika. Und die Geschichte und die Gebraüche eines solchen Volkes durch malerische Darstellungen aufzubewahren, sind Aufgaben, werth, daß ein Mann seine Lebenszeit darauf verwendet, und nichts als der Verlust meines Lebens soll mich verhindern, ihr Land zu besuchen und ihr Geschichtschreiber zu werden.

Es lag etwas ungemein Angenehmes in diesem Entschlusse, der mich mitten unter solche lebende Modelle für meinen Pinsel versetzen und die oben genannten Lieblings-Gegenstände, welche in der Stadt so lange schon dem Rost und dem Verderben preisgegeben waren, ohne die mindeste Aussicht,

wieder zu meinem Vergnügen beizutragen, zu meinem Unterhalt und zu meinem Schutz wieder in meine Hände bringen sollte.

Mein Entschluß stand fest — ich theilte meine Absicht Verwandten und Freünden mit, ohne jedoch bei einem einzigen Beifall zu finden. Ich versuchte ehrlich und redlich alles Mögliche, aber es war vergeblich, Diejenigen zu überzeügen, deren Aengstlichkeit alle nur denkbare Schwierigkeiten und Gefahren aufsuchte, ohne im Stande zu sein, die Größe und Wichtigkeit meiner Absichten zu begreifen oder zu würdigen; ich riß mich daher von Allen los — von meiner Frau und meinen bejahrten Eltern — und war mein eigener Rathgeber und Beschützer.

Indem meine Absichten auf diese Weise feststanden, begann ich, bewaffnet und gerüstet, im Jahre 1832 meine Wanderungen, und drang in die weiten und pfadlosen Wildnisse, welche gewöhnlich der große „Ferne Westen" des nordamerikanischen Continents genannt werden, mit leichtem Herzen und mit der enthusiastischen Hoffnung und dem festen Vertrauen, daß ich alle Zufälle und Entbehrungen überwinden würde, die mit einem Leben verbunden sein müssen, welches der schriftlichen und geographischen Darstellung der Sitten, Gebraüche und des Charakters eines interessanten und mit schnellen Schritten von der Erde verschwindenden Menschenschlages gewidmet ist; und indem ich einer dahinsterbenden Nation, welche keine eigenen Geschichtschreiber und Biographen hat, um getreü ihre Personen und ihre Geschichte zu schildern, die Hand reiche, werde ich das, was zum Besten der Nachwelt aufbewahrt werden kann, einer schnellen Vergessenheit entreißen, und als ein treües und gerechtes Denkmal der Erinnerung an einen großen und edlen Menschenschlag verewigen.

Mit diesen Beschäftigungen habe ich bereits acht Jahre verbracht, meistentheils mich in dem Indianerlande unter den Rothen Männern aufgehalten, und mich bei ihren Spielen und Vergnügungen so viel als möglich mit ihnen identificirt, um mit ihrem Aberglauben und ihren geheimen Gebraüchen, welche den Schlüssel zu dem Leben und dem Charakter des Indianers bilden, besser bekannt zu werden.

In dem so eben erwähnten Abschnitte meines Lebens und während ich an den Spielen und Zeitvertreiben der Indianer Theil nahm, habe ich die folgenden Blätter geschrieben und darin nur die merkwürdigen Scenen und Ereignisse abgehandelt, die vor meinen Augen Statt fanden, dagegen ihre frühere Geschichte, viele ihrer Traditionen, ihre Sprache u. s. w. für ein späteres und umfassenderes Werk bestimmt, zu dem ich die Materialien gesammelt habe und das ich vielleicht noch herausgebe.

Ich begann mein mühsames und gefahrvolles Unternehmen mit dem Vorsatze, nach und nach jeden Indianerstamm auf dem Continent von Nordamerika zu besuchen und von den angesehensten Personen, sowohl Männern als Frauen eines jeden Stammes ähnliche Bildnisse, Ansichten ihrer Dörfer, Spiele u. s. w., sowie ausführliche Nachrichten über ihren Charakter und ihre Geschichte mit nach Hause zu bringen. Ich wollte mir auch ihre Trachten und eine voll-



ständige Sammlung der von ihnen verfertigten Kunstgegenstände und Waffen verschaffen und dies Alles in einer einzigen Gallerie aufstellen zum Besten und zur Belehrung künftiger Geschlechter.

Alles Verdrießliche, was eine ernste Idee dieser Art etwa haben mag, nehme ich für mich in Anspruch, da ich unstreitig der erste Künstler war, welcher auszog, um seine Leinwand bis zu dem Felsengebirge (Rocky Mountains) zu tragen, und ein bedeütender Theil der folgenden Blätter wurde bereits in den Jahren 1832 und 1833 in den New-Yorker Zeitungen veröffentlicht, also lange zuvor, ehe Washington, Irving u. A., deren interessante Erzählungen der Welt vorliegen, ihre Reisen unternahmen.

Ich habe noch keineswegs alle Stämme besucht; aber ich habe einen sehr großen Weg und mit weit vollständigerm Erfolge zurückgelegt, als ich erwartete.

Ich habe 48 verschiedene Stämme besucht, die größtentheils verschiedene Sprachen redeten und zusammen 400,000 Seelen zählten. Ich habe 310 Bildnisse in Oel mitgebracht, die sämmtlich in ihrer Nationaltracht und in ihren eigenen Wigwams gemalt wurden; ferner 200 Oelgemälde, welche Ansichten von ihren Dörfern, ihren Wigwams, ihren Spielen und religiösen Gebräuchen, ihren Tänzen, ihren Ballspielen, ihren Büffeljagden und andern Belustigungen (die zusammen über 3000 ganze Figuren enthalten), sowie Landschaften ihres Gebiets darstellen und außerdem eine sehr große und merkwürdige Sammlung von Trachten und andern von ihnen verfertigten Gegenständen, von der Größe eines Wigwam bis zu der einer Feder oder einer Rassel.

Einige der interessantesten dieser Gemälde habe ich, im verkleinerten Maßstabe gezeichnet, diesem Buche beigefügt; und wer von meinen Lesern Gelegenheit haben sollte, das unter dem Namen: Catlin's nordamerikanische Indianer-Gallerie bekannte Museum zu besuchen, der wird sowol die meisten der in diesem Werke beschriebenen Scenen und Gebraüche, als auch manche andere, sowie alle Waffen (und jeden Satschem und jeden Sagamore, welchen sie getragen) nach dem Inhalt der Erzählungen sorgfältig und genau gezeichnet, und an den Wänden aufgehängt finden.

Dies ist Alles, was ich für jetzt über mich und mein Werk zu sagen wünsche.

Über die Indianer habe ich weit mehr zu sagen, werde es aber weiter nicht zu entschuldigen suchen, daß ich die Aufmerksamkeit meines Lesers für die nachfolgende Schilderung ihres Charakters und ihrer Gebraüche in Anspruch nehme.

Die Indianer (wie ich sie nennen werde), die Wilden, oder die rothen Männer der Wälder und Prairieen Nordamerika's sind gegenwärtig von besonderem Interesse, durch ihre relative Stellung zu den civilisirten Völkern und durch ihren großen Abstand von denselben. Wir sehen hier ein zahlreiches Volk, dessen Ursprung in undurchdringliches Dunkel gehüllt, dessen frühere Geschichte unbekannt ist, dessen nationale Existenz sich ihrem Ende naht, von

dessen Gebiete in dem kurzen Zeitraum von 250 Jahren drei Viertel in den Besitz der weißen Männer gekommen sind, von dem zwölf Millionen dem Branntwein, den Blattern und dem Bajonett zum Opfer gefallen sind, und von dem nur noch ein kleiner Theil übrig ist, um noch eine kurze Zeit zu leben, in der gewissen Voraussicht, bald demselben Schicksal anheimzufallen.

Der Schriftsteller, welcher es unternehmen wollte, die Geschichte eines solchen Volkes mit allem Unglück und Mißgeschick, von dem es betroffen worden, zu schreiben, müßte nothwendig mehr Raum haben, als mir in dieser kurzen Übersicht zu Gebote steht; auch er müßte, ebenso wie ich, mit den Lebenden beginnen, oder er liefe Gefahr, sich bei der Einleitung seines Werkes so lange aufzuhalten, bis die gegenwärtig noch lebenden Reste dieses Menschenschlages verschwunden sind, und ihre Existenz und ihre Gebraüche, gleich denen vergangener Zeiten, von Denjenigen, für die sein Buch bestimmt wäre, in Zweifel gezogen würden. Ein solcher Schriftsteller muß auch, um gerecht zu sein, mancherlei Theorien und Meinungen berichtigen, die, sei es aus Unwissenheit oder aus bösem Willen, unvertilgbar in der Welt verbreitet worden sind; er muß ferner Vieles sammeln und ordnen, was nur unvollkommen berichtet oder zu Gunsten eines Volkes geschrieben ist, welches nicht die Mittel hat, dergleichen aufzuzeichnen, sondern dies der Redlichkeit und Genauigkeit seiner Feinde zu überlassen gezwungen ist.

Eine solche Geschichte müßte auch eine genaue Darstellung der den rothen Männern widerfahrenen Behandlung, sowie der Ursachen enthalten, welche ihren schnellen Verfall herbeigeführt haben; ferner eine klare und systematische Prophezeihung in Bezug auf die Zeit und die Art ihrer endlichen Vertilgung, gegründet auf die Ursachen und das Verhältniß ihrer früheren und jetzigen Verminderung.

Mag mir nun eine so herkulische Arbeit künftig zufallen oder nicht, ich sende jetzt dieses Buch, welches die Thaten und die Gebraüche der Lebenden enthält, in die Welt hinaus, wenigstens als eine ungekünstelte Einleitung in den Charakter derselben, und ich hoffe zuversichtlich, daß sowol diejenigen Leser, welche sich unterrichten und die historischen Fakta kennen lernen wollen, als auch diejenigen, welche blos der Unterhaltung wegen lesen, befriedigt sein werden.

Jedermann weiß, daß die Indianer Nordamerikas kupferfarbig, daß ihre Augen und Haare schwarz, daß sie höchst unkultivirt und nicht getauft, daß sie aber nichts desto weniger doch menschliche Wesen sind, mit Gesichtszügen, Gedanken, Vernunft, Gefühlen wie wir; aber Wenige wissen, wie sie leben, wie sie sich kleiden, wie sie beten, welcher Art ihre Handlungen, ihre Gebraüche, ihre Religion, ihre Vergnügungen u. s. w. sind, wie sie dieselben in den unkultivirten Gegenden ihres noch unbetretenen Landes ausüben. Dies Alles klar und bestimmt zu schildern, ist der Hauptzweck dieses Werkes.

Es würde unmöglich sein, in einem Buche beschränkten Umfanges alle Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes zu beschreiben; was indeß darüber erzählt worden ist, habe ich selbst an Ort und Stelle, so wie es vor meinen Augen

vorging, geschildert, und wenn einige meiner Erzählungen etwas zu stark gefärbt erscheinen sollten, so hoffe ich, man wird auch mir diejenige Nachsicht angedeihen lassen, welche man herkömmlicher Weise allen Künstlern gewährt, deren Hauptfehler bei ihren Gemälden mehr in der Lebhaftigkeit der Farben, als in der Zeichnung bestehen. Ich glaube jedoch, daß sich sonst nichts darin finden wird, weshalb ich um Nachsicht zu bitten hätte, selbst wenn einige derselben die Leichtglaübigkeit stutzig machen und mir den Tadel derjenigen Kritiker zuziehen sollten, die, während sie, zu Hause an ihrem Pulte sitzend, sich des Weines und eines guten Cigarro's erfreüen, die einfachen Erzählungen eines ehrlichen Reisenden (der sein Leben abkürzt, indem er für die Welt einsammelt) vornehmen und ihn und sein Werk der Vergessenheit, sein Weib und seine Kinder zur Armuth und zum Hungertode verdammen, blos weil er Scenen beschreibt, die sie nicht gesehen haben, und daher nicht glauben.

Die Indianer Nordamerika's, welche bis auf weniger als zwei Millionen zusammengeschmolzen sind, waren einst die unbestrittenen Besitzer des Bodens, auf dem der Große Geist sie erschaffen, ein glückliches, blühendes Volk, das sich aller ihm bekannten Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens erfreüte und täglich Dankgebete zu dem Großen Geiste für seine Güte und seinen Schutz emporsandte. Sie zählten damals 16 Millionen. Da kamen vor wenigen Jahrhunderten die weißen Männer in ihr Land, und 30 Millionen derselben mühen sich jetzt ab für die Güter und Genüsse des Lebens, über den Gebeinen und der Asche von 12 Millionen rother Männer, von denen sechs Millionen durch die Blattern, und die übrigen durch das Schwert, das Bajonet und den Branntwein dahingerafft worden sind. Alle diese Mittel des Todes und der Vernichtung wurden von den weißen Männern eingeführt, deren Vorfahren der arme Indianer freündlich aufnahm und „mit Aehren von grünem Korn und Pemmikan" bewirthete. Von den noch vorhandenen zwei Millionen sind 1,400,000 bereits lebend der Habgier des weißen Mannes als Opfer verfallen, entartet und entmuthigt durch den Genuß des Branntweins und die denselben begleitenden Laster. Die Übrigen, welche die Drohungen oder die Schmeicheleien des weißen Mannes und seine Reizmittel noch nicht verführt haben, leben in ihren wilden Schlupfwinkeln noch nach ihrer alten Weise.

Mit diesen habe ich größtentheils meine Zeit verlebt und ihren Gebraüchen sind die folgenden Blätter hauptsächlich gewidmet. Ihre Gewohnheiten, wie wir sie bei ihnen beobachten können, sind allein die einheimischen und diese sind es, welche ich für künftige Zeiten aufzubewahren wünschte.

Von den Todten und den Sterbenden, von denen, die den Tod erlitten und von denen, die ihm entgegengehen, werde ich ausführlicher am Schlusse dieses Buches sprechen, oder später, wenn ich Muße dazu finde, und von diesen Dingen sprechen kann, ohne der Welt oder irgend Jemand in ihr Anstoß zu geben.

Das auf den folgenden Blättern entworfene Bild, welches ich der freien und lebendigen Wirklichkeit des Lebens und nicht der unsicheren Erinnerung

oder der Häßlichkeit und Entstellung, der Krankheit und des Todes entnommen habe, übergebe ich der Welt sowol zur Unterhaltung als zur Belehrung, und ich hoffe, sie wird es mir verzeihen, wenn sie etwa der Meinung sein sollte, daß ich den Charakter der Indianer überschätzt, oder daß ich zu sehr in das Einzelne der indianischen Mysterien und Albernheiten eingegangen sei.

Um mich recht zu verstehen und aus diesen Briefen den Nutzen zu ziehen, den sie beabsichtigen, muß daher der Leser sich mit mir weit von der civilisirten Welt entfernen; er muß die Stadt Neü-York verlassen, das Alleghanygebirge übersteigen und mir weit jenseit des mächtigen Missouri und selbst bis an den Fuß und auf die Gipfel des Felsen-Gebirgs, eine Strecke von einigen tausend englischen Meilen, folgen; er muß Alles, was er in den Büchern über indianische Grausamkeit, über muthwillige Metzeleien und Mordthaten gelesen, vergessen, und die seit der Kindheit gegen diesen unglücklichen Menschenschlag eingesogenen Vorurtheile ablegen. Er muß bedenken, daß, wenn er die Wilden Nordamerikas gesehen, ohne eine solche Reise gemacht zu haben, er seine Schlüsse nur auf diejenigen gründen konnte, die an der Grenze leben, deren Gewohnheiten verändert, deren Stolz gebrochen, deren Land geplündert, deren Weiber und Kinder schändlich gemißbraucht, deren Besitzthum ihnen entrissen, deren Körper durch den übermäßigen Genuß des Branntweins entnervt worden, deren Freünde und Verwandte frühzeitig ins Grab gesunken, deren angeborener Stolz und Würde endlich den, durch die Civilisation ihnen eingeimpften Lastern gewichen, und, im Stillen durch das tiefe Gefühl der Beleidigung und des Unrechts genährt, zu grausamer Rache bereit sind. — Er muß bedenken, daß, wenn er seine angebliche genaue Kenntniß dieses Volkes nur aus Büchern und Zeitungen geschöpft hat, er doch wenigstens sein Urtheil über den Charakter eines Volkes zurückhalten sollte, das unter der Hand seiner Feinde stirbt, ohne die Mittel zu besitzen, seine eigene Geschichte zu schreiben — das in seiner Nacktheit mit seinen einfachen Waffen gegen Flinten und Pulver, gegen Brantwein und Stahl und Krankheit und gepanzerte Krieger kämpft, welche es fortwährend mit Füßen treten, und endlich auf demselben Boden, den sie dem armen Wilden entrissen, frohlockend die Geschichte seiner Grausamkeit und Barbarei verkündigen, während unter den Furchen, die ihr Pflug zieht, friedlich seine Gebeine ruhen.

Die Ungleichheit zwischen dem wilden und dem civilisirten Menschen ist in jeder Beziehung, sowol hinsichtlich der Waffen und der Vertheidigungsmittel, als des Unternehmungsgeistes, der Fertigkeiten und der Erziehung so groß, daß der Erstere fast immer, im Kriege wie im Frieden, und selbst dann noch der Unterliegende ist, wenn seine Pfeife und sein Tomahawk ihm bereits in das Grab gefolgt sind und sein Charakter der Geschichte anheimgefallen ist und erwartet, daß seine Feinde, denen er dies hat überlassen müssen, seinem Andenken werden Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Einige Schriftsteller, ich bedaure es sagen zu müssen, haben den Charakter des nordamerikanischen Indianers als im höchsten Grade düster, halsstarrig, grausam und blutgierig geschildert, und stellen denselben kaum über das Thier,

während Andere, und unter diesen ich selbst, den rothen Männern einen hohen Rang anweisen und sie als höchst intelligente Wesen darstellen; noch Andere endlich, sowol Freünde als Feinde der rothen Männer, von ihnen als einer „Anomalie der Natur" sprechen.

Ich habe weder Zeit noch Neigung, hier einer so unverantwortlichen Behauptung zu widersprechen, und begnüge mich mit der Überzeugung, daß jener Ausdruck weit mehr auf denjenigen Theil der Menschen passen würde, der sich am weitesten von der Natur entfernt hat, als auf Diejenigen, welche sich in der Sphäre, für die der Große Geist sie bestimmte, einfach bewegen und sie ausfüllen.

Nach dem, was ich von diesem Volke gesehen habe, fühle ich mich ermächtigt, zu sagen, daß ich in ihrem Charakter durchaus nichts Auffallendes oder Unerklärliches gefunden habe, derselbe ist vielmehr sehr leicht zu begreifen, wenn man nur die rechten Mittel anwendet, sich mit ihm bekannt zu machen; er hat allerdings auch seine Flecken, allein auch wiederum Vieles, was den Beifall und die Bewunderung der civilisirten Welt verdient. Und wer diese Blätter mit Aufmerksamkeit liest, wird, wie ich hoffe, mir darin beistimmen, daß der nordamerikanische Indianer in seinem Naturzustande bieder, gastfrei, redlich, unerschrocken, kriegerisch, grausam, rachsüchtig, halsstarrig — aber dennoch ein ehrenwerthes, denkendes und religiöses Wesen ist.

Ist dies der Fall, so denke ich, es ist genug, um ihn der Welt zur redlichen Prüfung zu empfehlen und es wird wol in dieser aufgeklärten Zeit in allen civilisirten Ländern noch Mitleid genug vorhanden sein, um einem untergehenden Geschlechte die helfende Hand zu reichen, vorausgesetzt, daß Vorurtheil und Furcht, welche bisher den civilisirten Menschen beständig von dem wilden entfernt gehalten, abgelegt werden können.

Ich habe durch eine lange Bekanntschaft mit diesem Volke die feste Überzeugung gewonnen, daß dieser Unwissenheit der Weißen in Bezug auf den wahren Charakter und die Neigungen der Indianer hauptsächlich alles Mißgeschick, welches die Letzteren betroffen hat, zuzuschreiben ist; man hielt sich stets voll Mißtrauen von ihnen entfernt und betrachtete sie als Feinde, gegen die man nur ein System beständigen Krieges und Betruges in Anwendung bringen könne.

Es ist indeß nicht schwierig, sich dem Indianer in seinem wilden Naturzustande zu nähern und bekannt mit ihm zu werden, wenn man nur die oben erwähnten Vorurtheile und Besorgniß ablegen kann und sich die Mühe nimmt, wie ich es gethan habe, ihn in seinem einfachen Naturzustande aufzusuchen, wie er unter seinem bescheidenen Dache, umgeben von Weib und Kind, seine Pfeife raucht, während seine treüen Hunde und Pferde außerhalb seines Zeltes lagern. — So kann Jedermann ihn sehen und seine Freündschaftspfeife mit ihm rauchen, die unveränderlich mit einem herzlichen Willkommen dem Fremden dargereicht und ihm zugleich im nächsten Augenblicke zur Stillung des Hungers das Beste, was der Wigwam bietet, vorgesetzt wird.

Aber die meisten Menschen werden ihn höchst wahrscheinlich nicht so

sehen, denn er ist zu weit entfernt, und nur Denen erreichbar, welche Golddurst und Habgier in jene fernen Regionen lockt und die durch Scham abgehalten werden, der Welt die Tugenden mitzutheilen, die sie zu Boden geworfen und mit Füßen getreten haben.

Selbst den Gebrauch des Wortes „Wilder" in seinem gewöhnlichen Sinne bin ich geneigt, als einen Mißbrauch des Wortes und als eine Schmach für das Volk, auf das es angewendet wird, zu betrachten. Das Wort bedeütet doch eigentlich nichts als wild oder wilder Mensch, und ein wilder Mensch kann von seinem Schöpfer mit allen menschlichen und edlen Eigenschaften ausgerüstet sein, die in dem Herzen eines gesitteten Menschen wohnen. Unsere Furcht und Besorgnisse vor diesem Volke hat daher diesem Worte eine neüe Bedeütung gegeben und fast die ganze civilisirte Welt bezeichnet mit dem Worte Wilder den wüthendsten, grausamsten und blutgierigsten Charakter, den man sich nur denken kann.

Der greüliche Bär (Ursus ferox — Grizzly Bear) wird wild genannt, weil er blutdürstig, raubgierierig und grausam ist, und ebenso der Tiger, und beide sind, gleich dem armen rothen Menschen, gefürchtet worden, weil man sich theils aus Unwissenheit und Vorurtheil von ihnen fern hielt, theils, wenn man in Berührung mit ihnen kam, sie nicht zu behandeln verstand, bis van Amburgh der Welt zeigte, daß es selbst bei diesen wilden und unvernünftigen Thieren nur der Freündschaft und des engen Anschließens von Seiten ihres Herrn bedarf, um Gehorsam und Liebe bei ihnen zu finden.

Auf den folgenden Blättern wird man viele auffallende Beispiele von der Gastfreündschaft, Rechtlichkeit und dem Ehrgefühl dieses unwissenden und unaufgeklärten Volkes, und als Gegenstück dazu viele Beweise von den finsteren, grausamen und widrigen, durch den heilsamen Einfluß der Gesetze und des Christenthums nicht gezügelten Leidenschaften finden.

Ich habe während sieben oder acht Jahren nach und nach an 3—400,000 dieses Volks unter den allerverschiedensten Umständen besucht und nach den vielfachsten und durchaus freiwilligen Handlungen ihrer Gastlichkeit und Freündlichkeit fühle ich mich verpflichtet zu sagen, daß sie von Natur ein friedsames und gastliches Volk sind. Ich war stets in ihrem Lande willkommen, und wurde mit dem Besten bewirthet, was sie hatten, ohne jemals etwas dafür zu entrichten; sie haben mich oft mit Gefahr ihres Lebens durch das Land ihrer Feinde geleitet, und mich bei dem Transportiren meines schweren Gepäckes über Gebirge und Flüsse unterstützt, und unter allen diesen Umständen, während ich ihnen doch gänzlich preis gegeben war, hat niemals ein Indianer mich verrathen, mich gemißhandelt oder mir nur das Geringste von meinem Eigenthum entwendet.

Dies spricht sehr (und ist, wenn der Leser mir glauben will, auch ein Beweis) für die Tugenden dieses Volkes, wenn man sich erinnert (und dies sollte man thun), daß es in ihrem Lande keine Gesetze gegen den Diebstahl gibt, daß Schlösser und Riegel ihnen unbekannt sind — daß die Gebote nie bei ihnen verkündigt wurden und daß den Dieb keine andere menschliche Strafe

treffen kann, als die Verachtung, welche in den Augen seines Volkes seinem Charakter als ein Flecken anhängt.

Und so sonderbar es auch klingen mag, ich habe oft in diesen kleinen Gemeinden, trotz dem Mangel aller Rechtssysteme, dennoch Ruhe und Frieden und eine Glückseligkeit in einem Grade herrschen sehen, daß Könige und Kaiser sie darum beneiden könnten. Ich habe gesehen, daß Recht und Tugend beschützt, Unrecht bestraft wurde; ich habe eheliche, kindliche und älterliche Zärtlichkeit in der natürlichen Einfachheit und Genügsamkeit gesehen. Ich habe eine innige und dauernde Zuneigung zu einigen dieser Männer gefaßt, die ich nicht zu vergessen wünsche — deren Herzen ich nahe stand, und die bei unserer endlichen Trennung mich in ihre Arme schlossen und mich und meine Angelegenheiten dem Großen Geiste empfahlen.

Aus den obigen Gründen wird der Leser es mir verzeihen, wenn ich so lange und so nachdrücklich bei der Gerechtigkeit der Ansprüche dieses Volkes verweilte, und mit blutendem Herzen gelegentlich mein Bedauern aussprach über das Schicksal, welches die Ueberreste dieses unglücklichen Geschlechts erwartet, das von den Felsen und Thieren seines Heimathlandes lange überlebt werden wird; — angegriffen von seinem Mitmenschen, dessen Habgier, wie zu befürchten steht, dem irdischen Elende des Indianers erst dann ein Ziel setzen wird, wenn derselbe im Grabe liegt.

Ich kann nicht umhin hier noch einmal zu wiederholen, daß die Stämme der rothen Männer Nordamerika's, als eine Nation menschlicher Wesen, ihrem Untergange nahe sind; daß, um ihr eigenes, sehr schönes Bild zu gebrauchen, „sie schnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter eilen;" und daß der Reisende, welcher dies Volk in seiner ursprünglichen Einfachheit und Schönheit sehen will, sich bald nach den Prairien und dem Felsen-Gebirge begeben muß, weil er sie sonst nur so sehen wird, wie man sie jetzt an den Gränzen sieht, wie einen Korb voll todten Wildes, — abgemattet, gejagt, blutend und todt, ihrer Federn und Farben beraubt; und unter denen man sich, um ihren wahren National-Charakter zu schätzen, vergeblich nach irgend einem anderen Moralsystem oder Maßstabe umsieht, als der ist, wonach man ihn nur zu oft als aus Grausamkeit und Barbarei zusammengesetzt geschildert hat.

Zweites Kapitel.

Mündung des Gelben Steinflusses (Yellow Stone River). — Entfernung von St. Louis. — Schwierige Schifffahrt auf dem Missouri. — Herr Chouteau und der Major Sandford. — Fort der Pelz-Compagnie. — Indianische Epikuräer. — Neüe und wahre Schule für die Künste. — Schöne Modelle.

Ich erreichte das Fort an der Mündung des Gelben Steinflusses am Bord des Dampfbootes „Yellow Stone" nach einer dreimonatlichen Reise von St. Louis, welches über 400 deütsche Meilen von hier entfernt ist. Der größere Theil dieser Strecken ist nie zuvor von Dampfbooten befahren worden bis die fast unübersteiglichen Hindernisse, welche sich fortwährend dem Reisenden auf diesem trüben Strom entgegenstellen, durch den unermüdeten Eifer des Herrn Chouteau allmälig überwunden wurden. Der Major Sandford, Regierungs-Agent für die Missouri-Indianer, befand sich auch auf dem Dampfboote.

Die amerikanische Pelz-Compagnie hat hier zum Schutz gegen die Wilden ein sehr starkes Fort errichtet, welches 300 Fuß im Quadrat und mit Kanonen besetzte Bastionen hat. Unsere Annäherung an das Fort, unter dem eine halbe Stunde lang währenden Donner der Kanonen und dem gellenden Geschrei der an den Ufern versammelten halb erschrockenen Indianer, bot einen auffallenden und malerischen Anblick dar. Eine an Ereignissen so reiche Reise, die so viel neüe, malerische und romantische Scenen darbot, während das Dampfschiff an den Dörfern der „erstaunten Wilden" vorüberfuhr und sie mit dem Ausströmen des Dampfes und dem Donner des Geschützes grüßte, würde Stoff zu vielen Kapiteln liefern, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, zuweilen einige der Scenen, deren Zeüge ich war und noch bin, sowie die Gefühle zu schildern, welche sich des Fremden bemächtigen, der durch dies interessante und luxuriöse Land reist, — denn Beides ist es, ein wahres Land der Epikuräer. Wir wurden von den Wilden zu Festessen von Hundefleisch, als der ehrenvollsten Speise, welche dem Fremden vorgesetzt werden kann, eingeladen, und mit den köstlichern Biberschwänzen und Büffelzungen bewirthet.

In dieser, fast 800 deutsche Meilen von meinem Geburtsorte entfernten Gegend, wohin mich allein der Enthusiasmus für meine Kunst gebracht hat, bieten mir sowol die Landschaften als die Menschen die schönsten Modelle für meinen Pinsel dar, und ich betrachte diese Wildniß als die wahre Schule für die Kunst, und seitdem ich mitten unter Tausenden dieser Ritter des Waldes lebe, bin ich überzeügt, daß sie bei ihrem kraftvollen Gliederbau dreist mit jenen Modellen wetteifern können, welche die griechischen Bildhauer in den Stand setzten, ihren Marmor-Bildsaülen eine so unnachahmliche Schönheit und Anmuth zu geben.

Keine Einbildungskraft, sei sie auch von den lebendigsten Beschreibungen unterstützt, vermag jemals sich ein Bild zu schaffen von der Schönheit und Wildheit der

Scenen, die man in diesem romantischen Lande täglich erblickt. So z. B. wenn Hunderte von anmuthigen jungen Leüten, mit dem vollen Ausdruck des Vergnügens auf dem Antlitz, während ihr langes schwarzes Haar, im Winde flatternd, sich mit dem Schweife des Pferdes vermischt, über die grüne Flur hinfliegen, um mit Spieß und Pfeil in eine Heerde wüthender Büffel Tod und Verderben zu bringen; oder wenn sie bei dem glänzenden Kriegs-Gepränge, geschmückt mit den prächtigsten Farben und Verzierungen, sich mit ihrer männlichen Schönheit, mit dem größten Anstande und mit jenem kecken Trotze von Menschen bewegen, die Niemanden auf Erden über sich erkennen und keinen Gesetzen verantwortlich sind als den Gesetzen Gottes und der Ehre.

Außer der Kenntniß der menschlichen Natur und meiner Kunst habe ich bei diesem mühevollen und kostspieligen Unternehmen noch einen andern Zweck, der, wenn er auch mir nicht von gleichem Nutzen sein sollte, doch für die Nachwelt nicht ohne Interesse und Werth sein wird. Ich habe seit vielen Jahren gesehen, daß das edle Geschlecht der rothen Männer, welche in den pfadlosen Wäldern und den gränzenlosen Wiesenfluren zerstreüt sind, bei der Annäherung der Civilisation zusammenschmilzt. Ihre Rechte werden angetastet, ihre Moralität wird untergraben, ihr Gebiet ihnen entrissen, ihre Gebräuche werden verändert und gehen verloren, bis sie endlich ins Grab sinken und die Pflugschar den Rasen über ihren Gräbern umwendet, und ich bin herbeigeeilt — nicht um ihr Leben oder ihr Geschlecht zu retten (denn sie sind „verurtheilt" und müssen sterben), sondern um ihr Aussehen und ihre Trachten zu retten, auf welche die erobernde Gesittung all ihr Gift spritzen und sie zu Boden werfen und zu Boden treten mag, die aber dennoch gleich einem Phönix sich „von der Palette eines Malers" wieder erheben und auf der Leinwand Jahrhunderte lang als Denkmäler eines edlen Geschlechts fortleben werden. Zu diesem Zweck beschloß ich, jeden Indianerstamm auf dem Continent zu besuchen, wenn ich am Leben bliebe, um in jedem Stamme Bildnisse ausgezeichneter Indianer beiderlei Geschlechts in ihrer Nationaltracht, und zugleich ihre Dörfer, haüslichen Sitten, Spiele, Mysterien, religiösen Gebräuche u. s. w. zu malen und Anekdoten, Überlieferungen und geschichtliche Daten der einzelnen Nationen zu sammeln.

Das Resultat meiner Arbeiten wird ohne Zweifel für künftige Zeiten von Interesse sein, denen außerdem nichts übrig bleibt, wonach sie diesen ursprünglichen einfachen Menschenschlag beurtheilen könnten, weil ihm in wenigen Jahren das Fortschreiten der Civilisation und der Tod alle seine nationalen Gebraüche und seinen nationalen Charakter geraubt haben wird.

Drittes Kapitel.

Charakter des Missouri-Stroms. — Schöne Prairie-Ufer. — Malerische Thonhügel. — Erstes Erscheinen eines Dampfbootes auf dem Yellow Stone-Flusse und sonderbare Vermuthungen der Indianer über dasselbe. — Niederlassung der Pelz-Compagnie am Yellow Stone. — M'Kenzie, seine Tafel und seine Höflichkeit. — Indianer-Stämme in der Nachbarschaft.

Bevor ich zu den Vergnügungen und Gebraüchen dieses schönen Landes übergehe (die bis jetzt dem größten Theile der Welt noch unbekannt sind), will ich über meine beschwerliche Reise von St. Louis bis zu dem Fort an der Mündung des Yellow Stone, eine Strecke von mehr als 400 deütschen Meilen, die man zurücklegen muß, ehe man diesen wilden und lieblichen Ort erreicht, einige Worte sagen.

Der Missouri unterscheidet sich in seinem Aussehen und Charakter vielleicht von allen Flüssen der Welt; man fühlt sich beängstigt, sobald man aus dem Mississippi in sein schlammiges Wasser kommt. Von der Mündung des Yellow Stone bis zu seiner Vereinigung mit dem Mississippi durchströmt der Missouri mit seinem brausenden trüben Wasser eine Strecke von mehr als 400 deütschen Meilen, und auf dieser ganzen Entfernung ist kaum ein Ruheplatz für ein Boot. Durch das fortwährende Herabstürzen der unterwaschenen Alluvial-Ufer ist das Wasser stets trüb und undurchsichtig und hat zu allen Jahreszeiten das Ansehen von Chokolade oder Kaffee mit Milch und Zucker. Um mich von dieser Undurchsichtigkeit noch besser zu überzeügen, habe ich sowol bei dem Fort, als weiter stromabwärts mehrere Versuche angestellt, deren Resultate mich ungemein überraschten. Ich legte nämlich ein Stück Silber (und später ein Stück einer Muschel, welches noch weißer ist) in ein mit Missouri-Wasser gefülltes Glas und konnte es, wenn ich von der Seite hindurchsah, nicht durch eine Wasserschicht von ⅛ Zoll Dicke erkennen. Dies war jedoch im Frühjahre, zu welcher Zeit der Fluß hohen Wasserstand hat und daher weit trüber ist, als in den andern Jahreszeiten, obwol er immer schlammig und gelb ist und ein Fremder, wegen des brausenden und wilden Charakters und der ungewöhnlichen Farbe dieses Stromes selbst bei dem niedrigsten Stande glauben würde, es sei Hochwasser.

Bis auf mehr als 200 Meilen oberhalb St. Louis ist der Strom an den Ufern (und an manchen Stellen das ganze Bett) mit Zweigen und Baumstämmen von den größten Dimensionen angefüllt, die mit dem unterwaschenen Ufer in den Strom gestürzt sind und mit den Wurzeln am Boden festsitzen, während die Wipfel, stromabwärts gerichtet, auf dem Wasser schwimmen und dem kühnen Reisenden Furcht und Schrecken einflößen.

Fast auf jeder Insel und Sandbank liegen große Massen dieser schwimmenden Baüme und bei hohem Wasserstande ist die Oberfläche des Stromes

buchstäblich mit solchem Treibholze bedeckt, wodurch es sowol den Kiel- als den Dampfbooten unmöglich wird, den Strom hinaufzufahren.

Mit welchem Rechte man diese „Wasser-Hölle“ den „Styx-Fluß“ nennt, wage ich nicht zu entscheiden, aber nichts könnte passender oder unschuldiger sein, als diesen Strom den **River of Sticks** (Baumstammfluß) zu nennen.

Die Scene ist jedoch nicht überall so düster; die Ufer sind mit schönem grünen Rasen bedeckt und an vielen Orten treten die Wälder von stattlichen Baumwollen-Bäumen bis dicht an's Ufer heran, mit dem sie, wenn es unterwaschen ist, in den Strom stürzen und dem Ocean zugeführt werden.

Der größere Theil der Ufer dieses Stroms ist jedoch ohne Wald und das Auge verweilt gern auf den schönen Prairien, die sich meistentheils sanft gegen den Fluß hin senken, mit Rasen vom dunkelsten Grün bedeckt sind und in der Ferne allmälig in einen Sammt-Teppich von den reichsten Farben übergehen, die kein Pinsel wiederzugeben vermag. Je mehr man sich der Quelle nähert, und in der obern Hälfte seines Laufs, verschwinden die Baumstämme und Zweige, aber der Strom behält seinen heftigen und trüben Charakter.

Man hat, sehr mit Unrecht, die Scenerie dieses Flusses als einförmig und aller malerischen Schönheit entbehrend geschildert. Dies ist wahrscheinlich von Leüten geschehen, die nicht zu den besten Richtern über Naturschönheiten gehörten, oder doch nicht darauf achteten, indem sie, aus Furcht vor den Wilden, welche dies schöne Land bewohnen, zu sehr mit der Sorge für die Sicherheit ihres Lebens und ihres Pelzwerks beschäftigt waren.

Eine Strecke von 1000 engl. Meilen und darüber erschien mir wie ein Feen-Land, und während dieses Theils meiner Reise war ich fast immer auf dem Verdeck und ergötzte mich daran, die zahllosen Berge, Hügel, Thäler und Schluchten zu betrachten, wo die Heerden von erschreckten Büffeln, Elen, Antilopen, von schleichenden Wölfen und Bergziegen, jede auf ihre eigene Weise und in der größtmöglichsten Eile, sich dem Anblicke und dem Geraüsch des Dampfbootes zu entziehen suchte, welches zum ersten Male die grünen und wilden Ufer des Missouri mit dem Getöse des mächtigen Dampfes begrüßte.

Von St. Louis bis zu den Wasserfällen des Missouri, eine Strecke von mehr als 550 deütschen Meilen, ist eine zusammenhangende Prairie, die nur an wenigen Stellen längs der Ufer des Stromes und seiner Nebenflüsse durch üppigen Wald unterbrochen wird.

Die größte Erhebung dieser Prairien, welche sich östlich und westlich vom Missouri in fast endlose Ferne erstrecken, beträgt 2—300 Fuß über dem Niveau des Stromes, der sich ein Bett oder Thal für seinen Lauf gebildet hat, dessen Breite von 2—20 engl. Meilen wechselt. Dies Bett oder Thal ist augenscheinlich durch die Gewalt der Strömung gebildet worden, die allmälig diesen ungeheüren Raum ausgewaschen und die Trümmer in den Ocean geführt hat. Durch die beständig wiederholten Überschwemmungen des Stromes sind diese Massen abgelagert worden und haben auf den Wiesen zu beiden Seiten den reichsten Alluvial-Boden mit horizontaler Oberfläche ge-

bildet, durch welche der Fluß sich im Schlangenlaufe hindurchwindet und abwechselnd von einem Hügelhorn (bluff) zum anderen fließt, die sich in höchst malerischen Formen und in den schönsten Farben zeigen; einige senken sich mit ihren grünen Abhängen in den lieblichsten Gruppen allmälig bis an den Rand des Wassers, während andere, ihres Grünes beraubt, sich als ungeheure Thonmassen von verschiedenen Farben zeigen und die wunderlichsten Ansichten darbieten.

Diese sonderbaren und malerischen Formen sind durch Regen und Frost entstanden, welche unausgesetzt diese kahlen Hügel verändern, indem sie ihre Abhänge auswaschen und in den Fluß hinabspülen.

Unter diesen Gruppen sieht man tausend verschiedene malerische Formen; an einigen Stellen glaubt man, während das Boot vorüberfährt, vor und hinter sich meilenweit die endlosen Ruinen einer alten Stadt zu sehen — Wälle, Terrassen, Dome, Thürme, Citadellen und Castelle — Kuppeln, schöne Portiken, hier und da eine einzelne Saüle, zerfallene Piedestale und selbst einzelnstehende Spitzsaülen von Thon — und das Alles glänzt in der Ferne, wenn das Sonnenlicht von den Tausenden von Gyps-Krystallen, die in dem Thon eingelagert sind, reflectirt wird. Werden diese Gruppen von Domen und Mauern mit Zinnen am Morgen oder Abend von den Sonnenstrahlen beleüchtet, so gewährt dies einen Anblick, den nur Der sich vorstellen kann, der dies schöne und malerische Land besucht hat.

In diesen wilden und ruhigen Schlupfwinkeln leben in Heerden das Bergschaf und die schnelle Antilope sicher vor ihren Feinden, denen die Abhänge dieser Bluffs fast unzugänglich sind. Auch der greüliche Bär (Ursus ferox) hat sich diese Plätze zu seinem Aufenthalte gewählt, wo er grämlich in den Schluchten und Abgründen herumschleicht und den lauernden Indianer verscheücht, während die Bergschafe und Antilopen sich auf den Gipfeln der Hügel herumtummeln, sicher vor Störungen durch Menschen und Raubthiere.

Dies ist eine flüchtige Skizze der Scenen und Gegenden, die sich auf einer Strecke von 500 deütschen Meilen während einer Fahrt von 3 Monaten unserm Auge darboten.

Nichts hat wol die Indianer jemals so sehr in Erstaunen gesetzt, als das Dampfboot, wenn es rauchend, rudernd und brausend an ihren Dörfern vorüberflog. Diese armen und unwissenden Menschen hatten auf dieser ganzen Strecke nie etwas von einem Dampfboote gehört und an einigen Orten schienen sie durchaus nicht zu wissen, was sie thun oder lassen sollten; sie konnten nicht, wie ein Holländer zu Newburgh am Hudsons-Flusse, es für eine „schwimmende Sägemühle“ halten; sie hatten keinen Namen dafür und daher war es, wie Alles, was ihnen geheimnißvoll und unerklärlich ist, Medizin (Geheimniß). Wir hatten eine zwölfpfündige Kanone und drei oder vier achtpfündige Drehbassen an Bord, die für das Fort der amerikanischen Pelz-Compagnie an der Mündung des Yellow Stone-Flusses bestimmt waren, und sowie wir uns einem Dorfe näherten, wurden diese sämmtlichen Geschütze mehrmals schnell hinter einander abgefeüert, welches die armen Bewohner in die

äußerste Verwirrung und Bestürzung versetzte — Einige warfen sich mit dem Gesicht auf die Erde und riefen den Großen Geist an — Andere schossen ihre Pferde und Hunde todt und opferten sie, um den Großen Geist zu versöhnen, den sie beleidigt glaubten — noch Andere verließen ihre Dörfer und rannten auf die Gipfel der einige engl. Meilen entfernten Hügel, oder sie kamen, wenn das Boot ihrem Dorfe gegenüber landete, vorsichtig an's Ufer, um zu sehen, was aus ihren Haüptlingen werden würde, die durch ihre Stellung verpflichtet waren, zu uns an Bord zu kommen, wir mochten Freünd oder Feind sein. Zuweilen, wenn der Kapitain zu seinem Vergnügen die Dampf-Pfeife ertönen ließ, stürzten alle, Männer, Frauen, Kinder, Hunde, Haüptlinge, Alt und Jung in einer bunten Masse über einander hin.

Ihre meisten Männer stellten mancherlei wunderliche Vermuthungen über die Beschaffenheit und die Kräfte des Dampfbootes auf. Unter den Mandanern nannten Einige es das „große Donner-Boot," denn als wir in einiger Entfernung von dem Dorfe waren, sahen sie den Blitz des Pulvers und hörten den Donner des Geschützes; Andere nannten es das „große Medizin-Kanon mit Augen;" Medizin mußte es sein, weil sie es nicht verstanden, und Augen mußte es haben, weil, wie sie sagten, „es seinen eigenen Weg sieht und das tiefe Wasser in der Mitte des Bettes aufsucht." Sie hatten keine Idee davon, daß das Boot von dem Manne am Steuerruder gelenkt werde und mußten daher wol erstaunen, als sie sahen, das es stets das tiefste Wasser wählte. Ich werde später noch einige merkwürdige Vorfälle dieser Art mittheilen.

Das Fort an der Mündung des Yellow Stone-Flusses ist von Herrn M'Kenzie, welcher jetzt darin wohnt, erbaut worden. Es ist die größte und am besten gebaute Niederlassung dieser Art am Flusse und bildet den Mittelpunkt und die Hauptniederlage für die Geschäfte der Pelzcompagnie in dieser Gegend. Es befindet sich hier ein großer Vorrath an Waaren und zu gewissen Zeiten des Jahres kommen die Agenten von den zahlreichen Außenposten mit dem Ertrage ihres Handels hier zusammen, um sich von Neüem mit Waaren für den Handel mit den Indianern zu versehen.

Das Fort hat eine sehr gute Lage in einer schönen Prairie am Ufer in der Nähe der Einmündung des Yellow Stone-Flusses in den Missouri; die Bewohner und die Vorräthe sind gegen die Angriffe der Indianer hinreichend geschützt.

Herr M'Kenzie, ein großherziger, hochsinniger Schotte, scheint mit der Leitung der Geschäfte der Pelz-Compagnie in dieser Gegend und bis an die Felsen-Gebirge beauftragt zu sein. Er wohnt gut und bequem innerhalb des Forts, welches etwa acht Blockhaüser und Magazine enthält; gewöhnlich befinden sich hier 40—50 Mann und 150 Pferde, letztere außerhalb des Forts. Seine Tafel ist mit Allem ausgestattet, was das Land bietet: mit Büffelfleisch und Zungen, mit Biber-Schwänzen und Knochenmark, nur gibt es keinen Kaffee, kein Brot und keine Butter, dafür aber guten Wein, denn täglich wird eine Flasche Madeira und trefflicher Portwein in einen Kübel mit Eis gestellt und beim Diner geleert.

Dieser Handelsposten ist der Versammlungsort einer großen Anzahl von Indianerstämmen der Umgegend, die des Handels wegen hier zusammenkommen; zuweilen erscheinen die ganzen Stämme. Gegenwärtig lagern hier um das Fort die Knisteneaux, Crows (Krähen), Assinneboins und Blackfeet (Schwarzfüße). Ich werde diese und noch andere in ihrer Heimat besuchen und hoffe auf diese Weise die Odschibbeways, Assinneboins, Knisteneaux, Schwarzfüße, Krähen, Schiennes, Großbäuche, Mandaner u. A. zu sehen und in den folgenden Blättern über ihre Gebraüche, Geschichte, Ueberlieferungen, Trachten u. s. w. zu berichten.

Viertes Kapitel.

Indianer des oberen Missouri. — Allgemeiner Charakter derselben. — Büffel. — Beschreibung derselben. — Art sie zu tödten. — Büffel-Jagd. — Chardon's Sprung. — Verwundeter Büffel. — Stier. — M'Kenzie's außerordentliche Geschicklichkeit. — Rückkehr von der Jagd.

Die verschiedenen Indianer-Stämme, welche das Land am oberen Missouri bewohnen, haben unstreitig von allen auf dem Kontinent das hübscheste Aussehen und sind am besten ausgerüstet und am prächtigsten gekleidet. Sie leben in einem Lande, welches reich ist an Büffeln und wilden Pferden, die ihnen einen trefflichen und leicht zu erlangenden Lebensunterhalt gewähren. Die reine Atmosphäre gibt ihnen Gesundheit und langes Leben und sie sind die unabhängigsten und gesundesten von allen Indianer-Stämmen, die ich gesehen habe. Sie befinden sich alle noch in dem Zustande ursprünglicher Wildheit und haben daher etwas Malerisches und Schönes, das sich kaum beschreiben läßt, und nichts kann einige ihrer Spiele und Unterhaltungen, ihre Tänze und festlichen Aufzüge an Grazie und Schönheit übertreffen.

So weit ich in das Indianer-Gebiet vorgedrungen bin, habe ich es bestätigt gefunden, daß diejenigen Indianer, welche noch am meisten im Naturzustande leben und am wenigsten von der civilisirten Welt wissen, an ihrem Körper höchst reinlich, in ihrer Kleidung elegant und in ihrem Betragen höflich sind. Die Krähen- und Schwarzfuß-Indianer stehen in dieser Beziehung wol oben an, und wer sie nicht in ihrer Heimat gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen, welcher Reichthum, wie viel Geschmack selbst in der Kleidung bei einigen dieser Indianer herrscht.

Jeder dieser Söhne des Waldes, oder vielmehr der Prairie, ist ein freier Mann; die Frauen sind seine Sklavinnen. Das Einzige, was er seiner würdig hält, ist, sich mit Bogen, Köcher, Schild und Speer auf sein schnaubendes

Roß zu schwingen, oder ohne allen Schmuck, nur mit Bogen und Köcher, sich zu Pferde unter die fliehenden Büffel-Heerden zu stürzen, und von seinem selten fehlenden Bogen den tödtlichen Pfeil zu versenden.

Die Büffel-Heerden, welche in zahlloser Menge auf den schönen Prairieen weiden, gewähren ihnen Überfluß an Fleisch, und sie ziehen dies so sehr allem anderen Fleische vor, daß die Hirsche, Elenthiere und Antilopen in großen Rudeln in der größten Sicherheit in den Prairieen herumstreifen, denn die Indianer tödten sie gewöhnlich nur, wenn sie ihrer Haüte zur Kleidung bedürfen. — Der Büffel, oder richtiger Bison, ist ein edles Thier, welches auf den weiten Prairieen von der mexikanischen Grenze im Süden bis zur Hudsons-Bai im Norden herumschweift. Er ist etwas größer als der gemeine Stier; sein Fleisch, welches einen köstlichen Geschmack hat, einigermaßen dem von fettem Rindfleisch ähnlich, gewährt dem Wilden eine gesunde und leicht zu erlangende Nahrung, von der er fast ausschließlich lebt. Die Haüte, Hörner, Hufe und Knochen verwendet er zur Anfertigung von Kleidungsstücken, Schilden, Bogen u. s. w. Der Büffel-Stier ist, wenn er zum Widerstande gereizt wird, eines der wüthendsten und am grimmigsten aussehenden Thiere. Die lange zottige Mähne, welche Nacken und Schultern in großer Fülle bedeckt, hängt oft bis auf die Erde hinab. Die Büffel-Kuh ist kleiner und nicht so wüthend, obgleich auch ihr Ansehen nicht weniger wild und furchtbar ist.

Die Weise, wie die Indianer den Büffel tödten — er wird fast nur mit dem Pfeil und der Lanze, und zwar im vollen Jagen erlegt — bietet ein im höchsten Grade belebtes und anziehendes Schauspiel dar. Ich begleitete fast täglich die Indianer auf die Jagd und nahm oft selbst Theil daran, noch öfter aber ritt ich nur nebenher, um die einzelnen Scenen genau zu studiren und sie dann auf die Leinwand zu übertragen.

Ich will jetzt eine Jagd beschreiben, die Herr M'Kenzie mit einer Anzahl seiner Leute ohne Indianer veranstaltete und an der ich Theil nahm. Er hat innerhalb des Forts einen geräumigen Eiskeller, worin er das Büffelfleisch lange Zeit frisch aufbewahrt; geht der Vorrath auf die Neige, so besteigt er sein Lieblings-Büffelpferd (d. h. dasjenige Pferd, welches am besten zur Büffel-Jagd abgerichtet ist), nimmt eine leichte kurze Flinte, die sich am bequemsten im vollen Jagen laden läßt, und geht mit fünf oder sechs seiner Leute nicht auf die Jagd, sondern „nach Fleisch". So zogen wir denn auch eines Morgens aus, nämlich die Herren M'Kenzie, Chardon, Baptist Defonde, Tullock, ich und noch einige Andere, deren Namen ich nicht weiß. Vier oder fünf Mann erhielten noch den Befehl, uns mit ebenso vielen einspännigen Wagen zu folgen, um die erlegten Büffel nach Hause zu schaffen. Wir setzten über den Fluß und hatten einige englische Meilen im Galopp zurückgelegt, als wir von einem Hügel aus eine Büffel-Heerde von 400—500 Stück erblickten, die sich hier gewiß vollkommen sicher glaubten und von denen einige grasten, andere lagen und schliefen. Wir näherten uns ihnen etwa bis auf eine englische Meile, machten Halt, und Herr Chardon „warf die Feder", um zu sehen, woher der Wind komme (ein Gebrauch, der immer beobachtet wird);

dann begann das „Auskleiden", d. h. Jeder entledigte sich und sein Pferd aller unnöthigen Gegenstände, die bei der Jagd hinderlich sein konnten: Hüte, Röcke und Kugelsäcke wurden abgelegt, die Aermel aufgestreift, ein Tuch um den Kopf, ein anderes um den Leib gebunden, die Patronen zurecht gemacht und in die Westentasche gesteckt, oder ein halbes Dutzend Kugeln in den Mund genommen u. s. w. Dies währte etwa zehn bis funfzehn Minuten, und nachdem nun der Anführer den Jagdplan vorgelegt hatte, die Flinten geladen und die Ladestöcke in die Hand genommen waren, ritten wir alle in einer Front und im langsamen Schritt vorwärts. Die Pferde sind hier sämmtlich auf diese Jagd eingeübt und scheinen mit demselben Enthusiasmus daran Theil zu nehmen, wie ihre Reiter. Während des Auskleidens und Ladens zeigten sie die größte Ungeduld, und als wir uns der Heerde näherten, schienen sie alle von der Jagdlust begeistert zu sein, denn selbst der trägste Gaul stolzirte mit elastischem Schritte einher, biß auf die Stange, spitzte die Ohren und richtete seine funkelnden Augen auf das Wild, während er unter dem Sattel seines Reiters zitterte.

Auf diese Weise ritten wir vorsichtig und schweigend weiter und waren den Büffeln bis auf etwa zehn oder funfzehn Ruthen nahe gekommen, als sie uns erblickten, Kehrt machten und in Masse davonliefen. Nun ging es vorwärts (und vorwärts müssen Alle, denn Niemand würde in einem solchen Augenblicke sein Pferd zurückhalten können) und dahin flogen wir über die Prairie, in eine Wolke von Staub gehüllt. M'Kenzie war der Vorderste und verschwand bald in dem Staube. Ich hatte einen großen Stier entdeckt, dessen Schultern über die ganze Heerde hervorragten, und drängte mich durch, um an seine Seite zu kommen. Ich ging nicht nach „Fleisch", sondern nach einem „Siegeszeichen"; ich wollte seinen Kopf und seine Hörner. Ich jagte durch die über die Ebene hinstürmende Heerde, von allen Seiten gedrängt, gestoßen, so daß ich oft nicht wußte, ob ich auf einem Büffel oder auf meinem Pferde saß, bis ich endlich an die Seite meines Stiers gelangte und ihm einen Schuß beibrachte. Ich sah den Blitz von mehreren Flinten, hörte aber keinen Knall. Chardon hatte einen stattlichen Stier verwundet und wollte eben zum zweiten Male schießen; Beide waren, ebenso wie wir, in vollem Rennen und dicht vor mir, als der Stier sich plötzlich umwandte und das Pferd auf die Hörner nahm, so daß Chardon einen Froschsprung über den Büffel weg machte, und fast unter den Hufen meines Pferdes zu Boden fiel. Ich ritt so schnell als möglich zu ihm zurück; er lag noch am Boden, der Büffel neben ihm, mit den Beinen nach oben, und quer über demselben das Pferd. Ich stieg sogleich ab; indeß hob sich Chardon auf den Händen empor, Augen und Mund voll Staub, und suchte seine Flinte, die an dreißig Schritte weit von ihm lag. „Um des Himmels willen, seid Ihr verletzt, Chardon?" — „Nein — nein, ich glaube nicht. Oh, das bedeutet nichts, Herr Cataline, das ist nichts Neues — aber das ist hier ein verdammt harter Boden." Bei diesen Worten wurde der arme Mensch ohnmächtig, erhob sich jedoch in wenigen Augenblicken wieder, nahm seine Flinte und ergriff sein Pferd beim Zügel, das mit Gestöhn

aufstand, den Staub abschüttelte — und wir waren Alle wieder auf dem Platze, mit Ausnahme des Stieres, der das traurigste Schicksal hatte.

Ich sah mich nun nach der fliehenden Heerde und unseren Gefährten um, allein von Beiden war nichts zu sehen als die Staubwolke, die sie hinter sich gelassen hatten. Dagegen erblickte ich in geringer Entfernung zur Rechten meinen großen Stier, der sich auf drei Beinen so schnell als möglich von diesem gefährlichen Boden zu entfernen suchte. Ich galoppirte auf ihn los und sogleich kehrte er sich kampffertig gegen mich; er schien sehr gut zu wissen, daß er mir nicht entgehen könne und wollte daher sein Leben so theuer als möglich verkaufen.

Ich fand, daß mein Schuß ihn etwas zu weit nach vorn getroffen, eine Schulter zerschmettert hatte und in der Brust stecken geblieben war; bei seiner großen Masse war es ihm daher unmöglich, auf mich loszuspringen. Ich näherte mich ihm daher bis auf wenige Schritte, nahm mein Skizzenbuch heraus, legte meine Flinte quer über den Sattel und begann ihn zu zeichnen, indem ich es dem Scharfsinn meines Pferdes überließ, mich außer dem Bereich der Gefahr zu halten. Er stand ganz still, während aus seinen Augen die größte Wuth blickte. Ich ritt rund um ihn herum und zeichnete ihn in verschiedenen Stellungen; einmal legte er sich nieder und ich zeichnete ihn in dieser Lage; dann warf ich meine Mütze nach ihm, worauf er sich wieder erhob und wieder gezeichnet wurde. Auf diese Weise erhielt ich einige unschätzbare Skizzen dieses wuthblickenden Unthieres, welches gewiß nicht ahnte, daß es portraitirt wurde.

Niemand kann sich einen Begriff machen von dem Blick eines solchen Thieres; ich fordere die ganze Welt auf, mir ein anderes Thier zu nennen, das einen so entsetzlichen Blick hat, wie ein großer Büffel-Stier, der verwundet ist und sich, vor Wuth aufschwellend, zum Kampfe umwendet — seine Augen sind blutroth, seine lange zottige Mähne hängt bis auf den Boden — das Maul steht offen und er stößt Ströme von Dampf und Blut aus Maul und Nase aus, wenn er sich bückt, um auf seinen Angreifer loszuspringen.

Während ich ruhig zeichnete, kamen M'Kenzie und seine Gefährten, ihre erschöpften Rosse am Zügel führend, von der Jagd zurück, und hinter uns vier oder fünf Wagen, um das Fleisch nach Hause zu schaffen. Alle versammelten sich um mich und meinen Stier, den ich durch einen Schuß in den Kopf tödtete. Wir setzten uns auf die Erde, Jeder zündete seine Pfeife an und erzählte seine Heldenthaten. Ich selbst wurde herzlich ausgelacht, weil ich, als Neuling, einen alten Stier getödtet hatte, dessen Fleisch ungenießbar ist. Ich ritt mit M'Kenzie zurück, der mir fünf Kühe zeigte, die fettesten und schönsten der Heerde, welche er erlegt hatte, und zwar auf einer Strecke von einer englischen Meile; alle wurden im gestreckten Galopp getödtet und jeder Schuß ging gerade durchs Herz. In der kurzen Zeit, die erfoderlich ist, um eine englische Meile im Galopp zurückzulegen, hatte er fünf Mal geschossen, vier Mal geladen, die Thiere ausgewählt und mit jedem Schusse getödtet! Außerdem waren noch sechs Thiere erlegt worden. Es wurden nunmehr die

besten Theile derselben abgeschnitten, auf die Wagen und Packpferde geladen und das Übrige den Wölfen preisgegeben.

So leben die weißen Männer in diesem Lande, auf diese Weise verschaffen sie sich ihren Lebensunterhalt und dies ist eine von ihren Vergnügungen, wobei man Gefahr läuft, sich alle Rippen zu zerbrechen und hinterher noch wegen seiner Thorheit und Unklugheit verspottet zu werden.

Fünftes Kapitel.

Haüptlinge der Schwarzfüße. — Ihre Kleidung; Frau und Kind der Schwarzfüße. — Skalp; Zweck desselben. — Rothe Pfeifen und Fundort des Pfeifenthons. — Bogen, Schilde, Pfeile und Lanzen der Schwarzfüße. — Ausgezeichnete Schwarzfuß-Indianer.

Es gibt vielleicht, mit Ausnahme der Krähen-Indianer, keinen Stamm in Nordamerika, der sich bequemer und prächtiger kleidet, als die Schwarzfüße. Beide Stämme unterscheiden sich wenig hinsichtlich der Kostbarkeit und Eleganz des Kostums, sowie der Stoffe, obgleich die Näherei und die Verzierungen mit den Stacheln des Stachelschweines, die einen Hauptschmuck ihrer Staatskleider bilden, bei jedem Stamme verschieden ist, so daß Jeder, der sich mit diesen Moden etwas vertraut gemacht hat, sogleich danach den Stamm zu bestimmen vermag. So bestand z. B. die Kleidung des erwähnten Haüptlings, den ich zeichnete, in einem Hemde oder einer Tunica aus zwei Hirschhaüten, mit dem Halstheile abwärts und so aneinander gefügt, daß die Hinterlaüfe zusammengenäht waren und die Näthe längs des Armes von den Schultern bis zu den Handknöcheln hinliefen. Jede Nath war mit einer zwei Zoll breiten, sehr schönen Stickerei von Stacheln des Stachelschweins bedeckt und von dem unteren Rande derselben, von der Schulter bis zur Hand, hingen Fransen von schwarzem Haar, das er den von ihm im Gefecht getödteten Feinden geraubt hatte. Die Beinkleider bestanden aus demselben Stoffe und von der Hüfte bis zum Fuße hinab war ein Streifen von gleicher Breite, und auf gleiche Weise mit Stacheln und Haarlocken verziert, angebracht. Letztere werden von den Skalpen entnommen und als Siegeszeichen getragen.

Die Frau (Squah) dieses Haüptlings, Ih-nis-kin (Krystall), habe ich ebenfalls gezeichnet. Sie hat ziemlich angenehme Gesichtszüge, was bei den Schwarzfüßen eine Seltenheit ist. Sie trug eine Kleidung aus Fellen und war die jüngste und zuletzt gewählte von sechs oder acht Frauen, weshalb sie von ihrem Manne wie sein Augapfel bewacht wurde. Der Enkel dieses Haüptlings (Satschem), ein Knabe von sechs bis acht Jahren und zu jung, um schon einen Namen zu haben, wurde auch von mir gezeichnet und zwar in

der Tracht eines Kriegers mit Bogen und Köcher und einem Mantel von der Haut eines Waschbären. Die Geschichte dieses Kindes ist interessant. Sein Vater ist todt und nach dem Ableben des oben erwähnten alten Haüptlings wird es erbliches Oberhaupt des Stammes. Die Krähen-Indianer hatten diesen Knaben bereits zweimal geraubt, aber die Schwarzfüße ihn jedesmal mit großem Verluste an Menschen wieder befreit und ihn dann zu Herrn M'Kenzie in das Fort gebracht, wo er bleiben soll, bis er sein Amt als Haüptling zu übernehmen im Stande ist.

Der Skalp, von dem oben die Rede war, besteht aus einem Theile der Kopfhaut von der Größe der Handfläche, oder auch kleiner, welcher auf dem Wirbel des Kopfes, da wo das Haar strahlenförmig von einem Punkte ausgeht, herausgeschnitten und mit großer Sorgfalt getrocknet und aufbewahrt wird, als Beweis von der Erlegung eines Feindes dient und dem Manne Anspruch auf den Namen eines Kriegers gibt. Wenn der Skalp „umtanzt" worden ist, d. h. nachdem die Krieger um den auf eine Stange gesteckten oder von einer alten Frau emporgehaltenen Skalp herumgetanzt haben, welches in Zwischenraümen zwei bis drei Wochen lang geschieht, so wird derselbe an den Stiel einer Lanze oder Kriegskeule befestigt, oder der Sieger theilt das Haar in kleine Locken und schmückt seine Kleidung damit. Es hält sehr schwer, einen so verzierten Anzug von den Indianern zu erlangen, da er ihnen gewöhnlich um keinen Preis feil ist. (Von dem Skalp, dem Skalpiren und dem Skalp-Tanze wird weiter unten mehr die Rede sein.)

Die Mocassins (Schuhe) des Häuptlings sind ebenfalls von Hirschhaut gemacht und auf ähnliche Weise verziert. Sein Mantel ist aus der Haut eines jungen Büffel-Stiers verfertigt, welche das Haar behält und auf der inneren, mit Stacheln des Stachelschweins verzierten Seite die Kämpfe der Helden auf sehr sinnreiche, wenn auch rohe Weise in Zeichnungen darstellt. Das Rohr seiner Pfeife ist vier bis fünf Fuß lang und zierlich mit den Spitzen von Stachelschwein-Stacheln von verschiedener Farbe umwunden; der Kopf ist aus Speckstein geschnitten, wie fast alle Pfeifenköpfe der Indianer. Nach der Aussage der Wilden findet sich dieser Speckstein an einem Orte zwischen dem Fort und den St. Anthony-Wasserfällen an den Quellen des Mississippi. Der Fundort ist geheiligt und neutraler Boden, wo alle Stämme dieser Gegenden, sowie vom Mississippi und den großen Seen, zusammentreffen und auf Befehl des großen Geistes selbst die erbittertsten Feinde sich als Freunde behandeln müssen.

Auf ähnliche Weise wie dieser Satschem (Haüptling) kleiden sich alle oben erwähnten Haüptlinge der Schwarzfüße und sind, wie alle diese nordwestlichen Stämme, mit Bogen, Köcher und Lanze bewaffnet, und tragen am linken Arme einen Schild zum Schutz gegen die Pfeile.

Die Kleidung und Rüstung dieser „Lanzenritter" ist ganz classisch. Sie sind, im wahren Sinne des Worts, fast beständig zu Pferde und führen ihre Waffen auf den offenen Ebenen mit furchtbarem Erfolge, wo sie im vollen Jagen das Wild erlegen und den Feind tödten. Es herrscht in dieser Bezie-

hung bei allen Stämmen, welche diese großen Ebenen oder Prairieen des Westen bewohnen, derselbe Gebrauch. Diese Ebenen liefern ihnen einen Überfluß an wilden und schnellen Pferden, auf deren Rücken sie im vollen Jagen jedes Thier erreichen können und dann mit Leichtigkeit tödten.

Der Bogen, scheinbar eine unbedeütende Waffe, wird in den Händen seines Besitzers, der von Jugend auf an die Handhabung desselben gewöhnt ist, zu einer Waffe von fast unglaublicher Kraft. Die Länge desselben beträgt gewöhnlich etwa drei, zuweilen nur zwei und einen halben Fuß. Diese geringen Dimensionen haben gewiß ihren guten Grund, denn ein kleiner Bogen ist zu Pferde allerdings besser zu gebrauchen als ein großer. Die meisten dieser Bogen sind von Eschenholz (bois d'arc der Franzosen) gemacht und auf der Außenseite mit Lagen von Büffel- oder Hirsch-Sehnen versehen, die unzertrennlich daran befestigt sind und ihnen eine große Elasticität geben. Viele Bogen bei den Schwarzfüßen und den Krähen-Indianern sind auch aus Knochen oder aus den Hörnern des Berg-Schafes verfertigt. Die Bogen von Knochen sind die besten und werden hier nur für den Preis von einem oder zwei Pferden verkauft. Ich habe mehrere sehr schöne Bogen dieser Art erhandelt, wenn ich aber fragte, aus welchen Knochen dieselben verfertigt worden, so erhielt ich stets die Antwort: „Das ist Medizin", d. h. es sei ein Geheimniß für sie, oder sie wünschten nicht darüber befragt zu werden. Diese Knochen stammen offenbar von keinem der Thiere her, welche gegenwärtig auf den Prairieen oder in den Gebirgen zwischen dem Fort und dem Großen Ocean leben, denn einige dieser Bogen sind drei Fuß lang, aus einem Stück und dabei so dicht, hart, weiß und polirt wie Elfenbein; sie können daher nicht, wie Manche glauben, von dem Geweihe der Elen gemacht sein, welches dunkelfarbig und porös ist, und eben so wenig von Büffel-Hörnern. Ich bin daher der Meinung, daß die Indianer an der Küste des Großen Oceans die Kinnbackenknochen des Pottfisches, welcher daselbst oft auf den Strand geworfen wird, sammeln und im Gebirge an die Schwarzfuß- und Krähen-Indianer verkaufen, die dann ihre Bogen daraus verfertigen, ohne über ihre Herkunft mehr zu wissen als wir.

In den Händen eines Indianers auf schnellem, gut dressirtem Pferde, ist dieser Bogen in den offenen Ebenen eine höchst wirksame, gewaltige Waffe. Von der Kraft, womit die Pfeile abgeschossen werden und von den tödtlichen durch sie verursachten Wunden kann Niemand sich eine Vorstellung machen, wenn er nicht einer Jagd der Indianer auf eine Büffel-Heerde beigewohnt hat.

Die Pfeilspitzen sind entweder aus Feuerstein oder Knochen von den Indianern selbst gemacht, oder es sind Stahlspitzen, wie sie gegenwärtig hauptsächlich von den Pelzhändlern bis an die Rocky Mountains geliefert werden. Der Köcher, welcher stets auf dem Rücken getragen wird, ist aus Panther- oder Otter-Fell gemacht und enthält gewöhnlich zweierlei Arten von Pfeilen: die eine Art ist für den Feind bestimmt, gewöhnlich vergiftet und mit langen Widerhaken versehen, damit die Spitze in der Wunde zurückbleibt, wenn der Schaft, an welchem sie nur leicht angeleimt ist, herausgezogen wird; bei der

anderen Art, welche nur zur Jagd dient, sind die Spitzen gut an dem Schaft befestigt und die Haken umgekehrt, damit sie leicht aus der Wunde gezogen und wieder benutzt werden können.

Menschen und Pferde sind in diesem Lande so eingeübt, daß dies Geschäft des Tödtens für sie ein leichtes Spiel ist. Die Pferde sind so abgerichtet, daß sie sich den Thieren auf der rechten Seite nähern, so daß der Reiter seinen Pfeil nach links hin abschießen kann; sie laufen, ohne daß der Zügel gebraucht wird, der lose auf dem Nacken hängt, und bringen den Reiter bis auf drei bis vier Schritte von dem Thiere, worauf der Pfeil mit großer Leichtigkeit und Sicherheit ins Herz geschossen wird, und zwar geschieht dies zuweilen mit solcher Kraft, daß er durch den Körper des Thieres hindurchgeht.

Ein Indianer auf einem schnellen und gut abgerichteten Pferde, mit seinem Bogen in der Hand und dem Köcher auf dem Rücken, welcher an hundert Pfeile enthält, von denen er funfzehn bis zwanzig in einer Minute abschießen kann, ist daher ein furchtbarer und gefährlicher Feind. Manche Indianer führen auch eine Lanze von zwölf bis funfzehn Fuß Länge, mit einer Spitze von polirtem Stahl; Alle aber haben einen Schild aus der Nackenhaut des Büffels, die geraüchert und mit einem aus den Hufen dieses Thieres gezogenen Leim gehärtet wird. Diese Schilde sind undurchdringlich für die Pfeile, und selbst eine Büchsenkugel prallt ab, wenn sie den Schild schief halten, was sie mit großer Geschicklichkeit zu thun wissen.

Auf solche Weise sind alle diese wilden, rothen Ritter der Prairie ausgerüstet, und wie es nichts Malerischeres oder Ergreifenderes giebt, als einen über die grünen, endlosen Prairieen galoppirenden Trupp dieser Krieger, eben so würde auch keine gleiche Anzahl berittener Männer in diesem Lande so unwiderstehlich und unbesiegbar sein, wie sie, wenn man ihnen Vertrauen auf ihre Macht und ihre Ueberlegenheit einflößen könnte; allein dies ist niemals der Fall, denn so weit der Name der weißen Männer gedrungen ist, und selbst lange vorher, ehe der Indianer Gelegenheit hat, sich mit ihnen zu messen, zittert er vor Furcht und Angst bei Annäherung derselben. Er hört von den Künsten und der Geschicklichkeit des weißen Mannes, von seiner List und Verschlagenheit, von seinen hundert Todes- und Zerstörungs-Werkzeugen, er fürchtet seine Nähe, bebt mit Furcht und Zittern vor ihm zurück, und sein Stolz und sein Muth verlassen ihn bei dem Gedanken, mit einem Feinde zu streiten, der, wie er glaubt, ihn mit Medizin oder geheimen Waffen bekämpft.

Ich malte hier einen Schwarzfuß-Indianer, Pe-toh-pi-kiss (Adler-Rippe), der zwar kein Haüptling, aber doch ein sehr bedeutender Mann in seinem Stamme ist. Er rühmt sich hier im Fort, daß er acht Biberfängern und Pelzhändlern eigenhändig den Skalp abgezogen habe. Sein Anzug ist prachtvoll und ganz mit Skalp-Locken von rothen und weißen Männern bedeckt, seine Kopfbedeckung besteht aus Hermelin-Fellen und schön polirten, aufrechtstehenden Büffel-Hörnern; letztere dürfen nur die Tapfersten tragen, und ich werde später auf die Wichtigkeit und die Bedeutung dieses Schmuckes zurück-

kommen. Sodann malte ich noch einen alten Häuptling, der die wichtige und beneidete Würde eines „Medizin-Mannes“ bekleidet, d. h. er ist Arzt, Zauberer, Prophet, Wahrsager, Taschenspieler und Oberpriester und wird natürlich als ein Orakel betrachtet. Sein Name ist Wun-nes-tou (der weiße Büffel).

Sechstes Kapitel.

Medizin oder Geheimnisse. — Medizin-Beütel. — Ursprung des Wortes „Medizin“. — Die Weise, den Medizin-Beütel zu machen. — Werth des Medizin-Beütels für den Indianer und die zu seiner Anfertigung nöthigen Gegenstände. — Ein Doctor oder Medizin-Mann der Schwarzfüße; seine Heilmethode. — Verschiedene Ämter und Wichtigkeit des Medizin-Mannes.

Das Wort „Medizin“, welches „Geheimniß“ bedeütet, spielt eine große Rolle bei den Indianern. Die Pelzhändler in diesem Lande sind fast sämmtlich Franzosen und nennen natürlich einen Arzt „Medezin“. Das Indianer-Land ist aber voll von Ärzten, und da sie sämmtlich Zauberer und in viele Geheimnisse eingeweiht sind, oder dies wenigstens behaupten, so ist das Wort „Medizin“ auf alle geheimnißvolle oder unerklärliche Dinge angewendet worden. Die Engländer und Amerikaner, welche diese Gegenden ebenfalls besuchen und dort Handel treiben, haben das Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derselben Bedeütung, angenommen; sie nennen jene Personen „Medizin-Männer“, welches etwas mehr umfaßt als Doctor oder Arzt. Die Ärzte aber sind alle Medizin-Männer, da man glaubt, daß sie sämmtlich bei der Ausübung ihrer Kunst sich mehr oder weniger mit Geheimnissen oder Zauberei befassen. Dennoch war es nothwendig, dem Worte eine noch umfassendere Bedeütung zu geben, da es sowol unter den Indianern, als unter den jene Gegenden besuchenden Weißen Personen gab, die in den Geheimnissen bewandert waren, ohne von der Anwendung von Arzneien etwas zu verstehen; alle diese werden jetzt mit dem umfassenden Namen „Medizin-Männer“ bezeichnet. So erschien ich diesem abergläubigen Volke als ein Medizin-Mann ersten Ranges, weil die Malerei ihnen etwas Unbekanntes und Unerklärliches war und daher von ihnen die „größte Medizin“ genannt wurde. Meine mit Percussionsschlössern versehenen Flinte und Pistolen waren große Medizin und kein Indianer konnte dazu bewogen werden, sie abzufeüern, denn, sagten sie, sie wollten nichts mit des weißen Mannes Medizin zu thun haben.

Die Indianer bedienen sich jedoch nicht des Wortes „Medizin“, sondern jeder Stamm hat ein eigenes Wort dafür, welches gleichbedeütend ist mit „Geheimniß“ oder „Geheimniß-Mann“.

Der Medizin-Beütel ist daher der „Geheimniß-Beütel“ und man

muß seine Bedeütung und Wichtigkeit kennen, da er gewissermaßen der Schlüssel zu dem Leben und dem Charakter der Indianer ist. Diese Beütel werden aus Haüten von Saügethieren, Vögeln oder Amphibien gemacht, und nach dem Geschmack oder der Laune des Verfertigers auf die manchfaltigste Weise verziert oder aufbewahrt. Sie werden gewöhnlich an einem Theile der Kleidung des Indianers befestigt oder in der Hand getragen und sind oft so verziert, daß sie seiner Person zum Schmuck dienen. Sie werden stets mit Gras, Moos oder ähnlichen Dingen ausgestopft und enthalten gewöhnlich gar keine Arzneien, da sie gewissenhaft verschlossen und versiegelt und selten oder nie geöffnet werden. Jeder Indianer im Naturzustande hat seinen Medizin-Beütel in irgend einer Form, dem er die größte Verehrung beweist und von dem er sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz erwartet; man möchte dies in der That eine Art Götzendienst nennen, denn zuweilen scheint er ihn wirklich anzubeten. Oft werden, als Medizin für einen Mann, Feste veranstaltet und Hunde und Pferde geopfert; auch unterwirft der Indianer sich Tage, ja Wochen lang strengen Fasten und Bußübungen verschiedener Art, um seine Medizin zu besänftigen, wenn er glaubt, sie beleidigt zu haben.

Längs der Gränze, wo die weißen Männer über diesen albernen und nutzlosen Gebrauch lachen, ist er größtentheils abgeschafft; aber in den Gegenden am oberen Missouri besteht er noch in voller Kraft, und jeder männliche Indianer trägt seinen übernatürlichen Zauber oder Beschützer bei sich, auf den er blickt, wenn er sich im Gefecht oder in anderer Gefahr befindet; in solchen Fällen keinen Medizin-Beütel bei sich zu haben, wird für eine übele Vorbedeütung gehalten.

Dieser sonderbare und wichtige Artikel wird auf folgende Weise bereitet. Wenn ein Knabe vierzehn oder fünfzehn Jahre alt ist, so verläßt er auf zwei, drei, vier oder fünf Tage das Zelt seines Vaters, um „seine Medizin zu machen". Er legt sich dann an einem entfernten, einsamen Orte auf die Erde, ruft den großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit der Enthaltsamkeit und Gefahr ein, so wird das erste Thier (Saügethier, Vogel oder Reptil) von dem er traümt, oder vielleicht getraümt zu haben vorgiebt, als dasjenige betrachtet, welches der große Geist zu seinem geheimnißvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er kehrt sodann in seines Vaters Zelt zurück, erzählt seinen Erfolg und nachdem er seinen Durst und Hunger gestillt, begiebt er sich mit Waffen oder Fallen hinweg, bis er das ihm bestimmte Thier erlegt hat, dessen Haut er ganz aufbewahrt, sie nach Gefallen verziert und als „Glück bringend", wie er sagt, lebenslänglich bei sich trägt; sie verleiht ihm Stärke im Kampfe und wird bei seinem Tode mit ihm beerdigt als sein schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagd-Gefilde leitet, die in der anderen Welt seiner warten.

Der Medizin-Beütel ist dem Indianer um keinen Preis feil; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde in seinem Stamme mit ewiger Schande gebrandmarkt werden; auch läßt der Aberglaube des Indianers dies schon nicht zu, da er ihn als Geschenk des Großen Geistes betrachtet. Verliert der In-

dianer den Medizin-Beütel im Gefecht, so ist die Schande, und wenn er noch so tapfer für sein Land kämpft, kaum weniger groß, als wenn er ihn verkauft oder verschenkt hätte. Der Feind, welcher ihn erbeütet, zeigt ihn seinem Volke als Siegeszeichen, während der, welcher ihn verloren hat, die Achtung, welche anderen jungen Männern seines Stammes gezollt wird, verliert und den Beinamen „ein Mann ohne Medizin“ oder „der, welcher seine Medizin verloren“, erhält, bis es ihm gelingt, den Verlust zu ersetzen. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn er im Kampfe einem von seiner Hand erlegten Feinde den Medizin-Beütel abnimmt. Ist dies geschehen, so hat er die Achtung seines Stammes wieder gewonnen, ja er steht sogar noch höher in derselben, denn ein solcher Beütel wird die „beste Medizin“ oder „ehrenvolle Medizin“ genannt.

Es ist ein sonderbarer Umstand, daß ein Indianer nur einmal im Leben seine Medizin selbst machen, sie aber durch die Medizin seines Feindes ersetzen kann. Beide Bestimmungen sind ein wichtiger Beweggrund für ihn, im Gefechte tapfer zu streiten: die erste, um seine Medizin zu schützen und zu bewahren, die zweite, damit er, falls er das Unglück hat, sie zu verlieren, sie ersetzen und seinen Ruf wieder erlangen möge.

Ich konnte auf meinen Wanderungen niemals, selbst nicht für die höchsten Preise, einen Medizin-Beütel von einem Indianer kaufen, und selbst an der Gränze, wo sie dem Gebrauche desselben entsagt haben, kann ein weißer Mann wol den Indianer bewegen, seinen Medizin-Beütel abzulegen, aber nicht, ihn zu verkaufen. Der Indianer wird ihn, dem weißen Manne zu Gefallen, und um ihn vor unheiliger Berührung zu schützen, vergraben, aber er wird stets in der Nähe dieses Ortes herumstreifen und sein ganzes Leben hindurch denselben zu gewissen Zeiten besuchen und ihm seine Verehrung beweisen.

Diese wunderlichen Anhänge an der Kleidung eines Indianers werden aus den Haüten der verschiedensten Thiere gemacht, wie Otter, Biber, Bisam-Ratte, Wiesel, Waschbär, Iltis, Fledermaus, Maulwurf, Maus, Schlange, Frosch, Kröte, Habicht, Adler, Elster, Sperling u. s. w.; zuweilen wird sogar die Haut eines Wolfes dazu genommen, während in anderen Fällen das Thier so klein ist, daß er sich unter der Kleidung verbirgt.

Alle Stämme haben ihre Ärzte, die auch Medizin-Männer, und zwar die angesehensten sind. Sie werden ordentlich aufgefordert, den Kranken Arznei zu verordnen, wofür man sie bezahlt; manche von ihnen erlangen große Geschicklichkeit in ihrem Fache und eine bedeütende Berühmtheit unter ihrem Volke. Zuerst verordnen sie Wurzeln und Kraüter, von denen sie eine Menge verschiedener Species haben, und wenn diese nichts helfen, so schreiten sie zur Anwendung ihres letzten Mittels, nämlich der „Medizin“ oder des Geheimnisses. Wenn sie zu diesem Zwecke dem Kranken den letzten Besuch abstatten, so ziehen sie einen auf die wunderlichste Weise zusammengesetzten Anzug an, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre schrecklichen Rasseln und singen Zauber-Gesänge, in der Hoffnung, den Leidenden durch Zauberei zu heilen. Es kommen allerdings Fälle vor, daß der Kranke während der Anwendung dieser

albernen Mittel sich wieder erholt, dann sieht man den scharfsinnigen Sohn des indianischen Aeskulap mehrere Tage auf dem Dache eines Wigwam stehen, wie er der gaffenden Menge ohne allzugroße Bescheidenheit kund thut, welche erstaunliche Geschicklichkeit er in seiner Kunst erworben, und wie seine „Medizin“ durchaus unfehlbar sei. Stirbt dagegen der Kranke, so wechselt der Arzt seine Kleider, vermischt seine Klagen mit denen der Leidtragenden und versichert, es sei der Wille des Großen Geistes gewesen, daß der Kranke sterbe, weshalb seine schwachen Bemühungen, als man ihn gerufen, nicht hätten wirken können; dies genügt dem unwissenden und abergläubigen Volke, und der Ruf und Einfluß des Arztes bleibt ungeschwächt.

Ich hatte Gelegenheit, einer solchen Anwendung der „Medizin“ beizuwohnen, als bei dem Fort ein Schwarzfuß-Haüptling von einem Knistenaux-Indianer erschossen worden war; es geschah dies auf folgende Weise: —

Es hatten sich mehrere hundert Zuschauer, Indianer und Pelzhändler, um den sterbenden Häuptling versammelt; als es hieß, der Medizin-Mann komme, mußten die Anwesenden um den Verwundeten einen Kreis von 30—40 Fuß Durchmesser bilden für die wunderbaren Operationen des Doctors, und zugleich wurde ihm so viel Platz gemacht, daß er durch die Menge hindurchgehen konnte, ohne Jemand zu berühren. Als dies geschehen war, erschien der Medizin-Mann mit langsamem und vorsichtigem Schritt in dem Kreise, wo die tiefste Stille herrschte und man nur das leise und zufällige Tönen der Rasseln an seiner Kleidung hörte. Sein Kopf und Körper waren ganz mit der Haut eines gelben Bären bedeckt, dessen Kopf ihm als Maske diente, und dessen Klauen ihm auf die Handgelenke und die Knöchel herabreichten; mit der einen Hand schüttelte er die furchtbare Rassel und in der anderen schwang er seine Medizin-Lanze oder den Zauberstab. Die Mißtöne der Rassel begleitete er mit den Sprüngen und dem Geschrei der Indianer und dem abscheülichen und schreckenerregenden Grunzen, Knurren und Brummen des wüthenden Bären, während er in plötzlich herausgestoßenen Kehl-Tönen Zaubersprüche an die guten und bösen Geister richtete, und um den im Todeskampfe liegenden Mann herumtanzte, über ihn hinwegsprang, ihn mit den Füßen stieß und ihn nach allen Richtungen herumzerrte.

Dies währte etwa eine halbe Stunde bis der Verwundete starb, worauf der Medizin-Mann sich tanzend entfernte und Alles, was zu seiner Amtskleidung gehörte, sorgfältig verpackte, um es den profanen Augen zu entziehen.

Dieser Anzug ist das wunderlichste Gemisch von Gegenständen des Thier- und Pflanzenreichs. An der Haut des gelben Bären, (welcher hier selten vorkommt, daher als eine Ausnahme von der regelmäßigen Ordnung der Natur und folglich als große Medizin betrachtet wird), sind Haüte von mancherlei Thieren befestigt, die ebenfalls Anomalien oder Mißbildungen, und daher Medizin sind; ferner Haüte von Schlangen, Fröschen und Fledermaüsen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirschen, Ziegen und Antilopen — mit einem Worte — etwas von Allem, was in diesem Theile der Welt schwimmt, fliegt oder laüft.

Diese Männer, welche, wie bereits gesagt, in ihrem Stamme als Würdenträger betrachtet werden, stehen in der höchsten Achtung, jedoch nicht sowol wegen ihrer Kenntnisse in ihrer Materia medica, als vielmehr wegen ihrer Geschicklichkeit in der Zauberei und den Geheimnissen. Sie fehlen keinem Stamme und überall sind die Ärzte zugleich Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und, man möchte sagen auch Oberpriester, da sie alle religiöse Ceremonien beaufsichtigen und leiten. Man betrachtet sie überall als Orakel, sie nehmen an allen Berathungen über Krieg und Frieden Theil, und es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne erst ihre Meinung einzuholen, auf welche stets das größte Gewicht gelegt wird.

Siebentes Kapitel.

Krähen- und Schwarzfuß-Indianer. — Allgemeiner Charakter und äußere Erscheinung. — Zelt oder Wigwam der Krähen-Indianer. — Abbrechen der Zelte und Fortschaffung des Lagers. — Zubereitung und Raüchern der Haüte. — Schönheit der Kleidung. — Stehlen oder Einfangen der Pferde. — Grund des schlechten Rufes der Krähen-Indianer.

Die Schwarzfüße (Blackfeet) sind vielleicht der zahlreichste und kriegerischste von allen Stämmen in Nordamerika. Sie bewohnen das ganze Land um die Quellen des Missouri, von der Mündung des Yellow Stone-Flusses bis zu den Felsen-Gebirgen. Ihre Anzahl kann man nach den besten Schätzungen zu 40,000—50,000 Seelen annehmen. Sie sind (gleich allen Stämmen, deren Zahl groß genug ist, um ihnen Kühnheit einzuflößen) kriegerisch und grausam, d. h. sie sind raüberisch, schweifen furchtlos im Lande herum, selbst bis tief in die Felsen-Gebirge hinein, und bekämpfen ihre Feinde, worunter natürlich Alle zu verstehen sind, die das umliegende Land bewohnen.

Die Krähen-Indianer (Crows), welche an den Quellen des Yellow Stone-Flusses leben, sind den Schwarzfüßen in den erwähnten Beziehungen ähnlich; auch sie schweifen einen großen Theil des Jahres umher und suchen ihre Feinde, wo sie dieselben finden können. Sie sind weit geringer an Zahl als die Schwarzfüße, mit denen sie in beständigem Kampfe leben und deren Übermacht im Gefecht ihnen so große Verluste zugefügt, daß sie wahrscheinlich in wenigen Jahren ganz ausgerottet sein werden. Sie zählen vielleicht nicht über 7000 Seelen, und darunter wol nicht mehr als 800 Krieger. Unter den mächtigeren Stämmen, wie Sioux und Blackfeet, rechnet man auf fünf Personen einen Krieger; bei den Crows, Minataris, Puncahs und anderen kleinen, aber kriegerischen Stämmen kann dies Verhältniß nicht bestehen, da wegen des beständigen Verlustes an Männern im Kriege und bei den Büffel-Jagden oft zwei bis drei Frauen auf einen Mann kommen.

Die Schwarzfüße und Krähen-Indianer errichten ihre Wigwams oder Hütten ungefähr auf dieselbe Weise, wie die Sioux und Assinniboins. Sie werden aus zusammengenähten Büffelhaüten gemacht und im Innern von zwanzig bis dreißig fichtenen Stangen von fünfundzwanzig Fuß Länge getragen; oben befindet sich eine Öffnung, um den Rauch hinaus- und das Licht einzulassen. Wollen sie weiter ziehen, so wird eine solche Hütte von den Frauen (Squaws) in wenigen Minuten abgebrochen und mit Leichtigkeit nach einem anderen Theile des Landes transportirt, wo sie ihr Lager aufschlagen wollen. Dies geschieht sechs bis acht Mal im Laufe des Sommers, da sie den ungeheüren Büffel-Heerden bei ihren Wanderungen über die weiten Ebenen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden folgen. Sie haben hierbei den doppelten Zweck, sich Büffel-Haüte und Büffel-Fleisch zu verschaffen; erstere bereiten sie zu und verkaufen sie im Herbst und Winter an die Pelz-Compagnie, letzteres wird getrocknet, Pemmikan daraus bereitet und das Mark für den Winter aufbewahrt.

Ihr Winterlager schlagen sie gewöhnlich in hochbewaldeten Gegenden auf, an den Ufern eines Flusses, tief versteckt zwischen den umliegenden Hügeln, welche die Gewalt des Windes brechen und den langen und beschwerlichen Winter erträglicher machen. Zuweilen wohnen sie den ganzen Winter in ihren Hütten, gewöhnlich aber fällen sie Baüme und errichten eine rohe Art Blockhaus, worin sie wärmer wohnen und zugleich geschützt sind gegen die Angriffe ihrer Feinde, denn ein Blockhaus bietet gegen indianische Waffen ziemliche Sicherheit dar.

Die Krähen-Indianer haben von allen Stämmen dieser Gegend und vielleicht in ganz Nordamerika die schönsten Hütten. Sie errichten dieselben, wie bereits erwähnt, auf dieselbe Weise und aus demselben Material wie die Sioux; zuweilen bereiten sie die Haüte, aus welchen dieselben bestehen, so zu, daß sie weiß wie Leinwand erscheinen, besetzen sie sehr hübsch mit den Stacheln des Stachelschweins und bemalen und verzieren sie auf manchfaltige Weise, daß sie dem Auge einen sehr hübschen Anblick gewähren. Ich besitze eines dieser Zelte, welches schön verziert, mit Skalp-Locken besetzt und so geraümig ist, daß vierzig Personen darin speisen können. Die Fichtenstangen, welche es tragen, etwa dreißig Stück, stammen aus den Felsen-Gebirgen, und sind vielleicht einige hundert Jahre im Gebrauch. Das aufgeschlagene Zelt hat eine Höhe von fünfundzwanzig Fuß, auf der einen Seite befindet sich das Bild des Großen oder Guten Geistes, auf der anderen das des Bösen Geistes, und das Ganze macht einen sehr hübschen Eindruck.

Das Abbrechen und Fortschaffen der Zelte eines Lagers ist sehr merkwürdig. Als ich den Missouri hinauf fuhr, sah ich ein aus 600 Zelten bestehendes Lager in wenigen Minuten abbrechen, zusammenpacken und den Zug sich in Bewegung setzen. Will ein Haüptling den Lagerplatz verändern, so schickt er, wenige Stunden vor der bestimmten Zeit, seine Laüfer oder Ausrufer (deren jeder Haüptling in seinem Dienste hat) durch das Lager, um seine Absicht und die Stunde des Aufbruchs zu verkünden. Es werden dann



sogleich die nöthigen Vorbereitungen getroffen und zu der festgesetzten Zeit sieht man das Zelt des Haüptlings, nachdem einige der Zeltstangen hinweggenommen, im Winde flattern. Dies ist das Zeichen; in einer Minute sieht man alle Zelte, die so eben noch unbeweglich auf der schönen, ebenen Grasflur standen, im Winde hin und her flattern und in der nächsten Minute liegen alle flach am Boden, worauf die schon bereit stehenden Pferde und Hunde mit der ihnen bestimmten Last beladen werden.

Zu diesem Zweck bindet man die Zeltstangen in zwei Bündel zusammen und befestigt sie mit den dünnen Enden zu beiden Seiten an den Schultern oder dem Widerrist des Pferdes, während die dicken Enden zu beiden Seiten auf dem Boden nachschleppen. Dicht hinter dem Pferde wird ein Querholz befestigt, welches die Zeltstangen in gehöriger Entfernung von einander hält und auf dieses und die Stangen legt man nun das zusammengelegte Zelt und eine Menge Hausgeräthe, und oben auf allen diesen Dingen sitzen zwei, drei und zuweilen vier Frauen und Kinder! Jedes dieser Pferde wird von einer Frau geführt, die entweder mit einem großen Pack auf dem Rücken vorausgeht, oder rittlings auf dem Pferde sitzt, vielleicht mit einem Kinde an der Brust, während ein anderes hinter ihr sitzt, mit dem einen Arm sich an der Mutter festhält und mit dem anderen zärtlich einen jungen Hund umschlingt.

Auf diese Weise werden fünf- bis sechshundert Wigwams mit allem Hausgeräth meilenweit über die Grasebenen dieses Landes fortgeschafft und dreimal so viel Männer sieht man auf guten Pferden vorauf oder an den Seiten herumschweifen. Bei einigen Stämmen folgen hinter dieser sonderbaren Karawane wenigstens fünfmal so viel Hunde, von denen jeder, der groß genug und nicht etwa zu schlau ist, um sich einjochen zu lassen, auf dieselbe Weise wie die Pferde eingespannt wird und auf fünfzehn Fuß langen Stangen seine Ladung ziehen muß, die aus einem Theile der Geräthschaften desjenigen Zeltes besteht, zu dem er gehört.

Die Krähen-Indianer sind gleich den Schwarzfüßen schön gekleidet und vielleicht mit noch etwas mehr Geschmack und Eleganz, da die Haüte, woraus ihr Anzug gemacht wird, feiner und weißer zubereitet werden; sie übertreffen hierin die civilisirten Völker und verfahren dabei auf folgende Weise: Zuerst legen sie die Büffel- und andere Haüte einige Tage in eine Lauge von Asche und Wasser; sodann werden sie über einen Rahmen, oder auf der Erde zwischen Pflöcken oder Nägeln ausgespannt, mit Büffel- und Elen-Gehirn bestrichen und bleiben so mehrere Tage liegen, worauf sie von den Squaws mittelst eines an den Rändern geschärften Knochens auf der Fleischseite geschabt, getrocknet, weich gemacht und zur Benutzung zugerichtet werden.

Der größere Theil dieser Häute wird jedoch noch einer anderen Behandlung unterworfen, wodurch sie werthvoller und brauchbarer werden — sie werden nämlich geraüchert. Zu diesem Zwecke wird ein kleines Loch in die Erde gegraben und darin faules Holz angezündet, welches viel Rauch und wenig Flamme giebt; um das Loch herum werden mehrere Pfähle von gehöriger Länge in die Erde gesteckt, oben zusammen gebunden und mit einer

Haut bedeckt, deren Ränder man gewöhnlich zusammennäht, damit der Rauch nicht entweicht. In diese zeltartige Vorrichtung wird nun die zu raüchernde Haut eingehängt und bleibt in dem heißen Rauch einen Tag oder länger. Die auf diese Weise geraücherten Häute mögen noch so oft naß werden, sobald sie trocken geworden, erlangen sie wieder die frühere Weichheit und Biegsamkeit. Die Kleidung des Indianers wird hundertmal auf seinem Körper naß und bleibt immer weich, und die dem Regen und der Strenge des Winters ausgesetzten Zelte sind beim Abbrechen eben so weich und rein, als ob sie eben neü wären aufgeschlagen worden.

Ein Krähen-Indianer ist überall an seiner hübschen, weißen Kleidung und seiner großen, schönen Figur zu erkennen; die meisten sind sechs Fuß groß. Die Schwarzfüße sind dagegen von mittlerer Größe, mit breiten Schultern und stark gewölbter Brust; die Haüte, aus denen sie ihren Anzug verfertigen, sind schwarz und von dieser Farbe ihrer Beinkleider und Mokassins (Schuhe) haben sie wahrscheinlich den Namen S c h w a r z f ü ß e erhalten.

Die Krähen-Indianer haben stets, so lange man sie kennt, für sehr höflich und freündlich gegolten. Sie haben unstreitig zuweilen in ihrem Lande Trappers und Reisende beraubt, weshalb man sie Schelme, Diebe, Schurken erster Klasse genannt hat; aber sie selbst betrachten dies nicht so. Stehlen ist allerdings auch in ihren Augen ein großes Verbrechen und die schmachvollste Handlung, deren ein Mann sich schuldig machen kann; wenn sie aber zuweilen das Pferd eines Pelzhändlers entführen, so nennen sie das „Fangen“ und rühmen sich dessen; sie betrachten dies als eine Art Wiedervergeltung oder summarischen Verfahrens, welches sie für recht und ehrenwerth halten. Und warum sollten sie dies nicht für die zügellosen Eingriffe, welche die habsüchtigen weißen Männer von einem bis zum andern Ende des Landes sich erlauben, indem sie das Wild tödten und die Biber und anderen werthvollen Pelzthiere wegfangen, ohne irgend eine Entschädigung dafür zu geben und selbst auch dann noch damit fortfahren, nachdem sie mehrmals gewarnt worden sind vor den Gefahren, denen sie sich aussetzen, wenn sie dies Verfahren nicht einstellen. Ich halte die Indianer für den redlichsten und ehrenwerthesten Menschenschlag von Allen, unter denen ich jemals gelebt habe, und ich versichere auf meine Ehre, daß sie im Naturzustande gewiß von allen Menschen die letzten sind, welche stehlen oder rauben, wenn man sich ihrer Ehre anvertraut. Und für das unaufhörliche und maßlose Raub- und Plünderungs-System, welches die habgierigen weißen Männer gegen die rechtmäßigen Eigenthümer des Bodens ausüben, sowie für die Ausschweifungen, die sie begehen, ist das gelegentliche Wegtreiben einiger Pferde doch wol nur eine gelinde Strafe, wol die gelindeste, die man erwarten sollte; und in der That kann nur ein sehr ehrenwerthes und edeldenkendes Volk es dabei bewenden lassen, während es doch in seiner Macht stände, die wenigen weißen Männer in seinem Lande einer weit strengeren Bestrafung zu unterwerfen, ohne irgend einem Gesetze dafür verantwortlich zu sein.

In St. Louis und anderen Orten sagte man mir, daß die Krähen-

Indianer die abgefeimtesten Schurken, Diebe und Straßenraüber seien, eine Ansicht, die sich seitdem allgemein verbreitet hat und die sich einzig darauf gründet, daß sie den Agenten der Pelz-Compagnie, Crooks und Hunt, als diese auf ihrem Wege nach Astoria durch ihr Gebiet zogen, einige Pferde wegtrieben. Diese Herren, welche große Vorräthe von Waaren, Flinten, Munition, Messern, Lanzen und Pfeilspitzen u. s. w. bei sich hatten, lagerten einige Zeit lang im Gebiete der Krähen-Indianer (ich glaube, sie überwinterten dort). Die Indianer versammelten sich in großer Menge um sie, behandelten sie freündlich und wohlwollend und ersuchten sie (nach der eigenen Aussage jener Herren), ihnen Flinten, deren sie sehr nöthig bedürften, so wie einige andere Gegenstände gegen Pferde zu überlassen. Dies verweigerten die weißen Männer, da sie doch von dem Wilde der Indianer lebten. Sie erzählten unstreitig, daß sie ihre Waaren nach Astoria bringen müßten; allein die Indianer wußten nichts von diesem Orte, ihnen war es genug, daß die Waaren weiter nach Westen gingen, um daraus zu schließen, daß die Waffen für ihre Todfeinde, die Schwarzfüße, bestimmt seien, die dann über sie herfallen und sie vertilgen würden. Sie ritten daher fort, und um ihren Unwillen zu zeigen nahmen sie einige Pferde der Compagnie mit hinweg, wofür sie Diebe und Straßenraüber genannt worden sind. Es ist bei allen Wilden gebraüchlich und ein Theil ihrer Rechtspflege, sich an dem zu rächen, der sie beleidigt hat, und wenn dies nicht möglich ist, an dem ersten weißen Manne, der ihnen begegnet, vorausgesetzt, daß der Beleidiger ein Weißer war. Es sollte mich daher gar nicht überraschen, wenn mir oder dem geneigten Leser, falls er in dies Land kommen sollte, für jene (angebliche) Beleidigung das Pferd geraubt würde.

Dennoch sprechen diejenigen, welche jahrelang des Handels wegen mit ihnen verkehrten, z. B. die Herren Mackenzie, Sublette und Campbell, sich sehr günstig über sie aus, und erklären sie für eine der ehrenwerthesten, biedersten und hochherzigsten Nationen der Erde, mit tiefem Gefühl für Ehre, furchtlos und tapfer, aber auch schnell im Bestrafen oder Wiedervergelten einer erlittenen Beleidigung.

Achtes Kapitel.

Weitere Bemerkungen über die Krähen-Indianer. — Außerordentliche Länge ihres Haares. — Eigenthümlichkeit ihres Kopfes. — Frauen der Krähen- und Schwarzfuß-Indianer. — Ihre Art sich zu kleiden und zu bemalen. — Unterschied zwischen den Sprachen der Krähen-Indianer und der Schwarzfüße. — Verschiedene Horden. — Verschiedene Sprachen und Anzahl der Schwarzfüße. — Knistinaux. — Assinniboins und Odschibbewäs. — Die Assinniboins ein Theil der Sioux. — Ihre Weise Fleisch zu kochen. — Der Pfeifen-Tanz. — Der Haüptling Wijun-jon; sein Besuch in Washington. — Kleidung der Frauen und Kinder der Assinniboins. — Knistineaux oder Krihs; ihr Karakter und ihre Zahl. — Odschibbewäs.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß die meisten Krähen-Indianer sechs Fuß groß sind, und dennoch ist bei Vielen das Haar so lang, daß es beim Gehen den Boden berührt und in einigen Fällen sogar noch einen Fuß lang auf demselben hinschleppt; es verleiht dies ihren Bewegungen eine ungemeine Grazie und Schönheit. Sie bestreichen ihr Haar gewöhnlich jeden Morgen reichlich mit Bärenfett und dies ist vielleicht eine, wenn auch nicht die einzige Ursache der ungemeinen Länge desselben, denn die übrigen Stämme dieser Gegend befolgen das nämliche Verfahren, ohne jedoch das nämliche Resultat zu erlangen. Nur die Mandaner und Sioux haben ebenfalls sehr starkes Haar, welches auch bei ihnen zuweilen fast bis auf die Erde reicht.

Diese ungewöhnliche Länge des Haares bei den Krähen-Indianern beschränkt sich jedoch nur auf die Männer; die Frauen haben zwar auch schönes, glänzendes und starkes Haar, aber entweder verstehen sie nicht, es so zu pflegen, oder sie dürfen es nicht so lang tragen, wie die Männer, die auf ihr langes Haar sehr stolz sind; in manchen Fällen müssen die Frauen das Haar ganz abscheeren.

Der Gebrauch der Männer, das Haar lang zu tragen, herrscht bei allen westlichen und nordwestlichen Stämmen jenseits der Sioux und Fuchs-Indianer. Die Pahnis am Platte-Flusse und etwa zwei oder drei andere Stämme scheeren den Kopf fast ganz kahl.

Der gegenwärtige Haüptling der Krähen-Indianer heißt „Langhaar“ und verdankt seinen Namen und seine Würde dem Umstande, daß er von allen Männern seines Volkes das längste Haar hat. Sublette und Campbell maßen es und fanden es zehn Fuß sieben Zoll lang; auch überzeugten sie sich, daß es durchaus sein eigenes Haar sey. Er umwindet es gewöhnlich vom Kopfe an mit einem breiten Lederriemen und wickelt es dann auf zu einem zehn bis zwölf Zoll langen und einige Pfund schweren Knaül, den er beim Gehen unter dem Arm oder auf der Brust in den Falten des Kleides trägt. Bei feierlichen Aufzügen oder ähnlichen Gelegenheiten ist es dagegen sein Stolz, es mit Bärenfett einzureiben und aufgelöst herabhangen zu lassen, so daß es, schwarz und

glänzend wie ein Raben-Fittig, noch in der Länge von drei bis vier Fuß auf dem Rasen nachschleppt.

Die meisten oberen Stämme haben die Gewohnheit, an ihr eigenes Haar fremdes mit Leim anzukleben, wahrscheinlich um das lange Haar der Krähen-Indianer nachzuahmen, denen allein die Natur diese ausgezeichnete Zierde verliehen hat.

Ich zeichnete in dem Fort mehrere angesehene Krähen-Indianer, unter Anderen Chah-ee-chopes (die vier Wölfe), einen hübschen Mann, dessen natürliches Haar den Boden berührt, wenn er geht. Er hat einen schönen und männlichen Anstand und trauert um seinen Bruder, weshalb er sich einige Büschel seines schönen Haares abgeschnitten hat; es ist dies Alles, was ein Mann von dieser wichtigen, den größten Theil seines Lebens hindurch gepflegten Zierde missen kann. Wenn dagegen eine Frau um ihren Ehemann oder ihr Kind trauert, so schneidet sie das Haar bis an den Kopf ab und hört allmälich auf zu trauern, so wie das Haar sich der früheren Länge wieder nähert.

Außerdem malte ich einen ausgezeichneten Krieger Duhk-pits-a-ho-shee (Rother Bär), seine Frau Oo-je-en-a-he-ha (die Frau, welche in der Bärenhöhle lebt) und den jüngeren Pa-ris-ka-roo-pa (zwei Krähen). Der Letztere zeichnet sich aus durch seinen ungemeinen Scharfsinn als Redner und Rathgeber schon in früher Jugend und auf etwas übermäßige Weise durch das karakteristische Kennzeichen der Krähen-Indianer, nämlich den halbmondförmigen Umriß des Kopfes und die niedrige, zurücktretende Stirn. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit dieses Stammes, woran man sogleich den Krähen-Indianer erkennen kann, wenn sie auch nicht bei Allen so stark hervortritt.

Die Frauen der Krähen-Indianer (und ebenso der Schwarzfüße) sind nicht schön und, wie bei allen Stämmen, die Sklavinnen ihrer Männer; alle haüslichen und andere schwere Arbeiten liegen ihnen ob und sie dürfen weder an den religiösen Gebraüchen, noch an den Tänzen und anderen Vergnügungen Theil nehmen. Sie sind bei allen diesen oberen und westlichen Stämmen sehr anständig und oft sehr schön und geschmackvoll gekleidet. Der ganze Anzug wird aus Hirsch- oder Ziegenhaut gemacht, reicht vom Kinn bis zu den Füßen herab und ist mit Hermelin besetzt und sehr zierlich mit Stachelschwein-Stacheln und Knöpfchen besetzt. Gleich allen indianischen Frauen scheiteln sie das Haar auf der Stirn und färben die Scheitellinie mit Zinnoberoder rother Erde. Die Männer der Schwarzfüße scheiteln das Haar an zwei Stellen auf der Stirn und lassen dazwischen ein Büschel von einem bis zwei Zoll Breite, welcher sorgfältig bis auf die Nasenwurzel herunter gestrichen und dort gerade abgeschnitten wird.

Die Sprachen dieser beiden Stämme sind unter sich und von denen aller benachbarten Stämme ganz verschieden. Da beide seit undenklichen Zeiten sich befehden, so verheirathen sie sich nicht untereinander und haben auch keine Unterredungen, wodurch sie eine gegenseitige Kenntniß ihrer Sprache erlangen könnten.

Es gehörte ein Menschenleben dazu, um die Sprachen aller dieser ver-

schiedenen Stämme, welche ich besuchte, zu sammeln; ich muß dies Andern überlassen, die Zeit dazu haben, sich ausschließlich damit zu beschäftigen. Ich habe jedoch ein kurzes Verzeichniß von Wörtern und Redensarten dieser Stämme gesammelt, welches wenigstens als eine Probe dienen kann und am Ende dieses Werkes mitgetheilt werden soll.

Die Schwarzfüße sind vielleicht der mächtigste Indianerstamm auf dem Kontinent und da sie sich ihrer Stärke bewußt sind, so haben sie sich hartnäckig den Pelzhändlern widersetzt, die allmälig mit ihnen Bekannschaft gemacht haben und einen dauernden und einträglichen Handel anzuknüpfen suchen. Da ihr Gebiet reich ist an Bibern, Büffeln und den meisten Pelzthieren Nord-Amerikas, so hat die amerikanische Pelzcompagnie ihre Niederlassungen bis in jenes Land vorgeschoben und die zahlreichen Schaaren der Träppers folgen den Flüssen und Strömen und vertilgen die dort lebenden Biber. Die Schwarzfüße haben daher wiederholt erklärt, daß, wenn die Träppers fortführen, die Biber wegzufangen, sie dieselben todtschlagen würden, wo sie ihnen begegneten. Sie haben diese Drohung schon vielfach wahr gemacht und die Compagnie verliert jährlich fünfzehn bis zwanzig Leute, welche von den Schwarzfüßen bei Vertheidigung ihres Eigenthums und ihrer Rechte erschlagen werden. Geschenke und Branntwein werden indeß auch hier, wie bei allen anderen Stämmen, ihren Zauber nicht verfehlen und die Habgier des weißen Mannes wird die Prairieen und die Flüsse bis an die Rocky Mountains und hinüber bis an den Großen Ocean ihrer Reichthümer berauben und dem Indianer nur eine traurige, einsame Wüste überlassen, um darin zu wohnen und endlich zu verhungern.

Die Schwarzfüße sind daher weit weniger mit den Weißen in Berührung gekommen und weit weniger gekannt, als die meisten anderen Stämme. Über ihre Zahl weiß man nichts Gewisses, indeß glaube ich nach den von den Pelzhändlern eingezogenen Erkundigungen annehmen zu können, daß alle unter dem Namen der Schwarzfüße begriffenen Indianer etwa 40,000 Seelen betragen. Bei der unvollkommenen Kenntniß, die man von diesen und den anderen, um die Quellen des Missouri lebenden Stämmen hat, dürften indeß wol mehr Indianer zu den Schwarzfußen gerechnet werden, als eigentlich dazu gehören, z. B. die Großbauche der Prairieen (Grosventres des Prairies) und die Cotonnés, welche nicht die Sprache der Schwarzfüße reden, aber mit ihnen jagen, essen und fechten und sich mit ihnen verheirathen, also als Bundesgenossen und Freunde mit ihnen leben, aber ihre eigene Sprache und ihre eigenen Gebräuche haben.

Die eigentlichen Schwarzfüße werden in vier Horden oder Familien getheilt, nämlich die Pi-a-ganer, mit 500 Zelten; die Schwarzfuß-Horde, mit 450 Zelten; die Blut-Horde, mit 450 Zelten und die Kleinen Röcke, mit 250 Zelten. Diese vier Horden, welche zusammen etwa 1650 Zelte haben, bestehen, wenn man zehn Personen auf jedes Zelt rechnet, aus 16,500 Seelen.

Von den anderen, oben erwähnten Stämmen, die vielleicht mit Unrecht

zu den Schwarzfüßen gerechnet werden, haben die Großbaüche der Prairieen 430 Zelte und eine ganz verschiedene Sprache, die Circihs (Circees) 220 Zelte und die Cotonnés 250 Zelte und ebenfalls ihre eigene, von der der anderen ganz abweichende Sprache*).

Es ist in diesen Gegenden ein reiches und interessantes Feld für den Sprachforscher. Die Annahme einiger Gelehrten, daß sämmtliche Indianersprachen Nordamerikas sich auf zwei oder drei Wurzeln zurückführen ließen, dürfte sich, nach meiner Ansicht, bei genauerer Untersuchung wol als unhaltbar erweisen. Die Sprache der Dahcotas ist gänzlich verschieden von der Sprache der Mandaner, die sich wieder völlig von der der Schwarzfüße und der Krähen-Indianer unterscheidet. Brazeau, ein kenntnißreicher und genauer Beobachter, welcher lange unter den Schwarzfüßen und Shiennes lebte und die Sprachen dieser und der benachbarten Stämme spricht, versichert ebenfalls, daß alle diese Sprachen radikal verschieden seien, und daß er, während seines langen Aufenthalts unter diesen Stämmen, nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen den Sprachen der Circihs, Cotonnés, Schwarzfüße, Shiennes, Krähen-Indianer und Mandaner habe entdecken können. Nach dem, was ich von anderen, mit diesen Stämmen bekannten Personen gehört habe, bin ich von der Richtigkeit dieser Angaben vollkommen überzeügt.

Die Knistinaux oder Crihs, wie sie gewöhnlich genannt werden, sind von kleinem Wuchse, aber gut gebaut, stark und lebhaft. Sie sind ungemein tapfer und trotz ihrer geringen Zahl (etwa 3000 Seelen) in beständigem Kampfe mit den Schwarzfüßen, welche ihnen gegen Westen wohnen. Wegen dieser Ungleichheit in der Zahl nimmt die Menge ihrer Krieger schnell ab. Sie bewohnen das Land von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses in nordwestlicher Richtung weit in das britische Gebiet hinein und verkehren hauptsächlich mit den Handelsposten der britischen Nordwest-Compagnie.

Die Assinniboins (7000 Seelen) und die Odschibbewäs (Djibbeways, 6000 Seelen) nehmen einen weiten Landstrich ein von der Yellow-Stone-Mündung in nordöstlicher Richtung bis zum Winnepeg-See und handeln vornämlich mit der britischen Compagnie. Diese drei Stämme leben als Nachbarn in Freündschaft mit einander; doch dürfte dies gute Vernehmen, welches wahrscheinlich nur durch die Pelzhändler zu Stande gebracht worden ist, gleich allen indianischen Friedensverträgen, wol nicht allzu lange währen.

Die Odschibbewäs sind unstreitig ein Theil des Stammes der Tschippewäs, welche die Südwestufer des Oberen (Superior) Sees bewohnen. Ihre Sprache ist dieselbe, obgleich sie mehrere hundert englische Meilen von einander

---

*) Mehrere Jahre nachdem ich das Obige geschrieben hatte ich eine Unterredung mit dem Major Pilcher, einem ehrenwerthen Manne, welcher lange als Agent unter diesem Volke lebte und gegenwärtig Oberaufseher der Indianerangelegenheiten in St. Louis ist, und erfuhr von ihm zu meinem Erstaunen, daß die Schwarzfüße, mit Einschluß der oben erwähnten Bundesgenossen, wol nahe an 60,000 Seelen zählten.

entfernt sind; sie scheinen keine Nachrichten darüber zu besitzen, wie oder wann sie getrennt wurden.

Die Assinniboins gehören offenbar mit den Dahcotas oder Sioux zu einem Stamme, denn sie gleichen sich sowol im äußeren Ansehen, als in der Sprache. Auch über die Trennung dieser beiden Theile eines Stammes weiß man nichts Näheres. Es kommen solche Trennungen mehrfach vor. Große Streifparteien entfernen sich auf der Jagd oder im Kriege oft sehr weit von der Heimat und lassen sich, wenn ihnen die Rückkehr durch Feinde abgeschnitten ist, in entfernten Gegenden nieder.

Ihren Namen haben die Assinniboins von der sonderbaren Weise das Fleisch zu kochen erhalten. Wenn sie sonst ein Thier erlegt hatten, so gruben sie ein Loch von der Größe eines gewöhnlichen Topfes in die Erde, legten ein Stück von der rohen Rückenhaut des Thieres darüber, preßten es mit der Hand hinein, daß es eng an die Seiten anschloß, füllten es mit Wasser und legten das Fleisch hinein, während in einem nahe bei befindlichen Feüer große Steine glühend gemacht und dann in das Wasser hineingehalten wurden, bis das Fleisch gekocht war. Wegen dieses eigenthümlichen Gebrauchs haben die Odschibbewäs ihnen den Namen „Assinniboins“ oder „Steinkocher“ gegeben. Jetzt ist dieser Gebrauch längst abgeschafft und kommt nur noch bei Festlichkeiten vor; denn lange zuvor, ehe die Pelzhändler ihnen Töpfe lieferten, hatten die Mandaner sie in der Anfertigung von guten und brauchbaren irdenen Töpfen unterrichtet.

Sie sind ein schöner Menschenschlag; die Männer haben viel Anstand in ihren Bewegungen und wissen ihre bemalten Mantel von Büffelhaut auf sehr gefällige Weise zu tragen. Sie sind tüchtige Jäger und ziemlich mit Pferden versehen, und da ihr Land reich an Büffeln ist, so besitzen sie Alles, was zu einem behaglichen Indianerleben gehört. Ihre Spiele und Unterhaltungen sind manchfach; das beliebteste ist das Ballspiel, ferner das Mokassinspiel, Pferderennen und Tänze. Die letzteren sind genau dieselben wie bei den Sioux, von denen später die Rede sein wird; dagegen scheint der Pfeifentanz ihnen eigenthümlich zu seyn, weshalb ich ihn hier näher beschreiben will.

Auf einem festgestampften Platze vor dem Dorfe, der zu allen öffentlichen Versammlungen und auch zu vielen Vergnügungen diente, saßen die jungen Leüte, welche den Tanz aufführen wollten, auf Büffelhaüten um ein kleines Feüer; in der Mitte, dicht bei dem Feüer, saß ein Würdenträger, der ein Haüptling (vielleicht ein Arzt oder Medizin-Mann) zu sein schien, mit einer langen Pfeife, die er am Feüer anzündete und unaufhörlich rauchte, indem er in halberstickten Kehltönen eine Art Gesang ausstieß. Während dies vorging, fing ein anderer, grimmig aussehender Bursche an, eine Trommel oder Tambourin zu schlagen und mit seiner Stimme zu begleiten, worauf einer von den sitzenden jungen Leüten sich erhob, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße herumsprang und nach dem Tacte der Trommel dazu sang. Nachdem er mehrmals auf diese Weise die Runde gemacht und jedem der Sitzenden seine Faüste vor das Gesicht gehalten hatte, ergriff er einen derselben bei der Hand, riß ihn empor, tanzte eine Weile mit ihm und ließ ihn dann los, um seinen Tanz

in der Mitte des Kreises fortzusetzen; Jener tanzte nun seinerseits weiter, riß einen Andern empor und schloß sich dann seinem Gefährten in der Mitte des Kreises an. So ging es fort, bis Alle auf den Füßen waren und mit Gesticulationen und Geschrei einen solchen Lärm machten, daß die Erde unter unsern Füßen zu zittern schien. Dies währte etwa eine halbe Stunde zur großen Belustigung der Zuschauer und endigte mit einem höchst durchdringenden Geschrei und Gebell, wie von erschreckten Hunden.

Die Assinniboins haben auch, gleich den Krähen-Indianern, sehr langes Haar, das zuweilen fast bis auf die Erde reicht. Diese große Länge wird jedoch, wie ich mich überzeügte, in den meisten Fällen dadurch hervorgebracht, daß man anderes Haar in verschiedenen Abständen an das eigene anleimt und diese Stellen mit einer Art Teig von rother Erde und Leim bedeckt, welches sich überdies in Zwischenraümen von zwei bis drei Zoll wiederholt. Das Haar wird in Büschel von etwa Zollbreite getheilt und hangt über den Rücken bis auf die Fersen hinab.

Ich malte den Sohn des Haüptlings, einen ausgezeichneten jungen Mann Namens Wi-jun-jon (Taubenei-Kopf) und seine Frau Chin-cha-pee (der kriechende Feüerwurm), eine hübsche Squaw, die einen schönen Anzug von dem Felle des Bergschafes trug und den mit sonderbarem Schnitzwerke verzierten Stab in der Hand hatte, mit welchem in diesem Lande jede Frau versehen ist und der dazu dient, die Prairie-Rübe, „Pomme blanche", auszugraben, welche in diesen nördlichen Prairieen in großer Menge vorkommt und den Indianern eine reichliche und nahrhafte Speise darbietet. Die Frauen sammeln diese Rüben, indem sie den Stab in die Erde stecken und sie dann herausheben; sie werden getrocknet aufbewahrt.

Ich war zugegen als Wi-jun-jon, nach einer Abwesenheit von einem Jahre oder länger, zu seinem Stamme, seiner Frau und seinen kleinen Kindern zurückkehrte. Er hatte Washington besucht, wo er den Winter über unter den Fashionables der feinen Welt zugebracht hatte, und ich kann versichern, daß sein Erscheinen unter seinem eigenen Volke als ein civilisirter Stutzer ein außerordentliches Ereigniß war und unter den rothen Assinniboins ungewöhnliches Aufsehen erregte. Ich reiste mit ihm von St. Louis auf dem Dampfbote „Yellow Stone" zusammen und war dabei, als er ans Land ging, wo auf einer schönen Prairie mehrere Tausende seiner Landsleüte versammelt waren. Er trug die blaue Uniform eines Obersten, die ihm der Präsident der Vereinigten Staaten geschenkt hatte, mit goldenen Epauletten, Schärpen und breitem Säbel, sowie Stiefel mit hohen Absätzen und unter dem Arm ein Fäßchen mit Branntwein und einen blauen Schirm in der Hand. In dieser Metamorphose setzte er sich auf das Ufer unter seine Freünde, sein Weib und seine andern Verwandten, die nicht das mindeste Zeichen der Erkennung gaben, obgleich sie sehr gut wußten, wer vor ihnen saß; auch er blickte auf Alle — sein Weib, seine Ältern und Kinder, als ob es Fremde seien. Nachdem dies wechselseitige Anschauen eine volle halbe Stunde gewährt hatte, begann ein allmäliges, aber aüßerst kaltes und höchst förmliches Erkennen und Bekanntwerden, ohne die

geringste Bewegung, und der frühere Umgang wurde so fortgesetzt, als ob derselbe gar nicht wäre unterbrochen gewesen.

Es ist dies ein Beispiel von dem Stoicismus, welcher allen nordamerikanischen Indianern eigen ist und einen der auffallendsten Züge in ihrem Charakter bildet, von ihnen, gleich manchen andern Sonderbarkeiten, hoch geschätzt, gepflegt und ausgeübt wird, ohne daß wir die Gründe dafür einzusehen vermöchten und auch vielleicht nie einsehen werden

Dieser Mann erregt wunderbares Aufsehen unter seinem Stamme, der sich Tag und Nacht staunend und lautlos in Masse um ihn versammelt, wenn er erzählt, was er in der feinen Welt gesehen und was ihnen natürlich Alles unverständlich und unbegreiflich ist, weshalb sie bereits anfangen, ihn als Lügner und Aufschneider zu betrachten. Welche Folgen seine Reisen und seine Bekanntschaft mit der civilisirten Welt für ihn haben werden, muß die Zeit lehren. Jetzt wird er von den angesehenen Männern des Stammes verachtet und er ist wegen der Vortheile, die man aus seiner fashionablen Reise für ihn hätte erwarten sollen, eher zu bemitleiden, als zu beneiden.

Die Frauen dieses Stammes sind anmuthig und zuweilen hübsch; ihr Anzug, sowie der der Kinder, wird gewöhnlich aus den Fellen der Bergziege gemacht und mit den Stacheln des Stachelschweines und Reihen von Elenzähnen besetzt.

Die Knïstineaux oder Crihs, wie sie gewöhnlich in diesem Lande genannt werden, sind ein sehr zahlreicher Stamm, der sich von dem Fort nordwärts bis zu den Ufern des Winnepeg-Sees und in nordwestlicher Richtung selbst bis über die Rocky Mountains hinaus erstreckt.

Ich sagte oben, daß sie 3000 Seelen zählten; damit ist jedoch nur der kleine Theil des großen Stammes gemeint, welcher das Fort der amerikanischen Pelz-Compagnie an der Mündung des Yellow-Stone-Flusses des Handels wegen zu besuchen pflegt, und kaum selbst die große Ausdehnung des Gebietes kennt, über welches dieser zahlreiche und zerstreüte Stamm verbreitet ist. Ihre Gebraüche sind noch als die ursprünglichen anzusehen, da die Gewohnheiten der civilisirten Welt bis jetzt noch nicht bei ihnen Eingang gefunden haben. Sie kleiden sich, gleich den andern Stämmen dieser Gegenden, in Felle, auch ist ihre Jagd und Kriegführung eine ganz ähnliche. Sie sind ein kühner, unternehmender Stamm, der weit über die Prairieen herumschweift und den Feind in seinem eigenen Lande bekämpft. Mit dem zahlreichen Stamme der Schwarzfüße führen sie einen unversöhnlichen Krieg, und obgleich sie geringer an Zahl und kleiner von Figur sind, so haben sie sich doch eben so kräftig und nicht weniger glücklich in den Kämpfen bewiesen.

Neüntes Kapitel.

Betrachtungen über den großen fernen Westen und seine Gebraüche. — Alte Bekanntschaft. — Gang und Wirkungen der Civilisation. — Der Verfasser sucht den „Fernen Westen“. — Zusammentreffen mit dem Frei-Träpper Baptiste.

Wer in einem solchen Lande ist, wie ich gegenwärtig, der hat keine Muße zum Schreiben und kaum Zeit genug zum Moralisiren. Alles, was er thun kann, ist, seinen Skalp zu bewachen und sich nach Lebensmitteln umzusehen. Aber die flüchtigen Vorfälle des wilden Lebens geben schnelle und unauslöschliche Eindrücke der lebhaftesten Art, und wer sie sich wieder zu vergegenwärtigen vermag, dem bieten sie ein reiches Material für seine Feder dar. Wer für solche Eindrücke empfänglich ist, kann eine Menge von Vorfällen sammeln, die sich leicht beschreiben lassen — er braucht nur das Gemälde einer Welt zu entwerfen, die von Allem, was man bisher gesehen und geschildert, gänzlich verschieden ist; mit ihren Tausenden von (englischen) Meilen, mit ihren Tausend und aber Tausenden von rasenbewachsenen Hügeln und Thälern, wo das tiefste Schweigen herrscht und wo der zu Betrachtungen geneigte Geist seinem Schöpfer näher zu sein glaubt. Hat wol irgend Jemand einen der grünen Hügel des Missouri erstiegen, von dessen Gipfel der Blick über die endlosen grasbedeckten Hügel und Thäler schweift, wo das Schweigen des Todes herrscht und nicht einmal die Stimme eines Vogels oder eines Heimchens gehört wird — ohne von dem Gefühl einer sanften Melancholie befallen zu werden, die seine Gedanken von allem, was unter und neben ihm war, abzog!

Man hat nur ein weites Land voll grüner Felder zu schildern, wo die Menschen alle roth sind — wo Fleisch das Hauptnahrungsmittel bildet — wo es keine Gesetze gibt, als die der Ehre — wo an die Stelle der Eichen und Nadelhölzer der Baumwollenbaum und der Peccan treten — wo der Büffel, das Elenn, das Bergschaaf und die windschnelle Antilope herumschweifen — wo Elstern und plaudernde Papageien statt des Rothkehlchens und der Bachstelze erscheinen — wo die Wölfe weiß und die Bären grau — wo Fasanen die Hühner der Prairieen sind und die Frösche Hörner haben — wo die Flüsse gelb sind und civilisirte Menschen das Aussehen von Wilden erhalten. In diesem ganzen wunderbaren Lande sind alle Hunde Wölfe — alle Frauen Sklavinnen — alle Männer Gebieter. Von alten Bekannten erkennt man in diesem Lande der wunderlichsten Metamorphosen nur die Sonne und die Ratten wieder; jene sendet überall ihre wohlbekannten Strahlen herab und Monsieur Ratapon wurde als ein alter Bekannter begrüßt, den ich mit Freüden wiedersah, obgleich auch er etwas wilder aussah.

Wenn man diese unermeßlichen Regionen des klassischen Westen durchreist, so wird der Menschenfreünd zur Bewunderung hingerissen; aber um dorthin zu gelangen, ist man genöthigt, aus dem Licht und Glanz der civilisirten

Atmosphäre hinabzusteigen zu den verschiedenen Graden der Civilisation, die allmälig in den beklagenswertheſten Zuſtand längs der äußerſten Gränze übergehen und den höchſten Grad des Elends und der Verworfenheit unter den herabgewürdigten Wilden erreichen, wo der Genius der natürlichen Freiheit und Unabhangigkeit durch die Laſter und Ausſchweifungen, die der unmoraliſche Theil der civiliſirten Geſellſchaft dort eingeführt hat, vernichtet worden iſt. Durch dieſes dunkle Thal der Verworfenheit eilt man ſchnell wie durch eine Peſtatmoſphäre hindurch, bis man endlich die ſtolze und ritterliche Geſellſchaft der Wilden in ihrem urſprünglichen Naturzuſtande erreicht, außerhalb des Bereichs der civiliſirten Verdorbenheit. Hier findet man Vieles, was Enthuſiasmus und Bewunderung erregt. Zwar findet man auch hier haüfig die vorherrſchenden Leidenſchaften in des Wilden Bruſt: Rohheit und Grauſamkeit, aber gezügelt und zuweilen unterdrückt durch die edelſten Züge von Ehrgefühl und Hochherzigkeit. Es iſt dies ein Menſchenſchlag, der ſich des Lebens und ſeiner Genuſſe erfreüt und die Tugenden übt, welche die Welt, die nur nach den elenden, herabgewurdigten Individuen an der Gränze urtheilt, nicht zu würdigen vermag. Von der erſten Anſiedlung an der atlantiſchen Küſte bis auf den heutigen Tag iſt das Gift dieſer verpeſteten Gränze von dem nördlichen bis zum ſudlichen Ende unſeres Landes unter ſie eingedrungen und hat, gleich dem Feüer der Prairie, welches Alles auf ſeinem Wege zerſtört, Alle hinweggrafft und bis auf die Namen der Vergeſſenheit übergeben. Auf dieſe verderbte Klaſſe allein läßt ſich die Bezeichnung „arme, nackte, betrunkene Wilde" mit Recht anwenden; denn alle Stämme, welche ich beſuchte und die noch unbekannt ſind mit den Laſtern der civiliſirten Welt, ſind gut und in vielen Fällen ſauber gekleidet und erfreuen ſich des Lebens und ſeiner Genüſſe. Für den Charakter und die Erhaltung dieſer edlen Menſchen bin ich voll Enthuſiasmus und dieſem unverdorbenen Volke widme ich gern alle meine Kräfte. Es iſt betrubend, daß alle die zahlreichen Stämme, welche unſere atlantiſchen Staaten bewohnten, nicht nach „Weſten" geflohen ſind — daß man ſie hier nicht findet — daß ſie von dem Feüer, welches uber ſie hinfuhr, vernichtet worden, daß ſie ins Grab geſunken ſind und nichts als ihr Name übrig geblieben iſt.

Der unterſcheidende Charakter aller weſtlichen Indianer, ſowie ihre Überlieferungen in Bezug auf ihre ehemaligen Wohnſitze ſetzen es außer allem Zweifel, daß ſie ſeit ſehr langer Zeit den Boden bewohnen, welchen ſie jetzt inne haben, und ſie unterſcheiden ſich in den meiſten Beziehungen von den Nationen, welche früher die atlantiſche Kuſte bewohnten und die, nach der irrthümlichen Meinung Vieler, nach Weſten geflohen ſind.

Für dies gutmüthige und harmloſe, von den Laſtern der civiliſirten Geſellſchaft noch unberührte Volk erkläre ich hier laut, daß die Ehre unſeres Landes — die Ehre jedes Bürgers der Republik — die Sache der Humanität es erfordern, daß unſere Regierung endlich kräftig einſchreite, damit der Überreſt deſſelben vor der Peſt bewahrt bleibe, die ſchnell auf ſie eindringt. Wir haben genug von ihrem Gebiete erhalten und das Land, welches ſie jetzt

bewohnen, ist meistentheils zu sehr von Holz entblößt, als daß es dem civilisirten Menschen von Nutzen sein könnte; ihnen bietet es dagegen die Mittel und Genüsse des wilden Lebens dar und es steht zu hoffen, daß unsere Regierung nicht länger die absichtliche Ausrottung dieses glücklichen Volkes dulden wird.

Das Herz wollte mir oft zerspringen, wenn ich Zeüge ihrer unschuldigen Vergnügungen war und dabei an das Verderben dachte, welches sich mit schnellen Schritten ihnen naht, wenn nicht die Regierung, die allein sie vor dem Untergange zu retten vermag, den schützenden Arm erhebt.

Welchen Grad von Glückseligkeit diese Naturmenschen auf ihre eigene Weise erlangen können, oder in welchem Verhältnisse sie, im Vergleich zu der Summe der Glückseligkeit der civilisirten Gesellschaft, die Genüsse des Lebens genießen mögen, ist lange ein Gegenstand vieler Zweifel gewesen und ich will es nicht unternehmen, dieselben jetzt zu entscheiden. Wenn indeß der Durst nach Kenntnissen seit Erschaffung der Welt ewigdauerndes Elend über die Menschen gebracht hat; wenn mit der Vermehrung unserer geistigen Genüsse auch die Sorgen und Mühen in demselben Verhältnisse zugenommen haben, so sehe ich nicht ein, was wir in dieser Beziehung vor ihnen voraus haben. Und wenn ich nach dem vollen Ausdrucke der Freüde auf ihren glücklichen Gesichtern urtheilen darf, so bin ich der Meinung, daß ihr Leben weit glücklicher ist, als das unsrige, wenn nämlich das Wort „Glück" sich auf diejenigen anwenden läßt, denen das Licht der christlichen Religion noch nicht geleüchtet hat. Ich habe lange mit kritischem Auge die Gesichter dieser Söhne des Waldes betrachtet, die nie von Sorgen gefurcht wurden, auf die das Elend nie seinen Stempel gedrückt hat. Ich habe den kühnen, unerschrockenen Gang, das stolze, aber würdevolle Benehmen dieser Naturmenschen beobachtet, die in ihrer ungebundenen Freiheit, noch unberührt durch feile Vergnügungen, sich nur den Gesetzen und der Macht Gottes unterwerfen. Da sie alle gemeinschaftliche Besitzer des Bodens sind, so sind sie alle reich und keines von den Hindernissen einer verhältnißmäßigen Armuth kann ihre gerechten Ansprüche auf Ruhm unterdrücken. Wer kann, frage ich, ohne Bewunderung eine Gesellschaft betrachten, wo Friede und Einigkeit herrscht — wo die Tugend gepflegt — das Recht geschützt, das Unrecht bestraft wird — und zwar ohne andere Gesetze, als die der Ehre, welche die höchsten Gesetze ihres Landes sind.

Da dies Volk keine Gesetze hat, so liegt das souveräne Recht der summarischen Vergeltung in der Brust des Beleidigten oder seiner Freünde, und die Gewißheit einer grausamen Rache von der Hand eines dazu berechtigten Wilden ist unendlich mehr zu fürchten, als die langsame und ungewisse Vergeltung des Gesetzes.

Man wird mich einen Enthusiasten nennen; das mag sein, denn ich leügne es nicht. Es ist von jeher meine vorherrschende Leidenschaft gewesen, die wildesten Gegenden in der Natur aufzusuchen und meine Hand dem Naturmenschen zu reichen. Die Erzählungen von diesen und das Aufsuchen jener füllten die ersten Seiten meiner jugendlichen Eindrücke.

Die traurige Geschichte meines heimathlichen „Thales“ (Wyöming) ist schön besungen worden und bei dem Entfliehen von Gertruden's Seele folgte meine jugendliche Einbildungskraft dem Wilden in seine entfernten Schlupfwinkel und ich betrachtete ihn mit großer Furcht, die allmälig in Mitleid und endlich in Bewunderung überging.

Eine Reise von 800—900 deütschen Meilen von der atlantischen Küste, wobei man allmälig von dem Mittelpunkt der civilisirten Gesellschaft bis zu der äußersten Wildheit der ursprünglichen Werke der Natur gelangt, und wieder zurück, bietet Stoff zu mancher interessanten Erzählung; und wer sich nur an den Werken der Natur erfreüt, hat auf einer solchen Reise einen weit höheren Genuß, als der ist, welcher aus den selbstsüchtigen Erwartungen pekuniärer Vortheile entspringt.

Trotz Allem, was bis jetzt geschrieben und erzählt worden ist, gibt es kaum irgend einen Gegenstand, der den gelehrten Leüten im Osten weniger bekannt ist, als der Charakter und die Vergnügungen des Westen, d. h. ich meine den „Fernen Westen“ (the Far West) — das Land, dessen Bezauberung einen für die civilisirte Welt so gefährlichen Reiz hat. Nur wenige Personen kennen die wahre Bedeütung des Wortes „Westen“; und wo ist er zu finden? — Gleich einem Phantom flieht er vor uns, je weiter wir reisen und je weiter wir uns dem Sonnenuntergange nähern.

Zu Anfang meiner Reise glaubten mehrere meiner Reisegefährten aus New-York, schon eine ungeheüre Strecke im Westen vorgedrungen zu sein, als wir uns bei den Niagara-Fällen befanden und eilten wieder nach Hause, um ihre Freünde mit einer Schilderung der Scenen des Westens zu unterhalten. In Buffalo landete ein Dampfboot mit 400 Reisenden, welches zwölf Tage unterwegs gewesen war — „Woher?“ „Vom Westen“. In dem reichen Staate Ohio haben Hunderte ihre Besitzungen verkauft und gehen — „nach dem Westen“. In der schönen Stadt Cincinnati sagte man mir: „Die Tage des schnellen Aufblühens für unsere Stadt sind vorüber, sie liegt nicht weit genug gegen Westen“. In St. Louis, 300 deütsche Meilen westlich von New-York, versicherte meine Wirthin, ich würde mit ihren Tischgenossen zufrieden sein, denn sie wären fast sämmtlich Kaufleüte aus dem „Westen“. Ich fragte: „Woher kommen die mit Schweinefleisch, Honig, Haüten &c. beladenen Dampfboote?“

Aus dem Westen.

Und die schweren Silberbarren, welche diese Leüte seit mehreren Stunden an Bord dieses Bootes bringen?

Sie kommen von Santa Fe, aus dem Westen.

Wohin geht dies so reich mit trockenen Waaren, Dampfmaschinen &c. beladene Dampfschiff?

Nach Jefferson City.

Jefferson City? wo ist das?

Weit im Westen.

Und wohin geht jenes schwerbeladene Dampfboot, der „Yellow-Stone“?

Es geht noch weiter westlich. — „Dann,“ sagte ich, „will ich nach dem Westen gehen“. Und ich ging an Bord des „Yellow-Stone“.

. . . . Nachdem wir über 400 deütsche Meilen zurückgelegt hatten, waren wir an der Mündung des Yellow-Stone-Flusses — im Westen. Wie? Facturen, Frachtbriefe ꝛc., eine ganze Niederlassung weit im Westen! Und diese sonderbar aussehenden, langhaarigen Leüte, die eben angekommen sind und die Ereignisse ihrer langen und mühseligen Reise erzählen, wer sind sie?

O, das sind einige unserer Kaufleüte, die so eben aus dem Westen kommen.

Und jenes Kielboot, jenes Makinah-Boot,*) und jene ansehnliche Karawane, sämmtlich reich mit Waaren beladen?

Die, mein Herr, sind ausgerüstet, um nach dem Westen zu gehen.

Nach Westen, wie? Dann will ich es noch einmal versuchen und sehen, ob ich nach Westen gehen kann. . . . .

. . . . Wie, auch hier ein Fort?

„Oui, Monsieur, — Oui, Monsieur,“ rief ein verwegen und halbwild aussehender Bursche, der auf seinem wilden Pferde seinen Gefährten voraus und zu mir heransprengte.

Wie weit seid Ihr hier westlich vom Yellow-Stone-Flusse, mein guter Freünd?

Comment?

Wie weit? — (Pause) — quel distance?

Pardon, Monsieur, je ne sais pas, Monsieur.

Ne parlez vous l'Anglais?

Non, Monsieur, ich sprechen Französisch und Amerikanisch; mais je ne parle pas l'Anglais.

Gut, mein Lieber, ich werde Englisch sprechen und Ihr Amerikanisch.

Pardon, pardon, Monsieur.

Gut, dann wollen wir Beide Amerikanisch sprechen.

Sehr gut, Herr, je suis content, pour denn ich sehen, daß Ihr sprechen ziemlich gut Americain.

Wie heißt Ihr?

Baptiste, Monsieur.

Wer sind die so prächtig gekleideten Indianer mit so schönen Pferden, welche dort drüben auf der Ebene lagern?

---

*) Kielboote sind bedeckte Schaluppen, wie die ehemaligen Rhein-Diligencen von Mainz nach Köln; sie fassen funfzig bis sechzig Mann und führen Mast und Segel. Am Hintertheile befindet sich eine Kajüte, in der Mitte ist der lange Raum für die Waaren und vorn für die Leüte. Mit solchen Fahrzeügen betrieb man allein das Pelzgeschäft auf dem Missouri, bevor man Dampfschiffe gebrauchte. Kleinere Fahrten macht man noch jetzt mit unbedeckten oder sogenannten Mackinah-Booten, besonders auf den seichteren Nebenflüssen des Missouri und in dessen oberen Gegenden. Hat man für die Kielboote nicht zufällig Segelwind, so werden sie von einem Theile der Mannschaft an einer langen Leine aufwärts gezogen. — Prinz von Neü-Wied, Reise durch Amerika. Theil I. Seite 270. Anm.

Ils sont Corbeaux.

Krähen-Indianer, wie?

Ja, mein Herr, Monsieur.

Wir sind also im Lande der Krähen-Indianer?

Non, Monsieur, non ganz genau; wir sein in die Land der verdammten Pieds noirs.

Schwarzfüße, wie?

Oui.

Was für blaue Berge sind das, die wir da drüben sehen?

Ha, quel Montaigne? Cela est la Montaigne du . . pardon.

Des Rochers, nicht wahr?

Oui, Monsieur, die Rock Montaigne.

Ihr lebt wohl hier?

Non, Monsieur, ich kommen weit aus die Westen.

Wie, aus dem Westen? Wo, beim Himmel, ist das?

Wie, zum Teüfel, die Westen? Nun, Ihr werdet sehen, Monsieur, er sein sehr weit weg, ich glaube. Monsieur Pierre Chouteau kann Euch geben die histoire de ma vie — il bien sait, que je prends les castors sehr weit in die Westen.

Gut, Baptiste, ich will für jetzt wieder umkehren und es später versuchen, nach dem „Westen" zu gehen. Aber Ihr sagt, ihr handelt mit den Indianern und fangt Biber; Ihr seid wohl im Dienst der amerikanischen Pelzcompagnie.

Non, Monsieur, non ganz; ich bin ein Freiträpper, Monsieur, frei.

Freiträpper, was ist das? Ich verstehe Eüch nicht, Baptiste.

Nun, Monsieur, ich glauben, das sein leicht pour verstehen — Ihr sollen Alles wissen. Zuerst, ich bin auf drei Jahre bei die Pelzcompagnie in St. Louis eingeschrieben — für Prämie, achtzig Dollars, versteht Ihr mich? Dann ich geben für Lohn und ich bin gekommen den Missouri herauf, und ich fangen Biber viel für sechs Jahre, seht Ihr, bis ich gelernt habe sehr viel; und dann, seht Ihr, Monsieur M'Kenzie gibt mir drei Pferde — eins pour reiten und zwei pour packen (mais, er nicht kaufen, er nicht geben, er leihen) und er leihen mir zwölf Fallen, und ich habe gemacht Reisen in die Rock Montaigne und ich leben ganz allein an die Flüsse, pour prendre les castors, zuweilen sechs Monate, zuweilen fünf Monate, und ich kommen zurück nach Yel-Stone und Monsieur M'Kenzie geben mir kute Preise pour Alles.

Herr M'Kenzie rüstet Eüch also aus und kauft Eüch die Biber für einen gewissen Preis ab?

Oui, Monsieur, oui.

Wie viel gibt er Eüch für Eüre Biber, Baptiste?

Ha! einen Dollar pour einen Biber.

Einen Dollar für das Fell, wie?

Oui.

Nun, Ihr müßt ein mühseliges und gefährliches Leben führen. Könnt Ihr etwas dabei verdienen?

O ja, Monsieur, ziemlich kut, mais wenn nicht wären die Schurken von Riccari und die verdammten Pieds noirs, die Schwarzfuß-Indianer, ich würden verdienen sehr viel Geld, mais, sacré, ich bin beraubt — beraubt zu viel!

Wie, rauben Eüch die Schwarzfüße Eüer Pelzwerk?

Oui, Monsieur, geraubt fünf Mal! Ich bin Freiträpper sieben Jahre und bin fünf Mal beraubt — ich haben nichts behalten — er haben genommen Alles — er haben genommen alle Pferde — er nehmen meine Flinte — alle meine Kleider — meine Biber — und ich kommen zurück zu Fuß. In die Fort die Kleider kosten viel Geld und Branntwein sechszehn Dollar die Gallon; so, seht Ihr, bin ich schuldig die Pelzcompagnie 600 Dollars!

Und das nennt Ihr ein Freiträpper sein, Baptiste?

Oui, Monsieur, Freitrapper, frei!

Ihr geht wol nach dem Yellow Stone und habt wahrscheinlich eine Träpper-Excursion gemacht?

Oui, Monsieur, c'est vrai.

Seid Ihr diesmal beraubt worden, Baptiste?

Oui, Monsieur, von die verdammten Pieds noirs — ich haben viel verloren, Alles — sehr Alles. — Eh bien — pour le dernier — c'est la dernier fois, Monsieur. Ich gehen nach die Yel-Stone — ich gehen den Missouri hinunter, ich gehen nach St. Louis.

Nun, Baptiste, ich werde mich in diesem Theile der Welt noch einige Wochen länger aufhalten und dann von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses den Missouri hinunter nach St. Louis gehen. Ich wünschte sehr einen Menschen wie Ihr seid auf der Reise mitzunehmen; ich will Eüch gut besolden und alle Eüre Ausgaben bezahlen, was sagt Ihr dazu?

Avec tout mon coeur, Monsieur, remercie, remercie.

Das ist also abgemacht, ich sehe Eüch an der Mündung des Yellow-Stone.

Oui, Monsieur, an die Yel Stone, bon soir, bon soir, Monsieur.

Aber, wartet doch, Baptiste! Ihr sagtet, es wären Krähen-Indianer, die dort lagern?

Oui, Monsieur, oui, des Corbeaux.

Ihr seid wol ihr Dollmetscher?

Non, Monsieur.

Aber Ihr sprecht ihre Sprache?

Oui, Monsieur.

Nun, so kehrt um, ich will sie besuchen und Ihr könnt mir einen Dienst leisten.

Bien, Monsieur, allons!

Zehntes Kapitel.

Reise von der Mündung des Yellow-Stone den Missouri abwärts zu den Mandanern. — Abreise von M'Kenzie's Fort. — Lager der Assinniboins am Missouri. — Wi-jun-jon's Vorträge über die Gebraüche der weißen Männer. — Bergschafe. — Kriegs-Adler. — Der wüthende Bär. — Thonhügel; „Ziegel-Oefen", vulkanische Reste. — Rother Bimstein. — Wildes Herumstreifen. — Schlaf des Bergbewohners. — Der wüthende Bär nebst seinen Jungen. — Muthiger Angriff. — Das Kanoe geraubt. — Eine Mahlzeit auf einem Haufen Treibholz. — Nachtlager. — Üppiger Pflanzenwuchs. — Abenteüer bei dem Aufsuchen eines Elenn. — Kriegs-Partei. — Schöne Landschaft in dem „grand Détour". — Wunderbare Thonhügel. — Tafel-Land. — Antilopen-Jagd. — Großer Dom. — Prairie-Hunde. — Dorf derselben. — Fruchtlose Versuche, sie zu schießen. — Malerische Hügel und die drei Dome. — Ankunft in dem Dorfe der Mandaner.

Nachdem ich meine Ausflüge und meine Skizzen in der Umgegend des Forts beendigt und Herr M'Kenzie mir ein gut gebautes kleines Boot, welches uns den mächtigen Strom hinabtragen sollte, verschafft hatte, schifften wir uns eines Morgens ein und nahmen Abschied von dem Fort, von unseren Freünden in demselben, sowie für immer von den schönen grünen Feldern, Hügeln, Thälern und Prairie-Bluffs, welche die reizenden Ufer des Yellow-Stone-Flusses umgeben.

Unser aus grünem Holze gebautes Boot war schwer und plump; da wir aber mit dem Strome fuhren, so versprachen wir uns eine schöne und glückliche Reise. Wir hatten Munition im Ueberfluß — einen guten Vorrath von getrockneten Büffelzungen — einige Pfund frisches Büffelfleisch — mehr als ein Dutzend Biberschwänze — und einen großen Vorrath von Pemikan. Bogard und Baptiste saßen mit ihren Rudern in der Mitte und am Bug und ich nahm meinem Platz im Hintertheil des Bootes am Steüerruder ein.

Außer unseren Vorräthen und uns selbst befanden sich in unserem kleinen Fahrzeüge mehrere Packete, welche Anzüge und andere Gegenstände enthielten, die ich von den Indianern gekauft hatte; ferner meine Leinwand und Staffelei und unsere wenigen und einfachen Kochgeräthe, nämlich drei zinnerne Näpfe, ein Kaffeetopf, eine Schüssel, eine Bratpfanne und ein zinnerner Kessel.

So ausgerüstet fuhren wir unter dem Zuruf der Wilden und unserer Freünde, die am Ufer standen, schnell dahin; wir verloren sie allmälig aus dem Gesicht und richteten unsere Augen nach St. Louis, welches 400 deütsche Meilen weiter stromabwärts liegt. Diese ganze Strecke ist nur eine ungeheüre, von dem herumschweifenden Indianer bewohnte Wildniß.

Nach Beendigung unserer ersten Tagereise fanden wir ein bequemes Nachtlager bei mehreren tausend Assinniboins, die ihre Zelte am Ufer aufgeschlagen hatten und uns mit allen Zeichen der Achtung und Freündschaft empfingen.

Hier fand ich auch meinen Freünd Wi-jun-jon (Taubenei-Kopf), der noch immer über die Sitten und Gebraüche der „bleichen Gesichter" Vorträge

hielt und die wunderbaren Scenen, deren Zeüge er auf seiner Reise nach Washington gewesen, erzählte. Es hatte sich eine große Anzahl Zuhörer um ihn versammelt, und sein schöner militairischer Anzug war so zerrissen und verändert, daß sein Aussehen wirklich lächerlich war. Seine Frau, welche den Nutzen der Schöße an dem Fracke nicht begriffen, hatte dieselben abgeschnitten und sich daraus ein Paar Beinkleider und aus der silbernen Huttresse prächtige Strumpfbänder gemacht. Den Schirm hielt der arme Teüfel indeß noch immer aufgespannt in der Hand. Sein Thema schien unerschöpflich und er galt bei seinem Stamme für einen beispiellosen Lügner.

Am folgenden Morgen verließen wir das Dorf der Assinniboins und setzten unsere Reise schnell stromabwärts fort. Der Missouri fließt hier mit einer Geschwindigkeit von ungefähr einer deütschen Meile in der Stunde durch eine ununterbrochene Reihe malerischer, mit Gras bedeckter Bluffs und Hügel, die überall das Ansehen eines alten hochkultivirten Landes haben, dessen Haüser und Umzaünungen verschwunden sind.

Auf große Strecken sieht man auf der einen oder der andern Seite schroff aufsteigende Abhänge von 300—400 Fuß Höhe, die einen malerischen Anblick gewähren und sich von dem Ufer des Flusses erheben, während oben, von dem Rande des Absturzes an, die Prairie sich fast ganz horizontal in unbekannte Fernen ausdehnt.

Längs der zerrissenen Seiten dieser Klippen, die gewöhnlich aus hartem Thon bestehen, lebt das Bergschaf und man sieht es daselbst oft in großer Anzahl. Es gleicht dies Thier in seinen Gewohnheiten und in seiner Gestalt sehr der Ziege, die Hörner sind jedoch denen des Widders ähnlich, haben oft zwei Windungen und an der Wurzel eine Dicke von fünf bis sechs Zoll.

Am zweiten Tage unserer Reise entdeckten wir mehrere dieser Thiere, die an dem Abhange herumkletterten und sich stets in ungefähr gleicher Entfernung zwischen dem Fuße und dem Gipfel hielten. Sie sprangen von einer Spitze auf die andere und schienen an dem Abhange zu kleben, wohin ihnen weder Mensch noch Thier folgen konnte.

Wir landeten und suchten eines dieser klugen Thiere zu schießen; nachdem wir aber eines derselben lange Zeit zwischen den Klippen verfolgt hatten und endlich glaubten, ihm auf Schußweite nahe gekommen zu sein, verließ es plötzlich seinen schmalen Standpunkt und stürzte sich mehrere hundert Fuß hinab zwischen die Bruchstücke von Felsen und Thon, und während ich nun mit Sicherheit glaubte, seinen Körper zerschmettert zu finden und mich ohne Mühe seiner bemächtigen zu können, sah ich, wie es wieder davon sprang und bald uns aus dem Gesichte verschwunden war.

Bogard, ein alter Jäger und wohl bekannt mit diesen Thieren, nahm seine Flinte auf die Schulter und sagte: „Das Wild ist fort; Sie sehen nun den Nutzen dieser starken Hörner; wenn die Thiere durch Zufall herabstürzen oder absichtlich ihren Stand verlassen, so fallen sie stets auf den Kopf, ohne den geringsten Schaden zu nehmen und wäre es auch festes Gestein."

Da wir einmal am Lande waren und unser Boot in Sicherheit lag, so

verweilten wir fast den ganzen Tag zwischen den wilden, zerrissenen Klippen und machten vergebens Jagd auf einen Kriegs-Adler. Dieser edle Vogel wird von den Indianern dieser Gegenden wegen seiner Schwanzfedern sehr hoch geschätzt, deren sich die Krieger zum Kopfputz und zur Verzierung ihres Anzuges bedienen. Er ist ein schöner Vogel und besiegt, wie die Indianer sagen, alle anderen Adler dieses Landes, weshalb er und seine Federn so hoch geschätzt werden. Ich kann ihn nicht näher bestimmen, glaube aber versichern zu können, daß er sich in keiner Sammlung befindet; auch findet er sich wol in Amerika erst, wenn man sich den Rocky Mountains nähert. Er wird auch der Calumet-Adler genannt, weil die Indianer ihre Calumets oder Friedens-Pfeifen mit seinen Federn verzieren.

Wir fanden bei unserem Herumstreifen manche wilde Landschaft, sahen zuweilen die Fährte eines Bären und erblickten eine Heerde Büffel, mußten uns aber, da sie die Witterung von uns erhalten hatten, mit dem Anblicke begnügen. Als wir gegen Abend zu unserem Boote zurückkehrten und ganz nahe am Flusse waren, hörte ich einen Schuß fallen, und bald darauf erschien Bogard mit einer Antilope auf der Schulter. Wir schifften uns nun ein, fuhren bis zum Einbruche der Nacht und lagerten uns auf einer schönen kleinen Prairie am Fuße einer Reihe mit Gras bewachsener Bluffs. Am nächsten Tage fuhren wir bis spät Nachmittags und machten Halt am Fuße eines mächtigen Thonhügels, der einen höchst sonderbaren Anblick darbot. Der Strom ist hier so breit, daß er einem schönen See gleicht und in der Mitte desselben, sowie an und auf seinen Sandbänken schwammen und standen Tausende von weißen Schwänen und Pelikanen.

Wenn die Landschaft vor unserem Lager mit dem strömenden Wasser, dem wilden Geflügel und der unendlichen Manchfaltigkeit der sanft sich abdachenden Hügel und der Prairieen ein schönes und gefälliges Bild darbot, so waren dagegen hinter uns die zerrissenen und verschieden gefärbten Hügel auf höchst wilde und phantastische Weise gruppirt.

Das ganze Land hinter uns schien umgegraben und zu hohen Haufen aufgethürmt worden zu sein; es hatte das Ansehen, als ob irgend ein riesenhafter Maurer dort seinen Mörtel und seine Farben bereitet und seine rohen Modelle zum Bau einer kolossalen Stadt mit ihren Mauern, ihren Domen, ihren Wällen, ihren hohen Portalen und Gallerien, ihren Kastellen und ihren Gräben gefertigt und mitten in seiner Arbeit aufgehört und sein Werk der zerstörenden Hand der Zeit überlassen habe, die bereits Vieles gethan, um es zu vernichten und das Ganze mit seinen edlen Umrissen in einen wüsten, unentwirrbaren Haufen von Ruinen zu verwandlen.

Dieser Gruppe von Thonhügeln, welche den Strom mehrere Meilen weit in einiger Entfernung begleiten, haben die Reisenden wegen ihres rothen Aussehens, welches man bei klarem Wetter schon in der Entfernung von einigen Meilen wahrnehmen kann, den sehr passenden Namen der „Ziegel-Öfen" gegeben.

Durch die Thätigkeit des Wassers oder einer anderen Kraft scheint das

Land hinweggespült worden und nur hier und da ein einzelner Hügel oder Bluff übrig geblieben zu sein, der sich in Kegelform 200—300 Fuß erhebt und am Gipfel spitz oder abgerundet ist; zuweilen stehen mehrere derselben in einer Gruppe beisammen und einige sind auf dem Gipfel tafelförmig und mit schönem Rasen bedeckt. Diese horizontale Oberfläche, welche mit den entfernten Prairieen in gleichem Niveau liegt, beweist deütlich, daß ihre gegenwärtige isolirte und abgerundete Gestalt durch die Einwirkung des Wassers hervorgebracht worden ist, welches die zwischenliegende Erde hinwegspülte und sie in ihren jetzigen malerischen Formen zurückließ.

Ähnliche Bildungen (oder Umbildungen) sieht man an unzähligen Stellen an den Ufern des Missouri; aber der hier beschriebene Punkt hat das Eigenthümliche, was (so viel ich weiß) sonst nirgends vorkommt, daß der obere Theil derjenigen Hügel, die hoch genug sind, um noch etwas von der ursprünglichen Oberfläche zu tragen, aus einer funfzehn Fuß mächtigen Schicht von rothem Bimstein besteht, die auf einer mehrere Fuß mächtigen, aus dem Wasser abgesetzten Schicht ruht, die in ein Konglomerat von Bruchstücken von Basalt-Saülen eingesenkt ist.

Diese auffallende Bildung fesselt das Auge des Reisenden plötzlich und bringt ihn zu dem Schlusse, daß er sich mitten unter den Ruinen eines erloschenen Vulkans befindet.

Die Abhänge dieser kegelförmigen Hügel, welche aus Schichten von verschieden gefärbtem Thon bestehen, werden durch den Regen und den schmelzenden Schnee beständig herabgespült und die oben aufgelagerten Massen von Bimstein und Basalt zerbröckeln und stürzen herunter an den Fuß der Hügel, von wo sie durch die wilden Wasser, die sich oft ihr Bett durch sie hindurch wühlen, in den nahen Strom geschwemmt, und von diesem, auf dessen Oberfläche sie leicht wie Kork schwimmen und sich in jedem Haufen Treibholz festsetzen, mehrere hundert Meilen weit bis in den Ocean geführt werden.

Der obere Theil dieser Bimstein-Lager ist glänzend roth, porös und von geringer specifischen Schwere. Man muß indeß diese sonderbaren Hügel in der Natur sehen oder wenigstens in Abbildungen, welche ihre Farben getreü wiedergeben, weil sie sonst ihre malerische Schönheit verlieren, die eben in der Mandhfaltigkeit ihrer lebhaften Färbung besteht. Die Thonschichten sind roth, gelb, weiß, braun und dunkelblau, und so sonderbar geordnet, daß sie einen höchst angenehmen und eigenthümlichen Eindruck hervorbringen.

Ich verließ meine Leüte, welche in der Nähe des Bootes im Grase lagen, nahm meine Flinte und mein Skizzenbuch, wanderte durch die rauhen Schluchten zwischen den Hügeln herum und kletterte über die großen Bimstein-Blöcke, welche von oben herabgestürzt waren, um, wo möglich, den Krater oder den Ort zu finden, aus dem diese sonderbaren Gegenstände herstammten. Nachdem ich jedoch eine Zeit lang umhergestiegen war, traf ich unglücklicherweise auf die Spuren eines großen Bären, der anscheinend kurz zuvor in derselben Richtung gewandert war, wenn auch höchst wahrscheinlich in ganz anderer Absicht; mein Entdeckungseifer war dadurch augenblicklich so bedeütend abgekühlt, daß ich



eilig umkehrte und mich mit meinen Zeichnungen und dem Einsammeln von Lava und anderen Mineralien in der Nähe begnügte.

Nachdem ich den Tag über herumgestrichen war und von den Gipfeln der Hügel die Schönheit dieser Gegenden betrachtet hatte, begab ich mich zu meinen Gefährten, die gewöhnlich während dieser Zeit „Bergbewohner-Schläfchen" machten; wir tranken unseren Kaffee, aßen getrocknete Büffel-Zungen, breiteten unsere Büffelhaüte aus und genossen in der Nacht eines erquickenden Schlafes, der dem ermüdeten Reisenden in der reinen Luft und bei der tiefen Stille dieser Gegenden so eigenthümlich ist.

Am Morgen vor Sonnenaufgang erhob sich Bogard (ein Yankee und ein wachsamer Bursche, der eben von den Rocky Mountains zurückkehrte, wo er zehn Jahre als Jäger und Träpper gelebt hatte) unter seiner Büffelhaut, rieb sich die Augen und rief, indem er nach seiner Flinte griff: „Seht da den alten Kaleb! Wollt Ihr!" Baptiste, der den Schlaf mehr liebte, schnarchte weiter und murmelte etwas vor sich hin, was ich nicht verstand, aber Bogard faßte ihn so hastig an, daß er augenblicklich erwachte. Ich sprang ebenfalls auf und alle Augen richteten sich zugleich auf Kaleb (oder Kale, wie der wüthende Bär von den Träppers in den Rocky Mountains vertraulich genannt wird), eine Bärin, welche nebst zwei Jungen mit der ganzen Würde und Wuth ihres Geschlechts wenige Ruthen von uns saß und uns angaffte. Es war dies ein Gegenstand für den Maler, aber ich hatte nichts zum Malen — ich wandte meine Augen nach dem Boote, welches wenige Schritte von uns am Strande befestigt war und sah, daß Alles, was darin gewesen, herausgeworfen und alles Eßbare ohne Umstände verzehrt worden war. Meine Packete mit indianischen Kleidungsstücken und Merkwürdigkeiten waren ans Ufer geworfen, geöffnet und untersucht, selbst der Strick von rohem Leder, womit wir das Boot an einen Pfahl gebunden hatten, war verschwunden und also wahrscheinlich auch aufgefressen worden. Auch war dieser Blick in unser Gepäck nicht genug gewesen für ihre unersättliche Neugier — wir sahen an den Spuren ihrer großen Tatzen im Boden, daß sie um uns herumgegangen, unsere Zehen und Nasen berochen hatte, ohne uns zu belästigen. Es bestätigt dies das alte Sprüchwort in diesem Lande: „Ein am Boden liegender Mann ist „Medizin" für den wüthenden Bären"; während es allgemein bekannt ist, daß sowohl Menschen als Thiere unfehlbar angegriffen werden, wenn sie diesem wüthenden und grimmigen Thiere begegnen, welches der Schrecken des ganzen Landes ist und oft ein Gewicht von 800—1000 Pfund erreicht.

Während wir uns in dem so eben erwähnten Dilemma befanden, und jeder schnell seine Waffen zur Vertheidigung in Stand setzte, gab ich an, auf welche Weise wir die Bärin tödten, die Jungen fangen und das Fell als Siegeszeichen mit nach Hause bringen könnten. Mein Plan wurde indeß, obgleich wir gut bewaffnet waren, gänzlich verworfen, denn Bogard und Baptiste widersetzten sich demselben mit großer Heftigkeit und sagten, es sei stehende Regel im Gebirge, „niemals Kaleb anzugreifen, außer zur Selbstvertheidigung." Ich war indeß fast entschlossen, die Bärin allein anzugreifen, da ich eine Büchse in

der Hand, ein Paar große Pistolen, einen Tomahawk und ein Skalpir-Messer im Gürtel hatte, als Baptiste plötzlich seinen Arm über meine Schulter streckte und, nach einer anderen Richtung hinzeigend, ausrief: „Da ist ein Reservecorps, Herr Cataline — da ist ihr Ehemann! Fort, schnell nach dem Flusse, schnell!“ Und Bogard fügte hinzu: „Diese verdammten Thiere sind zu stark für uns, es ist besser, wir machen uns davon.“ Dies kühlte meinen Muth etwas ab, wir packten ein und fuhren so schnell wie möglich davon, während noch Jeder von uns seine Flinte abschoß, worauf die Bärin voll Wuth auf die Stelle hinstürzte, wo wir wenige Augenblicke zuvor unseren heilsamen Entschluß gefaßt hatten.

Während des noch übrigen Theiles des Tages fuhren wir rasch weiter, indem wir die schönen Ufer bewunderten, die bald aus hohen, zerrissenen Klippen, bald aus lieblichen grünen Prairie-Hügeln oder aus weit erstreckten Wiesen mit ihrem vom Winde bewegten hohen Grase und Myriaden wilder Blumen bestanden. Die Aussicht war auf dem ganzen Wege bezaubernd.

Unsere Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um den wüthenden Bären und die Gefahr, in der wir uns befunden, und meine Gefährten hatten eine Menge ähnlicher Geschichten im Vorrath. Wir verzehrten unser Frühstück sehr spät, nämlich um 5 Uhr Nachmittags, und um diese Zeit wurden unsere zerstörten Vorräthe glücklicherweise durch die nie fehlende Büchse Bogard's wieder ergänzt, indem er eine schöne Antilope schoß, die vom Ufer uns arglos anblickte. Wir landeten und bemächtigten uns unserer Beüte, fuhren jedoch weiter, da es hier an Holz fehlte. Wir erreichten indeß bald eine Insel, die mit ungeheüren Massen von Treibholz bedeckt war, wo wir schnell eine großes Feüer machten und unser köstliches Mahl verzehrten, indem wir uns rittlings auf einen abgeschälten Baumstamm setzten und denselben zugleich als Stuhl und als Tisch gebrauchten. Nach Beendigung unseres Mahles ließen wir unser Feüer brennen und fuhren noch einige engl. Meilen weiter, wo wir an einem wilden und unbekannten Ort unser Kanoe auf den Strand zogen und unsere Büffelhaüte zum Schlafen ausbreiteten, denn es ist nicht rathsam, dies bei dem Feüer zu thun, weil dies leicht eine Kriegspartei herbeilockt.

Die Gegend, welche wir heüt sahen, war, wie gesagt, außerordentlich schön und oft ruderten wir ans Ufer, um die unendliche Manchfaltigkeit der Blumen und den Reichthum an köstlichen Früchten um uns her zu bewundern. Während wir durch das hohe Gras wanderten, stießen wir beständig an wilde Sonnen-Blumen und üppige Lilien, indessen nach allen Richtungen hin Gruppen von Pflaumen-Baümen, Stachel- und Johannisbeer-Straüchern sich unter der Last ihrer Früchte zur Erde bogen, und zwischen diesen wilde Rosenbüsche, wie in Hecken und Beeten gepflanzt, ganz mit Blumen in den schönsten Farben bedeckt waren und jeden sie berührenden Luftzug mit Wohlgerüchen erfüllten.

Außerdem wachsen hier die amerikanische Eberesche (Sorbus americana, Service-tree) in Überfluß, und der Büffel-Busch *), welche diesen nördlichen

*) Dieser Büffel-Busch ist Shepherdia Nutt. und gehört zu der kleinen Familie der Elaeagneen *Juss.*

Gegenden eigenthümlich sind, schmückten oft die Ufer des Flusses und die Schluchten der Hügel meilenweit, wo sie fast undurchdringliche Hecken bildeten und so mit Früchten beladen waren, daß ihre Zweige sich bis auf die Erde bogen.

Dieser letztere Strauch, den man die schönste Zierde der Prairieen nennen kann, bildet gegen das übrige Laubwerk einen auffallenden Contrast durch die blaüliche Färbung seiner Blätter, wodurch man ihn schon in großer Entfernung erkennen kann. Er trägt eine unglaubliche Menge Früchte, die in Trauben von jedem Zweige herabhangen und etwa die Größe gewöhnlicher Johannis-Beeren haben, denen sie an Farbe und Geschmack nicht unähnlich, jedoch ihrer Saüre wegen fast ungenießbar sind; erst wenn sie im Herbst vom Frost getroffen worden, erhalten sie einen süßen, köstlichen Geschmack, den Weintrauben ähnlich, und ich bin geneigt zu glauben, daß man einen trefflichen Wein daraus bereiten kann.

Der Strauch gleicht einigen Varietäten des Dornstrauches, von denen er sich nur durch die schon erwähnte Farbe seiner Blätter unterscheidet. Gewöhnlich wird er sechs bis sieben, zuweilen zehn bis zwölf Fuß hoch, und bildet meilenweit kleine Wälder oder Hecken. Während wir die Früchte einsammelten und ich daran dachte, ob sich nicht daraus Wein bereiten ließe, richtete ich folgende Frage an meine Gefährten: „Angenommen wir wären im Frühjahr bis hierher den Fluß heraufgefahnen und hätten unser kleines Lager in einem Walde aufgeschlagen, der Eine von Euch wäre ein Schiffbauer, der Andere ein Böttcher, Jener machte die Weinfässer, Dieser baute ein Mackinah-Boot, welches funfzig bis hundert Fässer tragen könnte, während ich, als guter Jäger, das kleine Lager mit Fleisch versorgte; wenn wir nun um diese Zeit den Fluß hinabruderten, uberall anhielten, wo der Büffel-Busch wächst, die Beeren einsammelten und den Saft auspreßten und in unsere Fässer göſſen, damit er während unserer Schifffahrt von 500 deütschen Meilen gähre — wie viel Bushel (à 1½ berliner Scheffel) Beeren würdet Ihr Beide wohl in einem Tage einsammeln können, wenn ich das Boot bewachte und die Mahlzeit bereitete? Wie viel Barrels (à 2 Eimer) guten Wein würden wir bei unserer Ankunft in St. Louis wohl zum Verkauf vorräthig haben können?“

Diese Idee ergriff meine beiden Gefährten ungemein. Baptiste schwatzte so viel Französisch durcheinander, daß ich es nicht verstehen konnte, und ich glaube, daß ich es nur dem Mangel der nöthigen Geräthschaften verdanke, daß ich nicht meine beiden Gefährten verlor. Endlich kamen Beide darin überein, daß sie wohl 30 Bushel (45 berliner Scheffel) dieser Beeren täglich sammeln könnten und nach meiner Erfahrung glaube ich, daß dies nicht übertrieben ist; wir breiteten mehrmals eine große Mackinah-Decke am Boden unter den Straüchern aus, welche die meisten Früchte trugen, und wenn wir mit einem Stocke gegen den Stamm schlugen, so fielen sämmtliche Beeren augenblicklich auf die Decke, worauf die von ihrer Last befreiten Zweige sich schnell wieder aufrichteten; auf diese Weise erhielten wir oft durch einen einzigen Schlag einen Achtel Bushel.

Ich hatte von diesem schönen Strauch, der gewiß eine große Zierde un-

serer Parke und Gärten bilden würde, mehrere Wurzeln mitgenommen, verlor dieselben aber, sowie mehrere andere Merkwürdigkeiten, welche ich auf unserer Fahrt stromabwärts gesammelt hatte.

Am nächsten Morgen, nachdem wir unser Frühstück eingenommen und unser Boot längs des Ufers einer schönen Prairie langsam dahin glitt, sah ich in dem Grase am Ufer über mir etwas, das ich für den Rücken eines weidenden Elenns hielt. Ich theilte dies meinen Gefährten mit, sprang mit meiner Flinte ans Ufer, nahm zwei Kugeln in den Mund und kroch vorsichtig in einer kleinen Schlucht hinauf, während ich meines Wildes ganz sicher zu sein glaubte, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß das angebliche Elenn nichts weiter war, als ein Indianer-Pferd, welches hier ruhig sein Frühstück einnahm. Weiterhin bemerkte ich noch mehrere und näher bei mir zur Linken eine um das Feüer gelagerte Kriegs-Partei, und noch näher, etwa zwanzig Schritte von mir entfernt, saß ein Indianer, der seine Flinte zu reinigen schien. Ich eilte daher so schnell und vorsichtig als möglich nach dem Boote; allein Bogard und Baptiste, die aus meinem eiligen Rückzuge wol Alles errathen mochten, stießen zu früh ab und wurden von der starken Strömung um einen großen Haufen Treibholz herumgetrieben, so daß ich mir selbst überlassen blieb; sie kamen indeß bald wieder an's Ufer und nachdem ich eingestiegen war, ruderten wir schnell und schweigend weiter, bis wir außer dem Bereich der Gefahr waren, denn schon seit mehreren Tagen hatten wir gefürchtet, einer Kriegs-Partei der raubgierigen Riccarihs zu begegnen, die, wie wir erfahren, an dem Flusse sein sollten und die Mandaner aufsuchten.

Am fünften Tage (einem Sonntage) seit unserer Abreise von der Mündung des Yellow Stone-Flusses landete unser Boot um 11 Uhr in der „großen Krümmung" (grand Détour — Big Bend) am Fuße eines stattlichen Thonhügels, dessen Gipfel wir erstiegen, um des malerischen und großartigen Anblickes zu genießen. Den Rest des Tages brachte ich damit zu, eine Ansicht dieser großartigen Landschaft zu zeichnen, zu welchem Zwecke Bogard und Baptiste meine Staffelei und Leinwand auf den Gipfel des Hügels brachten; während ich malte erlegten sie mehrere Antilopen.

Es gibt wol kaum etwas Malerischeres, als die Aussicht von diesem Punkte. Man sieht hier, wie der Strom sich auf wunderbare Weise sein tiefes Bett durch 200—300 Fuß hohe Thonwände gegraben hat, während man in der Entfernung die imposante Bildung des hohen Tafel-Landes erblickt. Es ist dies eine Anomalie der Natur, die den unwiderleglichen, wenn auch überraschenden Beweis liefert, daß hier in einer früheren Zeit das Land eine höhere Oberfläche hatte, die mit der Höhe dieser tafelförmigen Hügel übereinstimmte, deren mit Gras bewachsene Oberfläche auf eine halbe englische Meile und weiter vollkommen horizontal ist, und sich 150—200 Fuß hoch über die gegenwärtige höchste Oberfläche dieses Landes erhebt, welche auf mehrere hundert englische Meilen außer jenen Hügeln nicht einen Gegenstand darbietet, der sich auch nur einen Fuß über ihr Niveau erhebt.

Die Thatsache, daß dort einst die Oberfläche dieses großen Thales war,

steht fest, wie schwierig es auch sein mag, sie mit vernunftigen Ursachen und Resultaten zu vereinigen; und der Geist des schwachen Menschen wird fast gelähmt, wenn er sich deütlich zu machen sucht, auf welche Weise das anliegende Land, sowol von hier bis an den Fuß der Rocky Mountains, als auch nach anderen Richtungen hin, hinweggeschwemmt werden konnte, und ebenso, wenn er den Ort aufzufinden bemüht ist, wohin diese mächtigen Ablagerungen geführt wurden.

Ich erinnere mich, auf meiner Reise den Strom hinauf, etwa 600—800 englische Meilen weiter stromabwärts, zwei merkwürdige Gegenden, die „viereckigen Hügel" und die „Bijou-Hügel" gesehen zu haben, welche die einzigen Bildungen an dem Flusse sind, die den eben beschriebenen Überresten ähnlich zu sein scheinen; ich werde sie später besuchen. Während meine Leüte mit der Jagd beschäftigt waren, verließ ich meine Staffelei und wanderte nach jenen tafelförmigen Hugeln, deren Gipfel ich erstieg, und die zu meinem großen Erstaunen mehrere englische Meilen von dem Flusse entfernt waren, so daß ich einen tüchtigen Marsch zu machen hatte, um bei Anbruch der Nacht unser Lager zu erreichen. Ich fand, daß diese Hügel offenbar aus dem Wasser abgesetzt waren; sie bestanden aus einer großen Anzahl horizontaler Thonschichten von verschiedenen Farben, aus Granit-Sand und Geschieben, unter welchen letzteren ich schöne Stücke Agat, Jaspis und Karneole fand, sowie hin und wieder große Stücke Bimstein und Rapilli, die, gleich den oben erwähnten Beispielen, das Vorkommen vulkanischer Überreste beweisen.

Die Weise, wie Bogard und Baptiste die furchtsame und kluge Antilope uberlisteten, wird in diesem Lande häufig und mit Erfolg angewendet.

Die Antilope dieses Landes ist, wie ich glaube, von allen anderen Varietäten verschieden und eine der schönsten Zierden der westlichen Welt. Man sieht sie oft in großer Menge auf den Hügeln und in den Thälern herumhüpfen und stundenlang in Rudeln von 50—100 Stück dem voruberfahrenden Boote oder der Karavane folgen, wobei sie sich in sicherer Entfernung halten, die Hügel hinauf und hinunter laufen, mit den Nasen schnuppern und mit den Füßen stampfen, als ob sie den Reisenden erinnern wollten, daß er sich frevelhafte Eingriffe in ihr Gebiet erlaube.

Dies kleine Thier scheint mit einem ubermäßigen Theil Neügier begabt zu sein, die es oft ins Verderben führt und dem Jäger, der es zu erlegen wünscht, die Mühe erspart, ihm nachzulaufen. Wenn er entdeckt worden ist, so hat er nur nöthig, seinen Ladestock in die Erde zu stecken und sein rothes oder gelbes Taschentuch darauf zu hängen und er kann versichert sein, daß die Antilopen, wenn auch vorsichtig und zögernd, näher kommen, während er dicht dabei mit der Flinte in der Hand am Boden liegt; es ist dann leicht, zwei oder drei auf einen Schuß mit einer Kugel zu erlegen.

Nachdem wir unser Lager in der „großen Krümmung" verlassen hatten und mehrere englische Meilen weit an einer Reihe von Hügeln und wunderlichen Ruinen, gleich den schon beschriebenen, vorübergeschifft waren, wurde

unsere Aufmerksamkeit mehr als gewöhnlich durch den sogenannten „Großen Dom" gefesselt, der dicht vor uns lag.

Wir verweilten einen ganzen Tag unter diesen Thon-Ruinen, deren Gipfel wir erstiegen, und konnten hier den Lauf des Missouri viele Meilen weit verfolgen, wie er sich durch zahllose mit Gras bewachsene Thonhügel hindurchwindet. Eine Büffel-Heerde, die wir auf der Ebene entdeckten, verfolgten wir eine Strecke, konnten sie aber nicht erreichen; wurden aber einigermaßen dadurch entschädigt, daß wir ein großes Dorf der Prairie-Hunde auffanden, über die ich hier einige Worte sagen will.

Der Wiesen-Hund (Arctomys Ludoviciana *Ord.*) der amerikanischen Prairieen ist keine Canis-, sondern eine Murmelthier-Species, nicht ungleich derjenigen, welche die weiten Steppen Asiens bewohnt, und hat mit einem Hunde weiter gar keine Ähnlichkeit, als in dem Laut, den er bei Annäherung einer Gefahr von sich gibt und der etwa dem Bellen eines sehr kleinen Hundes, oder noch mehr dem des bellenden Eichhorns gleicht.

Das merkwürdige kleine Thier hat ungefähr die Größe einer sehr großen Ratte, der es auch im Äußeren nicht unähnlich ist. Sie graben sich ihre Wohnungen in einsamen Gegenden, fern von Wald und Wasser. Jedes Individuum oder jede Familie gräbt eine Höhle in der Prairie, 8—10 Fuß tief, und wirft die Erde zu einem kleinen kegelförmigen Haufen auf; es sind dies die einzigen Höhen, die sie ersteigen und auf die sie sich setzen, um zu bellen und mit den Zähnen zu klappern, wenn ein Feind sich ihrem Dorfe nähert. Diese Dörfer erstrecken sich zuweilen mehrere englische Meilen weit und enthalten, ich möchte fast sagen, Myriaden von Höhlen und kleinen Erdhaufen; das Getöse ihres Bellens ist zu eigenthümlich, um es zu beschreiben.

Wir machten mehrmals Versuche, eines dieser Thiere zu schießen, allein immer vergebens. Wenn wir uns ihnen bis auf eine gewisse Entfernung genähert hatten, so setzten sie sich auf den Erdhaufen auf die Hinterfüße, und machten bei dem Bellen eine eigenthümliche Bewegung mit dem Schwanze, als ob sie uns das Recht der Annäherung streitig machen wollten. Ich suchte mehrmals zu schießen, aber (als ob sie genau die Gränzen ihrer Sicherheit gekannt hätten) in dem Augenblick, wenn ich losdrücken wollte, sprangen sie in ihre Höhlen, wendeten schnell ihren Körper um und ließen blos ihre Ohren und die Nasenspitze sehen, als ob sie sich nach mir umsähen. Diese Stellung behielten sie bei, bis ich mich noch mehr näherte, worauf sie plötzlich verschwanden, und als ich zwischen ihren Wohnungen herumwandelte, war Alles still. Sowie ich mich wieder entfernte, kamen zuerst wieder die Ohren zum Vorschein, und endlich sprangen sie wieder auf die Erdhaufen, setzten sich auf die Hinterfüße und drohten uns wie zuvor.

Die Löcher, welche zu ihrem Bau führen, sind 4—5 Zoll weit und fast senkrecht; sie stehen unstreitig alle mit einer Art unterirdischer Stadt in Verbindung (wie ich nach fruchtlosen Versuchen, sie auszugraben, glauben muß), sodaß sie eine große Strecke, ohne Gefahr verfolgt zu werden, unter der Erde laufen können.

Ihre Nahrung ist das Gras in der Nähe ihrer Baue, welches sie mit ihren Schneidezähnen dicht am Boden abbeißen. Da sie oft an fünf deütsche Meilen vom Wasser entfernt leben, so muß man annehmen, daß, da sie hauptsächlich nur des Nachts ihrer Nahrung nachgehen, der am Grase befindliche Thau ihnen hinreichende Feüchtigkeit darbietet; wenn sie nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von ihren unterirdischen Wohnungen so tief graben, daß sie Wasser erreichen. Im Winter sind sie mehrere Monate lang unsichtbar und liegen während dieser Zeit wahrscheinlich in einem erstarrten Zustande, da sie keine Vorräthe einsammeln können. Man findet diese Thierchen in den weiten Prairieen Nord-Amerikas fast unter jeder Breite und ihre Dörfer, deren ich mehrere auf meinen Reisen antraf, nöthigten uns oft einen Umweg von mehreren Meilen zu machen, denn die nur wenige Fuß voneinander entfernten Löcher konnten gefährlich für unsere Pferde werden.

Die unter dem Namen der „Große Dom" erwähnten Hügel sind wol eine der großartigsten und schönsten Scenen dieser Art. Die wunderbaren Formen von Domen und Thürmen entstehen durch das beständige Abspülen der Abhänge dieser Thonhügel und obgleich sie an einigen Stellen sehr erhärtet sind, so erleiden sie doch fortwährend Veränderungen, bis sich endlich ihre Abhänge mit Rasen überziehen, der sie vor weiterer Zerstörung schützt, so daß ihr grüner mit Blumen geschmückter Teppich vielleicht noch nach Jahrhunderten von dem kühnen Reisenden mit Bewunderung betrachtet wird.

Am siebenten Tage nach unserer Abreise von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses verließen wir diese Gegend, blickten aber immer wieder darauf zurück und bewunderten die sonderbaren und endlosen Veränderungen, welche jede Biegung des Stroms hervorbrachte, und als wir sie endlich aus dem Gesichte verloren, nahmen wir traurig Abschied von ihnen; aber bei jeder Krümmung und Wendung des Stroms traten immer andere und wieder andere, fast ebenso sonderbare Bildungen hervor. Am Fuße eines dieser Hügel landete ich, um den Gipfel zu ersteigen, wozu ich indeß mehrere Stunden gebrauchte, da ich auf einem großen Theil des Abhanges mit dem Beile Löcher einhauen mußte, um die Füße setzen zu können. Dieser ganz isolirt stehende Hügel war 250 Fuß hoch und seine Abhänge waren auf die manchfaltigste Weise ausgewaschen, während große Blöcke von erhärtetem Thon auf Fußgestellen oder Saülen ruhten und das Ganze so verschiedene Färbungen zeigte, daß es wie ein schönes Gemälde erschien und ich an zwei Stunden darauf verwendete, es auf meine Leinwand zu übertragen.

Nachmittags kamen wir bei der Hügel-Gruppe, „die drei Domen" genannt, vorüber, die den bereits beschriebenen ähnlich sind.

Kurz vor Einbruch der Nacht landete unser kleines Boot vor dem Dorfe der Mandaner, und unter den Hunderten und Tausenden, die an den Fluß kamen, um uns zu begrüßen, befand sich auch Herr Kipp, welcher die Aufsicht über die hier befindliche Niederlassung hat.

Elftes Kapitel.

Dorf der Mandaner. — Frühere Wohnsitze. — Befestigung ihres Dorfes. — Beschreibung desselben und Bauart der Wigwams. — Beschreibung des Innern. — Betten. — Waffen. — Familien-Gruppen. — Indianische Schwatzhaftigkeit. — Späße. — Erzählungen am Feüer. — Ursachen der Schweigsamkeit der Indianer in civilisirter Gesellschaft.

Die Mandaner oder Si-pohs-kah-nu-mah-kah-ki, d. h. Fasanen-Volk, wie sie selbst sich nennen [2]), sind vielleicht der älteste Indianer-Stamm in diesem Lande. Ihr Ursprung ist natürlich, gleich dem aller anderen Stämme, in Dunkelheit gehüllt. Auf ihre Überlieferungen und Eigenthümlichkeiten werde ich später zurückkommen. Sie setzen einen großen Stolz darin, ihre Sagen über ihren Ursprung zu erzählen und behaupten, sie seien das erste Volk, welches auf der Erde erschaffen wurde. Ihre Anwesenheit in dieser Gegend schreibt sich aus keiner sehr frühen Zeit her und so viel ich aus ihren Überlieferungen ersehen habe, waren sie früher eine sehr zahlreiche und mächtige Nation, die aber durch die beständigen Kriege mit ihren Nachbarn bis auf ihre gegenwärtige Zahl — etwa 2000 Seelen — zusammengeschmolzen ist.

Die Mandaner leben gegenwärtig am westlichen Ufer des Missouri, etwa 400 deütsche Meilen oberhalb St. Louis und 40 Meilen unterhalb der Mündung des Yellow-Stone-Flusses. Sie haben nur zwei Dörfer [3]), die etwa zwei englische Meilen von einander entfernt sind und eine sehr schöne und zur Vertheidigung sehr zweckmäßige Lage haben. Namentlich liegt das untere Dorf, oder der Hauptort, überaus reizend in der Mitte eines weiten Thales, das von anmuthigen, im schönsten Grün prangenden Hügeln umgeben ist. Auf einer ausgedehnten Ebene, die, gleich den Hügeln und Thalgründen, mit grünem Rasen bedeckt ist, aber so weit das Auge reicht nicht einen Baum oder Strauch zeigt, erheben sich die Kuppeln (nicht von Gold, sondern von Erde) und unzählige Skalp-Pfähle u. s. w. des halb unterirdischen Dorfes der gastlichen und wohlgesitteten Mandaner.

Dies Volk lebte früher, wie viele der ältesten Leüte sich noch erinnern können, drei bis vier Meilen weiter stromabwärts in zehn nahe beisammenliegenden Dörfern, deren Überreste noch deutlich zu sehen sind. Damals waren sie, wie sich sowol aus der Zahl der Hütten, welche ihre Dörfer enthielten, als aus ihren Sagen ergibt, weit zahlreicher als gegenwärtig. Andere und interessante Sagen und historische Thatsachen deüten auf einen noch früheren Wohnsitz und Zustand dieses Volkes hin, worauf ich später ausführlich zurückkommen werde; es geht daraus hervor, daß sie früher am unteren Missouri und selbst am Ohio und Muskingam wohnten und allmälig den Missouri hinauf bis zu ihrem gegenwärtigen Wohnsitz wanderten.

Unterhalb ihres Dorfes und fast bis nach St. Louis hinab, finden sich viele Ruinen, welche deütlich die eigenthümliche Bauart der Mandaner-Hütten zeigen und daher ein starker Beweis für die obige Annahme sind.

Die Lage des Dorfes ist bewundernswürdig für die Vertheidigung ausgewählt. Der Fluß, dessen Ufer hier 40—50 Fuß hoch sind und größtentheils aus festem Gestein bestehen, wendet sich plötzlich unter einem rechten Winkel und deckt auf diese Weise zwei Seiten des Dorfes, welches auf diesem vorspringenden Winkel oder Vorgebirge erbaut ist; es blieb daher nur eine Seite zu beschützen und dies wird durch eine starke Verpallisadirung und einen innerhalb derselben befindlichen, 3—4 Fuß tiefen Graben bewirkt. Die Pfähle sind einen Fuß und darüber dick und 18 Fuß hoch, fest in dem Boden eingegraben und weit genug von einander entfernt, um Flinten und andere Geschosse zwischen sie hindurch abschießen zu können. In dem Graben, welcher (gegen die bei civilisirten Völkern übliche Befestigungsweise) sich innerhalb der Pallisaden befindet, verbergen sich die Krieger, um sich dem Anblicke und den Waffen ihrer Feinde zu entziehen, während sie selbst ihre Geschosse laden und zwischen den Pfählen hindurch abschießen.

Die Mandaner sind in ihren Dörfern völlig gesichert gegen die Angriffe von Indianern und haben dieselben nur zu fürchten, wenn sie ihnen auf der Prairie begegnen. Ihr Dorf erscheint dem Fremden sehr sonderbar. Die Hütten sind dicht an einander gebaut und lassen nur so viel Raum, daß man zwischen ihnen gehen und reiten kann. Von außen scheinen sie ganz aus Erde erbaut zu sein, tritt man aber hinein, so ist man erstaunt über die Nettigkeit, Bequemlichkeit und Geraümigkeit dieser Wohnungen. Sie haben alle eine Kreisform und 40—60 Fuß im Durchmesser. Zuerst wird für das Fundament die Erde etwa zwei Fuß tief kreisförmig ausgegraben und der Fußboden geebnet; die Größe desselben richtet sich nach der Zahl oder dem Range der Bewohner. Sodann werden Pfähle von 8—9 Zoll Durchmesser und etwa 6 Fuß Höhe innerhalb der kreisförmigen Ausgrabung dicht neben einander in den Boden befestigt und auf der Außenseite eine starke Erdwand gegen sie aufgeschüttet. Auf diese Pfähle werden andere von 20—25 Fuß Länge befestigt, die sich mit ihrem oberen oder schmaleren Ende unter einem Winkel von 45° gegen die in der Mitte des Daches der Hütte befindliche Öffnung neigen, welche 3—4 Fuß im Durchmesser hat und zugleich als Rauchfang und als Fenster dient. Das Dach wird durch Querbalken gestützt, die etwa in der Mitte der schrägen Pfähle rings um das Innere der Hütte herumlaufen und von vier bis fünf großen, in dem Fußboden befestigten Balken getragen werden. Auf die das Dach bildenden Pfähle werden Weidenzweige etwa einen halben Fuß hoch gelegt, um sie gegen die Feüchtigkeit der Erde zu schützen, mit welcher die ganze Hütte bis zur Dicke von 2—3 Fuß bedeckt wird; diese Erdschicht belegt man endlich noch mit hartem oder zähen Thon, der das Wasser nicht durchläßt und zuletzt so hart wird, daß das Dach der Hütte bei schönem Wetter der ganzen Familie zum Versammlungsorte dient, um die frische Luft zu genießen oder sich zu unterhalten, und dorthin begibt sich der ernste Krieger, um ungestört seinen Betrachtungen nachzuhängen über alle die Fröhlichkeit und das Glück, welche ihn umgeben, eine Folge der harten Kämpfe, die er mit den kühnen rothen Männern durchgefochten hat.

Der Fußboden dieser Hütte ist von Erde, aber durch die Länge der Zeit so fest und rein geworden, daß er wie polirt erscheint und das weißeste Leinen nicht beschmuzen würde. In der Mitte und gerade unter der Öffnung im Dache befindet sich der Feüerplatz, ein kreisförmiges, etwa einen Fuß tiefes Loch von 4—5 Fuß Durchmesser und rundherum mit Steinen ausgelegt. Über demselben hangt an schräggestellten Stangen der Topf oder Kessel mit Büffel-Fleisch und um denselben lagert sich die Familie in malerischen Stellungen und Gruppen auf Büffel-Haüten oder zierlich geflochtenen Binsen-Matten. Diese Hütten sind so geraümig, daß sie 20—40 Personen — eine Familie mit allen ihren Verwandten aufnehmen können. Alle Mandaner schlafen in Bettstellen, die den unsrigen ähnlich, aber nicht ganz so hoch und aus runden Pfählen gemacht sind, die mit Stricken zusammengebunden werden. Über die etwa zwei Fuß über dem Boden befindlichen unteren Pfähle wird eine frisch abgezogene Büffelhaut mit der Haarseite nach oben gespannt, die, wenn sie getrocknet ist und sich zusammengezogen hat, ein vollkommenes Unterbett bildet, worauf es sich ganz bequem liegt; eine zweite Büffelhaut dient als Kopfkissen und eine dritte als Decke. Diese Betten, so viel ich deren gesehen — und ich habe fast alle Hütten besucht — sind sämmtlich mit einem Vorhange von Büffel- oder Elenn-Haut versehen, der vorn so viel Raum läßt, daß man in das Bett gelangen kann. Einige dieser Vorhänge waren geschmackvoll mit Franzen und Stachelschwein-Stacheln verziert und mit Hieroglyphen bemalt.

Wegen der großen Anzahl von Bewohnern in jeder Hütte befinden sich auch viele Betten darin. Man sieht deren oft zehn bis zwölf, die stets 4—5 Fuß von einander entfernt sind; in diesem Zwischenraume steht ein 6—7 Fuß hoher Pfahl mit großen hölzernen Nägeln oder Pflöcken, woran die Waffen und Rüstungen der Krieger aufgehängt werden, nämlich der weiße, mit der Abbildung seiner schützenden „Medizin" verzierte Schild, der Bogen und Köcher, die Kriegskeüle oder Streitaxt, der Wurfspieß, der Tabacksbeütel und die Pfeife, der Medizinbeütel und der Kopfputz von Adler- oder Rabenfedern, oder von Hermelin, und über allen diesen Dingen, auf der Spitze des Pfahles, prangt ein vollständiger Büffelkopf mit den Hörnern, der bei dem Büffeltanze, wovon später die Rede sein wird, als Maske dient.

Diese ganze Zusammenstellung von Betten, Waffen, Pelzwerk und Geheimnissen, Kesseln, Töpfen, Löffeln und anderen Küchengeräthen eigener Fabrik, die düsteren, vom Rauche geschwärzten Wände und Decke der Hütte, in Verbindung mit den anmuthigen, schwatzenden, Geschichten erzählenden, glücklichen, wenn auch ungebildeten und ungelehrten Gruppen, die, um ihr friedliches Feüer gelagert, ihre Pfeifen rauchen, mit ihren Geliebten tändeln und ihre Kinder umarmen — dies Alles bietet dem Fremden eine der malerischesten und wildesten Scenen dar, wie keine Einbildungskraft sie darzustellen vermag.

Ich sagte von diesem Volke, daß es gern schwatze, Mährchen erzähle und glücklich sei; dies ist buchstäblich wahr, und es ist meine Aufgabe, dies darzuthun und den in dieser Beziehung herrschenden Irrthum zu widerlegen.

Es gibt in dieser aufgeklärten Zeit in dem ganzen Bereich des menschlichen Wissens wol kaum irgend einen Gegenstand, über den die civilisirte Welt so schlecht unterrichtet ist, als über die Sitten und Gebraüche, den moralischen Zustand, die Rechte und die Mißbraüche der nordamerikanischen Indianer. Die Hauptursache hiervon ist die Schwierigkeit für uns, offen und ehrlich Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen und, wie es die Gerechtigkeit gegen sie und unsere eigene Ehre erfordern, ihren Charakter unparteiisch zu beurtheilen. Die gegenwärtige Zeit des Klügelns und Untersuchens hat alles Andere in den Bereich des Verstandes und der Wissenschaft gezogen, während der wilde und schüchterne Indianer mit seinen interessanten Gebraüchen und Moden verschwunden ist, oder seinen Charakter bei der Annäherung des civilisirten Menschen verändert, der ihm, gleich einem Phantom, eine Zeit lang folgt und endlich, ohne seinen wahren Charakter erkannt zu haben, zu den gewöhnlichen Geschäften des socialen Lebens zurückkehrt.

Unter den Irrthümern, in die man in Folge jener Schwierigkeiten hinsichtlich der Wilden verfallen, ist wol keiner allgemeiner verbreitet und falscher und zugleich keiner so leicht zu widerlegen, als der, daß der Indianer ein mürrisches, verdrießliches, verschlossenes und schweigsames Wesen sei. Dies ist keineswegs allgemein der Fall.

Ich habe auf allen meinen Wanderungen unter den Indianern, und namentlich unter den anspruchslosen Mandanern bemerkt, daß sie weit schwatzhafter und gesprächiger sind, als die civilisirten Völker. Man wird diese Behauptung vielleicht auffallend finden, aber sie ist dennoch wahr. Wer jemals einen Blick in die Wigwams dieses Volkes gethan oder eine Gruppe desselben beobachtet hat, der wird die Überzeügung gewinnen, daß Schwatzen, Plaudern und Erzählen ihre Hauptleidenschaften sind.

Man gehe oder reite an einem schönen Tage nur einige Stunden um dies kleine Dorf herum und betrachte ihre zahllosen Spiele und Unterhaltungen, die von unaufhörlichem Freüdengeschrei begleitet sind, oder man gehe in ihre Wigwams und beobachte die um das Feüer versammelten Gruppen, wo Scherze und Anekdoten erzählt werden und fröhliches Gelächter erschallt — und man wird sich überzeügen, daß Lachen und Fröhlichkeit ihnen naturlich sind. Es wäre auch in der That auffallend, wenn ein Volk wie dieses, welches sonst wenig vom Leben genießt, gerade in dieser Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung beschränkt sein sollte. Wenn auch der unentwickelte Zustand ihres Geistes die Zahl ihrer Vergnügungen beschränkt, so sind sie doch auch frei von tausend Sorgen und Plagen, welche aus gewinnsüchtigen Beweggründen in der civilisirten Welt hervorgehen, und sie stehen, nach meiner Ansicht, in dem wirklichen und ununterbrochenen Genusse ihrer natürlichen Fähigkeiten weit über uns.

Sie leben in einem Lande und in Gemeinden, wo es nicht gebraüchlich ist, mit Sorgen in die Zukunft zu blicken, und sie wissen nichts von dem Aufwande, den das Leben in der civilisirten Welt nöthig und unerläßlich macht; ihre Neigungen und Fähigkeiten sind daher allein darauf gerichtet, den gegen-

wärtigen Tag zu genießen, ohne sich düstern Betrachtungen über die Vergangenheit oder Besorgnissen für die Zukunft zu überlassen.

Da sie von den manchfachen Leidenschaften und Begierden des civilisirten Lebens noch unberührt geblieben sind, so ist es leicht und natürlich für sie, ihre Gedanken und Unterhaltungen auf die kleinen und unbedeütenden Begegnisse ihres Lebens zu richten. Sie lieben Scherz und Heiterkeit und die kleinen Späße, wozu ihre eigenthümliche Lebensweise ihnen unerschöpflichen Stoff darbietet, werden in ihren kleinen Versammlungen um das Wigwam-Feüer mit herzlichem Gelächter und Fröhlichkeit aufgenommen.

Man wird vielleicht meinen, ich verweilte zu lange bei diesem Punkte; allein da es sich um einen Irrthum handelt, der allgemein verbreitet ist und der, wenn einmal gehoben, eine wesentliche Schwierigkeit beseitigt, die bisher einer richtigen Würdigung des indianischen Charakters im Wege stand, und da ich der Welt den Indianer in seinem wahren Lichte zu zeigen wünsche, so muß ich, bevor ich weiter gehe, diese Punkte abmachen. Nur muß man meinen Worten Glauben schenken oder selbst in dies Land kommen und in diesen wunderlichen Versammlungen Zeüge der unerschöpflichen Scherze und des unauslöschlichen Gelächters sein, statt in Washington den armen verlegenen Indianer anzugaffen, der von seinem „großen Vater" dorthin berufen ist, um mit der Sophistik der civilisirten Welt um sein Land zu feilschen, welches die Gräber und die Jagdgebiete seiner Vorfahren enthält. Dort ist nicht der geeignete Ort, den Charakter des Indianers zu studiren und seine Geschichte zu schreiben. Weil er dort nicht spricht und den köstlichen Trank, welchen die Hand der weißen Menschen ihm reicht, trinkt, ist er „ein sprachloses Thier und ein Trunkenbold." Der Indianer ist ein Bettler in Washington und der weiße Mann ist nicht viel besser im Dorfe der Mandaner; der Indianer in Washington ist stumm und verlegen und ebenso der weiße Mann in dem Dorfe der Indianer und zwar aus demselben Grunde — weil er Niemanden hat, mit dem er sprechen könnte.

Ein wilder Indianer muß, um die civilisirte Welt zu erreichen, mehrere hundert Meilen auf ungewohnte Weise reisen, durch Gegenden, die ihm neü sind, Nahrungsmittel genießen, an die er nicht gewöhnt ist, von Tausenden sich angaffen lassen, mit denen er nicht sprechen kann, und sein Herz bricht ihm, wenn er sieht, wie in dem Lande und über den Gebeinen seiner Vorfahren der weiße Mann seinen Reichthum und Luxus genießt. Und hat er endlich das Ziel seiner Reise erreicht, so wird er wie ein Thier im Käfig angestaunt, bekrittelt, bemitleidet und der Welt als stumm, vernunftlos und als Bettler geschildert.

Ein Weißer muß, um in das Dorf zu gelangen, auf Dampfbooten, auf Kanoes, zu Pferde, zu Fuß reisen, Flüsse durchschwimmen, Sümpfe durchwaten mit den Moskitos kämpfen, seine Mokassins und seine Beinkleider immer wieder ausbessern, nur von Fleisch leben, den ganzen Weg auf der Erde schlafen und von seinen Freünden traümen, die er verlassen hat; und wenn er halb verhungert, halb nackt und mehr als halb krank hier ankommt, so muß er

um einen Platz zum Schlafen und um etwas Speise betteln; er ist stumm unter Tausenden, die sich um ihn versammeln, um ihn zu betrachten, zu bekritteln, über sein elendes Aussehen zu lachen und ihn, wie alle Weißen ohne Unterschied, für einen Lügner zu erklären. Da dies Volk in seinem Lande keine andere weiße Männer als Pelzhändler sieht und von keinen anderen etwas weiß, so beurtheilt es uns Alle auf gleiche Weise, glaubt, daß wir Alle nur kommen, um zu handeln oder zu tauschen, und nennt uns Alle ohne Unterschied Lügner oder Pelzhändler.

Man sieht hieraus, daß durch die unglückliche Unwissenheit, worin die Entfernung uns erhält, wechselseitig Einer in des Anderen Achtung leidet, und daß der Geschichtschreiber, welcher den Charakter und die Gebraüche eines Volkes richtig schildern will, zu demselben hingehen und unter ihm leben muß.

Zwölftes Kapitel.

Ansicht des Dorfes aus der Vogel-Perspective. — Das „Große Kanoe." — Medizin-Hütte. — Beisetzung der Verstorbenen auf Gerüsten. — Achtung vor den Todten; Speisung derselben; Unterhaltung mit ihnen; ihre Gebeine.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß die Hütten oder Wigwams mit Erde bedeckt sind, daß sie 40—60 Fuß im Durchmesser haben, mit einer Thür und oben im Dache mit einer Öffnung für das Licht und den Rauch versehen sind, daß sie so nahe beisammen liegen, daß man nur eben zwischen ihnen gehen und reiten kann, daß die Bewohner sich zuweilen auf dem Dache versammeln, um sich zu unterhalten oder zu belustigen u. s. w., und dennoch weiß der Leser nicht genau, wie sie aussehen, noch wie die sonderbare Welt, welche mich umgibt, eigentlich beschaffen ist. Es ist in der That Alles neü und wild um mich her. Die Hunderte von Wohnungen sind einzig in ihrer Art, sie sind sämmtlich mit Erde bedeckt, alle Bewohner sind roth und doch verschieden von allen rothen Menschen, die ich gesehen; die Pferde sind wild, jeder Hund ist ein Wolf, Alles ist mir fremd, alles Lebende hat den Charakter unzähmbarer Wildheit, und die Todten werden nicht beerdigt, sondern auf Gerüsten getrocknet.

Die Hütten gleichen am meisten umgekehrten Pottasche-Kesseln. Auf denselben sieht man Gruppen stehen und liegen, deren wilde und malerische Erscheinung schwer zu beschreiben ist. Ernste Krieger stehen hier, gleich Bildsäulen, in ihre bemalten Büffelhaüte gehüllt, das Haupt mit den Federn des Kriegs-Adlers geschmückt, und deüten mit der Hand nach Osten oder Westen, wo sie die ruhmvollen Kämpfe bestanden, welche sie einander erzählen. Dort

sieht man, wie der Geliebte das Herz seiner Taih=nah=tai=a durch die Töne seiner einfachen Laute zu rühren sucht. Auf anderen Hütten beschäftigen sich Gruppen mit dem Mokassin= oder dem Schüssel=Spiel; Andere verfertigen Kleidungsstücke, während noch Andere, der Arbeit oder des Vergnügens müde, sich im Sonnenschein dem Schlafe überlassen und mitten unter diesem wilden und manchfaltigen Treiben sieht man die Hunde, die dem Indianer so nahe stehen, daß sie wesentlich zu seiner Existenz zu gehören scheinen.

In der Mitte des Dorfes ist ein offener kreisförmiger Raum von 150 Fuß Durchmesser, der zu allen öffentlichen Spielen und Festen, sowie zur Abhaltung ihrer jährlichen Religionsgebraüche dient, über die ich in einem der folgenden Kapitel Einiges mittheilen werde. Die Hütten um diesen Platz haben sämmtlich ihre Thüren nach diesem hin und in der Mitte desselben steht ein Gegenstand, der wegen seiner Wichtigkeit bei den religiösen Gebraüchen, in großer Verehrung steht. Es ist dies ein großes, 8—10 Fuß hohes Faß, welches einige ihrer besten Medizin enthält und als ein Symbol des „Großen Kanoes" gewissenhaft erhalten wird.

Eine der an diesem Platze liegenden Hütten ist die „Medizin=Hütte" oder das Versammlungs=Haus, worin die wunderbaren Gebraüche zur Erinnerung an die Fluth Statt finden; es ist eigens zu diesem Zwecke erbaut und jetzt verschlossen. Pelzhändler haben mir erzählt, daß bei dieser Gelegenheit die abscheülichsten Grausamkeiten verübt würden.

Außer den lebenden Wesen sieht man auf den Dächern der Hütten noch Büffel=Schädel, Kanoes von Fellen, Töpfe und Küchengeräth, Wagen und Schlitten, und an schönen Tagen über der Thür der Wigwams, auf 20 Fuß hohen Stangen, die als Siegeszeichen aufbewahrten Skalpe der Krieger. An anderen Punkten erblickt man ebenfalls auf Stangen die reinen weißen Schilde und die Köcher der Krieger nebst den Medizin=Beüteln und hier und da ein Stück rothes Zeüg oder einen anderen kostbaren Stoff über der Thür eines wohlthätigen Haüptlings, als ein aus Dankbarkeit dem großen Geiste dargebrachtes Opfer aufgehängt. Dies ist ein Theil des wunderlichen Gemisches von Gegenständen, welches mich umgibt, und zwischen all diesen Dingen und den blauen Rauchsaülen hindurch erblickt man die grüne unabsehbare, baum- und gebüschlose Prairie, und auf derselben, dicht an den das Dorf umgebenden Pallisaden, an hundert Gerüste, auf denen, wie sie sagen, „ihre Todten leben."

Sie begraben ihre Todten nicht, sondern legen sie auf leichte Gerüste (Maschöttä), die so hoch sind, daß weder Menschen, noch Wölfe oder Hunde die Körper erreichen können, und dort werden sie der Verwesung überlassen. Diese Ruhestätte liegt dicht hinter dem Dorfe und ist einer der sonderbarsten und interessantesten Gegenstände bei diesem eigenthümlichen Menschenschlage.

Sobald in dem Dorfe der Mandaner Jemand stirbt und die Ehren= und Beileids=Bezeugungen bei den Hinterbliebenen vorüber sind, so wird der Verstorbene mit seinem besten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Öl bestrichen, und man gibt ihm Bogen, Köcher, Schild, Pfeife, nebst Taback, Messer, Feüerstein und Stahl mit und so viel Lebensmittel, als er für die, einige Tage dauernde

Reise, welche er zu machen hat, bedarf. Sodann wird die Leiche in eine frisch abgezogene Büffelhaut gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Riemen von roher Büffelhaut fest umwickelt und dann das Ganze noch in mehrere, im Wasser erweichte Haüte eingehüllt und mit Riemen so forgfältig und fest zusammengeschnürt, daß die Luft zu keinem Theile des Körpers Zutritt erhalten kann.

Es wird sodann ein eigenes Gerüst errichtet, welches aus vier aufrechtstehenden Pfählen besteht, die etwas höher, als ein Mensch mit der Hand reichen kann und durch schwächere Pfähle verbunden sind. Quer über die letzteren werden Weidenruthen befestigt, die eben stark genug sind, um die Leiche zu tragen, die mit dem Rücken darauf gelegt wird, die Füße gegen Sonnen-Aufgang gekehrt.

Alle Leichen, deren einige Hundert sich hier befinden, sind genau auf dieselbe Weise aufgestellt und nur bei einem Haüptling oder Medizin-Mann ist zuweilen ein Stück rothes oder blaues Tuch als Zeichen der öffentlichen Achtung und Verehrung über die Leiche gebreitet. Die Indianer nennen diesen Ort das Todten-Dorf und den Reisenden überrascht nicht nur die Neuheit des Anblicks, sondern die Verehrung, welche diesem geheiligten Orte erwiesen wird, muß ihn überzeügen, daß kindliche, eheliche und Ältern-Liebe nicht nothwendig die Folgen der Civilisation sind, sondern daß der große Geist sie auch dem Menschen in seinem Naturzustande verliehen hat.

Es vergeht kein Tag im Jahre, an dem er nicht Beweise hiervon sehen könnte, die ihn zu Thränen rühren und Achtung und Mitgefühl für den armen Wilden in seiner Brust erwecken werden. Väter, Mütter, Frauen und Kinder sieht man unter den Gerüsten mit dem Gesicht zur Erde gewendet liegen, wie sie auf die rührendste Weise das Unglück ihrer Verwandten beklagen; sie raufen sich das Haar, zerfleischen sich mit Messern und unterwerfen sich noch anderen Büßungen, um die Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, deren Tod sie durch irgend eine Sünde oder Unterlassung verschuldet zu haben glauben.

Wenn die Gerüste, auf denen die Todten liegen, verfallen und umstürzen, so werden die Gebeine durch die nächsten Verwandten beerdigt, die Schädel dagegen, nachdem sie vollkommen gereinigt, auf der Prairie in Kreisen von 20 — 30 Fuß Durchmesser zu mehreren Hunderten, 8 — 9 Zoll von einander entfert und mit dem Gesicht nach der Mitte des Kreises gerichtet, aufgestellt. Hier werden sie als Gegenstände religiöser und inniger Verehrung auf das Gewissenhafteste in ihrer Stellung erhalten und beschützt.

Es gibt mehrere dieser Schädelstätten, in deren Mitte sich eine Erhöhung von etwa drei Fuß befindet, auf welcher stets zwei Büffel-Schädel (einer vom Stier und einer von der Kuh) liegen und in der Mitte der Erhöhung steht eine 20 Fuß hohe Medizin-Stange, an welcher mehrere sonderbare geheimnißvolle Gegenstände aufgehängt sind, von denen sie glauben, daß sie die Schädel beschützen. Auch diese Plätze werden von den Hinterbliebenen besucht, um ihre Liebe zu den Abgeschiedenen an den Tag zu legen, doch geschieht dies nicht mehr durch Thränen und Klagen, denn die Zeit hat den Schmerz gemildert,

sondern Liebe und Anhänglichkeit werden hier erneüert und man führt Gespräche mit den Todten.

Jeder dieser Schädel liegt auf einem Büschel von wilder Salbei (Artemisia Columbiensis). Die Frau erkennt an irgend einem Zeichen den Schädel ihres Gatten oder Kindes und selten vergeht ein Tag, an dem sie ihn nicht besucht und eine Schüssel der besten Speisen, welche ihr Wigwam bietet, am Abend vor den Schädel hinstellt; am Morgen kehrt sie dann zurück, um die Schüssel zu holen. Sobald die Salbei, auf welcher der Schädel ruht, anfängt zu verderben, wird ein frisches Büschel geschnitten und sorgfältig dem Schädel untergelegt.

Außer den genannten Pflichten, welche die Frauen nach diesen Plätzen rufen, besuchen sie dieselben auch aus Neigung, um mit den Todten zu plaudern und ihnen Gesellschaft zu leisten. An schönen Tagen sieht man stets mehrere Frauen neben dem Schädel ihres Gatten oder ihres Kindes sitzen und sich mit demselben, wie sie es früher gewohnt waren, auf die anmuthigste und zärtlichste Weise unterhalten. Nicht selten kommen die Frauen mit ihrer Arbeit und verbringen den größten Theil des Tages neben dem Schädel ihres Kindes, mit dem sie unaufhörlich plaudern, während sie ein Paar Mokassins anfertigen; zuweilen sieht man sie vor Ermüdung einschlafen, während sie den Schädel mit ihren Armen umschlungen halten.

Es liegt etwas ungemein Interessantes und Ergreifendes in diesen Scenen, die so sehr verschieden und doch nur wenige Schritte von einander entfernt sind; an dem einen Orte überlassen sie sich den heftigsten Ausbrüchen ihres Schmerzes — den anderen besuchen sie, um mit den Todten zu scherzen und zu plaudern.

Die große Manchfaltigkeit in der Bildung dieser Schädel würde sie zu einem interessanten Studium für den Kraniologen machen, allein es würde sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein, sich jetzt zum Besten der wissenschaftlichen Welt dergleichen zu verschaffen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wolfs-Haüptling, Oberhaupt des Stammes. — Persönliche Erscheinung der Mandaner. — Eigenthümlichkeiten. — Gesichtsfarbe. — Graues Haar. — Haar der Männer und der Frauen. — Baden. — Art zu Schwimmen. — Schwitz- oder Dampf-Bäder.

Das Oberhaupt des Stammes ist Ha-na-tah-nu-mauh, Wolfs-Haüptling (bekannt unter dem Namen Chef de Loup, welchen die französischen Pelzhändler ihm gegeben haben). Er ist ein strenger, stolzer, trotziger Mann, der

von seinem Volke mehr gefürchtet als geliebt wird und seine Stellung, wie dies bei den meisten Stämmen der Fall ist, durch Erblichkeit inne hat. Die Würde des Haüptlings geht bei den nordamerikanischen Indianern fast immer auf den ältesten Sohn über, wenn er sich nämlich derselben eben so würdig zeigt, wie jeder Andere seines Stammes; es hangt dies jedoch von einer eigenthümlichen Bedingung ab; fehlt diese oder eine andere, so findet eine Wahl Statt.

Die Kleidung dieses Häuptlings, zwar sehr auffallend, aber doch schön, war aus Fellen und sein Kopfputz aus Rabenfedern gemacht.

Der nächste nach ihm und der zweite Häuptling des Stammes, Mah-to-toh-pa (die vier Bären), ist jedenfalls der beliebteste unter seinem Volke; er ist ungezwungen, edelmüthig, fein, wohlgesittet in seinem Benehmen, schön, brav und tapfer, und gewiß der außerordentlichste Mann unter allen jetzt lebenden Indianer-Haüptlingen. Sein Büffelmantel war mit der Geschichte seiner Kämpfe bemalt, die ein Buch füllen würden, wenn man sie ausführlich beschreiben wollte; ich werde später mehr von ihm sagen.

Die Mandaner sind, sowol in ihrer persönlichen Erscheinung als in ihren Sitten, ein höchst interressantes und anziehendes Volk, das sich in seinem Aussehen, wie in seinen Gebraüchen von allen Stämmen, die ich gesehen habe, unterscheidet. Sie sind kein kriegerisches Volk, denn selten oder nie machen sie Einfälle in ein feindliches Land; werden sie aber angegriffen, so stehen sie an Muth und Tapferkeit keinem Volke der Erde nach. Da ihr Stamm nur schwach und nicht im Stande ist, mit den Sioux und anderen herumschwärmenden Stämmen, die um das Zehnfache stärker sind, auf der offenen Prairie zu kämpfen, so haben sie sehr scharfsinnig ein bleibendes Dorf erbaut, welches stark befestigt ist und ihnen Sicherheit gewährt. Dadurch sind sie in den Künsten und Handwerken weiter fortgeschritten und haben ihre Hütten mehr mit den Bequemlichkeiten und selbst Luxus-Gegenständen des Lebens versehen, als irgend ein mir bekannter Indianer-Stamm. Eine Folge hiervon ist, daß dieser Stamm den übrigen in den Sitten der Verfeinerung (wenn sich dies Wort auf das Leben der Indianer anwenden läßt) weit voraus sind; sie werden daher von den Pelzhändlern und Anderen, die sie besucht haben, mit Recht „die höflichen und freündlichen Mandaner“ genannt.

So auffallend ist die eigenthümliche Leichtigkeit und Eleganz dieses Volkes, sowie die Verschiedenheit der Farbe des Gesichts, des Haares und der Augen, die Eigenthümlichkeit ihrer Sprache und ihre sonderbaren und unerklärlichen Gebraüche, daß ich vollkommen überzeügt bin, sie sind anderen Ursprungs, als die übrigen nordamerikanischen Indianer, oder sie sind eine Vermischung von Eingeborenen mit irgend einem civilisirten Menschenschlage. Es knüpft sich hieran eine sehr interessante und wichtige Frage, auf die ich später ausführlicher zurückkommen werde. Für jetzt möge es genügen, daß ihre *persönliche Erscheinung*, ganz abgesehen von ihren Moden und Gebraüchen, sogleich zeigt, daß sie mehr oder weniger sind, als Wilde.

Einem Fremden fallen in einem Mandaner-Dorfe sogleich die verschiedenen

Schattirungen der Gesichtsfarbe, sowie die verschiedene Färbung des Haares auf, die er in der ihn umgebenden Menge bemerkt, und er ist fast geneigt auszurufen: „Das sind keine Indianer!“

Sehr Viele von diesem Volke haben eine so helle Gesichtsfarbe, wie Leüte von gemischter Abkunft (half-breed) und namentlich unter den Frauen sieht man mehrere, die eine fast weiße Haut, die größte Regelmäßigkeit in den Gesichtszügen, hellbraune, graue und blaue Augen mit sanftem und mildem Ausdruck haben, und in ihrem Benehmen die höchste Bescheidenheit zeigen, wodurch sie ungemein anmuthig und schön erscheinen.

Woher diese Verschiedenheit der Gesichtsfarbe entstanden ist, wissen sie selbst nicht. Ihre Sagen, soweit ich dieselben kennen gelernt habe, enthalten nichts darüber, daß sie vor dem Besuche, welchen Lewis und Clarke vor mehr als dreißig Jahren ihrem Dorfe abstatteten, jemals mit Weißen in Berührung gekommen seien. Seit jener Zeit sind nur wenige weiße Männer zu ihnen gekommen und gewiß nicht genug, um die Gesichtsfarbe und die Gebraüche einer ganzen Nation zu verändern. Auch erinnere ich mich sehr wohl, daß der Gouverneur Clarke mir vor meiner Abreise sagte, ich würde finden, daß die Mandaner ein sonderbares Volk und halb weiß seien [1]).

Die Farbe des Haares ist eben so verschieden, wie die des Gesichts; denn in einer zahlreichen Gruppe dieses Volkes (und namentlich unter den Frauen, die sich nicht die Mühe geben, wie die Männer es oft thun, die natürliche Farbe des Haares zu verändern) kann man jede Schattirung und Färbung des Haares sehen, wie unter den Weißen, nur roth und kastanienbraun kommen niemals vor [2]).

Eine andere auffallende und unerklärliche Eigenthümlichkeit, die wahrscheinlich nirgends weiter auf der Erde vorkommt, und für die sich auch kein vernünftiger Grund angeben läßt, ist, daß sehr Viele von jedem Geschlecht und Alter, Kinder, Erwachsene und Greise, glänzend silbergraues und zuweilen fast ganz weißes Haar haben. Man sieht diese eigenthümliche Erscheinung haüfiger bei den Frauen, als bei den Männern, denn die Letzteren scheinen sich solchen Haars zu schämen und ihm durch eine Vermischung von Leim mit schwarzer und rother Erde eine andere Farbe zu geben; die Frauen dagegen scheinen stolz darauf zu sein, und lassen es oft in unglaublicher Fülle über die Schultern bis ans Knie hinabfallen. Den sorgfältigsten Erkundigungen zufolge hat unter 10 oder 12 etwa Einer graues Haar, und es ist diese auffallende und unerklärliche Erscheinung nicht etwa die Folge von Krankheit oder körperlichem Zustande, sondern sie ist offenbar erblich in gewissen Familien, und deütet weder auf körperliche noch auf geistige Schwäche. Ich habe dies Haar oft berührt und stets gefunden, daß es grob und rauh war, wie Pferdehaar, während das anders gefärbte Haar der Mandaner gewöhnlich so fein und weich wie Seide ist.

Die Mandaner sind etwas unter der gewöhnlichen Mannesgröße, aber von schönem Ebenmaß in den Formen und besitzen eine wunderbare Gelenkigkeit; sie haben eine schöne gerade Haltung und einen festen Gang. Das Haar der

Männer, welches gewöhnlich über den Rücken herabfällt und bis auf die Kniekehlen und zuweilen bis auf die Erde reicht, wird in Streifen von 2 Zoll Breite getheilt und in Zwischenraümen von 1 oder 2 Zoll mit einer Mischung von Leim und rother Erde bestrichen, die sehr hart und nicht daraus entfernt wird. Diese Art, das Haar zu tragen, giebt den Mandanern ein eigenthümliches Ansehen.

Die Frauen tragen das Haar ebenfalls so lang als möglich, und reiben es häufig mit Oel ein, wodurch es seinen Glanz und seine natürliche Farbe behält. Sie theilen es oft in zwei breite Streifen, die zu beiden Seiten des Kopfes dicht hinter dem Ohre herabfallen; wollen sie sich dagegen in vollem Staate zeigen, so breiten sie das Haar über ihre Schultern aus. Die Frauen der Mandaner haben genau denselben Gebrauch, den ich bei den Frauen der Krähen- und Schwarzfuß-Indianer, wie überhaupt bei Allen ohne Ausnahme gefunden habe, daß sie das Haar auf der Stirne scheiteln und die Theilungslinie mit rother Farbe bestreichen. Dies ist einer von den wenigen Gebraüchen der Indianer, von dem ich keinen anderen Grund anzugeben weiß, als daß es eine Indianische Mode ist.

Bei der Trauer scheeren die Frauen (wie bei den Krähen-Indianern und den meisten anderen Stämmen) das Haar ganz ab, und die Trauer hört auf, sobald es seine frühere Länge wieder erlangt hat. Wenn dagegen der Mann den Tod eines nahen Verwandten betrauert, so schneidet er höchstens einen oder zwei Büschel ab, denn dies ist Alles, was er von seinem Haarschmucke entbehren kann, und reicht hin, um seine Achtung vor dem Verstorbenen zu beweisen.

Die Mandaner sind, wie bereits erwähnt, ein schöner Menschenschlag, nicht groß, aber lebhaft und anmuthig, ungezwungen und höflich im Umgange, reinlich an ihrem Körper und schön gekleidet. Ich will damit keineswegs sagen, daß Alle reinlich sind und sich schön kleiden; denn wie unter den civilisirten Völkern, so finden sich auch hier verschiedene Abstufungen, und während Einige ihr Äußeres ganz vernachlässigen, verwenden Andere die größte Sorgfalt darauf. Zu den Letzteren gehören die Haüptlinge und die ausgezeichneten Krieger nebst ihren Familien, und diese möchten in Bezug auf Anstand, Reinlichkeit und Eleganz wohl kaum von anderen Völkern übertroffen werden.

Eine halbe englische Meile oberhalb des Dorfes ist die Badestelle der Frauen. Dorthin begeben sie sich zu Hunderten währead der Sommermonate an jedem Morgen bei Sonnenaufgang, und überlassen sich daselbst ihren unschuldigen Spielen und Scherzen. Sie schwimmen alle sehr gut und stürzen sich furchtlos in den brausenden und wirbelnden Strom, den sie mit Leichtigkeit durchschwimmen. Etwa eine englische Viertelmeile landeinwärts von dem Flusse erhebt sich eine Terrasse oder erhöhte Prairie, die nördlich vom Dorfe einen Halbkreis um den Badeplatz bildet, und sich 20—30 Fuß über die am Flusse liegende Wiese erhebt. Auf dieser Terrasse stehen jeden Morgen mehrere Schildwachen mit Bogen und Pfeil in der Hand, um jede unberufene Annäherung an diesen geheiligten Ort zu verhindern.

In geringer Entfernung unterhalb des Dorfes ist der Ort, wo die Männer sich baden und die Knaben schwimmen lernen. Nach diesem Morgenbade kehren sie ins Dorf zurück, trocknen sich ab und salben das Haar und den Körper mit Bärenfett.

Alle Indianer Nordamerika's können schwimmen und vielleicht giebt es kein Volk auf der Erde, welches diese Kunst besser zu seinem Vortheil zu benutzen versteht und durch seine Lebensweise öfter gezwungen wird, zur Anwendung derselben seine Zuflucht zu nehmen. Denn viele Stämme leben an den großen Seen und Flüssen, welche sie von Kindheit an mit ihren zerbrechlichen Rinden-Canoes befahren, die fortwährend Unfällen ausgesetzt sind und den Indianer oft nöthigen, zur Rettung seines Lebens sich auf seine Schwimmkunst zu verlassen. Auch sind sie auf ihren Kriegszügen oft gezwungen, die wildesten Flüsse und Ströme zu durchschwimmen. Ich habe bis jetzt noch keinen Stamm gesehen, der diese Kunst vernachlässigt hätte, die von beiden Geschlechtern schon sehr früh erlernt wird und die muskelkräftigen Frauen in den Stand setzt, mit ihrem Kinde auf dem Rücken jeden Fluß, der ihnen in den Weg kommt, zu durchschwimmen.

Die Art zu schwimmen bei den Mandanern ist von der bei den civilisirten Völkern gebräuchlichen ganz verschieden. Statt nämlich mit beiden Händen gleichzeitig vom Kinn aus in horizontaler Richtung und nach auswärts das Wasser zu theilen, wodurch die Brust sehr angestrengt wird, wirft der Indianer den Körper abwechselnd auf die linke und auf die rechte Seite, erhebt einen Arm ganz über das Wasser und greift mit demselben so weit nach vorn aus, als er reichen kann, während die ganze Last des Körpers auf dem unter Wasser befindlichen Arm ruht, der ihn wie ein Ruder vorwärts treibt. Indem nun dieser Arm einen Halbkreis beschreibt und nach hinten zu aus dem Wasser gehoben wird, beschreibt der andere Arm in der Luft über dem Kopfe einen ähnlichen Bogen und wird, so weit nach vorn als möglich, mit der Hand nach unten in das Wasser getaucht.

Durch diese kühne und kräftige Art zu schwimmen wird, wie ich aus Erfahrung weiß, die Anstrengung der Brust und des Rückgrats sehr vermindert, auch werden durch diese abwechselnde und rollende Bewegung die Kräfte und der Athem länger erhalten, als bei der gewöhnlichen Weise zu schwimmen.

Außer den oben erwähnten Flußbädern haben die Mandaner noch eine Art zu baden, die oft von den Kranken, weit haüfiger aber noch von den Gesunden als eine Art Luxus angewendet wird, vielleicht aber auch, um sich für die vielfachen Wechselfälle, die ihr Leben darbietet, abzuhärten; ich meine die Dampf- oder Schwitzbäder, deren jedes Dorf mehrere besitzt, die eine Art öffentlichen Eigenthums zu sein scheinen und von Allen, Männern und Frauen, Alt und Jung, Kranken und Gesunden benutzt werden.

In jeder Mandanischen Hütte sieht man einen von Weidenzweigen geflochtenen Korb, etwa wie eine Badewanne und groß genug, um einen Menschen in zusammengekauerter Stellung aufzunehmen. Will ein Mitglied der Familie ein Dampfbad nehmen, so trägt die Frau den Korb nach dem Dampfbade hin und bringt ihn wieder zurück.

Diese Schwitzbäder liegen stets in der Nähe des Dorfes am Ufer des Flusses; sie sind von dicht zusammengenähten Büffelhaüten gemacht, und haben die Form wie die Zelte der Krähen-Indianer oder der Sioux. In der Mitte befinden sich zwei Wände von Steinen, etwa 6 Fuß lang, 3 Fuß hoch und 2½ Fuß von einander entfernt; quer über dieselben werden runde Stäbe gelegt und auf diese stellt man den Badekorb. In der Nähe des Zeltes befindet sich eine Art Ofen, in welchem die Frau eine Anzahl großer Steine, welche zu diesem Zwecke stets vorräthig gehalten werden, rothglühend macht. Ist dies geschehen, so setzt sich der, welcher das Bad nehmen will, ganz nackt in den Korb (die sitzende Stellung wird immer vorgezogen) mit dem Rücken nach dem Eingange des Zeltes; sodann bringt die Frau mittelst zweier Stäbe, welche mit unseren Zangen Aehnlichkeit haben, einen großen, rothglühenden Stein, legt ihn unter den Korb und begießt ihn mit kaltem Wasser, worauf der Badende sogleich in eine Wolke von Dampf gehüllt wird. Während nun die Frau einen zweiten Stein herbeiholt, wird das Begießen von einer anderen oder von einem Kinde fortgesetzt.

Während dieser ganzen Zeit ist das Zelt dicht verschlossen und der Badende zieht die heißen Dämpfe durch die Nase ein, bis er in den stärksten Schweiß geräth; dann giebt er ein Zeichen, das Zelt wird geöffnet, er eilt mit der Schnelligkeit des gejagten Hirsches davon, stürzt sich kopfüber in den Fluß, aus dem er sogleich wieder auftaucht, hängt seine Büffelhaut um und geht so schnell als möglich nach Hause, wo er sich trocknet, sich fest in seine Büffelhaut hüllt und, mit den Füßen gegen das Feüer gekehrt, ein Schläfchen macht. Nach Beendigung desselben bestreicht er seinen Körper mit Oel und sein Haar mit Bärenfett, kleidet sich an und schmückt sich, um einen Besuch zu machen, oder einem Feste, einem Aufzuge, oder einer Raths-Versammlung beizuwohnen, oder er reibt seine geölten Glieder mit einem Stück weichen Bocksleder, bis sie wie polirt erscheinen, um an einem Tschung-ki oder Ballspiel Theil zu nehmen.

Diese Schwitzbäder werden als ein Mittel gegen fast alle Krankheiten betrachtet. Fieber sind sehr selten und in der That beinahe unbekannt unter diesem Volke; in den wenigen Fällen, die vorgekommen sind, hat man jedoch dies Mittel angewendet, und zwar ohne die nachtheiligen Folgen, welche wir natürlich davon erwartet haben würden. Die meisten Krankheiten sind entzündliche Rheümatismen und andere chronische Uebel, und für diese ist, bei ihrer Lebensweise, die obige Heilungsweise vortrefflich. Derselbe Gebrauch findet sich bei den meisten Missouri-Indianern, und bei den Pahnihs, Omahas, Puntschas und anderen Stämmen wurde dies Mittel gegen die Blattern, die furchtbaren Zerstörer der Indianer, angewendet und Hunderte stürzten sich in der Fieberhitze in den Strom und starben, noch ehe sie denselben wieder verlassen konnten.

Vierzehntes Kapitel.

Trachten der Mandaner. — Hoher Werth derselben. — Zwei Pferde für einen Kopfputz aus Adlerfedern und Hermelin-Fellen. — Kopfputz mit Hörnern. — Eine jüdische Tracht.

Die Mandaner kleiden sich zum größten Theile sehr zierlich und Einige sogar glänzend. Da sie noch im Naturzustande leben, so verfertigen sie alle ihre Kleidungsstücke selbst und zwar aus den Haüten der verschiedenen Thiere, welche jene Gegenden bewohnen. Es herrscht eine auffallende Aehnlichkeit der Tracht unter den meisten nordwestlichen Stämmen und ich kann nicht sagen, daß die Kleidung der Mandaner von derjenigen der Krähen-Indianer, Schwarzfüße, Assinneboins oder Sioux bestimmt verschieden sei; allein es giebt in jedem Stamme gewisse Arten der Näherei oder Stickerei, woran der Reisende, welcher mit den Moden dieser Völker bekannt ist, sogleich die Tracht jedes Stammes zu erkennen vermag. Diese Unterschiede bestehen gewöhnlich in der Anfertigung des Kopfputzes, oder in dem Besetzen der Kleider mit den Stacheln des Stachelschweins, die sie in großer Menge verbrauchen.

Da die Indianer Nord-Amerika's aus so vielen verschiedenen Nationen bestehen, die einander beständig bekämpfen und gegenseitig von ihren Sprachen nichts verstehen, und da ferner ihre Moden selten, wenn überhaupt jemals, wechseln, so mag es auffallend erscheinen, daß diese Völker einander in den Formen und Moden ihrer Kleidung und ihres Kopfputzes so genau nachahmen sollten. Dies ist jedoch wirklich der Fall und läßt sich auch, wie mich dünkt, erklären, ohne ein einziges Argument zu Gunsten der Theorie einer gemeinsamen Abstammung von einer Familie oder einem Stamme aufzustellen. Denn wenn in dem fortwährenden Kampfe Haüptlinge oder Krieger fallen, so kommen die Kleidungsstücke und Waffen derselben in den Besitz der Sieger, welche sie nunmehr tragen, und der übrige Stamm wird dieselben natürlich mehr oder weniger nachahmen; auch ist es gebraüchlich, bei ihren Raths-Versammlungen oder Friedensschlüssen Kleidungsstücke und andere Gegenstände auszutauschen, die dann von dem anderen Stamme angenommen werden, und so entsteht allmälig die Aehnlichkeit der Tracht u. s. w. bei den verschiedenen Stämmen.

Die Tunica oder der Rock der Mandaner ist dem der Schwarzfüße in der Form sehr ähnlich, aus zwei Haüten vom Hirsch oder Bergschafe gemacht und mit Skalp-Locken, Glasperlen und Hermelin besetzt. Die Beinkleider sind, gleich denen der anderen schon erwähnten Stämme, aus Hirschhaut gemacht, schließen genau an und werden mit Stachelschwein-Stacheln und Skalp-Locken verziert. Die Mokassins sind von Bocksleder und zierlich mit Stachelschwein-Stacheln besetzt. Ueber den Schultern (oder vielmehr über der einen Schulter und unter dem anderen Arm hindurch) tragen sie mit großem Anstande die Haut von dem Rücken eines jungen Büffels, die zuweilen bis zur Hälfte weg-

geschnitten wird, um sie bequemer für den Gebrauch zu machen. Viele dieser Mäntel sind auch auf der einen Seite mit Skalp-Locken besetzt und auf der Fleischseite mit gemalten Darstellungen der ehrenvollen Kämpfe und Ereignisse aus dem Leben des Besitzers geschmückt.

Der Kopfputz ist verschieden, und zuweilen außerordentlich malerisch und schön; er wird aus den Federn des Kriegs-Adlers (Aquila chrysaëtos), oder des Raben und aus Hermelin-Fellen gemacht. Dies ist der kostbarste Theil der Kleidung eines Indianers in diesem ganzen Lande, da die Federn und das Pelzwerk so schwierig zu erlangen sind; denn der Kriegs-Adler ist ein seltener Vogel und das Hermelin das seltenste Thier in diesen Gegenden. Der Schwanz eines Kriegs-Adlers, der sechs bis acht ausgezeichnet schöne Federn enthält, die sich zu einem Kopfputze eignen, wird hier mit einem ziemlich guten Pferde bezahlt (die Pferde sind jedoch hier wohlfeiler, als in den meisten anderen Ländern). Da ich viele Kleidungs- und Putz-Gegenstände kaufte, so hatte ich häufig Gelegenheit zu erfahren, welch' hohen Werth die Indianer auf dergleichen Dinge setzen. Die von ihnen geforderten Preise haben mich häufig überrascht, und ich will nur ein Beispiel hiervon anführen. Ein Haüptling, den ich in seiner schönen Tracht mit einem bis auf die Erde reichenden Kopfputze aus Adlerfedern und Hermelin in ganzer Figur gemalt hatte, war bereit, mir auf meinen Wunsch den ganzen Anzug zu verkaufen, nur nicht den Kopfputz, denn „er werde niemals im Stande sein, sich Adlerfedern und Hermelin von solcher Schönheit wieder zu verschaffen, um sich einen neüen Kopfputz zu machen.“ Auf mein inständiges Bitten willigte er jedoch endlich ein, mir diesen kostbaren Gegenstand für zwei Pferde zu verkaufen, die ich denn auch sofort von den Pelzhändlern für 25 Dollars das Stück erstand, und somit den Kopfputz zu meiner Sammlung hinzufügte.

Zuweilen hat ein Haüptling oder Krieger einen so außerordentlichen Ruf, daß es ihm gestattet ist, Hörner an seinem Kopfputze zu tragen, welches ihm ein sonderbares und majestätisches Ansehen gibt. Diese Hörner werden aus dem Horn des Büffel-Stiers gemacht, indem man dasselbe der Länge nach spaltet, ein Drittel desselben ganz dünn schabt, polirt und dann zu beiden Seiten an dem oberen Theile des Kopfputzes in derselben Stellung, wie am Büffelkopfe, befestigt; die Hermelin-Felle und Schwänze, welche vom Kopfe herabhangen, sind eine Nachahmung der den Büffelkopf bedeckenden Mähne.

Denselben Gebrauch fand ich bei den Sioux, den Krähen-Indianern, den Schwarzfüßen und Assinneboinern, und es ist derselbe so auffallend, daß ich noch einige Worte darüber sagen muß. Diese und viele andere sonderbare und unerklärliche Erscheinungen in den Gewohnheiten der Indianer haben eine eigenthümliche Bedeütung oder Wichtigkeit, während man sie gewöhnlich als abgeschmackt und lächerlich betrachtet, weil man sie nicht begreift, oder sich nicht die Zeit nimmt, ihren Nutzen oder ihre Bedeütung kennen zu lernen.

Die Hauptursache, weshalb wir den Wilden geringschätzen und verachten, liegt darin, daß wir ihn nicht verstehen, und wir sind hauptsächlich deshalb so unbekannt mit ihm und seinen Moden, weil wir uns nicht die Zeit nehmen,

sie zu erforschen — man ist zu sehr daran gewöhnt, ihn als ein untergeordnetes, thierisches und unvernünftiges Wesen zu betrachten, das nicht werth sei, sich genauer mit ihm zu beschäftigen. Und wenn man einmal länger bei ihm verweilt, so geschieht es nur, um aus seiner Unwissenheit und Leichtgläubigkeit Vortheil zu ziehen — ihn des Reichthums und der Hülfsquellen seines Landes zu berauben — ihn mit Branntwein betrunken zu machen und Mißbraüche bei ihm einzuführen, an die er in seiner Unwissenheit nie gedacht hat. Auf diese Weise wird die Bedeütung der vielen interessanten und charakteristischen Gebraüche von den ersten Besuchern gänzlich übersehen und niemals verstanden, und indem sie zugleich seine ursprüngliche Lebensweise verändern, werden dieselben für immer dem Forscher entzogen.

Aus der Beobachtung von tausend kleinen und scheinbar unbedeütenden Zügen und Gewohnheiten des Indianischen Lebens muß man den Charakter des Indianers kennen lernen. Der civilisirte Mensch betrachtet eine Indianer-Gruppe in ihrer klassischen Tracht mit ihren wenigen und einfachen Zierrathen, deren jede ihre Bedeütung hat, und lacht darüber, weil sie anders sind als bei uns; „warum," fragt man, „tragen diese einfältigen Geschöpfe so große Federbüschel auf dem Kopfe? solche Massen und Streifen von Farbe und Bärenfett auf dem Körper? Abscheülich!" — Und unzählige andere ebenso einfältige Fragen werden aufgeworfen, ohne jemals daran zu denken, daß die Natur es sie so gelehrt hat, daß jedes dieser Dinge seine bestimmte Wichtigkeit oder Bedeütung hat, die ein Indianer uns leicht erklären könnte, wenn man ihn danach fragte und er geneigt wäre, zu antworten — daß jede Feder auf seinem Kopfe in den Augen seines Stammes ein Zeichen eines von seiner Hand getödteten Feindes ist — daß jeder rothe Streifen eine Wunde bedeckt, die er im ehrenvollen Kampfe erhielt — und daß das Bärenfett, womit er sich an jedem Morgen vom Kopf bis zu den Füßen bestreicht, den Körper reinigt, die Haut vor den Stichen der Moskitos schützt und zugleich ihn vor Erkältung und Husten bewahrt.

Ein Indianer unter civilisirten Menschen betrachtet unsere, sowol scheinbar als wirklich lächerlichen Gebraüche und Moden gewiß mit gleichem, wenn nicht größerem Erstaunen; aber er lacht und spottet nicht darüber, auch fragt er nicht, denn sein natürlicher Verstand und seine guten Sitten verbieten ihm dies. Erst wenn er heimgekehrt und mit den Seinigen um das Feüer des Wigwams gelagert ist, läßt er seinem Spotte über die civilisirte Welt, die ihm so reichen Stoff darbietet, freien Lauf.

Ein Indianer wird den weißen Mann niemals fragen, warum er seinen Körper nicht bemalt oder mit Bärenfett bestreicht, oder warum er einen Hut auf dem Kopfe und Knöpfe auf der Rückseite des Kleides hat, wo sie niemals gebraucht werden können; warum er einen Backenbart trägt und einen Hemdkragen bis zu den Augen; oder warum er mit dem Kopfe und nicht mit den Füßen nach dem Feüer gewendet schläft; warum er auswärts statt einwärts geht; oder warum sich die weißen Männer zu Hunderten versammeln, um einen Indianer essen zu sehen — aber daheim in seinem Wigwam macht er

„die Wolken erzittern“ mit seinen Scherzen und Witzen über die Unwissenheit und Thorheit der weißen Männer.

Ein wilder Indianer wird in der civilisirten Welt bald einen Mann sehen, der einen aufgekrempten Hut, und einen anderen, der einen mit Tressen besetzten Hut und goldene oder silberne Epauletten auf der Schulter trägt, ohne daß er die Bedeütung und den Zweck derselben kennt oder danach fragt. Ebenso wird der weiße Mann, welcher unter den uncivilisirten Indianern reist, einen von diesen außerhalb des Dorfes herumstolziren sehen mit einem Kopfputze von Adlerfedern und Hermelin und zwei schön polirten Büffelhörnern, und er wird in Bezug auf die Bedeütung und die Wichtigkeit desselben ebenso unwissend sein, und zwar um so mehr, da der Indianer glauben wird, daß Epauletten und aufgekrempte Hüte bei den civilisirten Völkern irgend eine wichtige Bedeütung haben — aber der weiße Mann setzt voraus, daß die Hörner auf dem Kopfe eines Indianers nichts weiter sind und nach seiner Meinung sein können, als Indianischer Unsinn und Dummheit.

Der Gebrauch, Hörner zu tragen, welcher sich bei allen nordwestlichen Stämmen findet, ist unstreitig sehr alten Ursprungs, und nur demjenigen gestattet, dessen Tapferkeit und Ansehen von dem ganzen Stamme anerkannt sind, und dessen Stimme im Rathe ebenso großes Gewicht hat, wie die eines Haüptlings ersten Ranges; diese Auszeichnung beschränkt sich daher nicht auf die Haüptlinge allein. Unter den Mandanern war Mah-to-toh-pa, der zweite Haüptling, der einzige Mann, dem es seiner außerordentlichen Heldenthaten wegen gestattet war, Hörner zu tragen, auch führte er stets die Krieger in den Kampf.

Dieser Kopfputz mit Hörnern wird nur bei gewissen seltenen Gelegenheiten getragen, z. B. wenn fremde Haüptlinge, Indianer-Agenten oder andere bedeütende Personen einen Stamm besuchen; oder bei Kriegs-Aufzügen, bei der Feier eines Sieges, bei öffentlichen Festen u. s. w. Zuweilen, wenn ein Haüptling seine Krieger zum Kampfe führt, schmückt er sich mit diesem Symbol der Macht, um seine Krieger zu ermuthigen, an deren Spitze er kämpft und die Feinde herausfordert, ihre Geschosse auf ihn zu richten.

Die Hörner sind an dem Hauptschmucke nur loose befestigt, so daß sie leicht vor- oder rückwärts fallen, je nachdem der Kopf vor- oder rückwärts bewegt wird, und durch eine eigenthümliche, kaum bemerkbare Bewegung des Kopfes neigt sich oft das eine Horn nach hinten und das andere nach vorn, wie die Ohren eines Pferdes, welches dem Träger dieses Schmuckes ein eigenthümliches Ansehen gibt. Es hat dies eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Jüdischen Kostum, nämlich mit den Hörnern, welche die Abyssinischen Haüptlinge und die Hebräer als ein Zeichen der Macht und der Gewalt bei großen Aufzügen und Siegesfesten trugen.

„Und Zedekia, der Sohn Cnaena, hatte ihm eiserne Hörner gemacht.“ (Erstes Buch der Könige, 22. Kapitel, Vers 11 nach Luthers Übersetzung.) „Hebt Eure Hörner nicht so hoch; sprecht nicht mit einem steifen Nacken.“ (Psalm 72, Vers 5 nach der Englischen Übersetzung.) — Nach Luthers Über-

setzung, wo es Vers 6 ist, lautet diese Stelle: „Pochet nicht so hoch auf Eüre Gewalt, redet nicht halsstarrig," — die man unmaßgeblich auch so wiedergeben könnte: „Traget die Nase nicht so hoch, schwatzet nicht übermüthig."

Die letzte Stelle *) scheint mir das oben erwähnte Bewegen der Hörner durch eine Bewegung des Kopfes so bestimmt anzudeüten, daß ich glaube, dieser Gebrauch ist jetzt unter diesen Stämmen fast genau derselbe, wie früher bei den Juden, und daß er, gleich vielen anderen, von denen ich später sprechen werde, von jenem alten Volke überkommen und mit sehr geringen Änderungen beibehalten ist.

Funfzehntes Kapitel.

Erstaunen der Mandaner über die Malerei. — Der Verfasser wird zum Medizin-Mann ernannt. — Neügier ihn zu sehen und zu berühren. — Abergläubige Furcht derjenigen, welche gemalt waren. — Einwürfe gegen die Malerei. — Ein Mandanischer Doktor oder Medizin-Mann widersetzt sich derselben; wie er gewonnen wird.

Nichts hat wol die Mandaner jemals so sehr in Erstaunen versetzt, als die Arbeiten meines Pinsels. Die Portrait-Malerei war etwas ganz Neües für sie und mit meinem Erscheinen begann hier eine neüe Aera in den Geheimnissen der Medizin. Bald nach meiner Ankunft begann und vollendete ich die Bildnisse von zwei angesehenen Haüptlingen. Dies geschah ohne die Neügier der Bewohner zu erregen, da sie nichts davon erfahren hatten und selbst die beiden Haüptlinge schienen mit meiner Absicht unbekannt zu sein, bis die Bildnisse vollendet waren. Niemand außer ihnen wurde während des Malens in mein Zelt zugelassen und als ich meine Arbeit beendigt hatte, war es höchst belustigend zu sehen, wie sie wechselseitig einer des andern Ähnlichkeit erkannten und sich dies gegenseitig versicherten. Beide hielten eine zeitlang schweigend die Hand vor den Mund (wie sie immer zu thun pflegen, wenn etwas sie sehr überrascht), und blickten aufmerksam auf die Bildnisse, auf mich und auf die Palette und die Farben, mit denen diese unerklärlichen Dinge waren hervorgebracht worden.

Sodann kamen sie mit dem edelsten Anstande auf mich zu, ergriffen mich einer nach dem anderen bei der Hand und indem sie den Kopf niederbeügten und die Augen niederschlugen, sagten sie mit leiser Stimme: „Te-ho-pe-ni Wash-i!" und gingen fort.

Ich erhielt in diesem Augenblicke einen neüen Namen, mit dem man mich in diesem Dorfe bezeichnete und wahrscheinlich bezeichnen wird, so lange die

*) Nach der Lutherschen Übersetzung paßt diese Stelle gar nicht hierher.

Überlieferungen in dieser wunderlichen Gemeinde währen. Es wurde mir nämlich ein Grad verliehen, nicht als Doktor der Rechte oder als Magister der freien Künste, sondern als Meister der Künste — der Mysterien — der Magie — des Hokuspokus. Ich wurde durch jene wenigen Worte als ein „großer Medizin-Mann" anerkannt. Es ist dies die höchste Ehre, welche mir hier wiederfahren konnte, und ich gehörte jetzt zu den angesehensten und beneidetsten Personen, den Doktoren und Conjuraten dieser Körperschaft.

Te-ho-pe-ni Wash-i oder weißer Medizin-Mann ist der Name, den ich jetzt führte, und der, wie nicht zu bezweifeln, von größerem Werthe für mich sein mußte, als Gold, denn ich ward von den Ärzten, welche sämmtlich Medizin-Männer sind, eingeladen und festlich bewirthet, und jener Name verschaffte mir zu manchem sonderbaren und geheimnißvollen Orte Zutritt und gab mir Gelegenheit, Nachrichten einzuziehen, die ich sonst gewiß nicht erlangt hätte. Ich stieg täglich in der Achtung der Medizin-Männer und der Haüptlinge, und indem ich den Ernst und die Vorsicht annahm, wie sie einem so bedeütenden Manne geziemten (und vielleicht noch beträchtlich mehr) und gelegentlich irgend ein unergründliches Kunststück ausführte, hatte ich Hoffnung, meine Stellung zu behaupten, bis der große Tag des Religions-Festes herankam, bei welcher Gelegenheit mir dann von den Dkotoren wol ein Sitz in der Medizin-Hütte gestattet werden mußte.

Als die Bildnisse der beiden Haüptlinge fertig waren, kehrten Beide in ihre Wigwams zurück, setzten sich ans Feüer und nachdem sie schweigend eine oder zwei Pfeifen (wie es allgemein gebräuchlich ist) geraucht hatten, fingen sie allmälig an, das Vorgefallene zu erzählen und bald waren ihre Hütten mit aufmerksamen Zuhörern angefüllt, die ihren Erzählungen mit offenem Munde lauschten. Auch um meine Hütte drängte sich bald eine große Menge von Frauen und Mädchen, und durch jede Spalte konnte ich die glänzenden Augen erblicken, die zu ergründen suchten, was innerhalb vorging. Dies währte einige Stunden, bis endlich die Menge zu einigen Hunderten anwuchs, die wie ein Bienenschwarm um meinen Wigwam herumstanden.

Während dieser Zeit war nicht ein einziger Mann bei meiner Hütte zu sehen; nach einer Weile sah man sie jedoch, in ihre Büffelmäntel gehüllt, langsam herankommen und man konnte es deütlich auf ihren Gesichtern lesen, wie die Neügier mit ihrem Stolze kämpfte, indem jene sie unwiderstehlich vorwärts trieb, während dieser es ihnen verbot. Bald jedoch wurde der Zudrang allgemein und die Ärzte und Haüptlinge kamen in meine Hütte, stellten aber Soldaten (Tapfere mit Spießen in der Hand) an die Thür, welche nur diejenigen einließen, denen die Haüptlinge dies gestatteten.

Herr Kipp, Agent der Pelz-Compagnie, welcher seit acht Jahren hier lebte, setzte sich zu den Haüptlingen und erklärte ihnen, da er ihre Sprache geläufig sprach, den Zweck, weshalb ich diese Bildnisse malte, sowie die Weise, wie dies geschehe, womit sie Alle zufrieden zu sein schienen. Es schien jedoch nunmehr dringend nöthig, auch der Menge die Bildnisse zu zeigen, weshalb dieselben über der Thür aufgehängt wurden, so daß das ganze Dorf sie sehen

konnte. Der Eindruck auf eine so gemischte Menge, die noch nichts über diese Bildnisse gehört hatte, war in der That lächerlich. Die Ähnlichkeit wurde sogleich erkannt; Viele schrien laut auf, Einige stampften tanzend mit den Füßen, noch Andere sangen, Hunderte bedeckten schweigend den Mund mit der Hand, Andere schwangen unwillig ihre Spieße und Einige schossen einen rothen Pfeil gegen die Sonne und gingen nach Hause.

Nachdem sie die Gemälde angestaunt, wollten sie auch den Mann sehen, der sie gemacht hatte, und ich wurde herausgerufen. Aber die Scene, welche jetzt folgte, vermag ich unmöglich zu schildern. Kaum war ich herausgetreten, so wurde ich von der Menge dicht umringt. Die Frauen gafften mich an, die Krieger reichten mir die Hand, während kleine Knaben und Mädchen sich durch die Menge drängten, um mich mit den Fingerspitzen zu berühren. Die Neügier und das Erstaunen, womit Alle mich anblickten, bewies, daß sie mich für ein sonderbares und unerklärliches Wesen hielten. Sie nannten mich den größten Medizin-Mann der Welt, denn, sagten sie, ich hätte lebende Wesen geschaffen, sie könnten ihre Haüptlinge jetzt an zwei Orten lebend sehen, die, welche ich gemacht hätte, wären etwas lebend, man könne sehen, wie sie ihre Augen bewegten, wie sie lachten, und wenn sie lachen könnten, würden sie gewiß auch sprechen können, sobald sie es nur versuchten, und es müßte daher etwas Leben in ihnen sein.

Die Frauen kamen darin überein, sie hätten so viel Leben darin entdeckt, daß meine Medizin zu groß für die Mandaner sei; so etwas könne aber nicht hervorgebracht werden, ohne dem Original etwas von seiner Existenz zu rauben und es in das Bild zu übertragen, und sie könnten sehen, daß es sich bewege.

Diese Verkürzung des natürlichen Daseins, um einem zweiten Wesen Leben einzuflößen, erklärten sie für ein unnützes und zerstörendes Werk, das ihrer glücklichen Gemeinde großen Nachtheil bringen könne. Sie erhoben ein gewaltiges Geschrei gegen mich, liefen weinend durch das Dorf und erklärten mich für einen „gefährlichen Menschen, der lebende Wesen machen könne, indem er sie anblicke und der daher auch, wenn er wolle, auf dieselbe Weise das Leben vernichten könne. Meine Medizin sei gefährlich für ihr Leben und ich müsse daher sogleich das Dorf verlassen. Jener böse Blick würde diejenigen treffen, die ich malte, denn ich raubte denselben einen Theil ihres Lebens, um es mit nach Hause unter die weißen Leüte zu nehmen, und wenn sie stürben, so würden sie keine Ruhe im Grabe haben."

Auf diese Weise war es den Frauen und einigen alten Quacksalbern gelungen, eine Opposition gegen mich hervorzurufen, und die Gründe, welche sie vorbrachten, waren so glaubwürdig und ihrem Aberglauben so angemessen, daß sogar mehrere Haüptlinge, die sich wollten malen lassen, in Furcht geriethen, so daß meine Arbeiten für mehrere Tage unterbrochen wurden. Man berieth sich Tag für Tag über diesen Gegenstand, aber es schien ihnen sehr schwer zu werden, sich zu entscheiden, was mit mir und meiner gefährlichen Kunst anzufangen sei, die sich ganz anders gestaltet hatte, als sie ursprünglich erwarteten. Endlich gelang es mir, zu ihren Berathungen Zutritt zu erhalten; ich versicherte,

daß ich nur ein Mensch sei, wie sie, daß meine Kunst keine Medizin oder Geheimniß sei, daß jeder von ihnen sie lernen könne, wenn er sie so lange übe, wie ich, daß ich die freündlichsten Gesinnungen gegen sie hegte und daß in dem Lande, worin ich lebte, tapfere Männer sich nicht durch Weibergeschwätz in Furcht setzen ließen. Diese Äüßerung hob sogleich alle Schwierigkeiten; Alle standen auf, schüttelten mir die Hand und kleideten sich an, denn Alle wollten gemalt sein, die Frauen schwiegen und meine Hütte wurde beständig von Haüptlingen, tapferen Kriegern und Medizin-Männern besucht, die mit Ungeduld warteten, bis ein Bildniß fertig war, um über die Ähnlichkeit entscheiden zu können, und für die Gesundheit und das Glück desjenigen, der so eben den Händen und der Operation der „weißen Medizin" glücklich entgangen war, lachen, ein neües Lied anstimmen und eine frische Pfeife rauchen zu können.

Ich bemerkte, das jedesmal eine oder zwei Pfeifen gestopft wurden, und sobald ich zu malen begann, die Haüptlinge und Krieger, welche an den Wänden der Hütte herumsaßen, anfingen zu rauchen, wie sie sagten für das Gelingen des Bildes, wahrscheinlich aber wol mehr, um den, welcher zu seinem Bilde saß, vor aller Fährlichkeit zu schützen; die Pfeife wanderte auf diese Weise von einem zum anderen, bis das Bild vollendet war.

Indem ich auf diese Weise malte, hielt ich oft plötzlich ein, als ob etwas falsch sei, machte einige tüchtige Züge aus der Pfeife, wobei ich den Rauch durch die Nasenlöcher von mir blies und mir das Ansehen gab, als ob mir dies Erleichterung verschafft hätte und ich nunmehr mit größerer Leichtigkeit und besserem Erfolge arbeiten könne. Ich sagte Jedem, der gemalt war, etwas Schmeichelhaftes über sein gutes Aussehen und malte sie nach ihrem Range oder Stande, indem ich es zu einer Ehrensache für sie machte, was ihnen außerordentlich gefiel und meiner Kunst den Stempel der Achtungswürdigkeit aufdrückte.

Die Haüptlinge nahmen mich dann beim Arm und führten mich in ihre Hütten, wo ein Gastmahl im eleganten Stil, d. h. in der besten Weise, welche dies Land zu bieten vermag, meiner wartete. Auch die Medizin-Männer luden mich in gehöriger Form zu einem Festmahl ein und schenkten mir eine Doktors-Rassel (Schi-schi-quoi), sowie einen Zauber- oder Doktor-Stab, der mit den Klauen des greülichen Bären, mit den Hufen der Antilope, mit Hermelin-Fellen, wilder Salbei und Fledermaus-Flügeln geschmückt und mit dem Duft des Iltis parfümirt war; auch wurde ein Hund geschlachtet und bei den Füßen über meinem Wigwam aufgehängt. Ich war hierdurch in die Geheimnisse der Medizin eingeweiht und wurde als Mitglied der Gesellschaft der Conjuraten betrachtet.

Seit diesem glücklichen Erfolge meiner Arbeiten ging Alles ganz vortrefflich und ich habe viel Unterhaltung gehabt. Nur einmal fand unter den Haüptlingen und tapferen Kriegern ein Streit über den Rang statt, worauf sie sehr eifersüchtig sind; es wurde jedoch Alles gütlich beigelegt und es hat mir seitdem nicht an Beschäftigung für meinen Pinsel gefehlt, obgleich Einige ihren

Entschluß, sich malen zu lassen, wieder aufgaben, aus Furcht, wie man sagt, sie würden frühzeitig sterben oder nach dem Tode nicht ruhig im Grabe schlafen können.

Es sind einige merkwürdige Fälle dieser Art in meinem Maler-Atelier vorgekommen und ich habe mir dadurch hier einige Todfeinde gemacht, doch hat das in den Gesinnungen der Haüptlinge und Doktoren gegen mich nichts geändert. Es kamen drei oder vier Mal einige stolze junge Leute in meine Hütte, die, nachdem sie die Bildnisse der Haüptlinge angestaunt, mit der Hand vor dem Gesicht an die Seite der Hütte gingen, von wo aus sie die Haüptlinge von der Seite anblickten, statt ihnen gerade in das Gesicht zu sehen (welches bei allen Indianer-Stämmen eine fast unverzeihliche Beleidigung ist), und nachdem sie das Gemälde noch eine Weile angesehen, welches sie natürlich noch immer gerade anblickte, nahmen sie ihre Büffelmäntel zusammen und verließen voll Erstaunen und Unwillen die Hütte, indem sie erklärten, daß sie „die Augen sich hätten bewegen gesehen“, — daß, während sie in der Hütte ümhergegangen, „die Augen ihnen überall hin gefolgt seien.“ Pelzhändler, Haüplinge und Doktoren, welche diese Taüschung kannten, gaben sich viele Mühe, jene jungen Leute von ihrem Irrthum zu überzeügen, indem sie ihnen das Geheimniß erklärten; aber sie wollten nichts davon hören, indem sie sagten, „was sie mit ihren eigenen Augen gesehen, sei ihnen Beweis genug und sie würden stets ihren eigenen Augen mehr glauben, als hundert Zungen.“ Alle Versuche, sie zu bewegen, meine Hütte wieder zu betreten, oder mit mir in Gesellschaft zu sein, waren gänzlich fruchtlos.

Auch von einer anderen Seite her wurden mir Unannehmlichkeiten bereitet. Ein Medizin-Mann, Mah-to-he-hah (der alte Bär), suchte nämlich die bei meiner Hütte versammelte Menge zu überreden, daß Alle, welche sich in derselben befänden und sich malen ließen, Narren seien und bald sterben würden, wodurch er meiner Popularität sehr schadete. Ich ließ ihn jedoch am nächsten Morgen, als ich mit dem Dolmetscher allein war, auffordern, zu mir zu kommen. Ich sagte ihm, daß ich bereits seit mehreren Tagen meine Augen auf ihn geworfen und daß mir sein Aussehen so gut gefallen hätte, daß ich mir alle Mühe gegeben, seine Geschichte zu erfahren, die, wie man mir von allen Seiten gesagt, ganz außerordentlich, sowie auch sein Charakter und sein Rang meiner ganzen Aufmerksamkeit würdig seien. Ich hätte seit mehreren Tagen beschlossen, daß, sobald durch das Malen der Übrigen die von dem langen Rudern meines Canoes erzeügte Steifheit meiner Hand verschwunden sein würde, ich sein Bildniß anfangen wollte, was sogleich geschehen könne. Hierauf schüttelte er mir die Hand, winkte mir, mich zu setzen und nachdem wir eine Pfeife mit einander geraucht, sagte er, daß er durchaus keine feindseligen Gesinnungen gegen mich hege und sich vor meiner Kunst nicht fürchte. „Ich weiß“, fügte er hinzu, „du bist ein guter Mann, du wirst Keinem ein Leids zufügen, deine Medizin ist groß und du bist ein großer Medizin-Mann. Ich möchte mich gern selbst sehen und dasselbe wünschen alle Haüptlinge; aber Alle sind viele Tage in meiner Medizin-Hütte gewesen und haben mich nicht aufgefordert,

hierher zu kommen und mit Farben „lebend gemacht zu werden" — mein Freünd, ich freüe mich, daß mein Volk dir gesagt hat, wer ich bin — mein Herz ist froh — ich will in meinen Wigwam gehen und essen und in kurzer Zeit werde ich kommen, und dann kannst du ans Werk gehen." Nachdem hierauf noch eine Pfeife geraucht war, ging er fort. Ich bereitete nun Alles vor, mußte aber bis zwölf Uhr auf ihn warten, da er den ganzen Vormittag zu seiner Toilette gebraucht hatte.

Endlich erschien er, mit verschiedenen Farben, mit Bärenfett und Holzkohle bemalt, mit Medizin-Pfeifen in den Händen und Fuchsschwänzen an den Hacken, begleitet von mehreren seiner Kollegen und einigen Knaben, die er bei sich zu behalten wünschte und die, wie ich vermuthe, seine Zöglinge waren, welche er in der Materia medica und im Hokuspokus unterrichtete. Er setzte sich mitten in der Hütte nieder, bewegte seine Adlerpfeifen hin und her und stimmte den Medizin-Gesang an, welchen er über den Todten zu singen pflegt, wobei er mir fest ins Gesicht blickte, bis das Gemälde fertig war. Seine Eitelkeit war vollkommen befriedigt; er kam nun täglich in meine Hütte, betrachtete sein Bildniß stundenlang, zündete meine Pfeife an, wenn ich malte, schüttelte mir ein Dutzend Mal täglich die Hand und rühmte überall meine Medizin-Tugenden und meine Geschicklichkeit, so daß diese Schwierigkeit glücklich gehoben und er aus meinem Gegner einer meiner eifrigsten Freünde geworden war.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Indianischer Stutzer. — Fruchtloser Versuch, einen derselben zu zeichnen. — Mah-to-toh-pa (die vier Bären), der zweite Haüptling des Stammes. — Der Verfasser von ihm in seinem Wigwam bewirthet. — Die Gerichte dieses Festmahls. — Pemikan und Knochenmark. — Töpfergeschirr der Mandaner. — Geschenk einer Büffelhaut.

Außer den Häuptlingen, Kriegern und Doktoren gibt es hier noch andere Personen, über die ich noch einige Worte sagen muß, ehe ich zu anderen Gegenständen übergehe. Ich meine die im vorigen Kapitel bereits erwähnten Indianischen Stutzer, die an schönen Tagen um das Dorf herum stolziren, auf das Prächtigste herausgeputzt, jedoch ohne die ehrenvollen Siegeszeichen der Skalp-Locken und der Klauen vom greülichen Bären, denn sie sind nicht sehr begierig, wegen der ersteren ihr Leben in ehrenvollem Kampfe aufs Spiel zu setzen, oder dem Letzteren zu begegnen. Sie bleiben vielmehr gewöhnlich bei dem Dorfe und kleiden sich in die Felle solcher Thiere, die sie leicht erlegen können, ohne die rauhen Felsen nach dem Kriegs-Adler zu durchstreifen, oder

den greülichen Bären in seinen Schlupfwinkeln aufzusuchen. Sie schmücken sich mit Schwan-Dunen und Enten-Federn, mit Geflechten von wohlriechendem Grase und anderen harmlosen und unbedeütenden Dingen, die, gleich ihnen selbst, kein anderes Verdienst haben, als daß sie hübsch und zierlich aussehen.

Diese zierlichen und eleganten Herren, deren es in jedem Stamme nur wenige gibt, werden von den Haüptlingen und Kriegern verachtet, da Alle sehr wohl wissen, welchen gewaltigen Abscheü sie vor Waffen haben, weshalb man sie „Feiglinge" oder „alte Weiber" nennt. Sie scheinen sich jedoch hieraus wenig zu machen und mit der Berühmtheit, die sie wegen der Schönheit und Eleganz ihrer persönlichen Erscheinung bei den Frauen und Kindern erlangt haben, zufrieden zu sein und sich des Lebens zu freüen, obgleich sie als die Müssiggänger des Stammes betrachtet werden.

An schönen Tagen sieht man sie in ihrem ganzen Staate mit einem Fächer von dem Schwanze eines Truthahns in der Rechten, einer Peitsche und einem Fliegenwedel an derselben Handwurzel auf ihrem kleinen scheckigen Pferde mit einem weißen, mit Büffel-Haaren gepolsterten und mit Stachelschwein-Stacheln und Hermelin besetzten Sattel von Hirschhaut durch das Dorf und um dasselbe einige Stunden herum reiten, worauf sie sich vorsichtig dem Orte nähern, wo die Krieger und jungen Leüte sich mit männlichen und athletischen Spielen unterhalten. Wenn sie hier eine oder zwei Stunden zugesehen haben, begeben sie sich nach Hause, satteln ihre Pferde ab, treiben sie auf die Weide, nehmen einige Erfrischungen zu sich, rauchen eine Pfeife, fächeln sich in den Schlaf und verbringen den übrigen Theil des Tages mit Nichtsthun.

Während ich malte kamen täglich zwei oder drei dieser Gecken in ihrem Putze an meine Thür, ohne daß sie weiter etwas erfuhren, als was sie durch die Spalten meiner Hütte sehen konnten. Die Haüptlinge gingen an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten und natürlich auch, ohne sie zum Eintreten aufzufordern, während sie selbst offenbar nur deshalb täglich vor meiner Hütte erschienen, damit ich sie malen möchte. Ich beschloß auch dies zu thun, denn ihr Anzug war schöner, als irgend ein anderer im ganzen Dorfe; als ich daher die Bildnisse aller angesehenen Männer, die sich wollten malen lassen, vollendet hatte und sich nur zwei oder drei Haüptlinge in meiner Hütte befanden, ging ich an die Thür, berührte einen jener jungen Leute an der Schulter, der auch sogleich den Wink verstand und mir folgte, hoch erfreüt über die ehrenvolle Auszeichnung, die ich endlich ihm und seinem schönen Anzuge zu Theil werden ließ. Es ist unmöglich, den Ausdruck der Dankbarkeit in dem Gesichte dieses armen Burschen zu schildern, dessen Herz vor Freüde und Stolz bei dem Gedanken schlug, daß ich ihn ausgewählt habe, um ihn neben den Haüptlingen und Angesehenen, deren Bildnisse er in der Hütte sah, unsterblich zu machen, und er hielt sich durch diese Ehre gewiß hinreichend dafür belohnt, daß er drei Wochen lang täglich auf das Schönste bemalt und geputzt und bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße vor meiner Hütte gestanden hatte.

Ich fing nun an, ihn in ganzer Figur zu zeichnen, und er war in der That ein hübscher Bursche; sein Anzug war vom Kopf bis zu den Füßen aus

den Fellen der Bergziege gemacht, die an Weiche und Weiße fast dem Chinesischen Kreppe gleichkamen, und mit Hermelin und schön gefärbten Stachelschwein-Stacheln besetzt waren. Sein langes Haar, welches über Rucken und Schultern herabhing, reichte fast bis auf die Erde und war, gleich dem der Frauen, auf der Stirn gescheitelt. Er hatte eine große und schöne Figur, und eine Anmuth und Leichtigkeit in den Bewegungen, die einer besseren Kaste würdig waren. In der linken Hand hielt er eine prächtige Pfeife, in der rechten den Fächer, und an derselben Hand hingen noch die Peitsche von Elenshorn und der aus einem Büffelschwanze gemachte Fliegenwedel. Es war nichts Furchtbares an ihm und nichts, was den feinsten, keüschesten Sinn hätte beleidigen können.

Soweit war ich gekommen, als die Haüptlinge, die in meiner Hütte saßen und deren Bildnisse ich früher gemalt hatte, plötzlich aufstanden, sich dicht in ihre Büffelhaüte wickelten und schnell auf ungewöhnliche Weise meine Hütte verließen. Ich bemerkte wol ihre Unzufriedenheit, fuhr jedoch fort zu malen, als einige Augenblicke später der Dolmetsch in meine Hütte stürzte und ausrief: „Mein Gott, Herr, das geht nimmer gut; Ihr habt die Haüptlinge sehr beleidigt — sie haben sich gegen mich über Euer Benehmen beklagt — sie sagen, dies sei ein unwürdiger, unbedeutender Mensch, und wenn Ihr sein Bildniß maltet, so müßtet Ihr augenblicklich die ihrigen vernichten — es bleibt Euch keine Wahl, lieber Herr, und je schneller Ihr diesen Burschen aus Eurer Hütte fortschickt, um so besser.“ Dasselbe wurde dem jungen Manne durch den Dolmetsch gesagt, worauf er seine Büffelhaut umhing, den Fächer dicht vors Gesicht hielt und schweigend, aber mit einem erzwungenen Lächeln meine Hütte verließ, eine kurze Zeit seine frühere Stellung an der Thür wieder einnahm und dann ruhig nach Hause ging. So hoch schätzten die Tapferen und Würdigen unter den Mandanern die Ehre gemalt zu werden und so sehr verachten sie jeden, wie reich auch die Natur ihn mag ausgestattet haben, der nicht den Stolz und das edle Wesen eines Kriegers hat.

Es ist bereits im 13. Kapitel des zweiten Haüptlings Mah-to-toh-pa (die vier Bären) mit wenigen Worten gedacht worden. Er ist der beliebteste Mann unter den Mandanern, und sowol ein hochherziger, tapferer Krieger, als auch ein höflicher und feiner Weltmann. Seitdem ich sein Bildniß gemalt, hat er mir mancherlei Aufmerksamkeiten erwiesen, von denen ich einige hier näher beschreiben muß, da sie zur genaueren Kenntniß des Indianer-Lebens beitragen.

Eines Tages kam er um zwölf Uhr Mittags, prächtig gekleidet, in meine Hütte, legte seinen Arm in den meinigen und führte mich auf die höflichste Weise durch das Dorf in seine Hütte, wo ein sorgfältig bereitetes Mahl meiner wartete. Seine Hütte war sehr geraümig, denn sie hatte 40—50 Fuß im Durchmesser und etwa 20 Fuß Höhe. In der Mitte befand sich ein mit Steinen ausgesetztes Loch von 5—6 Fuß Durchmesser und einen Fuß tief, worin das Feüer brannte, über welchem der Kessel hing. Ich mußte mich nahe am Feüer auf eine sehr sinnreich mit Hieroglyphen bemalte Büffelhaut setzen;

er selbst saß auf einer anderen in einiger Entfernung von mir und die Schüsseln standen auf einer hübschen Binsen-Matte zwischen uns.

Das einfache Mahl bestand nur aus drei Schüsseln; eine derselben, eine irdene, von der eigenen Fabrik der Mandaner, etwa von der Form eines Backtroges, enthielt Pem-i-can und Knochenmark; die beiden anderen waren von Holz. In der einen befanden sich köstlich geröstete Büffelrippen, in der anderen eine Art Pudding aus dem Mehl der Pomme blanche (Psoralia esculenta), einer Art Rübe der Prairie, mit Büffelbeeren gewürzt, die hier in großer Menge eingesammelt und zu verschiedenen Speisen verwendet werden.

Neben den Schüsseln lag eine hübsche Pfeife und ein aus Otternfell gemachter Tabacksbeütel mit K'nick-k'neck oder Indianer-Taback (Rinde der rothen Weide, Cornus sericea) gefüllt [1]). Als wir uns gesetzt hatten, nahm mein Wirth diese Pfeife, stopfte sie bedächtlich und statt sie am Feüer anzuzünden, zog er Stahl und Stein aus der Tasche hervor, und nachdem er sie in Brand gesetzt und zwei starke Züge gethan hatte, reichte er mir die Spitze hin, worauf ich ebenfalls einige Züge that, während er das Rohr in der Hand hielt. Sodann legte er die Pfeife weg, zog sein Messer aus dem Gürtel, schnitt ein kleines Stück Fleisch ab und warf es mit den Worten: „Ho-pi-ni-schih wa-pa-schih" (d. h. Medizin-Opfer) ins Feüer.

Nunmehr forderte er mich durch Zeichen auf, zu essen, und ich leistete dieser Einladung Folge, nachdem ich mein Messer hervorgezogen hatte, denn hier führt Jeder sein Messer bei sich, da bei Indianischen Gastmählern niemals dem Gaste ein Messer gereicht wird. Es darf auch nicht auffallen, daß ich allein aß, denn bei allen Stämmen dieser westlichen Gegenden ist es unveränderliche Regel, daß ein Haüptling niemals mit seinen Gästen zugleich ißt; während sie es sich wohlschmecken lassen, sitzt er neben ihnen, um sie zu bedienen und stopft die Pfeife, die nach beendigter Mahlzeit die Runde machen soll. So war es auch jetzt; während ich speiste, saß Mah-to-toh-pa mit gekreüzten Beinen neben mir und reinigte die Pfeife, um sie zum Rauchen zuzubereiten, wenn ich gesättigt sein würde. Ich bemerkte, daß er ungewöhnliche Sorgfalt darauf verwendete. Nachdem er eine hinreichende Menge K'nick-k'neck aus dem Tabacksbeütel herausgenommen, langte er ein Stück Biberfett hervor, welches diese Indianer stets unter dem Taback mit sich führen, um ihm einen angenehmen Geruch zu geben, schabte etwas davon ab und mischte es unter die Rinde, womit er die Pfeife stopfte, worauf er zuletzt noch etwas getrockneten und gepulverten Büffelmist auf den Taback streute, um die Pfeife leichter anzünden zu können. Als ich gesättigt war, stand ich auf und nachdem die Pfeife in Brand gesetzt worden, blieben wir noch eine Viertelstunde beisammen und unterhielten uns, in Rauchwolken gehüllt, durch Zeichen.

Über das erwähnte, aus Pemikan und Knochenmark bestehende Gericht will ich noch einige Worte sagen. Der Pemikan ist ein Nahrungsmittel, welches in diesem Lande eben so allgemein genossen wird, wie in der civilisirten Welt das Brot [2]). Es wird aus hart getrocknetem Büffelfleisch gemacht,

welches man in hölzernen Mörsern so lange stößt, bis es so fein wie Sägespäne geworden ist, worauf man es in Blasen oder Säcke von Leder packt und in diesem Zustande durch die ganze Welt versenden kann. Das Knochenmark sammeln die Indianer aus den Büffelknochen, die sie zerschlagen und auskochen; diese Knochen geben eine ungeheure Menge Mark, welches in Büffelblasen gegossen wird und, nachdem es abgekühlt ist, so fest ist wie Talg und das Aussehen und auch ungefähr den Geschmack wie die beste gelbe Butter hat. Bei der Mahlzeit werden Stücke dieses Markes in dieselbe Schüssel mit dem Pemikan gelegt und zusammen gegessen; für uns Weiße ist dies ein sehr gutes Ersatzmittel für Brot und Butter und wir nennen es auch gewöhnlich so. In dieser Schüssel lag ein Löffel aus Büffelhorn, der schwarz wie Ebenholz und sehr schön polirt war. In einer der anderen Schüsseln befand sich ein noch kunstvoller gearbeiteter Löffel von dem Horn des Bergschafes (Ovis montana Desmarest.), der fast ganz durchsichtig und so groß war, daß er gewiß ein bis anderthalb Quart hielt.

Die oben erwähnten Schüsseln oder Schalen, worin sich die Speisen befanden, sind ein gewöhnliches Küchengeräth in jeder Mandanischen Hütte; sie werden von den Frauen in großer Menge und in den verschiedensten Formen aus einem zähen, schwarzen Thon mit der Hand verfertigt, in eigends dazu erbauten Öfen gebrannt und sind, obgleich nicht glasirt, fast eben so hart, wie unser Töpfergeschirr und so stark, daß man sie über das Feuer hängt und Fleisch darin kocht. Ich sah fruher mehrere Stücke dieser Art, die man in den sudlichen und mittleren Staaten in der Damm-Erde und in Gräbern gefunden und in den östlichen Museen aufgestellt hat; diese Gegenstände wurden als etwas sehr Wunderbares angestaunt, allein hier, wo man sie zu Hunderten im Gebrauch und im Sommer täglich anfertigen sieht, ist das Räthsel gelöst [*]).

Während ich in dem Wigwam speiste, herrschte daselbst eine Todtenstille, obgleich wir nicht allein waren, denn dieser Haüptling hat, gleich den meisten anderen, mehrere Frauen, und Alle (sechs oder sieben) saßen an den Wänden der Hütte auf Büffelhaüten oder Matten, durften aber nicht sprechen; dagegen waren sie stets aufmerksam auf die Befehle ihres Gebieters, die durch Zeichen mit der Hand gegeben und von ihnen sehr gewandt und schweigend vollzogen wurden.

Als ich weggehen wollte, schenkte mir der Haüptling die Pfeife, aus der wir geraucht und die Buffelhaut, auf der ich gesessen hatte; letztere nahm er von der Erde auf und erklärte mir durch Zeichen, daß die Malerei auf derselben die Gefechte darstelle, in welchen er gekämpft und vierzehn Feinde mit eigener Hand getödtet habe; zwei Wochen habe er dazu gebraucht, dies für mich zu zeichnen und mich nun eingeladen, um mir diese Büffelhaut zu schenken. Ich hing dieselbe uber die Schultern, und er führte mich am Arm zurück in meine Hütte.

Siebenzehntes Kapitel.

Vielweiberei. — Gründe und Entschuldigung derselben. — Heirathen, wie sie vollzogen werden. — Die Frauen werden gekauft und verkauft. — Ältern- und Kindesliebe. — Tugend und Bescheidenheit der Frauen. — Frühzeitige Heirathen. — Sklavische Beschäftigungen der Indianischen Frauen. — Pomme blanche. — Getrocknetes Fleisch. — Getreide-Gruben (Caches). — Art zu kochen und Zeit des Essens. — Stellungen beim Essen. — Trennung der Männer und Frauen beim Essen. — Die Indianer sind mäßige Esser. — Einige Ausnahmen hiervon. — Trocknen des Fleisches in der Sonne ohne Rauch und Salz. — Die wilden Indianer essen kein Salz.

Die Vielweiberei findet sich bei allen nordamerikanischen Indianern, soweit ich sie besucht habe, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Haüptling sechs, acht oder zehn und zuweilen sogar zwölf bis vierzehn Frauen in seiner Hütte hat. Es ist dies ein alter Gebrauch und nach ihrer Ansicht ebenso schicklich als nothwendig. Unter den Wilden werden die Frauen stets für geringer gehalten als die Männer, zu welchen sie in mancher Hinsicht mehr in dem Verhältnisse von Gesinde und Sklaven stehen, und da sie „Holzhauer und Wasserträger“ sind, so ist es für den Haüptling (der, um seine Beliebtheit zu bewahren, offene Tafel halten muß) nothwendig, in seinem Wigwam eine hinreichende Anzahl solcher Hausmädchen oder Dienstboten zu haben, welche die zahlreichen, in einem so großen und kostspieligen Haushalte vorkommenden Arbeiten verrichten.

Es gibt für diesen Gebrauch noch zwei andere Gründe, die von ebenso großem, wenn nicht noch größerem Gewicht sind, als der oben angegebene. Zuerst besitzt dies Volk, obgleich es den civilisirten Nationen an Gewinnsucht nachsteht, dennoch mehr oder weniger eine Leidenschaft für die Anhaüfung von Reichthümern, oder, mit anderen Worten, für die Genüsse des Lebens; und ein Haüptling, der dies Verlangen und zugleich den Wunsch hegt, seine Hütte etwas mehr als gewöhnlich für die Bewirthung seines Volkes und der Fremden, die seine Gastlichkeit in Anspruch nehmen, einzurichten, hält es für angemessen, mehrere Frauen zu nehmen, die den größten Theil des Jahres hindurch schwere Arbeiten verrichten müssen, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich jene Genüsse zu verschaffen und seiner Hütte ein nicht gewöhnliches Ansehen zu geben. Unter den Stämmen, die mit den Pelz-Compagnien Handel treiben, wird dies System sehr weit getrieben und die Frauen müssen die meiste Zeit darauf verwenden, Büffel- und andere Haüte für den Verkauf zuzubereiten. Derjenige Krieger oder Haüptling, welcher die meisten Frauen hat, gilt daher für den reichsten Mann und wird von dem ganzen Stamme beneidet, denn seine Tafel ist am reichlichsten besetzt, seine Hütte am meisten mit den Luxus-Gegenständen der civilisirten Welt versehen und am Schlusse des Jahres hat er die meisten Haüte an die Pelz-Compagnie zu verkaufen.

Alle Handarbeit wird bei den Wilden von den Frauen verrichtet, und da Niemand für Tagelohn arbeitet, so ist derjenige, welcher zur Besorgung seines Haushalts mehr als einer Frau bedarf, genöthigt, seine Arbeiter durch die Gebräuche der Heirath zu vermehren; denn nur auf diese Weise kann er sie zu seinen Sklaven machen und ihre Arbeit zu seinem Nutzen verwenden.

Ein anderer Grund, und wahrscheinlich der mächtigste von allen, ist, daß ein Mann, der bei seinem Volke in hohem Ansehen steht und die Macht in Händen hat, Versuchungen ausgesetzt ist, die zu unterdrücken er für unnatürlich hält, da keine Gesetze und gesellschaftliche Verordnungen ihm im Wege stehen.

Es gibt auch noch andere und sehr vernünftige Gründe für die Zweckmäßigkeit eines solchen Gebrauchs; einer derselben ist folgender: Da alle Indianer-Nationen in ihrem Naturzustande theils wegen alter, nie endender Fehden, theils aus Liebe zum Ruhm, den zu erlangen für den Indianer das Schlachtfeld fast der einzige Weg ist, mit den sie umgebenden Stämmen fast in beständigem Kampfe leben, so werden oft so viele ihrer Krieger getödtet, daß in einem Stamme zuweilen zwei und sogar drei Frauen auf einen Mann kommen. In solchen Fällen ist die Vielweiberei von wesentlichem Nutzen.

Die angeführten Beispiele von Vielweiberei sind im Allgemeinen auf die Häuptlinge und Medizin-Männer beschränkt, obgleich keine Verordnung einem armen oder unberühmten Manne verbietet, mehrere Weiber zu nehmen und nur persönliche Schwierigkeiten, wie Unberühmtheit, oder, was noch häufiger der Fall ist, Mangel an weltlichen Gütern, ihn verhindern können, auf die herkömmliche Weise mit den Vätern der Mädchen, die er in seinen Haushalt aufzunehmen wünscht, zu unterhandeln.

Ein armer oder gewöhnlicher Indianer hat daher in diesen Gegenden selten mehr als eine Frau; dagegen haben die Häuptlinge, die tapfersten Krieger und die Doktoren gewöhnlich sechs oder acht Frauen, die alle unter einem Dache leben und sich dem Anschein nach ganz gut vertragen und sich in ihr Schicksal fügen.

Man unterhandelt hier wegen der Frauen meistens mit dem Vater, da sie stets gekauft und verkauft werden. In vielen Fällen wird auf die Neigung des Mädchens gar keine Rücksicht genommen, sondern der Handel mit dem Vater allein abgeschlossen, der diese Angelegenheit als ein Geldgeschäft behandelt, wobei er einen möglichst hohen Preis zu erlangen sucht. Es kommen jedoch auch Fälle wechselseitiger Neigung vor und die Versprechungen und Gelübde werden eben so heilig und unverletzlich gehalten, wie in der civilisirten Welt. Aber auch in diesem Falle erhält der Vater des Mädchens die üblichen Geschenke.

Für die Pelzhändler dieser Gegenden ist es nothwendig, sich auf diese Weise mit einer oder mehreren der einflußreichsten Familien des Stammes, unter dem sie leben, zu verbinden, weil dies gewissermaßen ihr Interesse mit dem der Nation verschmilzt und sie in den Stand setzt, durch den Einfluß ihrer neuen Verwandtschaft ihr Geschäft vortheilhafter zu betreiben. Es können indeß nur die Mädchen der angesehensten Familien auf eine solche Standes-Erhöhung

Anspruch machen und sie sind gewöhnlich sehr begierig danach, weil sie dadurch von den Sklaven-Arbeiten, die bei einer Verheirathung mit Indianern ihrer warten, befreit werden, ein bequemes und müßiges Leben führen, sich mit Mänteln von blauem und rothem Tuch bekleiden, mit Bändern und anderem Flitterstaat schmücken können und von dem weiblichen Theile des ganzen Stammes beneidet werden.

Verbindungen dieser Art kann man indeß wol kaum Heirathen nennen, da sie ohne alle Förmlichkeit geschlossen und auch ebenso wieder aufgelöst werden, wenn der Weiße sich zu einem anderen Stamme zu begeben wünscht. Die verlassene Frau ist dann eine gute Partie und der Vater gibt sie ohne weiteres dem Ersten, der sich meldet, wenn er ihm nur ein Pferd, eine Flinte u. s. w. als Geschenk bringt.

Aus diesem herabgewürdigten Zustande, in welchem die Frauen unter den Indianern leben, wird man vielleicht schließen, daß in diesem Lande von gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit nicht die Rede sein könne; allein dies wäre eine falsche Schlußfolge und eine Ungerechtigkeit gegen die Indianer, die in ehelicher, kindlicher und älterlicher Liebe uns in keiner Weise nachstehen. Ich werde später, wenn ich von der Ehe, der Ehescheidung, der Vielweiberei und den haüslichen Verhältnissen der Indianer spreche, mehr über diesen Gegenstand sagen.

Die Frauen der Mandaner sind schön und bescheiden, und in den ehrenwerthen Familien wird die Tugend eben so hoch geschätzt, wie irgendwo in der Welt; dennoch gibt man für das schönste und bescheidenste Mädchen des Stammes vielleicht nur zwei Pferde, eine Flinte nebst einem Vorrath von Kugeln und Pulver für ein Jahr, fünf bis sechs Pfund Glasperlen, einige Quart Branntwein und eine Anzahl Pfriemen.

Bei den Mandanern, wie bei den meisten nordwestlichen Stämmen, heirathen die Mädchen in dem Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, zuweilen selbst schon im elften Jahre. Aus diesem Grunde und wegen ihrer beschwerlichen Lebensweise verschwindet ihre Schönheit bald nach der Verheirathung. Sie sind fast immer beschäftigt und unterziehen sich allen Arbeiten ohne Murren.

Die Hauptbeschäftigungen der Frauen in diesem Dorfe bestehen darin, Holz und Wasser herbeizuschaffen, Büffel- und andere Haüte zu gerben, Fleisch und wilde Früchte zu kochen und Mais zu bauen. Die Mandaner treiben etwas Ackerbau und gewinnen viel Mais und Kürbisse. Das Feld wird ausschließlich von den Frauen bearbeitet, die sich statt des Pfluges der Hacken aus dem Schulterblatte des Büffels oder Elk-Hirsches bedienen, und es ist dies natürlich eine sehr schwere Arbeit. Der Mais, den sie bauen, hat sehr kleine Ähren, denn sie sind nicht länger als der Daumen eines Mannes; es ist dies die einzige Art, die hier gedeiht, denn die anderen Varietäten reifen nicht in einem so kalten Klima. Die Jahreszeit des grünen Korns ist ein großes und wichtiges Fest für sie. Der größte Theil ihrer Ärnte wird während dieser Feste verzehrt; den Rest trocknet man in den Ähren, ehe sie reif geworden und bewahrt sie in Gruben in der Erde (Mochä — Caches der

Franzosen) auf, die 6—7 Fuß tief sind und an der Öffnung dicht verschlossen werden. In diesen Gruben wird auch selbst in der strengsten Jahreszeit getrocknetes Fleisch und Pemikan aufbewahrt, indem man es, ebenso wie das Getreide, dicht mit Prairie-Gras aufeinander packt [9]).

Mais und getrocknetes Fleisch werden im Herbst in hinreichender Menge für den Winter eingesammelt, denn sie bilden die Haupt-Nahrungsmittel während dieser langen und rauhen Jahreszeit; außerdem haben sie auch oft noch große Vorräthe von getrockneten Kürbissen und Pommes blanches (Psoralea esculenta), einer Art Rübe, welche sehr häufig in der Prairie wächst. Letztere werden in großer Menge getrocknet, zu Mehl zerstoßen und mit getrocknetem Fleisch und Mais gekocht. Auch wilde Früchte, wie Büffel-Beeren, Serrice-Beeren (Amelanchior sanguinea), Erdbeeren und wilde Pflaumen werden in Menge für den Winter getrocknet.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist jedoch das Büffel-Fleisch. Es sind in diesen westlichen Gegenden, nach einer mäßigen Schätzung, etwa 250,000 Indianer, die das ganze Jahr hindurch ausschließlich von dem Fleische der Büffel leben. In den Sommer- und Herbst-Monaten essen sie frisches Fleisch, welches sie rösten, braten, kochen, schmoren, räuchern u. s. w.; auch kochen sie die Rippen und die Schenkelknochen mit dem Mark, welches eine wohlschmeckende Suppe gibt, die allgemein und in großer Menge gegessen wird [10]). Die Mandaner haben keine bestimmte Zeit für ihre Mahlzeiten, doch essen sie gewöhnlich zwei Mal in 24 Stunden. Der Kessel hängt stets kochend über dem Feüer und wer hungrig ist, er mag zum Hause gehören oder nicht, hat das Recht, in jede Hütte, selbst in die des Haüptlings, zu treten, den Kessel abnehmen zu lassen und soviel zu essen, als ihm beliebt, sobald Unglück oder Noth ihn dazu zwingt. Dieser Gebrauch ist allgemein bei den Indianern Nordamerika's und selbst der ärmste und unwürdigste Müssiggänger der Nation, welcher zu träge ist, um auf die Jagd zu gehen und selbst für sich zu sorgen, kann in jede Hütte eintreten und man wird redlich mit ihm theilen, so lange noch etwas zu essen da ist. Wer jedoch im Stande ist, auf die Jagd zu gehen, und dennoch auf diese Weise bettelt, muß sein Mahl theüer bezahlen, denn er erhält den entehrenden Beinamen „Memme“ und „Bettler“.

Die Mandaner sitzen bei ihren Mahlzeiten, gleich allen anderen Stämmen, mit gekreüzten Beinen, oder vielmehr mit gekreüzten Knöcheln, wobei sie die Füße dicht an den Leib heranziehen; haüfig essen sie jedoch auch in liegender Stellung, indem die Beine ausgestreckt sind und der Körper auf dem einen Ellnbogen und Vorderarm ruht. Die Schüsseln stehen immer auf dem Fußboden der Hütte und die Essenden lagern sich um dieselben herum auf Büffelhaüten oder Matten.

Die Frauen nehmen beim Essen und bei anderen Gelegenheiten eine andere Stellung ein, als die Männer; sie biegen nämlich beide Knien zusammen, neigen den Körper zurück, Kopf und Schultern dagegen vorwärts und hocken ganz auf den Boden nieder, indem sie beide Füße nach der rechten oder linken Seite hinstrecken. In dieser ebenso anständigen, als anmuthigen Stellung

nehmen sie ihre Mahlzeiten ein, und sie lassen sich auf diese Weise nieder und stehen auf, ohne sich dabei der Hände als Stützen zu bedienen.

Diese Frauen mögen indeß noch so schön und noch so hungrig sein, sie dürfen niemals an der Mahlzeit der Männer Theil nehmen. So weit ich in dem Indianer=Lande herumgekommen bin, habe ich niemals gesehen, daß eine Frau mit ihrem Manne zusammen gegessen hätte. Zuerst halten die Männer ihre Mahlzeit und dann erst kommen die Frauen, Kinder und Hunde an die Reihe, und diese essen gewöhnlich ungeheüer viel, was bei den Männern sehr selten der Fall ist.

Es dürfte wol Zeit sein, endlich einmal einen allgemein verbreiteten Irrthum in Bezug auf diesen Gegenstand zu berichtigen. Es wird überall behauptet und auch fast überall geglaubt, daß die Indianer „ungeheüre Esser“ sind; ich kann indeß versichern, daß dies ein Irrthum ist. Nirgends wird so viel Vorsicht und Selbstverleügnung bewiesen, als von den Männern unter den wilden Indianern, welche ihr Leben im Kriege, auf der Jagd oder mit körperlichen Übungen hinbringen und so hohe Begriffe von Stolz und Ehre haben, daß sie sorgfältig jeden Exceß vermeiden. Auch wird ihnen einen großen Theil ihres Lebens die größte Enthaltsamkeit auferlegt, um ihren Körper gegen die Beschwerden abzuhärten, die ihrer warten. Mancher, der sich einige Wochen an der Gränze unter den betrunkenen, nackten, bettelnden Indianern aufgehalten hat, und bei seiner Rückkehr ein Buch über die Indianer schreibt, hat sie ohne Zweifel auch unmäßig essen und so viel Branntwein trinken sehen, daß sie sich nicht rühren konnten; denn dergleichen Fälle kommen zu Tausenden vor, wo die Indianer durch die Weißen zu Bettlern gemacht worden sind. Aber unter den wilden Indianern in dieser Gegend gibt es keine Bettler, keine Trunkenbolde, und jeder Mann ist eifrig bemüht, seinen Körper, wie seinen Geist in so gesundem Zustande zu erhalten, daß er sich seiner Waffen zur Vertheidigung bedienen, oder bei ihren mannhaften Spielen um den Preis kämpfen kann.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß die Indianer gewöhnlich nur zweimal, zuweilen sogar nur einmal des Tages essen und daß ihre Mahlzeiten im Vergleich mit denen der Weißen leicht und einfach sind. Wenn sie dagegen, wie es zu gewissen Zeiten geschieht, mehrere Tage hinter einander gefastet, oder wenn sie sich keine Lebensmittel haben verschaffen können, dann beginnen sie, dem Gebrauche gemäß, allerdings mit einer tüchtigen Mahlzeit; aber man ist doch keineswegs berechtigt, sie deshalb überhaupt für Fresser zu halten. Ich habe viele Indianer gesehen, habe lange unter ihnen gelebt und habe oft geglaubt, bei ihren geringen Mahlzeiten verhungern zu müssen, und kann es daher mit voller Überzeügung aussprechen, daß die nordamerikanischen Indianer, selbst wenn sie Lebensmittel im Überflusse haben, weniger essen als die civilisirten Völker.

Die Art, wie sie das Büffelfleisch zur Aufbewahrung zubereiten, ist merkwürdig und in der That fast unglaublich, denn sie trocknen es nur in der Sonne, ohne Beihülfe von Salz oder Rauch! Man verfährt dabei auf folgende Weise: Nachdem die Frauen die besten Theile von dem Fleische des Büffels

ausgewählt und sie, quer gegen die Fasern, in einen halben Zoll dicke Streifen, und zwar so zerschnitten haben, daß die Lagen von magerem Fleische und Fett abwechseln, werden dieselben in großer Menge an Querstangen aufgehängt, die außer dem Bereich der Wölfe und Hunde auf Gabelhölzern ruhen. Hier bleibt das Fleisch mehrere Tage der Einwirkung der Sonne ausgesetzt, wodurch es so vollkommen trocken wird, daß man es ohne Nachtheil überall hin verführen kann. Diese bei allen Indianer-Stämmen bis Mejiko gebraüchliche Art des Trocknens geschieht in den heißesten Monaten und läßt sich wol nur durch die große Dünne und Reinheit der Atmosphäre in diesem weiten Landstriche erklären, den man sehr passend die großen Büffel-Ebenen nennt, die aus einer Reihe hoher Steppen- oder Prairie-Plateaus bestehen, welche sich bis an den Fuß der Felsen-Gebirge hinziehen.

So überraschend es den meisten Menschen sein mag, daß man Fleisch ohne Rauch und Salz in der Sonne trocknen kann, ebenso auffallend dürfte wol die Thatsache sein, daß diese Indianer-Stämme sich niemals des Salzes bedienen, obgleich ihr Land reich an Salzquellen ist und in manchen Gegenden, die haüfig von den Indianern besucht werden, die Prairie mehrere englische Meilen weit so mit einem Salz-Anfluge bedeckt ist, daß sie wie beschneit erscheint. Auf meinen Reisen mit den Indianern lagerten wir uns oft an solchen Stellen, allein niemals konnte ich sie bewegen, beim Kochen oder Essen sich des Salzes zu bedienen. Sie kochen indeß ihr Fleisch länger, als die civilisirten Völker und ich habe mich überzeügt, daß man Fleisch, welches auf diese Weise gekocht worden, sehr gut ohne Salz und anderes Gewürz genießen kann [1]).

Dies gilt jedoch nur von den Indianern, die noch im Urzustande leben und sich ganz von Fleisch nähren; längs der Gränze dagegen, wo das Wild schon längst ausgerottet ist und die halb civilisirten Indianer sich, gleich uns, von verschiedenen Pflanzen nähren, bedienen sie sich ebenfalls des Salzes und zuweilen sogar im Übermaße.

Achtzehntes Kapitel.

Das Tanzen der Indianer. — Der Büffel-Tanz. — Entdeckung von Büffeln. — Vorbereitungen zur Jagd. — Aufbruch. — Eine Taüschung. — Todte und Skalpirte.

Die Mandaner führen, gleich allen anderen Stämmen, ein müßiges Leben und verbringen daher den größten Theil ihrer Zeit mit Belustigungen und Vergnügungen, woran sie sehr reich sind. Unter diesen Zeitvertreiben nehmen die Tänze die erste Stelle ein; es gibt sehr viele, wie der Büffel-Tanz (**boasting dance**), der Bettler-Tanz, der Skalp-Tanz und ein Dutzend an-

derer Tänze, deren jeder seinen eigenthümlichen Charakter, seine Bedeütung und seinen Zweck hat.

Diese Belustigungen haben etwas ungemein Groteskes und erscheinen dem Reisenden, der weder ihre Bedeütung, noch ihre Wichtigkeit kennt, als ein rohes Gemisch von Hüpfen, Sprüngen, Jauchzen und mißtönenden Kehllauten; aber wenn man sie aufmerksam betrachtet, und wenn man so glücklich gewesen ist, in ihre geheime Bedeütung eingeweiht zu werden, so gewinnen sie ein hohes Interesse. Jeder Tanz hat seine eigenthümliche Fußbewegung und jede derselben ihre eigene Bedeütung; jeder Tanz hat auch seinen eigenen Gesang, der oft so verwickelt und geheimnißvoll ist, daß unter zehn jungen Leüten, welche an dem Tanze und Gesange theilnehmen, haüfig nicht Einer die Bedeütung des letzteren kennt. Nur den Medizin-Männern ist es gestattet, den Gesang zu verstehen; aber auch sie werden gewöhnlich nur gegen einen guten Ehrensold in diese Geheimnisse eingeweiht, welche großen Fleiß und Studium erfordern. Es gibt unleügbar einen bestimmten Gesang und Ausdruck für jeden Tanz, denn die Gesänge sind vollkommen abgemessen und werden in genauem Takte mit dem Trommelschlage, und zwar immer mit einer gleichförmigen und unveränderlichen Reihe von Tönen und Ausdrücken, abgesungen, die deütlich gewisse Gefühle andeüten, welche durch die Stimme ausgedrückt werden, wenn auch zuweilen in keiner bekannten Sprache.

Sie haben noch andere Tänze und Gesänge, die nicht so geheimnißvoll sind und von Jedermann gesungen und verstanden werden, da man sie in der National-Sprache singt; es ist viel Poesie in ihnen und sie sind vollkommen metrisch, aber nicht gereimt.

Einer dieser Tänze ist der Büffel-Tanz, dessen Lärm mich mehrere Tage hindurch betaübt hat und den ich jetzt beschreiben will.

Die Büffel sind bekanntlich eine Art herumschweifender Thiere, die sich zuweilen in großer Menge versammeln und von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden wandern, so daß es den Mandanern oft plötzlich an Nahrungsmitteln fehlt, und da sie ein schwacher Stamm sind und sich nicht gern weit von Hause entfernen, um nicht mit ihren mächtigeren Feinden zusammenzutreffen, so sind sie zuweilen fast dem Hungertode nahe. Bei einer solchen Gelegenheit bringt ein Jeder seine Maske — eine Büffelhaut mit den Hörnern — die er für solche Fälle in Bereitschaft halten muß, aus seiner Hütte hervor und der Büffel-Tanz beginnt, damit, wie sie sagen, „die Büffel kommen". Dieser Tanz hat nämlich den Zweck, die Büffel zu bewegen, die Richtung ihrer Wanderung zu ändern und sich nach dem Dorfe der Mandaner zu wenden und auf den schönen Hügeln in der Nähe zu grasen, damit sie dieselben schießen und zur Befriedigung ihres Hungers kochen können.

Den größten Theil des Jahres hindurch können die jungen Krieger und Jäger, wenn sie sich eine oder zwei englische Meilen von dem Dorfe entfernen, Büffel in Menge erlegen, und man sieht zuweilen große Heerden dieser Thiere im Angesicht des Dorfes grasen. Zu anderen Zeiten dagegen streifen die jungen Männer so weit umher, als es sich mit Sicherheit thun läßt, ohne daß sie

Wild antreffen. Diese traurige Nachricht wird den Haüptlingen und Doktoren mitgetheilt, die dann in feierlicher Versammlung über die zweckmäßigsten Maßregeln berathen, bis sie endlich übereinkommen, das alte und einzig wirksame Mittel, welches „niemals fehlgeschlagen hat", anzuwenden.

Der Haüptling läßt dies sodann durch seine Boten oder Ausrufer im Dorfe bekannt machen — und in wenigen Minuten beginnt der Tanz auf dem öffentlichen Platze in der Mitte des Dorfes vor der großen Medizin-Hütte. Etwa zehn oder funfzehn Mandaner tanzen zu gleicher Zeit, wobei jeder die Kopfhaut eines Büffels mit den Hörnern auf dem Kopfe und seinen Lieblings-Bogen oder Lanze, womit er den Büffel zu tödten pflegt, in der Hand trägt.

Ich sagte oben, daß dieser Tanz stets den gewünschten Erfolg habe; allein dies kann auch nicht anders sein, denn er wird Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, bis „die Büffel kommen", und hat zuweilen schon drei Wochen gewährt. Der Lärm der Trommeln und Rasseln, der Gesang und das Jauchzen erschallen unaufhörlich und die Zuschauer mit Masken und Waffen stehen bereit, um diejenigen zu ersetzen, welche vor Ermüdung aus dem Kreise treten.

Während dieser allgemeinen Aufregung stehen Wachen auf den benachbarten Hügeln, die, sobald sie Büffel erblicken, ihre Büffel-Mäntel in die Luft werfen, ein Zeichen, das sogleich von dem ganzen Stamme verstanden wird. Bei dieser erfreülichen Kunde wird dem Großen Geiste, ganz besonders aber dem Medizin-Manne und den Tänzern, welche die unmittelbare Ursache dieses glücklichen Ereignisses sind, lauter Dank dargebracht. Es werden sodann schnell die Anstalten zur Jagd getroffen, und nach der Rückkehr von derselben die besten Stücke der erlegten Thiere dem Großen Geiste geopfert, worauf ein tüchtiges Mahl gehalten wird.

Ich habe bereits erwähnt, daß jeder Mann im Dorfe der Mandaner verpflichtet ist, eine Büffel-Maske zu besitzen, die an dem Pfosten am Kopfende seines Bettes hangt und sogleich aufgesetzt wird, wenn der Haüptling den Büffel-Tanz befiehlt. Die Maske wird auf den Kopf gesetzt und es befindet sich gewöhnlich daran ein Hautstreifen von der ganzen Länge des Thieres mit dem Schwanze, welcher über den Rücken des Tanzenden herabhangt und auf der Erde nachschleppt. Ist ein Tänzer ermüdet, so neigt er den Körper vorwärts gegen den Boden, ein Anderer schießt mit einem stumpfen Pfeil nach ihm, worauf er zu Boden fällt wie ein Büffel, die Umstehenden springen sogleich hinzu, schleppen ihn bei den Füßen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer, und nachdem sie alle Bewegungen wie beim Abziehen und Zerschneiden des erlegten Büffels vorgenommen haben, lassen sie ihn liegen und seine Stelle wird sofort von einem Anderen eingenommen. Auf diese Weise kann der Tanz mit Leichtigkeit Tag und Nacht fortgesetzt werden, bis er den gewünschten Erfolg hat und „die Büffel kommen".

Der Tag, an welchem früh Morgens der mehrtägige Tanz, dem ich beiwohnte, endlich durch das erwähnte Zeichen geschlossen wurde und daher mit Freüde und Dank gegen den Großen Geist begann, endigte mit einem Un-

glücksfall, der das ganze Dorf in Trauer versetzte und zwar in einer Zeit des Mangels und der Noth. Nachdem nämlich der Tanz drei bis vier Tage gewährt hatte, wurde von einem benachbarten Hügel das Zeichen gegeben, daß man eine Büffelheerde, jedoch in ziemlicher Entfernung, sehe; sogleich hörte der Tanz auf, und statt des unangenehmen Schlagens der Trommel und des Geschreies der Tänzer hörte man überall das Stampfen der Rosse — die jungen Männer warfen ihre Kleider ab, ergriffen eine handvoll Pfeile aus ihrem Köcher, warfen noch einen Blick auf ihre Geliebten und schwangen sich auf ihre Pferde. In wenigen Minuten war alles voll Leben und Bewegung — die Bogensehnen schwirrten, die Lanzen wurden in die Erde gestoßen, um sie zu poliren — jedes Gesicht und jedes Auge strahlte von Freüde und Heiterkeit — die Pferde stampften wiehernd vor Ungeduld den Boden, und als der Dollmetscher der Pelz-Compagnie, Louis Frénié, mit seiner Flinte in der Hand und dem Pulverhorn an der Seite, Kopf und Leib mit einem Tuche umwunden, die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgestreift, durch das Dorf galoppirte, und das Jagdgeschrei ausstieß, welches sogleich durch das ganze Dorf wiederholt wurde, da folgte ihm die jagdlustige Jugend und in gestrecktem Galopp ging es auf die benachbarten Hügel zu.

In dem Dorfe, wo man noch so eben den Hungertod befürchtet hatte, herrschte nunmehr Freüde und Fröhlichkeit. Die Haüptlinge und Doktoren, welche seit mehreren Tagen sehr kleine Rationen aus dem öffentlichen Vorrath an die Gemeinde vertheilt hatten, gaben nun ihre Privat-Vorräthe preis, damit man sich sättige und dem Großen Geiste dafür danke, daß er ihnen Büffelfleisch gesendet habe. Es begann nun ein allgemeines Schmausen, und Vorräthe, die im Nothfalle noch auf mehrere Wochen ausgereicht hätten, wurden fast ganz verzehrt, und die halbabgenagten Knochen und die halbgeleerten Schüsseln überließ man den Hunden. Bei dieser allgemeinen Fröhlichkeit hatte man auch meiner nicht vergessen — man sandte mir mehrere große Schüsseln mit Pemikan und anderen Lebensmitteln, die ich in dieser Zeit der Noth mit Dank annahm.

Nachdem die Mahlzeiten vorüber waren und die Hunde die Schüsseln ausgeleckt hatten, begannen die üblichen Spiele und Belustigungen und überall im Dorfe herrschte Fröhlichkeit und Freüde, als man plötzlich Geschrei hörte — Weiber und Kinder erstiegen sogleich die Dächer der Wigwams, und richteten ihre Augen und Hände nach der Prairie, während die Krieger wüthend durch das Dorf rannten, ihr Rachegeschrei ausstießen und ihre tödtlichen Waffen aus den Hütten holten. Zwei von den Jägern bogen um den Hügel herum nach dem Dorfe zu, ein dritter kam plötzlich aus einer tiefen Schlucht hervor, ein vierter kam über die grünen Hügel herab und Alle eilten in vollem Jagen auf das Dorf zu; bald kamen noch mehrere und die Bewohner umringten sie unter Geschrei und Weinen. Ihr Aussehen erklärte Alles, denn der eine blutete an der nackten Brust und sein milchweißes Pferd war ganz blutroth gefärbt, ein zweiter hielt einen vom Blute rauchenden Skalp in der einen und seine Peitsche in der anderen Hand, während ein dritter Bogen und Pfeile weggeworfen

hatte und sich auf die Schnelligkeit seines Pferdes verließ. Das ganze Ereigniß wurde jedoch in abgebrochenen Sätzen erzählt, die Namen der Todten nach der Reihe genannt und Weinen, Wehklagen und Murren hörte man überall in dieser glücklichen kleinen Gemeinde, die plötzlich in tiefe Trauer versetzt war.

Die muthigen Jäger, welche am Morgen voll Lust und Freüde auszogen, waren von den Sioux umringt worden, die acht von ihnen tödteten. Die Sioux, welche wahrscheinlich in der Nacht das Dorf rekognoscirt und wahrgenommen hatten, daß man mit dem Büffel-Tanz beschäftigt sei, benutzten diesen Umstand zu folgender Kriegslist: Am Morgen erschienen sechs oder acht von ihnen in Büffelhaüte gehüllt, auf den benachbarten Hügeln, wo sie die Bewegungen der grasenden Büffel genau nachahmten, und von der Wache der Mandaner als die ersehnten Büffel in dem Dorfe angemeldet wurden. Als nun die Jäger, wie es oben beschrieben worden, auszogen und den vermeintlichen Büffeln bis auf etwa eine halbe englische Meile nahe gekommen waren, verschwanden diese plötzlich hinter dem Hügel. Louis Frénié, welcher der Vorderste war, schöpfte Verdacht und machte Halt. „Sieh!" rief ein Mandaner und deütete auf eine Schlucht zur Rechten, aus welcher plötzlich 40 bis 50 wüthende Sioux auf schnellen Pferden hervorbrachen und auf die Jäger losstürzten, die nun schnell Kehrt machten, aber vor sich wieder einen Haufen Sioux erblickten, die von der anderen Seite des Hügels ihnen entgegenkamen! Die armen Jäger eilten nun mit der größten Anstrengung nach dem Dorfe, aber die Sioux waren zu schnell, und Pfeile und Lanzen erreichten die nackten Körper und warfen sie von ihren Pferden. Frénié und mehrere Mandaner kamen endlich im Dorfe an, aber acht Jäger wurden getödtet und skalpirt.

So endigte dieser Tag und die Jagd und noch lange währte die Trauer derjenigen, deren Herzen durch dies unglückliche Ereigniß gebrochen wurden. Dennoch brachte auch dieser Tag den Mandanern noch Glück; denn der Große Geist, unwillig über eine so schreiende Ungerechtigkeit, sandte ihnen Büffel in Menge und alle Herzen vereinigten sich in dem Danke gegen ihn für seine Güte und Gerechtigkeit.

Neünzehntes Kapitel.

Schein-Gefecht und Schein-Skalptanz der Mandanischen Knaben. — Das Tschung-ki-Spiel. — Schmausereien. — Fasten und Opfer. — Weiße Büffel-Haut; ihr Werth. — Regenmacher und Regenvertreiber. — Das Regenmachen. — Das Donner-Boot. — Die große Doppel-Medizin.

In dem vorhergehenden Kapitel habe ich den Büffel-Tanz beschrieben und ich werde in der Folge noch einige andere Tänze schildern, welche die Mandaner

mit anderen Stämmen gemein haben; für jetzt will ich nur einige merkwürdige Gebraüche erwähnen, die den Mandanern eigenthümlich sind.

Einer der interessantesten dieser Gebraüche ist das Schein-Gefecht und der Schein-Skalptanz der Mandanischen Knaben, welche beide einen Theil ihrer Erziehung bilden. An einem schönen Sommer-Morgen bei Sonnen-Aufgang werden die Knaben von sieben bis fünfzehn Jahren, etwa 700 an der Zahl, in zwei Parteien getheilt, deren jede unter der Leitung eines erfahrenen Kriegers steht, welcher sie hinaus in die Prairie führt. Die Knaben sind nackt und jeder hat einen kleinen Bogen und mehrere Pfeile von starken Grashalmen, die keinen Schaden thun. Außerdem hat jeder einen Gürtel um den Leib, worin ein hölzernes Messer steckt, welches ebenso unschädlich ist, und auf dem Kopfe ist ein Büschel Gras leicht befestigt, welches den Skalp vorstellt. So ausgerüstet folgen sie den Anweisungen ihrer erfahrenen Führer, die sie alle Evolutionen des Indianer-Krieges — Scheinangriff, Rückzug, Angriff und endlich allgemeinen Kampf — durchmachen lassen. Zuletzt werden sie auf 15—20 Fuß Entfernung einander gegenüber gestellt, worauf sie, während die Führer sie aufmuntern, ihre Pfeile gegen einander abschießen und denselben auszuweichen suchen.

Wird ein Knabe von einem Pfeil an einem Theile des Körpers getroffen, wo eine wirkliche Verwundung tödtlich sein würde, so muß er zu Boden fallen, worauf sein Gegner ihm den Fuß auf den Leib setzt, sein Messer aus dem Gürtel zieht, die Gras-Skalplocken ergreift, einen Scheinschnitt um den Kopf macht, den Skalp losreißt, in seinen Gürtel steckt und wieder in den Kampf zurückkehrt.

Diese Übungen, welche etwa eine Stunde währen, werden mit leerem Magen vorgenommen, und die Knaben durchlaufen bei den verschiedenen Manövern etwa fünf bis sechs englische Meilen.

Nach Beendigung der Übungen kehren Alle ins Dorf zurück, wo die Haüptlinge und die Tapferen ihren Erzählungen mit großer Aufmerksamkeit zuhören und sie wegen ihrer Geschicklichkeit und Tapferkeit beloben. Diejenigen, welche einen Skalp erbeütet haben, treten dann vor, schwingen denselben in der Hand und beginnen den Skalp-Tanz, worin sie ebenfalls von ihren Führern oder Lehrern unterrichtet werden, und erzählen ihre „blutigen Thaten“ zum großen Erstaunen ihrer jugendlichen Geliebten, die ihnen mit Verwunderung zuhören.

Die Spiele und Belustigungen dieses Volkes sind größtentheils denen der anderen Stämme ähnlich und bestehen in Ballspiel, Mokassin-Spiel, Schüssel-Spiel, Bogenschießen, Pferde-Rennen u. s. w. Es findet sich jedoch bei ihnen ein Spiel, welches ihre Lieblings-Unterhaltung und den umwohnenden Stämmen unbekannt zu sein scheint. Es ist dies das Spiel Tschung-kih, mit dem sie sich gewöhnlich beschäftigen, wenn schönes Wetter ist und sonst nichts ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Platz zu diesem Spiele liegt in der Nähe des Dorfes und besteht aus Thonboden, der durch den haüfigen Gebrauch ganz glatt und hart geworden ist. Zwei Kämpfer wählen sich abwech-

selnd die berühmtesten Spieler, bis die erforderliche Zahl voll ist. Dann werden die Einsätze gemacht und von den anwesenden Haüptlingen oder anderen Personen entgegengenommen. Das Spiel beginnt damit, daß zwei Männer (einer von jeder Partei) neben einander im Trabe laufen, während der eine derselben einen steinernen Ring von zwei bis drei Zoll im Durchmesser vor sich hin rollt, worauf jeder seinen Tschung-kih (einen Stab von sechs Fuß Länge, der an den Seiten mit abstehenden, etwa einen Zoll oder darüber langen Lederstückchen besetzt ist) so nach dem Ringe hinwirft, daß er auf dem Boden hingleitet, wobei man nun den Wurf so einzurichten sucht, daß, wenn der Stock stille steht, der Ring auf eines der Lederstückchen fällt. Dies zählt dann, je nach der Stellung des Lederstückchens, ein, zwei, drei oder vier. Der letzte Gewinner läßt stets den Ring rollen, aber beide Spieler laufen und werfen ihre Stäbe gleichzeitig. Wenn einer der Spielenden den Stab so wirft, daß der Ring nicht an den Lederstückchen haften bleibt, oder wenn er nicht in einer gewissen Richtung liegt, so verwirkt der Spieler den Betrag der Nummer, welcher die nächste war, verliert seinen Wurf und es tritt ein Anderer an seine Stelle. Es ist schwer, durch die Beschreibung einen richtigen Begriff von diesem Spiele zu geben, welches die Mandaner so leidenschaftlich lieben, daß sie oft Alles verspielen was sie haben und zuletzt ihre Freiheit einsetzen [12]).

S c h m a u s e r e i e n und F a s t e n sind wichtige Gebraüche, die von den Mandanern, wie von den meisten anderen Stämmen, zu gewissen Zeiten und zu besonderen Zwecken streng und gewissenhaft beobachtet werden. Einige dieser Gebraüche sind sehr interessant und zugleich von Wichtigkeit für die richtige Würdigung des Charakters der Indianer; ich werde daher später auf einige derselben zurückkommen.

Das O p f e r n ist ebenfalls ein religiöser Gebrauch der Mandaner, welches auf verschiedene Weise und bei vielen Gelegenheiten Statt findet. Da ich später ausführlicher hierüber zu sprechen denke, so will ich für jetzt nur einige von den hundert verschiedenen Weisen, wie die Opfer dem Guten und dem Bösen Geiste dargebracht werden, anführen. Menschen-Opfer sind niemals bei den Mandanern und, soviel ich erfahren konnte, auch bei keinem anderen der nordwestlichen Stämme gebraüchlich gewesen; nur die Pahnihs (Pawnees) am Platte-Flusse haben früher dergleichen Opfer gebracht, diesem Gebrauche jedoch in neüerer Zeit entsagt. Die Mandaner opfern dem Großen Geiste ihre Finger und das Beste und Kostbarste von ihren irdischen Gütern. Besteht das Opfer in einem Pferde oder Hunde, so muß es das Lieblings-Thier sein; opfern sie einen Pfeil, so nehmen sie den vollkommensten; opfern sie Fleisch, so wählen sie das wohlschmeckendste Stück, und wollen sie etwas von den aus den Vorräthen der Pelzhändler eingetauschten Waaren zum Opfer bringen, so ist es ein Stück blaues oder rothes Tuch, welches sie übermäßig theüer bezahlen müssen und das sie hauptsächlich dazu gebrauchen, es über ihren Wigwams aufzuhängen oder die Todtengerüste ihrer Verwandten damit zu bedecken.

Von diesen Opfern waren besonders drei interessant, die über der großen Medizin-Hütte in der Mitte des Dorfes aufgerichtet waren; sie bestanden aus zehn



bis fünfzehn Ellen blauen und schwarzen Tuches (welches die Pelz-Compagnie ihnen die Elle zu 15.—20 Dollars verkauft hatte), die so zusammengelegt waren, daß sie menschlichen Gestalten ähnlich sahen, mit Federn auf dem Kopfe und Masken vor dem Gesicht. Diese wunderlich aussehenden Figuren waren gleich Vogelscheuchen auf 30 Fuß hohen Stangen über der Medizin-Hütte aufgerichtet, wo sie bleiben werden, bis sie ganz zerfallen. Während meiner Anwesenheit fügte man noch eine vierte Figur von der Haut eines weißen Büffels hinzu.

Die Geschichte dieser schönen und kostbaren Haut gibt einen deütlichen Beweis von der Wichtigkeit, welche die Mandaner diesen Suhn-Opfern beilegen. Wenige Wochen vor meiner Ankunft kehrten mehrere Mandaner von der Mündung des Yellow Stone-Flusses mit der Nachricht zurück, daß die wegen des Handels mit der Amerikanischen Pelz-Compagnie dort anwesenden Schwarzfuß-Indianer eine weiße Büffelhaut zu verkaufen hatten. Dies schien den Häuptlingen sehr wichtig und der öffentlichen Berücksichtigung werth. Denn eine weiße Büffelhaut ist selbst in dem Lande der Büffel eine große Merkwürdigkeit, die ihrer großen Seltenheit wegen sehr theuer bezahlt und deshalb, als der kostbarste Gegenstand des Handels in diesen Gegenden, gewöhnlich dem Großen Geiste als Opfer dargebracht wird. Unter den zahllosen Büffel-Heerden, welche auf den weiten Prairien grasen, ist vielleicht unter hunderttausenden nicht ein einziges weißes Thier, und findet sich ein solches, so wird es als große Medizin betrachtet.

Als die Haüptlinge die oben erwähnte Nachricht erhielten, versammelten sie sich sogleich, um darüber zu berathen, ob es angemessen sei, die weiße Büffelhaut von den Schwarzfuß-Indianern zu kaufen. Nach Beendigung ihrer Berathungen wurden acht Mann mit acht der besten Pferde und verschiedenen Waaren, welche an Werth die Pferde noch überstiegen, und auf den Credit der Häuptlinge aus dem Magazin der Pelz-Compagnie entnommen wurden, nach der Mündung des Yellow-Stone-Flusses abgesandt, wo sie noch zur rechten Zeit ankamen, die Haut gegen die acht Pferde und die Waaren eintauschten und zu Fuß nach ihrem Dorfe zurückkehrten. Die Haut, welche nach dem Ausdrucke der Mandaner etwas vom Großen Geiste in sich enthält, lag in der Hütte des Häuptlings mehrere Tage zur Ansicht für Jedermann, und nachdem die allgemeine Neügier befriedigt war, wurde sie durch die Doktoren oder Hohenpriester mit vielen Förmlichkeiten geweiht und an einer langen Stange über der Medizin-Hütte aufgerichtet, wo sie mit den übrigen als ein dem Großen Geiste dargebrachtes Opfer hangen bleibt, bis sie zerfällt [14]).

Da dies Kapitel von den Gebraüchen handelt, die den Mandanern eigenthümlich sind, so will ich hier noch eines solchen erwähnen, dem ich beiwohnte, als ich auf meiner Reise stromaufwärts einige Tage in diesem Dorfe verweilte; ich meine die Manipulationen der Regenmacher und der Regen-Vertreiber.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Mandaner viel Mais bauen, dessen Ärnte jedoch zuweilen durch große Dürre vereitelt wird. Dies war der Fall, als ich am Bord des Dampfbootes „Yellow-Stone" bei ihnen ankam, denn es

hatte seit vielen Tagen nicht geregnet und die kleinen Mädchen und die alten Frauen weinten und baten ihre Gebieter, sie möchten sich doch verwenden, daß es regne, damit ihre kleinen Felder, welche schon gelb würden, nicht verdorrten und sie nicht der Festlichkeiten der „gerösteten Ähren" und des „Grünkorn-Tanzes" beraubt würden.

Die Haüptlinge und Doktoren theilten die Besorgnisse der Frauen und empfahlen Geduld; sie sagten, es sei in solchen Fällen große Überlegung nöthig und obgleich sie beschlossen, den Versuch zu machen, dem Getreide Regen zu verschaffen, so waren sie doch klug genug, einzusehen, daß, wenn sie zu schnell darauf eingingen, das Ganze leicht mißlingen könne, während sie um so sicherer auf Erfolg rechnen könnten, je länger sie zögerten. Als indeß nach einigen Tagen der Ungestüm der Frauen fast unerträglich wurde, versammelten sich die Medizin-Männer in der Berathungs-Hütte mit ihrem ganzen geheimnißvollen Apparat, mit einer Menge wilder Salbei und anderen wohlriechenden Kraütern und einem Feüer, um dieselben zu verbrennen, damit ihr Wohlgeruch zu dem Großen Geist aufsteige. Die Hütte war allen Dorfbewohnern verschlossen und nur zehn oder fünfzehn junge Männer, die sich zu der gefährlichen Alternative entschlossen hatten, entweder Regen zu verschaffen oder sich der ewigen Schmach auszusetzen, einen vergeblichen Versuch gemacht zu haben, durften dem Hokuspokus der Doktoren in der Hütte beiwohnen. Es wurde sodann durchs Loos bestimmt, wer zuerst einen Tag auf dem Dache der Hütte zubringen sollte, um die Kraft seiner Medizin zu beweisen, oder, mit anderen Worten, zu sehen, ob seine Stimme in den Wolken des Himmels gehört werde und Gehorsam finde, während die Doktoren in der Hütte unter ihm Weihrauch verbrannten und Gesänge und Gebete zu dem Großen Geiste emporsandten, der „in der Sonne lebt und den Wolken des Himmels gebietet."

Wah-kih (der Schild) bestieg zuerst die Hütte bei Sonnen-Aufgang. Alle Bewohner des Dorfs waren um ihn versammelt und beteten für den glücklichen Erfolg. So stand er den ganzen Tag; aber nicht eine Wolke erschien, der Tag war ruhig und heiß und bei Sonnen-Untergang stieg er herab und ging nach Hause; „seine Medizin war nicht gut" und er kann niemals ein Medizin-Mann werden.

Ihm folgte am nächsten Morgen bei Sonnen-Aufgang Om-pah (das Elen); sein Körper war ganz nackt und mit gelbem Thon bedeckt, am linken Arm trug er einen schönen Schild, in der rechten Hand eine Lanze und auf dem Kopfe die Haut eines Raben. Er schwang seinen Schild und seine Lanze und erhob seine Stimme, aber vergebens, denn bei dem Untergange der Sonne war der Boden trocken und der Himmel heiter.

Ebenso erfolglos waren die Bemühungen War-rah-pa's (Biber), dem Wak-a-dah-ha-hih (des weißen Büffels Haar) folgte, ein kleiner, aber schön gewachsener junger Mann. Er trug einen Rock und Beinkleider von dem Felle des Bergschafes, beides reich verziert mit Stachelschwein-Stacheln und Skalp-Locken, welche letztere er selbst seinen Feinden geraubt hatte. Am Arm trug er einen Schild von Büffelhaut, dessen Buckel der Kopf des Kriegsadlers

bildete und dessen Vorderseite mit „rothen Ketten des Blitzes“ geschmückt war; in der linken Hand hielt er seinen Bogen und einen Pfeil. Er warf eine Feder in die Höhe, um die Richtung des Windes zu erfahren und sprach dann zu den um ihn versammelten Dorfbewohnern:

„Meine Freünde! Volk der Fasanen! Ihr seht mich hier ein Opfer bringen. Ich werde Eüch heüt von Eürer Noth befreien und Freüde unter Eüch bringen, oder bei Sonnen-Untergang von dieser Hütte herabsteigen und alle meine Tage unter Hunden und alten Weibern verbringen. Meine Freünde! Ihr sahet, wohin die Feder flog und ich halte meinen Schild an diesem Tage in der Richtung, woher der Wind kommt — der Blitz auf meinem Schilde wird eine große Wolke herbeiziehen und dieser Pfeil, den ich aus meinem Köcher ausgewählt und mit den Federn des weißen Schwanes besetzt habe, wird ein Loch in dieselbe machen. Meine Freünde! Diese Öffnung in der Hütte zu meinen Füßen zeigt mir die Medizin-Männer, welche in der Hütte unter mir sitzen und den Großen Geist anrufen, der auf den Wolken thront und den Winden gebietet! Drei Tage haben sie hier gesessen, meine Freünde, und es ist nichts geschehen, um Eürer Noth abzuhelfen. Am ersten Tage kam Wah-kih, er konnte nichts thun; er zählte seine Perlen und stieg herab — seine Medizin war nicht gut — sein Name war schlecht und hielt den Regen zurück. Ihm folgte Om-pah; auf seinem Kopfe sah man den Raben, der über dem Sturm fliegt und er bewirkte nichts. Sodann, meine Freünde, kam War-rah-pa (der Biber); der Biber liegt unter dem Wasser und bedarf nicht des Regens. Meine Freünde! Ich sehe, Ihr seid in großer Noth und noch ist nichts geschehen; dieser Schild gehörte meinem Vater, dem weißen Büffel, und der Blitz auf demselben ist roth, wie Ihr seht; er wurde aus einer schwarzen Wolke entnommen und diese Wolke wird heüt über uns kommen. Ich bin des weißen Büffels Haar — und ich bin der Sohn meines Vaters.“

Auf diese Weise fuhr Wak-a-dah-ha-hih fort, abwechselnd seine Zuhörer und den Himmel anzureden — sich mit den Winden und den Dschi-bi (Geistern) in denselben zu unterhalten und mit den Füßen über den Köpfen der Zauberer zu stampfen, die unter ihm mit ihren Mysterien beschäftigt waren und die Geister der Finsterniß und des Lichts anriefen, sie möchten Regen senden und die Herzen der Mandaner erfreüen.

An diesem merkwürdigen Tage landete das Dampfboot „Yellow-Stone“ auf seiner ersten Fahrt den Missouri hinauf bei dem Dorfe der Mandaner, wie bereits in einem früheren Kapitel gesagt worden ist. Ich war als Reisender auf dem Boote, als dasselbe in der Entfernung von 3—4 englischen Meilen von dem Dorfe 20 Schüsse aus einer zwölfpfündigen Kanone abfeüerte. Die Mandaner hielten diese Kanonenschüsse anfangs für Donner, und der junge Mann auf der Hütte empfing von allen Seiten Beifallsruf, der sich durch das ganze Dorf fortsetzte — die Haüptlinge beneideten ihn — die Herzen der Mütter klopften höher, als sie ihre schönen Töchter schmückten, um sie ihm zum Heirathen anzubieten. Der Medizin-Mann kam aus der Hütte hervor, um ihm den wohlverdienten Titel als Medizin-Mann oder Doktor zu

verleihen — es wurden Kränze gewunden, um seine Stirn zu schmücken und Adlerfedern und Pfeifen für ihn bereit gehalten — seine Freünde waren fröhlich — seine Feinde standen schweigend und auf ihren Gesichtern drückte sich Mißmuth und Haß aus, und seine ehemaligen Geliebten, die ihn früher abgewiesen, blickten ihn jetzt zärtlich an und schienen ihr Benehmen tief zu bereüen.

Während dieser allgemeinen Aufregung blieb Wak-a-dah-ha-hih auf der Hütte, wo er die drohendsten Stellungen annahm und seinen Schild in der Richtung des Donners schwang, obgleich nicht eine Wolke zu sehen war, bis er endlich, da er höher stand, als die Übrigen, zu seinem unaussprechlichen Erstaunen das Dampfboot entdeckte, welches die Windungen des Flusses hinauffuhr, während der Dampf stoßweise ausströmte und von dem Verdeck der Kanonen-Donner erschallte! Des weißen Büffels Haar stand regungslos und bleich, er starrte eine Weile hin, wendete sich dann zu den Haüptlingen und den Umstehenden und sagte mit bebenden Lippen: „Meine Freünde, wir werden keinen Regen erhalten! Ihr sehet, es sind keine Wolken da; aber meine Medizin ist groß — ich habe ein Donner-Boot gebracht! Sehet, dort ist es! Der Donner, den Ihr hört, kommt aus seinem Munde und der Blitz, den Ihr sehet, ist auf den Wassern!"

Auf diese Nachricht eilten Alle auf die Dächer ihrer Wigwams oder an das Ufer, von wo aus sie das Dampfboot zu ihrem großen Schrecken hinauffahren sahen. Unter dies verwirrte Gedränge von Haüptlingen, Doktoren, Frauen, Kindern und Hunden mischte sich auch Wak-a-dah-ha-hih, der von seinem hohen Standpunkte herabgestiegen war.

Erschreckt durch die Ankunft eines so auffallenden und unerklärlichen Gegenstandes, hielten die Mandaner nur wenige Augenblicke Stand, denn auf Befehl der Haüptlinge mußten sich Alle innerhalb der Verschanzung des Dorfes begeben und die Krieger sich zur Vertheidigung rüsten. In wenigen Augenblicken war das Dampfboot bei dem Dorfe angekommen, wo Alles wie ausgestorben war; nicht ein einziger Mandaner ließ sich am Ufer sehen. Als das Boot vor Anker gegangen war, kamen bald darauf drei oder vier Haüptlinge mit der Lanze in der einen und der Friedenspfeife in der anderen Hand auf das Verdeck, wo sie zu ihrer großen Überraschung und Freüde ihren alten Freünd und Agenten, den Major Sanford erkannten, wodurch ihrer Furcht auf einmal ein Ende gemacht wurde. Die Bewohner des Dorfes, welche sogleich hiervon in Kenntniß gesetzt wurden, kamen nun sämmtlich ans Ufer, wo das Dampfboot vor Anker lag.

Der „Regenmacher", welcher durch seine außerordentliche Medizin ein großes Unglück über die Nation heraufbeschworen zu haben fürchtete und sich deshalb verborgen hatte, um der Rache zu entgehen, war der Letzte, welcher ans Ufer kam, wo er sich überzeügte, daß dieser Besuch der weißen Männer ein friedlicher sei und daß seine Medizin nichts dazu beigetragen habe. Dies beruhigte ihn zwar in Bezug auf die Gefahr und die Rache, welche er wenige Augenblicke zuvor noch gefürchtet hatte, allein es blieb ihm doch noch der

Kummer und die Schmach, daß seine geheimnißvollen Operationen erfolglos gewesen waren. Er behauptete jedoch überall und gegen Jedermann, daß er die Ankunft der weißen Männer vorhergewußt und ihr Erscheinen durch seine Medizin bewirkt habe; er fand indeß wenig Gehör, denn Alle waren zu sehr mit den Geheimnissen des Donner-Bootes beschäftigt. So verging der Tag, bis kurz vor Sonnen-Untergang „des weißen Büffels Haar" (welcher natürlich mehr als die Übrigen auf dergleichen Dinge achtete) eine schwarze Wolke bemerkte, die am Horizont heraufgezogen war und fast gerade über dem Dorfe stand! Augenblicklich ergriff er Schild und Bogen, stieg wieder auf die Hütte, richtete das Gesicht und den Schild gegen die Wolke, spannte den Bogen und befahl der Wolke, näher zu kommen, damit er ihren Inhalt auf die Köpfe und die Mais-Felder der Mandaner herabziehen könne. So stand er, bewegte den Schild über seinem Kopfe, stampfte mit dem Fuße und indem er den Pfeil gegen die Wolke schoß, rief er aus: „Meine Freünde, es ist geschehen! Wak-a-dah-ha-hih's Pfeil ist in diese schwarze Wolke eingedrungen und die Mandaner werden mit dem Wasser des Himmels befeüchtet werden!" Seine Vorhersagung traf ein; in wenigen Minuten war die Wolke über dem Dorfe und der Regen fiel in Strömen. Er stand nun noch einige Zeit, bewegte seine Waffen und seinen Schild gegen den Himmel und rühmte seine Macht und die Wirksamkeit seiner Medizin gegen die Umstehenden, die indeß bald in den Wigwams Schutz suchten, worauf er seine Prahlereien beendigte und ganz durchnäßt von der Hütte herabstieg, bereit, die Ehren und Huldigungen, welche einem in den Geheimnissen so mächtigen Manne gebührten, so wie den Titel eines Medizin-Mannes entgegenzunehmen. Dies ist eine von den vielfachen Weisen, wie Jemand unter den Indianern diesen ehrenvollen Titel erlangen kann.

Dieser Mann hatte „Regen gemacht" und mußte daher ungewöhnliche Ehrenbezeigungen erfahren, da er mehr gethan, als ein gewöhnlicher Mensch vermochte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet und Alle kamen darin überein, daß er in der Zauberei erfahren, mit dem Großen oder Bösen Geiste in naher Verbindung stehen und daher großen und mächtigen Einfluß besitzen müsse, weshalb er auf den Titel eines Doktors oder Medizin-Mannes gegründete Ansprüche habe.

Es ist hierbei zweierlei zu bemerken; erstlich, daß die Mandaner, wenn sie es unternehmen Regen zu machen, stets ihren Zweck erreichen, weil sie ihre Ceremonien so lange fortsetzen, bis es regnet; zweitens, daß derjenige, welcher einmal „Regen gemacht hat", dies niemals zum zweiten Male versucht; seine Medizin ist unzweifelhaft, denn er hat sein Meisterstück in Gegenwart des ganzen Dorfes abgelegt und bei ähnlichen Gelegenheiten überläßt er das Feld anderen jungen Leüten, die sich auf dieselbe Weise auszuzeichnen wünschen.

Während in dieser merkwürdigen Nacht der Regen bis Mitternacht in Strömen herabfiel, der Donner rollte und die Blitze so schnell auf einander folgten, daß der ganze Himmel in Feüer zu stehen schien, schlug ein Blitzstrahl in eine Hütte der Mandaner und tödtete ein hübsches Mädchen. Dies gab

dem Aberglauben reichliche Nahrung und es entstand große Aufregung. Die Traüme des neüen Medizin-Mannes wurden gestört, und er sah mit Besorgniß dem kommenden Tage entgegen, denn er wußte, daß er sich dem unwiderruflichen Ausspruche der Haüptlinge und Doktoren unterwerfen müsse, die jedes auffallende und unerklärliche Ereigniß mit strenger und abergläubiger Genauigkeit untersuchen und ihre Rache ohne Gnade auf denjenigen fallen lassen, der die unmittelbare Veranlassung desselben ist.

Er betrachtete seinen wohl erworbenen Ruhm als verloren und fürchtete, daß man vielleicht gar sein Leben als Sühne für das vom Blitz erschlagene Mädchen fordern werde, indem man wahrscheinlich deren Tod ihm zur Last legen würde. Er hielt sich selbst für schuldig und glaubte das Unglück dadurch veranlaßt zu haben, daß er bei der Ankunft des Dampfboots seinen Posten verließ. Der Morgen kam und er erfuhr bald durch seine Freünde die Meinung der weisen Männer; er ließ daher seine drei Pferde aus der Prairie holen, bestieg die Medizin-Hütte und redete die sich um ihn versammelnden Bewohner folgendermaßen an: „Meine Freünde! Ich sehe Eüch Alle um mich und ich stehe vor Eüch; meine Medizin ist groß, wie Ihr sehet — sie ist zu groß — ich bin jung und ich war zu eifrig — ich wußte nicht, wann ich aufhören sollte. Der Wigwam von Mah-sisch ist zerstört und viele Augen weinen um Ko-ka (die Antilope). Wak-a-dah-ha-hih gibt drei Pferde, um die Herzen derjenigen zu erfreüen, die um Koka weinen; seine Medizin war groß — sein Pfeil durchbohrte die schwarze Wolke und der Blitz kam und das Donner-Boot auch! Wer sagt, daß die Medizin von Wak-a-dah-ha-hih nicht stark ist?

Am Schlusse dieser Rede erscholl ein allgemeiner Beifallsruf und „das Haar des weißen Büffels“ stieg herab unter die Menge, wo man ihn mit dem Handschlage begrüßte. Er führt nunmehr den ehrenvollen Namen Große Doppel-Medizin.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Bogenschießen der Mandaner. — Das Pfeil-Spiel. — Wilde Pferde. — Pferderennen. — Eine berathende Kriegs-Partei zu Fuß.

Eine Lieblings-Unterhaltung der Mandaner ist das Pfeil-Spiel. Die jungen Leüte, welche die geschicktesten in dieser Übung sind, versammeln sich auf der Prairie in geringer Entfernung von dem Dorfe und nachdem ein Jeder seine Eintritts-Gebühr mit einem Schilde, einer Büffelhaut, einer Pfeife u. dgl. erlegt hat, schießen sie nach der Reihe ihre Pfeile in die Luft, wobei es darauf ankommt, dieselben so schnell hintereinander abzuschießen, daß die möglich größte

Anzahl von Pfeilen gleichzeitig in der Luft schwebt. Zu diesem Zwecke nimmt Jeder acht bis zehn Pfeile mit dem Bogen in die linke Hand und schießt den ersten Pfeil so hoch, daß er möglichst lange in der Luft bleibt, während die anderen so schnell als möglich abgeschossen werden; wer die meisten Pfeile auf diese Weise gleichzeitig in der Luft schwebend hat, ist der „Beste" und gewinnt den Einsatz.

Die Schnelligkeit, mit der die einzelnen Pfeile nacheinander auf den Bogen gelegt und abgeschossen werden, ist in der That erstaunlich und erfordert große Übung. Die Geschicktesten sind im Stande, acht Pfeile abzuschießen, bevor der zuerst abgeschossene den Boden wieder erreicht.

Da das Wild in diesem Lande zu Pferde und im stärksten Galopp erlegt und der Feind auf dieselbe Weise angegriffen wird, die Pferde aber die schnellsten Thiere der Prairie sind und den Reiter stets bis auf wenige Schritte an die Seite seines Opfers bringen, so kommt es natürlich nur darauf an, den Bogen plötzlich und mit augenblicklicher Wirkung zu benutzen, und das Abschießen so schnell als möglich zu wiederholen. Der Indianer hat daher seinen Pfeil immer nur auf eine Entfernung von wenigen Schritten abzuschießen, aber dies geschieht mit einer solchen Kraft, daß Büffel oder andere Thiere oft augenblicklich todt niederstürzen. Die Bogen, deren man sich in diesen Gegenden gewöhnlich bedient, sind bereits im 5ten Kapitel beschrieben worden; sie haben selten über drei Fuß, zuweilen nur 2½ Fuß Länge. Im Schießen auf weite Entfernungen möchten die Indianer wol von anderen Völkern übertroffen werden, aber wenn es darauf ankommt, auf einem wilden Pferde im vollen Jagen und ohne sich der Zügel zu bedienen den Bogen plötzlich zu gebrauchen und augenblicklich durch den Pfeil zu tödten, so finden sie sicherlich nicht ihres Gleichen.

Die Pferde, deren sich die Indianer dieser Gegenden bedienen, sind stets wilde Pferde, die sich in großer Anzahl in den Prairien finden. Sie stammen ohne Zweifel von denjenigen ab, welche die spanischen Eroberer in Mejico einführten und die sich jetzt über die weiten Prairien von der mejicanischen Gränze bis zum Winnipeg-See im Norden, eine Strecke von etwa 600 Meilen, verbreitet haben. Diese Pferde sind sämmtlich klein, von der Art der Ponies, aber stark und kräftig und ganz für die Lebensweise der Indianer geeignet. Man fängt sie mit dem Lasso, einem aus roher Büffelhaut gemachten Riemen von 15—20 Ellen Länge, der an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen ist, die der Indianer dem in vollem Laufe befindlichen Thiere, welches er zu fangen wünscht, mit großer Geschicklichkeit über den Kopf wirft, sodann vom Pferde springt, das gefangene Thier mit dem Lasso niederzieht und es spater zähmt und zu seinem Dienst verwendet.

Es gibt in diesem Lande kaum einen Indianer, der nicht eines oder mehrere dieser Pferde besitzt; manche haben deren acht, zehn und selbst zwanzig Stück.

Die Indianer lieben auch die Pferde-Rennen sehr, welche zu ihren ausschweifendsten Spielen gehören. Ich war Zeuge eines solchen Rennens, das sich von den in der civilisirten Welt dabei üblichen Gebraüchen, namentlich beim Abreiten, etwas unterscheidet.

Außer dem Pfeil-Spiel und dem Pferde-Rennen fanden an demselben Tage noch andere Belustigungen Statt. Die Ursache dieser ungewöhnlichen Fröhlichkeit war die glückliche Rückkehr einer kleinen Kriegs-Partei, die schon verloren gegeben wurde, da man so lange nichts mehr von ihr gehört hatte. Diese aus den angesehensten und kühnsten jungen Männern des Stammes bestehende Partei war gegen die Riccarihs ausgezogen und hatte sich durch einen feierlichen Eid verpflichtet, nicht eher zurückzukehren, als bis sie einen Sieg würden erfochten haben. Sie waren, ihrem Eide getreu, lange im Lande herumgezogen, indem sie der Spur ihrer Feinde folgten, als sie von einer zahlreichen Partei angegriffen wurden, wobei sie mehrere Menschen und alle Pferde verloren. Um in diesem Zustande ihren Feinden nicht zu begegnen, welche den geraden Weg nach dem Dorfe besetzt hielten, machten sie einen großen Umweg. So traf ich sie, als ich den Missouri von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses hinabfuhr; sie saßen rauchend um ein Feuer und schienen sich zu berathen, was zu thun sei. Da ich damals noch nichts von ihrer Sprache verstand, so konnten sie mir nichts über ihre Lage mittheilen, und es ist wahrscheinlich, daß sie dies auch überhaupt nicht würden gethan haben, aus Furcht, ich könnte ihren Feinden Nachricht geben. Ich blieb mit meinen Gefährten etwa eine Stunde bei ihnen, während welcher Zeit sie uns höflich, aber mit großer Zurückhaltung behandelten. Sie bildeten eine der hübschesten Gruppen, die ich jemals gesehen habe, und besonders war der Häuptling mit seinem Hauptschmucke von Adlerfedern und Hermelin-Fellen, wie er nachdenkend auf der Büffelhaut saß, ein schönes Bild eines Natur-Helden. Diese tapferen Männer erreichten, wie gesagt, glücklich ihr Dorf wieder und die erwähnten Belustigungen wurden zur Feier ihrer glücklichen Rückkehr veranstaltet.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mah-to-toh-pa (die vier Bären). — Sein Anzug. — Seine Büffelhaut mit den Abbildungen seiner Kämpfe.

Es ist bereits früher (im 13ten und 16ten Kapitel) von Mah-to-toh-pa (die vier Bären), dem zweiten Häuptlinge der Mandaner, die Rede gewesen. Ich sagte (im 13. Kapitel), daß er, obgleich nur der zweite dem Range nach, doch jedenfalls der beliebteste unter seinem Volke und der ausgezeichnetste unter allen jetzt lebenden Indianer-Häuptlingen sei.

Im 16ten Kapitel erzählte ich, daß er mich in seinem gastfreien Wigwam bewirthet und mir eine schön verzierte Büffelhaut zum Geschenk gemacht habe;

ich sagte dort, daß ich später mehr über ihn mittheilen würde und will nun mein Versprechen lösen, indem ich zuerst seinen Anzug, in welchem ich ihn gemalt habe, beschreibe, und dann die wichtigsten Vorfälle aus seinem Leben kurz erzähle, wie mir dieselben theils von Pelzhändlern und Indianer-Agenten, theils von ihm selbst mitgetheilt wurden.

Den Anzug, in welchem Mah-to-toh-pa sich malen ließ, habe ich gekauft, und es befindet sich derselbe in meiner Indianischen Gallerie neben dem Bildnisse dieses Häuptlings.

Nachdem Mah-to-toh-pa den Tag bestimmt hatte, an welchem er sich von mir wollte malen lassen, bereitete ich Alles dazu vor, mußte aber den ganzen Vormittag vergebens warten, denn erst um Mittag hatte er seine Toilette vollendet. Endlich wurde mir angezeigt, Mah-to-toh-pa komme in vollem Staat. Ich trat an die Thür und sah, wie er mit festem Schritte und begleitet von einer großen Anzahl Frauen und Kinder, die ihn mit Bewunderung anstaunten, sich meiner Hütte näherte. Mit Anstand und männlicher Würde trat er in meinen Wigwam, wo er unbeweglich wie eine Bildsäule stand, bis die Dunkelheit hereinbrach. Sein Anzug war in allen Theilen vollkommen, und bestand aus einem Rocke oder einer Tunica, Beinkleidern, Mokassies (Schuhen), dem Kopfputz, Halsbande, Schild, Bogen und Köcher, Lanze, Tabacks-Beutel und Pfeife, Buffelhaut, Gürtel und Messer, Medizin-Beutel, Tomahak und Kriegskeule oder Po-ko-mo-kon.

Der Rock war aus zwei Fellen des Bergschafes gemacht, schön gegerbt und so zusammengenäht, daß die eine Haut vorn, die andere hinten hing und die Säume auf den Armen ruhten. Auf jeder Schulter befand sich ein schönes Band wie eine Art Epaulette, und auf jedem Arme, vom Halse bis zur Hand, lief ein ähnliches, zwei Zoll breites Band, welches die Schulter-Bänder rechtwinklig kreuzte, reich mit Stachelschwein-Stacheln verziert war und die Näthe bedeckte. An dem unteren Rande dieser Bänder waren, der ganzen Länge nach, in Zwischenräumen von einem halben Zoll, Büschel von schwarzem Haar befestigt, das er selbst den Köpfen der von ihm im Kampfe erlegten Feinde entrissen hatte und jetzt als Siegeszeichen und als Verzierung seines Anzuges trug. Die Vorder- und Rückseite des Rockes waren an mehreren Stellen zierlich mit Stachelschwein-Stacheln und Darstellungen der Kämpfe, welche er ausgefochten, so wie mit der Zahl der von ihm getödteten Feinde geschmückt. Der untere Rand des Rockes war mit Hermelin-Fell und Quasten von Hermelin-Schwänzen besetzt.

Die Beinkleider (Wapánpi-Hunschi; an und n französisch auszusprechen), aus Hirschhaut gemacht, schlossen eng an und reichten von den Füßen bis an die Hüften, wo sie an einem um den Leib gehenden Gürtel (Ichparakáhn) befestigt waren. An der äußeren Seite der Beinkleider befand sich ein ähnliches Band wie an den Ärmeln des Rockes, welches ebenfalls mit schöngefärbten Stachelschwein-Stacheln und Skalp-Locken besetzt war [11]).

Die Mokassies waren von Bockleder gemacht und fast ganz mit schöner Stickerei von Stachelschwein-Stacheln bedeckt [12]).

Der Kopfputz (Mähchsi-Akub-Häschka) war wirklich prachtvoll; er bestand aus einem Kamme der Federn des Kriegs-Adlers, der vom Kopfe an über den Rücken bis auf die Füße hinabreichte und der ganzen Länge nach in Hermelin befestigt war; oben auf dem Kopfe befanden sich zwei dünn geschabte und schön polirte Büffel-Hörner.

Das Halsband (Mató-Unknáppinindä) bestand aus funfzig großen Krallen des greülichen Bären, die sinnreich auf Otterfell befestigt waren und gleich den Skalp-Locken als ein Siegeszeichen, als unwiderleglicher Beweis, daß er dies furchtbare Thier in offenem Kampfe besiegt habe, getragen wurden.

Der Schild war aus der Nackenhaut des Büffels verfertigt und mit dem aus den Hufen gewonnenen Leim gehärtet; der Buckel bestand aus einer Iltis-Haut und die Ränder waren mit Reihen von Adlerfedern und Antilopen-Hufen besetzt.

Der Bogen (Woraërúhpa) war von Knochen und so weiß und schön wie Elfenbein; auf der Rückseite des Bogens war eine Schicht von Hirsch-Sehnen befestigt, die dem Bogen Elasticität gaben. Die Bogen-Sehne war dreisträhnig aus Sehnen geflochten, und hatte schon so manchem Menschen und Thiere den Tod gebracht.

Der Köcher (Schunthäschk-Ichtikä) aus Panther-Fell hing auf seinem Rücken und war mit vergifteten und unvergifteten Pfeilen gefüllt, die mit Habicht- und Adler-Federn besetzt und zum Theil mit Menschen- und Thier-Blut befleckt waren. Die Spitzen waren meist von Feüerstein, einige von Stahl [16]).

Die Lanze, welche er in der linken Hand trug, hatte eine zweischneidige Spitze von blankem Stahl, woran Menschenblut klebte. Der Schaft war von zähem Eschenholz gemacht und in Zwischenraümen mit Büscheln von den Federn des Kriegs-Adlers geschmückt.

Der Tabacks-Beütel war von Otter-Fell, und geschmackvoll mit Stachelschwein-Stacheln besetzt. In demselben befand sich der K'nick-k'neck (die Rinde der rothen Weide, Cornus sericea — Manna-Sachtä, welche sie als Taback rauchen), Stahl, Stein und Zunder.

Die Pfeife bestand aus einem, zierlich aus rothem Speckstein oder Pfeifen-Thon geschnittenen Kopfe und einem drei Fuß langen und zwei Zoll dicken Rohr aus dem Stamme einer jungen Esche. Die obere Hälfte des letzteren war mit feinen Schnüren von Stachelschwein-Stacheln umwickelt, die so sinnreich geordnet waren, daß sie Figuren von Menschen und Thieren darstellten; auch war es mit dem Federbalge und dem Kopfe des Baum-Spechts und dem Haar aus dem Schwanze des weißen Büffels geschmückt. Die untere Hälfte des Rohrs war roth angestrichen und an den Kanten mit so viel Einschnitten versehen, als er Schnee (d. h. Jahre) gesehen hatte.

Der Büffel-Mantel war die Haut eines jungen Stiers, welche auf der einen Seite noch das Haar hatte, auf der anderen schön gegerbt und mit der Darstellung seiner Thaten von seiner eigenen Hand bemalt war.

Der Gürtel, aus einem dicken Stücke Bockleder, war fest um den Leib gegürtet und trug den Tomahak und das Skalpier-Messer.

Den Medizin-Beütel von Biberfell, zierlich mit Habicht-Schnäbeln und Hermelin besetzt, hielt er in der linken Hand und seine Kriegskeüle (Po-ko-mo-kon), die aus einem runden Stein bestand, der mit rohem Fell überzogen und an einem Stiel befestigt war, lag mit anderen Waffen zu seinen Füßen.

So war der Anzug Mah-to-toh-pa's, als er in meinen Wigwam trat, um sich malen zu lassen. Er war schön und reich gekleidet, aber nicht dies, was er mit hundert Anderen gemein hat, sondern seine Thaten sind es, worin er unter dem ganzen Stamme nicht seines Gleichen hat. Auch ist Niemand so allgemein beliebt und Keiner unter dem ganzen Mandaner-Volke hat eine mit Recht so berühmte und für ihn ehrenvolle Büffelhaut wie er.

Ich sagte bereits früher, daß er mir eine solche Büffelhaut zum Geschenk machte, auf welcher seine Kriegsthaten verzeichnet waren. Einige Tage später ließ er mich und Herrn Kipp, den Dolmetsch für die Mandaner, auffordern, zu ihm zu kommen, und gab mir die Erklärung der auf der Büffelhaut dargestellten Thaten, die ich niederschrieb, so wie Herr Kipp sie mir übersetzte. Der Letztere, ein achtbarer und wahrheitsliebender Mann, welcher zehn Jahre unter den Mandanern lebte, gab mir die Versicherung, daß die meisten von Mah-to-toh-pa erzählten Vorfälle sich während seines Aufenthalts unter den Mandanern ereignet hätten und daß jedes Wort wahr sei. Auch würde in einem Lande, wo man so höchst eifersüchtig auf Rang und Stand ist, und wo die Thaten eines Jeden Allen bekannt sind, derjenige Krieger seinen Ruf und selbst sein Leben aufs Spiel setzen, welcher seine Büffelhaut mit Darstellungen von Thaten schmücken wollte, die er niemals verrichtete. Ich nehme daher die Berichte über seine Kämpfe als historische Thatsachen an und gebe sie hier so, wie ich sie aus seinem Munde erfuhr. Es sind zwölf Kampf-Scenen dargestellt, worin er vierzehn Skalpe gewann. Die Gruppen sind nach seinen eigenen rohen Kunstbegriffen zusammengestellt, und ich gebe sie in der Reihefolge, wie er sie erklärte.

Mah-to-toh-pa's Büffelhaut.

1) Mah-to-toh-pa tödtet einen Sioux-Haüptling — die drei vor dem Letzteren befindlichen Köpfe stellen die drei Riccarihs vor, welche der Sioux-Haüptling vorher getödtet hatte. In dem Gesicht des Letzteren bemerkt man die schwarze Kriegsmalerei. Mah-to-toh-pa hat den Skalp in der einen und das Messer in der anderen Hand; Bogen und Köcher liegen hinter ihm.

2) Ein Schaienne-Haüptling forderte Mah-to-toh-pa zum Kampfe auf und wurde von diesem in Gegenwart einer großen Anzahl Mandaner und Schaiennes mit der Lanze getödtet. Mah-to-toh-pa ist an der mit Adlerfedern verzierten Lanze zu erkennen.

3) Mah-to-toh-pa, schwer verwundet, blutend und von seiner Partei verlassen, tödtet einen Schaienne-Indianer. Die 25—30 Fußtapfen stellen die

Schaiennes vor, welche bei dem Kampfe zugegen waren; die anderen Zeichen stellen die von ihnen auf Mah-to-toh-pa abgeschossenen Kugeln vor.

4) Ein Schaienne-Häuptling, mit dem Kopfputze von den Federn des Kriegs-Adlers und einem schönen, mit denselben Federn geschmückten Schilde, wird von Mah-to-toh-pa getödtet. Die Frau des Schaienne-Häuptlings, welche ihrem Manne zu Hülfe eilte, wurde ebenfalls getödtet und Mah-to-toh-pa erbeütete in diesem Kampfe zwei Skalpe.

5) Mah-to-toh-pa mit einer Partei Riccarihs wird von den Sioux angegriffen; die Riccarihs flohen — Mah-to-toh-pa stieg vom Pferde, trieb es zurück, trat den Feinden allein entgegen und tödtete einen derselben. Mah-to-toh-pa ist hier mit einem schönen Kopfputze von Federn des Kriegs-Adlers abgebildet und sein Pferd trug einen ähnlichen auf dem Kopfe; den Schild trägt er am Arm und die Sioux sind durch eine Anzahl Fußtapfen von Pferden dargestellt.

6) Der Bruder Mah-to-toh-pa's wurde von einem Riccarih getödtet, der ihn zuerst mit einem Pfeil verwundete und dann mit der Lanze durchstach, die er in dem Körper zurückließ. Mah-to-toh-pa fand zuerst den Körper seines Bruders mit der Lanze, die er aus der Wunde herauszog, vier Jahre mit dem daran klebenden Blute aufbewahrte und dann, seinem Eide gemäß, denselben Riccarih mit derselben Lanze tödtete. Man sieht auf der Büffelhaut den Leichnam seines Bruders mit dem Pfeil und der Lanze und die Hufspuren von den Pferden der Riccarihs.

Dies ist eine der außerordentlichsten Thaten in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes, und Herr Kipp, so wie mehrere andere weiße Männer, welche zu der Zeit, als er diese That vollbrachte, unter den Mandanern lebten, bestätigen dieselbe. Nach einem Gefechte mit den Riccarih in der Nähe des Mandaner Dorfes vermißte Mah-to-toh-pa mehrere Tage lang seinen Bruder, bis er ihn endlich schrecklich verstümmelt und das Herz mit einer schönen Lanze durchbohrt fand. Er nahm die Lanze mit in das Dorf, wo sie bald von Mehreren als das Eigenthum eines tapferen Riccarih Namens Won-ga-tap erkannt wurde. Mah-to-toh-pa nahm dann diese Lanze, an welcher noch das Blut seines Bruders klebte, und schwur, daß er eines Tages den Tod seines Bruders mit derselben Waffe rächen werde.

Er bewahrte diese Lanze vier Jahre auf, indem er vergebens auf eine Gelegenheit wartete, um sie seinem Feinde in die Brust zu stoßen. Endlich aber war er des langen Wartens müde, es ergriff ihn eine unwiderstehliche Wuth und er lief mit der Lanze durch das Dorf, indem er ausrief: „Das Herzblut meines Bruders, welches an dieser Lanze klebt, ist noch frisch und schreit laut um Rache. Jeder Mandaner möge schweigen, Keiner den Namen Mah-to-toh-pa aussprechen, noch fragen, wohin er gegangen, bis Ihr sein Kriegsgeschrei vor dem Dorfe hört, und er kommt und Euch das Blut von Won-ga-tap zeigt. Die Spitze dieser Lanze soll das Herzblut von Won-ga-tap trinken, oder Mah-to-toh-pa wird seinen Schatten mit dem seines Bruders vereinigen."

Bei diesen Worten verließ er das Dorf mit der Lanze in der Hand; er nahm die Richtung nach dem Dorfe der Riccarih und Niemand wagte zu sprechen, bis er hinter den fernen grasbewachsenen Hügeln verschwunden war. Er legte ganz allein und mit etwas gedörrtem Mais in der Tasche eine Strecke von 40 Meilen zurück, indem er nur bei Nacht wanderte, am Tage aber sich verborgen hielt. Als er endlich das Dorf erreichte, gelang es ihm, unbemerkt den Wigwam seines Todfeindes zu erreichen, wo er durch die Spalten die letzten Bewegungen seines Feindes beobachtete; er sah, wie derselbe nebst seiner Frau zu Bett ging, wie er seine letzte Pfeife anzündete und ausrauchte, und wie das Feuer in der Mitte des Wigwams allmälig erlosch. Nun ging er leise in den Wigwam hinein, setzte sich an das Feüer, über welchem ein großer Topf mit gekochtem Fleisch hing; neben dem Feüer lag die eben gebrauchte Pfeife mit dem Tabacksbeutel, und da es in der Hütte nicht so hell war, daß sein Feind seine Gesichtszüge hätte erkennen können, so stillte er zuvörderst seinen Hunger, der sehr bedeütend war, da er auf seiner Reise in sechs bis sieben Tagen fast gar nichts gegessen hatte. Nachdem dies geschehen, zündete er die Pfeife an und richtete Gebete an den Großen Geist. Während er aß und rauchte, fragte die Frau seines Opfers mehrmals ihren Mann, wer derjenige sei, der in ihrer Hütte esse? worauf er stets erwiederte: „Laß ihn nur essen, er wird wol hungrig sein."

Mah-to-toh-pa wußte sehr wohl, daß sein Erscheinen keine andere Antwort von Seiten des Würdenträgers der Nation zur Folge haben werde, denn es ist bei allen nördlichen Indianern Gebrauch, daß ein Jeder, der hungrig ist, in die erste beste Hütte tritt, um sich satt zu essen. Als er den letzten Zug aus der Pfeife that, lehnte er sich zurück, wandte sich auf die Seite und stieß mit den Zehen die Kohlen auseinander, um besser sehen zu können, ergriff dann die Lanze, sprang auf, stieß sie seinem Feinde durchs Herz, schnitt ihm die Kopfhaut ab, stürzte aus der Hutte und eilte, die Lanze in der einen, den Skalp in der anderen Hand, schnell wie der Blitz über die Prairie hin! Das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, aber er war fort und Niemand kannte den Feind, der diese That verübte. Mah-to-toh-pa wanderte wieder bei Nacht und ruhte am Tage; er dankte dem Großen Geiste, daß er seinem Herzen und seiner Hand Kraft verliehen habe, diese edle Rache zu vollenden und bat, ihm auch ferner beizustehen, damit er glucklich sein Dorf erreiche. Seine Gebete wurden erhört; am sechsten Morgen bei Sonnen-Aufgang stieg er die Hügel herab und betrat das Dorf unter betaübendem Beifalls-Geschrei, während er dem Volke die Spitze der Lanze zeigte, an welcher das Blut seines Opfers auf dem seines Bruders angetrocknet und der Skalp Won-ga-tap's befestigt war.

Als er in meinen Wigwam kam, um sich malen zu lassen, hielt er eine Feder in der linken Hand, die er sorgfältig auf dem Heft der Lanze balancirte und mich bat, ja recht genau zu sein, damit man sehe, daß sie nicht zu der Lanze gehöre. Auf meine Frage, welche Bewandniß es mit dieser Feder habe, erwiederte er: „Diese Feder ist große Medizin! Sie gehört dem Großen Geiste und nicht mir — als ich die Hütte Won-ga-tap's verließ, blickte ich zurück

und sah diese Feder auf der Wunde in seiner Seite liegen; ich lief zurück, hob sie auf und brachte sie in meiner linken Hand nach Hause, und habe sie bis heut für den Großen Geist aufbewahrt!" — „Warum befestigst du sie denn nicht wieder an der Lanze, von der sie losgegangen ist?" — „Still! Hätte der Große Geist gewollt, daß sie an ihrer Stelle bleibe, so würde sie niemals abgefallen sein; er ist gütig gegen mich gewesen und ich will ihn nicht beleidigen."

7) Ein von Mah=to=toh=pa getödteter Riccarih, als Rache für einen weißen Mann, der kurz zuvor in dem Pelzhändler=Fort von einem Riccarih getödtet worden war.

8) Mah=to=toh=pa tödtet einen Schaienne=Häuptling, der ihn in Gegenwart der beiden Kriegs=Parteien zum Zweikampfe aufforderte. Sie kämpften zu Pferde mit Flinten, bis Mah=to=toh=pa's Pulverhorn zerschossen wurde, worauf sie zum Bogen und Pfeil griffen, bis ihre Köcher leer waren. Nun stiegen sie vom Pferde; der Schaienne zog sein Messer, Mah=to=toh=pa entriß es ihm und stieß ihn nieder, verwundete sich aber dabei die Hand und man sieht auf dem Bilde das herabfließende Blut.

Auch diese That ist so außerordentlich, daß sie wol noch eine ausführlichere Erläuterung verdient, die ich hier so gebe, wie sie mir nach seinen eigenen Worten übersetzt wurde, während er auf der Büffelhaut saß und das Messer, mit dem er den Todesstoß gegeben, aus dem Gürtel zog und zugleich die Wunden zeigte, die ihm dasselbe verursachte, indem sein Gegner es ihm mehrmals aus der Hand riß, bevor er sich desselben bemächtigen konnte.

Ein Trupp von etwa 150 Schaienne=Indianern hatte am frühen Morgen das Dorf der Mandaner angegriffen, eine beträchtliche Anzahl Pferde hinweggetrieben und einen Skalp erbeütet. Mah=to=toh=pa, damals ein junger Mann, aber berühmt als einer der tapfersten Mandaner, stellte sich an die Spitze von 50 Kriegern, um den Feind zu verfolgen. Am zweiten Tage um Mittag entdeckten sie ihre Feinde und da sie dieselben weit stärker fanden, als sie geglaubt hatten, so waren sie geneigt, zurückzukehren, ohne einen Angriff zu wagen. Als Mah=to=toh=pa dies sah, galoppirte er voran in die Prairie und stieß seine Lanze bis an den Schaft in die Erde, band seine rothe Feldbinde ab und hing sie als eine Fahne an den Schaft der Lanze, worauf er den Mandanern zurief: „Wie! sind wir deshalb hierher gekommen? Wir sind unseren Feinden zwei Tage nachgezogen und nun wir sie gefunden, wollen wir gleich feigen Memmen umkehren? Mah=to=toh=pa's Lanze, die roth ist vom Blute tapferer Männer, hat Euch ins Angesicht Eurer Feinde geführt, und Ihr seid ihr gefolgt; sie steht fest in dem Boden, wo die Erde Mah=to=toh=pa's Blut trinken wird! Ihr könnt Alle nach Hause gehen und Mah=to=toh=pa wird sie allein bekämpfen!"

Während dieses Vorganges hatten die Schaienner die hinter ihnen befindlichen Mandaner bemerkt, worauf sie umkehrten und ihnen entgegen gingen, um mit ihnen zu kämpfen. Der Schaienne=Häuptling, welcher sehr wohl begriff, was bei den Mandanern vorging, und das tapfere Benehmen Mah=to=toh=pa's bewunderte, sprengte so nahe an die Mandaner heran, daß man

seine Worte verstehen konnte und rief: „Wer ist es, der seine Lanze in die Erde gestoßen hat und die Feinde ganz allein herausfordert?" — „Ich bin es, Mah-to-toh-pa, der zweite Anführer der tapferen und kriegerischen Mandaner." — „Ich habe oft von Mah-to-toh-pa gehört, er ist ein großer Krieger — wagt es Mah-to-toh-pa den Kampf mit mir allein zu kämpfen, während unsere Krieger zusehen?" — „Ist es ein Haüptling, der mit Mah-to-toh-pa spricht?" — „Du siehst meine Skalpe an dem Gebisse meines Pferdes hangen und hier ist meine Lanze mit den Hermelin-Fellen und dem Schwanze des Kriegs-Adlers!" — „Du hast genug gesprochen."

Der Schaienne-Haüptling ritt nun auf einem schönen weißen Pferde einigemal im Kreise herum, und stieß dann seine Lanze neben der von Mah-to-toh-pa in die Erde.

Beide Parteien näherten sich nun einander mehr auf einer schönen Prairie und beide Haüptlinge in ihrem schönsten Schmuck jagten in vollem Galopp aufeinander los, während Beide in demselben Augenbicke ihre Flinten abfeüerten. Nachdem sie ihre Pferde gewendet hatten, zeigte Mah-to-toh-pa, daß sein Pulverhorn zerschossen und sein Schießbedarf zerstört sei, worauf er es wegwarf, Bogen und Pfeil ergriff und den Schild am Arm befestigte; sein Gegner that dasselbe und während sie sich gleich zwei Adlern umkreisten, hörte man das Schwirren der Bogensehnen und das Kriegsgeschrei, wenn sie die Pfeile mit den Schilden auffingen; Beide erhielten indeß Pfeile in Schenkel und Arme, doch gelang es ihnen, den Körper mit dem Schilde von Büffelhaut zu schützen. Endlich stürzte Mah-to-toh-pa's Pferd, von einem Pfeile ins Herz getroffen, zu Boden; er stand indeß sogleich wieder auf den Füßen, bereit, den Kampf fortzusetzen. Als der Schaienne-Haüptling dies sah, sprang er vom Pferde, jagte es zurück, stellte sich seinem Feinde entgegen und forderte ihn auf, den Kampf zu beginnen Es wurden noch einige Pfeile abgeschossen, als der Schaienne-Indianer, nachdem er alle Pfeile verschossen, seinen leeren Köcher nebst Schild und Bogen wüthend zur Erde warf und sein Messer aus dem Gürtel zog.

„Ja!" rief Mah-to-toh-pa, warf ebenfalls Schild und Köcher auf den Boden und griff nach seinem Messer — er hatte es zu Hause vergessen! Er parirte nun mit dem Bogen, welchen er in der Hand hielt, das Messer seines Gegners, den er zu Boden warf, und es begann nun ein verzweifelter Kampf um das Messer — Mah-to-toh-pa erhielt mehrere Wunden am Körper und in der rechten Hand, indem ihm das Messer mehrmals durch die Hand gezogen wurde. Endlich aber gelang es ihm, seinem Feinde das Messer zu entreißen und es ihm ins Herz zu stoßen.

Unterdessen hatten sich beide Parteien immer mehr genähert und als der Kampf beendigt war, hob Mah-to-toh-pa das Messer und den Skalp des edlen Schaienne-Haüptlings schweigend in die Höhe*).

---

*) Dies berühmte Messer befindet sich jetzt mit den Zeügnissen über seine Identität in der Indianischen Gallerie.

9) Einige hundert Minatarri und Mandauer werden von einem Trupp Assinneboiner angegriffen — Alle flohen, bis auf Mah-to-toh-pa, welcher auf die Feinde schoß, einen derselben tödtete, die übrigen in die Flucht jagte und fünfzig Pferde erbeütete! Er ist auf der Büffelhaut mit Lanze und Schild abgebildet — vor ihm die Fußtapfen seiner Feinde, hinter ihm die seiner eigenen Leüte und ein Regen von Kugeln um seinen Kopf. Hier erhielt er den Namen „die vier Bären", weil die Assinneboiner sagten, er stürze vorwärts wie vier Bären.

10) Mah-to-toh-pa springt vom Pferde, tödtet zwei Odschibbewäh-Frauen und erbeütet ihre Skalpe; dies geschah neben dem Dorfe der Odschibbewäh, als die Frauen Wasser holen wollten. Man sieht ihn mit der Lanze in der einen und dem Messer in der anderen Hand; sein Pferd, an dessen Seite der Schild hangt, ist mit dem Federkopfputze geschmückt. Ich erregte einen Augenblick seinen Unwillen, als ich ihn fragte, ob es nicht unmännlich sei, sich der Skalpe von Frauen zu rühmen. Sein Stolz erlaubte es ihm nicht, mir irgend eine Erlaüterung zu geben oder sich zu entschuldigen. Der Dolmetsch sagte mir jedoch, daß Mah-to-toh-pa, um einen Mord zu rächen sich sechs Tage lang bei dem Odschibbewäh-Dorfe verborgen gehalten und endlich im Angesichte des ganzen Stammes die beiden Frauen getödtet habe, worauf er entflohen sei; daher werde diese That als ein Sieg betrachtet, obgleich die Getödteten Frauen waren.

11) Ein starker Trupp Assinneboiner, welcher sich in der Nähe des Mandaner-Dorfes verschanzt hatte und von den Minatarri und Mandanern angegriffen wurde, schlug diese zurück; Mah-to-toh-pa sprang allein in die Verschanzung, ein Indianer schoß nach ihm und verbrannte ihm das Gesicht mit der Mündung seiner Flinte, welche zersprang — der Indianer floh und Mah-to-toh-pa verwundete ihn in der Schulter und tödtete ihn mit dem Tomahak. Auf der Büffelhaut sieht man die Flinte des Indianers zu Boden fallen und vor ihm die Köpfe der Assinneboiner in der Verschanzung; hinter Mah-to-toh-pa steht sein Pferd.

12) Mah-to-toh-pa zwischen seinem Feinde, einem Sioux, und seinem Volke; er wurde durch einen Pfeil verwundet, nachdem er lange dem Feüer der Feinde ausgesetzt gewesen war. Obgleich er in diesem Kampfe keinen Skalp erbeütete, so wurde ihm wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit dennoch von den Haüptlingen und den Kriegern die Ehre eines Sieges zuerkannt.

Diese That ist in der Mitte der Büffelhaut abgebildet; er trägt den Kopfputz von Adlerfedern und ebenso sein Pferd; vor ihm sieht man die Hufspuren der Pferde seiner Feinde und eine Menge Kugeln fliegen um ihn herum. In der Hand hält er die Peitsche, womit er sein Pferd vorwärts treibt, und ein blutiger Pfeil, der ihn verwundet, befindet sich hinter ihm. Von dieser und den anderen oben erwähnten Wunden hat er die ehrenvollen Narben an seinem Körper, die er gewöhnlich mit rother Farbe bemalt.

Dies sind die auf der Büffelhaut dargestellten Kämpfe Mah-to-toh-pa's, wie sie Herr Kipp mir nach den Worten des Helden erklärte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Religiöse Gebraüche der Mandaner. — Ihr Glaubensbekenntniß. — Drei Gegenstände der Ceremonieen. — Der Ort, wo dieselben Statt finden. — Das große Kanoe. — Die Zeit und die Art des Anfangs derselben. — Eröffnung der Medizin-Hütte. — Opfer für das Wasser. — Fasten während vier Tagen und Nächten. — Bel-lohk-nah-pick (Stier-Tanz). — Pohk-hong (die Schneide- oder Marter-Scene). — Eh-ke-nah-ka-nah-pick (die letzte Rasse). — Außerordentliche Beispiele von grausamer Selbstmarter. — Opfer für das Wasser. — Folgerungen aus diesen Grausamkeiten. — Überlieferungen. — O-kih-hih-de (der Böse Geist). — Die Mandaner können civilisirt werden.

Die schon mehrmals erwähnte jährliche religiöse Ceremonie, welche vier Tage währt, fand endlich Statt und ich war glücklicherweise im Stande, ihr beizuwohnen und ihre Bedeütung größtentheils zu verstehen; dies war mehr, als ich erwarten durfte, denn es ist wol bis jetzt niemals einem weißen Manne gestattet worden, sich während dieser höchst merkwürdigen und schrecklichen Scenen in der Medizin-Hütte aufzuhalten.

Ich hatte den Medizin-Mann, der bei dieser Gelegenheit Hoherpriester oder Leiter der Ceremonieen war und der mich zum Doktor oder weißen Medizin-Maler (Te-ho-pih-nih-wasch-i-waska-puska) weihte, gemalt. An dem Morgen, als die großen Vorbereitungen zu den Mysterien begannen, führte er mich am Arme in die Medizin-Hütte, wohin mich Herr Kipp mit seinen beiden Schreibern begleitete. Während dieser vier Tage kehrten wir bei Sonnen-Untergang in unseren Wigwam zurück und begaben uns am nächsten Morgen bei Sonnen-Aufgang wieder in die Medizin-Hütte.

Während dieser Zeit habe ich viele getreüe Zeichnungen in mein Skizzenbuch eingetragen und zahlreiche Bemerkungen nach der Erklärung des Dolmetsch niedergeschrieben. Nach der Beendigung dieser furchtbaren Scenen habe ich Alles, was ich gesehen, auf Leinwand übertragen und auf diese Weise vier Gemälde angefertigt, deren jedes die Vorgänge eines Tages darstellt; die Genauigkeit derselben haben meine Begleiter auf der Rückseite der Gemälde bescheinigt.

Ich schaudere bei der bloßen Erinnerung an diese gräßlichen Scenen, und ich möchte es lieber unterlassen, sie hier zu beschreiben. Ich trat in die Medizin-Hütte, wie in eine Kirche, und erwartete zwar, etwas Außerordentliches und Auffallendes zu sehen, jedoch immer in der Form eines Gottesdienstes; allein ich erwartete keineswegs das Innere ihres Gotteshauses in ein Schlachthaus verwandelt und den Boden desselben mit dem Blute der fanatischen Glaübigen bedeckt zu sehen und Scenen dort zu erleben, welche, wo möglich, die Graüel der Inquisition noch übertreffen.

Die religiöse Ceremonie der Mandaner, wie man dies Fest mit

Recht nennen muß, wird einmal jährlich in der Medizin-Hütte zu verschiedenen Zwecken gefeiert, wie wir sogleich sehen werden.

Die Mandaner glauben an einen Großen (guten) Geist und an einen Bösen Geist; der Letztere soll lange vor dem Ersteren gelebt haben und viel mächtiger sein.[17]) Sie glauben auch an eine Fortdauer nach dem Tode, an einen künftigen Zustand der Belohnung der Tugend und der Bestrafung des Lasters und (wie alle anderen Stämme, die ich besuchte), daß die Strafen nicht ewig dauern, sondern nach Maßgabe ihrer Sünden eingerichtet seien.

Da diese Völker in einem Klima leben, in welchem sie von der Strenge des Winters leiden, so haben sie natürlich unsere Ideen von Himmel und Hölle umgekehrt. Die letztere beschreiben sie als ein Land, sehr weit gegen Norden gelegen, von ödem und schrecklichem Ansehen und mit ewigem Eise und Schnee bedeckt; die Qualen desselben schildern sie als höchst martervoll, während sie den Himmel in ein wärmeres und schöneres Klima versetzen, wo man beständig die ausgesuchtesten Freüden genießt und Überfluß an Büffeln und andern Annehmlichkeiten des Lebens findet. Sie glauben, der Große oder Gute Geist wohne in der Hölle[18]), um die Qualen derjenigen, die ihn beleidigten, durch seine Gegenwart noch zu vermehren und zugleich darüber zu wachen, daß ihnen die gebührenden Strafen auferlegt werden. Den Bösen Geist dagegen versetzen sie in das Paradies, wo er fortfährt die Seligen in Versuchung zu führen. Die, welche in das Land der Strafe versetzt worden sind, werden dort eine der Größe ihrer Sünden angemessene Zeit gequält, dann aber in das Land der Seligen versetzt, wo sie wiederum den Versuchungen des Bösen Geistes ausgesetzt und für ihre neüen Sünden verantwortlich bleiben.

Dies ist das religiöse Glaubens-Bekenntniß der Mandaner, und um den Guten und den Bösen Geist zu versöhnen und sich den Eintritt in die himmlischen Gefilde oder die schönen Jagd-Gebiete zu sichern, unterwerfen sich die jungen Leüte den fürchterlichen Martern, die weiter unten beschrieben werden sollen.

Es sind indeß noch drei andere Zwecke, weshalb diese religiösen Ceremonieen gefeiert werden, nämlich:

1) zur Erinnerung an die Befreiung von der großen Wasserfluth, die sie Mih-nih-ro-ka-ha-scha (das Sinken der Gewässer) nennen;

2) um den Stier-Tanz (Bel-lohk-na-pic) zu tanzen, von dessen strenger Beobachtung, wie sie glauben, die Ankunft der Büffel abhangt, welche ihnen Nahrung liefern;

3) um die jungen Leüte des Stammes, welche das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, durch Fasten und Martern einer strengen Prüfung zu unterwerfen, damit sie ihre Muskeln stärken und sich zu den härtesten Entbehrungen vorbereiten; die Haüptlinge wohnen diesen Prüfungen bei, um zu entscheiden, wer von den jungen Leüten die größte körperliche Stärke besitzt und die größten Entbehrungen und Leiden, die so oft das Loos des Indianischen Kriegers sind, zu ertragen vermag und daher am meisten dazu geeignet ist, eine Kriegs-Partei anzuführen.

Dieser letzte Theil ist so gräßlich und empörend, daß ich die Beschreibung desselben ganz unterlassen würde, wenn er nicht einen wesentlichen Theil des Ganzen bildete und der civilisirten Welt ganz unbekannt wäre.

Der Stier-Tanz und mehrere andere Theile dieser Ceremonieen sind äußerst grotesk und belustigend, und derjenige Theil derselben, welcher sich auf die große Fluth bezieht, ist harmlos und sehr interessant.

Im Mittelpunkte des Dorfes der Mandaner befindet sich ein freier runder Platz von 150 Fuß im Durchmesser, der für alle öffentlichen Feste, Aufzüge rc. stets rein gehalten wird. Um diesen Platz stehen die Wigwams so nahe an einander als möglich und sämmtlich mit den Thüren nach diesem Platze hingerichtet. In der Mitte dieses Platzes, welcher so fest ist wie gepflastert, steht ein hölzerner Cylinder, ähnlich einem aufrechtstehenden Oxhoft, acht bis neün Fuß hoch, welchen sie von Jahr zu Jahr sorgfältig erhalten und „das große Kanoe" nennen [19]). Es ist dies unstreitig eine symbolische Darstellung eines Theiles ihrer traditionellen Geschichte der großen Fluth, die sie auf irgend eine Weise erhalten haben und nun in der Erinnerung der ganzen Nation zu bewahren suchen. Dies Kanoe ist, als der Mittelpunkt des Dorfes, der Versammlungsort des ganzen Stammes und sie beweisen demselben ihre Verehrung bei den verschiedenen Festen und religiösen Gebraüchen; auch bei dem Feste, welches ich hier beschreiben werde, bildete es öfters den Mittelpunkt der Mysterien und Grausamkeiten, weshalb es nöthig ist, seine Bedeütung zu kennen.

Die religiöse Ceremonie der Mandaner beginnt nicht an einem bestimmten Tage im Jahre (denn sie kennen nicht die Eintheilung in Tage oder Wochen [20]), sondern dann, wenn die Weiden am Ufer des Flusses in vollem Laube stehen; denn nach ihren Überlieferungen „war der Zweig, den der Vogel mit nach Hause brachte, ein Weiden-Zweig mit vollständigen Blättern." Der hier erwähnte Vogel ist die trauernde oder Turtel-Taube (Uárawit-kschukä), die sie mir oft zeigten, wenn sie sich bei den Hütten ihr Futter suchte; sie ist ein großer Medizin-Vogel und darf daher weder getödtet noch überhaupt belästigt werden, und selbst die Hunde sind so abgerichtet, daß sie dieselbe nicht stören.

An dem Morgen, an welchem diese sonderbaren Ceremonieen begannen, saß ich mit Herrn Kipp beim Frühstück, als wir bei Sonnen-Aufgang plötzlich das Geschrei der Frauen und das Bellen und Heülen der Hunde hörten, als ob der Feind das Dorf stürmte. „Nun geht es los!" rief mein Wirth, indem er aufsprang, „die große Ceremonie hat begonnen. Legen Sie Messer und Gabel weg, nehmen Sie schnell Ihr Skizzenbuch, damit nichts verloren geht, denn der Anfang der Ceremonie ist eben so eigenthümlich wie das Ganze." Ich nahm sogleich mein Skizzenbuch und wir eilten nach der Medizin-Hütte. Gruppen von Frauen und Kindern standen auf den Dächern der Wigwams und Alle schrieen und schauten westwärts nach den Prairieen, wo man in der Entfernung einer Englischen Meile einen Menschen erblickte, der einen Hügel herabkam und gerade auf das Dorf zuging.

Die ganze Gemeinde nahm jetzt an dem Lärmen Theil; die Bogen wurden gespannt und ihre Elasticität geprüft — die Pferde auf der Prairie ein-

gefangen und in das Dorf getrieben — die Krieger schwärzten das Gesicht, legten den Hunden Maulkörbe an und bereiteten Alles wie zu einem Kampfe vor.

Während dieses betaubenden Lärmens und allgemeiner Verwirrung nähert sich jener Mensch mit langsamem Schritte und in gerader Linie dem Dorfe. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, bis er endlich das Dorf erreicht und sich nach dem Mittelpunkt desselben begibt, wo alle Haüptlinge und Tapferen zu seinem Empfange bereit stehen, ihm herzlich wie einem alten Bekannten die Hände reichen und seinen Namen „Numank-Máchana" (der erste oder einzige Mensch) aussprechen. Dieser Mensch, dessen Körper mit weißem Thon bemalt ist, so daß er in der Entfernung einem weißen Menschen gleicht, tragt einen Mantel von vier weißen Wolfsfellen, der ihm über die Schultern und den Rücken herabhangt, sowie einen prächtigen Kopfputz von zwei Rabenfellen und in der linken Hand mit großer Sorgfalt eine Pfeife von ungeheürer Größe. Nach der erwähnten Begrüßung durch die Haüptlinge und Krieger nähert er sich der Medizin-Hütte, die das ganze Jahr hindurch gewissenhaft verschlossen gehalten wird.

Nachdem er sie geöffnet und eingetreten ist, ruft er vier Männer und befiehlt ihnen, sie zu reinigen und zu der Feierlichkeit vorzubereiten. Man bedeckt nun den Boden und die Seitenwände mit grünen Weidenzweigen und mit wilder Salbei und andern wohlriechenden Kraütern und bringt an mehreren Stellen Gruppen von Menschen- und Büffel-Schädeln an.

Während dieser Vorbereitungen wandert Numank-Máchana durch das Dorf, bleibt vor jeder Hütte stehen und ruft, bis der Besitzer derselben herauskommt und fragt, wer er sei und was es gebe? worauf jener das traurige Ereigniß erzählt, welches die Oberfläche der Erde durch das Überströmen der Gewässer betroffen habe; er sei der einzige Mensch, welcher aus dem allgemeinen Unglück gerettet worden, er sei mit seinem großen Kanoe auf einem hohen Berge im Westen gelandet, wo er jetzt wohne; er sei gekommen, die Medizin-Hutte zu öffnen, wozu er eines schneidenden Werkzeuges von jedem Hütten-Besitzer bedürfe, damit er es dem Wasser opfere; geschehe dies nicht, so werde eine neue Fluth kommen und Niemand werde gerettet werden, denn mit solchen Werkzeügen sei das große Kanoe gebaut worden.

Nachdem er den Tag über jeden Wigwam des Dorfes besucht und überall ein Beil, ein Messer u. s. w. erhalten hat, kehrt er in die Medizin-Hütte zurück und legt die Geschenke dort nieder, wo sie bleiben, bis sie am vierten Tage Nachmittags in Gegenwart der ganzen Bevölkerung von einem dreißig Fuß hohen Ufer an einer sehr tiefen Stelle (unstreitig als ein dem Wasser-Geist gebrachtes Opfer) in den Fluß geworfen werden, wo sie niemals wieder herausgeholt werden können.

Niemand weiß, wo der erste Mensch in dieser Nacht schläft, und Jedermann, Jung und Alt, Hunde und uberhaupt alle lebende Wesen bleiben in den Hutten und im ganzen Dorfe herrscht eine Todtenstille. Am nächsten Morgen erscheint er indeß wieder und begibt sich in die Medizin-Hütte; ihm folgen, nach Indianischer Weise Einer hinter dem Anderen, etwa fünfzig junge

Leüte, welche sich den Martern unterwerfen wollen. Sie waren fast gänzlich nackt und ihre Körper mit verschieden gefärbtem Thon angestrichen: Einige roth, Andere gelb und noch Andere weiß.[21]) Jeder trug in der rechten Hand den Medizin-Beütel, am linken Arm den Schild von Büffelhaut, in der linken Hand Bogen und Pfeile und auf dem Rücken den Köcher.

Sobald Alle in die Hütte eingetreten sind, hängen sie ihre Waffen und Medizin-Beütel an der Wand auf und setzen sich dann, ein Jeder unter den seinigen, auf den Boden.

Nachdem nun Numánk-Máchana in ihrer Mitte für den glücklichen Erfolg seine Pfeife geraucht und sie in einer kurzen Anrede ermahnt hatte, dem Großen Geiste zu vertrauen, der sie während der ihnen bevorstehenden harten Prüfung beschützen werde, rief er einen alten Medizin-Mann in die Hütte, dessen Körper gelb bemalt war und den er zum Leiter der Ceremonie — Kauih-Sächka — [22]) ernannte, indem er ihm die große Medizin-Pfeife überreichte, von welcher die Macht, alle diese Gebraüche zu verrichten, abhängt.

Sobald Numánk-Máchana dem Medizin-Mann die Pfeife übergeben hatte, reichte er ihm die Hand, sagte ihm Lebewohl und fügte hinzu, daß er nun wieder in die Gebirge im Westen zurückkehre, von wo er nach einem Jahre wiederkommen werde, um die Hütte zu öffnen. Er ging sodann aus der Hütte und durch das Dorf, nahm auf dieselbe Weise von den Haüptlingen Abschied und verschwand bald hinter den Hügeln, von denen er herabgekommen war.[23])

Der von Numánk-Máchana ernannte Leiter der Ceremonieen hat nun die Verpflichtung, mit der Medizin-Pfeife in der Hand bei einem kleinen Feüer zu liegen, von Zeit zu Zeit den Großen Geist anzurufen und die jungen Leüte zu bewachen, damit sie nicht die Hütte verlassen, mit dem außerhalb derselben befindlichen Volke keinen Verkehr haben und während vier Tage und Nächte weder essen, trinken noch schlafen, um sich auf die Martern vorzubereiten, welche sie am vierten Tage zu erdulden haben.

Ich stand früh am Morgen mit meinen Begleitern vor der Medizin-Hütte und suchte wo möglich einen Blick in das Innere zu werfen, als der Ceremonien-Meister heraustrat, mich beim Arme nahm und durch ein acht bis zehn Fuß langes Vorzimmer, welches eine doppelte Thür hatte, vor der zwei Wachen mit Lanzen oder Kriegskeülen in der Hand standen, in das Allerheiligste einführte. Ich gab meinen beiden Gefährten einen Wink und meine Medizin war so mächtig, daß man sie ruhig mit eintreten ließ und uns sämmtlich auf erhöhte Sitze führte, die der Medizin-Mann für uns errichtete. Von hier aus konnten wir bequem Alles sehen, was in der Hütte vorging, und hier blieben wir an jedem der vier Tage vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne.

Außer den bisher angegebenen Gegenständen befanden sich in der Hütte noch Menschen- und Büffel-Schädel in sonderbarer, aber regelmäßiger Weise in zwei Gruppen aufgestellt, und zwischen diesen stand ein kleines, zierliches, etwa fünf Fuß hohes Gerüst von vier gabelförmigen Weidenruthen von der Stärke eines Ladestocks, welche vier bis fünf Fuß von einander in dem Boden

steckten und vier gleich starke Ruthen trugen, auf welchen noch dünnere Ruthen der Quere nach gelegt waren. Oben in der Mitte dieses Gerüstes lag ein kleiner Gegenstand, den ich von meinem etwa dreißig Schritt entfernten Sitze nicht genau erkennen konnte. Ich versuchte es, mich demselben zu nähern, wurde aber sogleich durch ein allgemeines St! zurückgewiesen. Ich bezähmte daher meine Neugier und erfuhr später, daß dieser geheimnißvolle Gegenstand so heilig und seine Mysterien so wichtig seien, daß außer dem Medizin-Manne Niemand, selbst nicht einmal die jungen Männer, welche die Prüfung bestehen wollen, sich demselben nähern oder erfahren durften, was es sei.

Dieser kleine, geheimnißvolle Gegenstand hatte, von meinem Sitze aus, das Ansehen einer kleinen Schildkröte oder eines Frosches, der auf dem Rücken lag, Kopf und Beine von sich streckte, mit sehr feinen rothen, blauen und gelben Bändern umwickelt und noch auf andere Weise verziert war. Aus der Ehrfurcht, welche Alle diesem sonderbaren Dinge bezeigten, geht so viel hervor, daß es der eigentliche Mittelpunkt der Mysterien, das Allerheiligste war, welches dem ganzen Feste die Weihe verlieh. Aber so viele Mühe ich mir auch später gab, um zu erfahren, was es eigentlich sei, so erhielt ich doch stets nur die Antwort, es sei „große Medizin" und „es könne nicht gesagt werden." Ich suchte daher meine Neugier zu bezähmen, denn ich sah ein, daß ich erst noch einige höhere Grade würde erlangen müssen, bevor ich in alle Indianische Mysterien eingeweiht werden könne. Vielleicht ist dies so wunderbar erscheinende Ding nichts weiter als ein Bündel von Bändern und anderen Kleinigkeiten, welches irgend einen Geist oder Wesen vorstellt, dem sie große Verehrung bezeugen, und sie weisen vielleicht nur deshalb jede nähere Auskunft darüber mit den Worten: „es ist große Medizin" zurück, weil sie nichts zu sagen haben.

Unter dem oben beschriebenen Gerüste lagen auf dem Fußboden der Hütte ein Messer und mehrere hölzerne Stäbchen, welche bei den weiterhin zu beschreibenden Martern benutzt werden. Von der Decke der Hütte hingen eine Anzahl Stricke von rohem Leder herab, woran die jungen Männer, welche sich den Martern unterziehen, in die Höhe gezogen werden.

Außerdem lagen auf dem Boden noch vier hoch verehrte und sehr wichtige Gegenstände, nämlich Säcke (Ih-tih-ka), deren jeder zwölf bis funfzehn Quart Wasser enthält. Sie sind von der Halshaut eines Büffels gemacht und haben die Gestalt einer großen Schildkröte, deren Schwanz durch Adlerfedern dargestellt wird. Auf jedem derselben lag eine Art Trommelstock, womit während eines späteren Theiles der Ceremonieen die Medizin-Männer auf die Ledersäcke schlagen. Über diesen lagen noch zwei andere Gegenstände von gleicher Wichtigkeit, nämlich Rasseln (Ih-nä-dih) in der Form einer Kürbis-Schale, ebenfalls von Leder und gleich den vorigen zur Begleitung der Tänze u. s. w. gebraucht.

Die oben erwähnten Säcke haben ein sehr altes Aussehen, und nachdem Alles vorüber war, sagte mir mein Gönner, der Medizin-Mann, auf meine Frage, daß „diese vier Schildkröten Wasser aus den vier Weltgegenden

enthielten und daß dies Wasser seit dem Sinken der großen Fluth sich darin befinde!" Ich hielt es für angemessen, keinen Zweifel dagegen zu äußern und konnte daher auch nicht erfahren, wie oft und bei welchen Gelegenheiten das Wasser erneüert worden sei.

Ich ließ durch meinen Freünd Kipp mehrmals einen bedeütenden Preis für einen dieser sonderbaren Gegenstände bieten, erhielt aber zur Antwort, daß diese und alle anderen, bei den Ceremonien gebrauchten Dinge Gemeingut und Medizin, daher unter keiner Bedingung zu verkaufen seien. Ich war folglich auf meinen Pinsel beschränkt, und selbst dies betrachteten sie mit Mißtrauen und als eine Entweihung.

So war das Innere der Medizin-Hütte an den ersten drei Tagen und während eines Theiles des vierten.

Während der ersten drei Tage dieses feierlichen Konklave finden auf dem freien Platze in der Mitte des Dorfes vor der Medizin-Hütte noch andere merkwürdige Gebraüche statt, von denen der Stier-Tanz (Bel-lohk-näh-pick*), wie oben bemerkt, einen Hauptheil dieses jährlichen Festes bildet und von dessen strenger Beobachtung die Ankunft der Büffel abhängt. Dieser Tanz wird am ersten Tage viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten sechszehnmal um „das große Kanoe" getanzt.

Die Hauptpersonen bei diesem Tanze waren acht ganz nackte Männer, welche eine ganze Büffelhaut, mit Hörnern, Hufen und Schwanz, über den Rücken gehängt hatten und mit vorn übergebeügtem Körper alle Bewegungen der Büffel nachzuahmen suchten. Sie waren auf die wunderlichste und Alle auf ähnliche Weise bemalt; Beine, Körper und Gesicht waren ganz mit rother, schwarzer oder weißer Farbe bedeckt, um die Knöchel trug Jeder einen Kranz von Büffelhaaren, in der rechten Hand eine Rassel, in der linken einen dünnen weißen Stab von sechs Fuß Länge und auf dem Rücken einen Bündel grüner Weidenzweige von der Größe eines Bundes Stroh. Diese acht Männer stellten sich in vier Paaren um das große Kanoe, indem sie die vier Weltgegenden (Nord, Ost, West, Süd) darstellten, und zwischen jeder Gruppe stand mit dem Rücken gegen das Kanoe ein anderer Mann, welcher an demselben Tanze Theil nahm, in der einen Hand einen ähnlichen weißen Stab und in der andern eine Rassel trug. Die Körper dieser vier jungen Männer waren ganz nackt bis auf einen hübschen Gürtel (Kwarz-Kwad) und Kopfputz von Adler-Federn und Hermelin. Zwei von diesen Personen waren mit einer Mischung von pulverisirter Holzkohle und Fett ganz schwarz bemalt; sie wurden „das Firmament" oder „die Nacht", und die zahlreichen weißen Flecke an ihrem Körper „die Sterne" genannt. Zwei Andere, welche sich ganz roth angestrichen hatten, stellten den Tag vor, und die rothen Streifen, welche vom Kopf bis zu den Füßen über den ganzen Körper hinliefen, waren „die Geister, welche die Morgen-Strahlen vertreiben."

---

*) Es ist dies nicht der eigentliche Büffel-Tanz, welcher im 18. Kapitel beschrieben wurde.

Diese zwölf Personen nehmen allein an dem Tanze wirklich Theil, der stets genau auf dieselbe Weise ohne die mindeste Veränderung wiederholt wird. Außerdem treten jedoch bei diesem sonderbaren und lächerlichen Schauspiele noch eine Anzahl Gestalten auf, deren Verrichtungen ich zu erklären versuchen will, so gut ich es vermag.

Dies merkwürdige Schauspiel findet in Gegenwart sämmtlicher Bewohner statt, die theils auf den Dächern der Wigwams, theils auf der Erde demselben zuschauen, während die jungen Leute, wie oben beschrieben, in der Medizin-Hütte fasten. Am ersten Tage wird der Stier-Tanz einmal für jede Weltgegend getanzt und der Medizin-Mann raucht seine Pfeife nach diesen Richtungen hin; am zweiten Tage geschieht dies zweimal, am dritten dreimal und am vierten viermal für jeden der genannten Punkte. Die Tänzer und die übrigen Theilnehmer versammeln sich, wenn der Ceremonien-Meister mit der Medizin-Pfeife in der Hand aus der Hütte hervortanzt, wobei er höchst kläglich singt oder vielmehr schreit, bis er das große Kanoe erreicht hat, an das er sich lehnt und zu schreien fortfährt. In diesem Augenblicke gehen vier sehr alt und patriarchalisch aussehende Männer, welche roth bemalt sind und die vier Seiten der Hütte bewachten, in dieselbe hinein, holen die vier Wasser-Säcke und legen sie neben das große Kanoe, setzen sich auf die Erde und fangen an, dieselben mit den Trommelstöcken zu schlagen; Andere schwingen und schütteln die Ih-nä-dihs oder Rasseln, während Alle ihre Stimmen so laut als möglich erheben, welches die Musik zu dem Stier-Tanze bildet, der nun beginnt und fünfzehn Minuten, oder auch länger, ohne Unterbrechung fortwährt. Wenn die Musik und der Tanz aufhören, welches stets ganz gleichzeitig geschieht, so erheben sämmtliche Zuschauer ein betäubendes Beifalls-Geschrei, der Ceremonien-Meister tanzt in die Medizin-Hütte zurück, die alten Männer nehmen ihre frühere Stellung wieder ein, die Wasser-Säcke werden an ihren Ort zurückgebracht und Alles bleibt wie vor dem Tanze, bis derselbe von Neüem beginnt.

Die Nebenfiguren, welche an diesem großartigen Schauspiele theilnehmen, sind zahlreich und verdienen eine nähere Beschreibung [21]). Neben dem großen Kanoe sieht man zwei Männer, welche die Haut eines greülichen Bären (Mató) als Maske übergeworfen haben, beständig brummen, Alles vor sich zu verschlingen und die religiöse Handlung zu stören drohen. Um sie zu besänftigen stellen die Frauen Schüsseln mit Fleisch vor sie hin, die aber sogleich von zwei Anderen, welche den Körper schwarz, den Kopf weiß bemalt haben und weißköpfige Adler (Pattáckä) vorstellen, ergriffen und in die Prairie getragen werden. Dort werden diese beiden Männer von mehr als hundert nackten Knaben verfolgt, die den Körper gelb und den Kopf weiß angestrichen haben und Cabris oder Antilopen vorstellen; sie entreißen zuletzt den Adlern die Speisen und verzehren sie, wodurch man vielleicht die schöne Moral ausdrücken will, daß die Gaben der Vorsehung zuletzt in die Hände der Unschuld kommen.

In der Zeit zwischen diesen Tänzen begeben sich alle Theilnehmer, mit

Ausnahme derjenigen aus der Medizin-Hütte, in einen daneben befindlichen Wigwam, der bei dieser Gelegenheit auch als ein heiliger Ort betrachtet wird und nur für die genannten Personen bestimmt ist, um dort auszuruhen und sich zu schmücken.

Die alten Männer, welche die Wassersäcke schlagen, fahren auch in der Zeit zwischen den Tänzen fort, den Großen Geist anzuflehen, daß er ihnen Büffel sende, damit sie während des Jahres zu leben hätten. Auch suchen sie den jungen Leüten in der Medizin-Hütte Muth einzuflößen, indem sie ihnen erzählen, daß „der große Geist sie erhört habe — daß ihre Frauen und Kinder den Mund des greülichen Bären halten können — daß sie täglich Ochkih-Häddäh (den bösen Geist, Teüfel) angerufen — daß sie ihn noch jetzt aufforderten zu kommen, daß er aber noch nicht gewagt habe, zu erscheinen!"

Aber an dem vierten Tage um Mittag, bei dem letzten Tanze, als die Fröhlichkeit den höchsten Grad erreicht hatte, erschallte plötzlich von den Dächern der Hütten ein Schrei; Männer und Frauen schienen von Angst und Schrecken ergriffen und richteten ihre Blicke westwärts nach dem, eine englische Meile entfernten Prairie-Hügel, von welchem ein Mann herabstieg und mit schnellen Schritten, jedoch nicht in gerader Linie, sondern hin- und herlaufend, wie ein Knabe, der einen Schmetterling verfolgt, auf das Dorf zueilte. Als er die Pallisaden erreicht hatte, konnte man erkennen, daß er ganz nackt und mit gestoßener Kohle und Bärenfett schwarz wie ein Neger angestrichen war; an verschiedenen Theilen des Körpers hatte er weiße Ringe von etwa einem Zoll Durchmesser und am Munde ein furchtbares Gebiß wie Hundezähne. Als er durch das Dorf eilte und in die, meist aus Frauen bestehende erschrockene Gruppe eindrang, stieß er ein furchtbares Geschrei aus.

In seinen beiden Händen trug er einen acht bis neün Fuß langen Stab, an dessen Ende sich eine rothe Kugel befand, welche er vor sich hin auf die Erde schleifte. Alle, mit Ausnahe der Tanzenden, blickten auf ihn; er stürzte auf die Frauen los, die laut um Hülfe riefen, und, indem sie zu entfliehen suchten, über einander hinstürzten. In diesem Augenblick des allgemeinen Schreckens trat plötzlich eine allgemeine Todtenstille ein. Der alte Ceremonien-Meister verließ nämlich seine Stellung an dem großen Kanoe, hielt seine Medizin-Pfeife dem Bösen Geiste entgegen und zwang ihn dadurch, unbeweglich stehen zu bleiben. Dies gab den Frauen Gelegenheit, aus seinem Bereich zu kommen und als sie sich außer Gefahr sahen, verschwand ihre Furcht sehr bald und sie brachen in ein ungeheüres Gelächter und Beifalls-Geschrei aus über die plötzliche Besiegung des Teüfels und die lächerliche Stellung, welche er einnahm. Der alte Mann stand dicht neben ihm und schaute ihm fest in's Gesicht, während die Medizin-Pfeife Seine Satanische Majestät festgebannt hielt und alle Kräfte des Zauberstabes vernichtete.

Als die überlegenen Kräfte der Medizin-Pfeife, von welcher alle diese jährlichen Mysterien abhangen, hinreichend dargethan und anerkannt waren und die Frauen Zeit gehabt hatten, sich außerhalb des Bereichs dieses teüflischen Ungeheüers zu entfernen, wurde die Pfeife allmälig von dem bösen

Geiste zurückgezogen, welcher froh zu sein schien, daß er den Gebrauch seiner Füße wieder erhielt und seine unbequeme und wirklich lächerliche Stellung verlassen konnte.

Nachdem er nun noch etwa eine halbe Stunde zur großen Belustigung der Zuschauer von Menschen und Thieren hin- und hergestoßen war, schien er äußerst erschöpft zu sein und sich ängstlich umzusehen, wie er wohl auf die beste Weise entwischen könne. In dieser unangenehmen Lage diente er den Frauen, die herbeieilten, um ihn zu quälen, zur Zielscheibe des Spottes. Eine dieser Frauen schlich sich hinter ihn und warf ihm mit beiden Händen gelbe Erde ins Gesicht und auf den Körper, wodurch er, da sein Körper mit Fett bedeckt war, plötzlich ein ganz anderes Ansehen erhielt. Diese Schmach schien ihm sehr zu Herzen zu gehen, denn er fing heftig an zu schreien, worauf die Frauen ihm seinen Stab entrissen, in kleine Stücke zerbrachen und diese nach ihm warfen. Nun war seine Macht dahin, — seine Kraft erschöpft; er drängte sich durch die Menge und schlüpfte zwischen die Pfähle, welche das Dorf auf der Hinterseite umgeben, hindurch, wo ihn mehr als hundert Frauen und Kinder erwarteten, die ihn über eine halbe Englische Meile weit mit Stößen und Schlägen verfolgten, bis es ihm endlich gelang, seinen Peinigern zu entfliehen, worauf er hinter den Prairie-Hügeln verschwand, von denen er herabgekommen war. [25])

In diesem Augenblicke erhob das ganze Dorf ein Freüden-Geschrei, der Stier-Tanz hörte sogleich auf und man traf Vorkehrungen zu den Martern, die in der Medicin-Hütte Statt finden sollten. Der Sinn des Vorhergehenden ist offenbar, daß der Böse Geist (Ochkih-Hädä) bei ihren religiösen Gebraüchen erscheint, um dieselben zu stören, daß er durch die höhere Macht der Medizin-Pfeife daran verhindert und zuletzt von denen, welchen er Schaden zufügen wollte, mit Schande aus dem Dorfe vertrieben wird.

Der Ceremonien-Meister und die Musiker kehrten nunmehr in die Medicin-Hütte zurück, in welche auch mehrere Männer eingelassen wurden, die bei den daselbst stattfindenden Martern thätig sein sollten; auch die Haüptlinge und die Doctoren begaben sich in die Hütte, um Zeüge der Martern zu sein und zu entscheiden, wer von den jungen Leüten dieselbe mit dem größten Muthe ertrage. Die Haüptlinge nahmen auf der einen, die Musiker auf der andern Seite der Hütte Platz und der alte Ceremonien-Meister setzte sich zu dem kleinen Feüer in der Mitte der Hütte, wo er so stark rauchte, als er nur immer konnte, damit der Große Geist den jungen Leuten gnädig sei. Nachdem nunmehr das kleine Gerüst — das Allerheiligste —, von dem oben die Rede war, hinweggeschafft, die neben demselben auf dem Boden liegenden Menschen- und Büffel-Schädel an den Pfosten der Hütte aufgehängt waren und zwei Männer, von denen der eine das Skalpir-Messer, der andere die hölzernen Stäbchen in der Hand hielt, sich nahe dem Mittelpunkte der Hütte aufgestellt hatten, trat einer von den jungen Leuten, welche durch anhaltendes Fasten und Wachen während beinahe vier Tagen und Nächten schon ganz erschöpft waren, hervor, um sich den Martern zu unterziehen, die in folgender

Weise Statt fanden: Der Mann, welcher das Messer hatte, zog auf jeder Schulter oder auf jeder Seite der Brust ein Stück Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, nahm das Messer, (welches zuerst auf beiden Seiten geschärft und dann mit einem anderen schartig gemacht worden war, damit es um so mehr Schmerzen verursache) und stieß es unter seinen Fingern durch das heraufgezogene Fleisch hindurch, worauf der Zweite mit den kleinen Holzstäben herzutrat und einen derselben durch jede Wunde steckte. Es wurden nun von Leüten, die sich auf der Außenseite der Hütte befanden, zwei Stricke in dieselbe hinabgelassen, an die Stäbchen befestigt und der Gemarterte an denselben so weit in die Höhe gezogen, daß er über dem Boden schwebte, worauf noch an den Armen unterhalb der Schulter, und dem Ellenbogen, an den Schenkeln und unter dem Knie ähnliche Einschnitte gemacht und Stäbchen hindurchgesteckt wurden, an die man Schild, Bogen, Köcher und zuweilen noch Büffel-Schädel mit den Hörnern hing. Oft blieben sie jedoch am Boden liegen, bis die ganze Operation, welche etwa fünf bis sechs Minuten währte, vorüber war.

Nun wurden sie, während das Blut von ihrem Körper herabströmte, so weit hinaufgezogen, daß die angehängten Gegenstände den Boden nicht mehr berührten, so daß sie oft sechs Fuß über dem Boden schwebten. In diesem Zustande boten sie einen furchtbaren Anblick dar; die Stäbchen, woran die Stricke befestigt waren, wurden sechs bis acht Zoll herabgezogen, und der Kopf des Gemarterten sank entweder auf die Brust hinab oder hinten über, jenachdem sie an der Brust oder dem Rücken aufgehängt waren.

Die Standhaftigkeit, womit Alle diese Martern ertrugen, gränzt ans Unglaubliche. Keiner von ihnen verzog auch nur eine Miene, als das Messer durch das Fleisch gestoßen wurde und Mehrere, welche bemerkten, daß ich zeichnete, gaben mir zu verstehen, ich möchte ihr Gesicht betrachten; ich that dies auch während der ganzen Operation, ohne daß ich etwas anderes wahrgenommen hätte, als ein freündliches Lächeln, wenn sie mich anblickten, während ich hörte, wie das Messer das Fleisch zerriß und mir unwillkührlich die Thränen in die Augen traten.

Wenn der Gemarterte auf die oben beschriebene Weise an den Stricken schwebt, tritt ein Anderer hinzu und bringt ihn mittelst einer langen Stange in eine drehende Bewegung, die allmälig immer schneller wird, wodurch die Schmerzen so vermehrt werden, daß der Unglückliche sie nicht mehr überwinden kann und in den rührendsten Klagetönen den großen Geist anfleht, ihm in dieser Prüfung Kraft zu verleihen, während er zugleich wiederholt, daß das Vertrauen in seinen Schutz unerschütterlich sei. Das Drehen wird nun so lange fortgesetzt bis seine Klagen verstummen und er still und anscheinend leblos dahangt, welches gewöhnlich in zehn oder fünfzehn Minuten geschieht. Nun wird er von seinen Quälern genau beobachtet, die einander zurückhalten so lange sich noch ein Zucken bemerklich macht, damit er nicht eher herabgenommen werde, als bis er, wie sie sagen, „ganz todt ist."

Wenn er sich endlich in diesem Zustande befindet, die Zunge aus dem

Munde heraustritt und sein Medizin=Beütel, den er in der linken Hand hält, ihm entfallen ist, so wird den auf dem Dache befindlichen Personen durch Anschlagen des Stabes gegen den Strick das Zeichen gegeben, worauf sie ihn langsam und vorsichtig auf den Boden herablassen, wo er nun gleich einer Leiche liegt, jedoch nach ihrem Ausdrucke unter dem Schütze des Großen Geistes, der, wie man hofft, ihn beschützen und in den Stand setzen wird aufzustehen und davon zu gehen. Sobald er auf den Boden herabgelassen ist, zieht ihm einer von den Umstehenden die beiden Holzstäbchen aus den Schultern oder der Brust und macht ihn dadurch von den Stricken los, an denen er gehangen hatte; die übrigen Stäbchen, mit Allem, was daran hangt, bleiben jedoch in dem Fleische stecken.

In diesem Zustande liegt er sechs oder acht Minuten, bis er sich stark genug fühlt, allein aufzustehen und hinwegzugehen, denn Niemand darf ihm Hülfe leisten, da er hier das Vorrecht genießt, worauf die Mandaner den höchsten Werth legen, nämlich in dieser Zeit der größten Gefahr „sein Leben dem Schutze des Großen Geistes anzuvertrauen."

Sobald er so viel Kraft wiedererlangt hat, daß er sich auf Händen und Füßen zu erheben vermag, kriecht er mit der ganzen, an seinem Körper hängenden Last nach einem anderen Theile der Hütte, wo ein anderer Indianer sitzt, der ein Beil in der Hand und einen getrockneten Büffelschädel vor sich liegen hat. Hier erklärt er mit wenigen Worten, daß er den kleinen Finger der linken Hand dem Großen Geiste zum Opfer bringen wolle, worauf er ihn auf den Büffelschädel legt und der erwähnte Indianer ihn mit einem Hiebe des Beils von der Hand trennt!

Fast alle junge Leüte, welche ich diesen Martern sich unterziehen sah, brachten auf diese Weise den kleinen Finger der linken Hand zum Opfer; ja einige ließen sich unmittelbar darauf, ohne besonders merkliche Bewegung und nachdem sie wieder einige Worte an den Großen Geist gerichtet, auch noch den Zeige=Finger derselben Hand abhauen, so daß sie an der linken Hand nur zwei Finger und den Daumen behielten, die hinreichend sind, um den Bogen, die einzige Waffe der linken Hand, zu führen.

Man sollte meinen, hiermit sei die Verstümmelung weit genug getrieben; allein ich habe mehrere Haüptlinge und bedeütende Männer des Stammes gesehen, die sich bei solchen Gelegenheiten auch den kleinen Finger der rechten Hand hatten abhauen lassen, welches sie für ein weit größeres Opfer halten, als die beiden Finger der linken Hand. Ich sah auch mehrere ihrer berühmtesten Männer, welche durch fünf bis sechs korrespondirende Narben an der Brust, den Armen und Beinen unwiderleglich bewiesen, daß sie sich eben so oft den beschriebenen Martern unterworfen hatten. Es scheint dies von ihrem freien Willen abzuhangen und je öfter sie sich dieser Prüfung unterziehen, um so höher werden sie von ihrem Stamme geachtet.

An der verstümmelten Hand wird kein Verband angelegt, noch werden die Adern unterbunden; auch wird den übrigen Wunden nicht die mindeste Sorgfalt gewidmet, sondern man überläßt es „dem Großen Geiste sie zu heilen, der

sicherlich Sorge dafür trägt.“ Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß diese Wunden, die ich täglich genau untersuchte, nur kurze Zeit und nur sehr wenig bluten. Vielleicht ist dies eine Folge der durch langes Fasten und Wachen erzeügten Schwäche und Erschöpfung, wodurch die Circulation des Blutes gehemmt und der Körper weniger empfindlich wird gegen die Martern, welche unter anderen Umständen Entzündung und Tod herbeiführen würden.

Während der ganzen Dauer dieser Martern geben die Haüptlinge und Würdenträger genau Acht, wer der Stärkste und Standhafteste ist — wer am längsten hangen kann, bevor er ohnmächtig wird und wer, nachdem er herabgelassen worden, sich am schnellsten wieder erholt, um danach zu entscheiden, wer sich am meisten dazu eignet, eine Kriegspartei anzuführen, oder auf einen gefährlichen Posten gestellt zu werden. Die vier alten Männer schlagen während der ganzen Dauer der Ceremonie auf die ledernen Wassersäcke und besingen mit lauter Stimme, um die jungen Leüte zu ermuthigen, die Macht und Wirksamkeit der Medizin-Pfeife, welche den Bösen Geist aus dem Dorfe vertrieben habe und sie während der harten Prüfung, die sie zu bestehen haben, gewiß beschützen werde.

Sobald sechs oder acht junge Leüte die oben beschriebenen Martern überstanden haben, werden sie mit Allem, was an ihrem Körper hangt und zum Theil auf dem Boden nachschleppt, aus der Hütte geführt, um sich in der Mitte des Dorfes und in Gegenwart der ganzen Bevölkerung noch folgender Prüfung zu unterziehen.

Der alte Ceremonien-Meister verläßt abermals, wie bei dem Stier-Tanze, mit der Medizin-Pfeife in der Hand die Hütte, lehnt sich an das große Kanoe und beginnt den Großen Geist anzuflehen. Um das Kanoe herum standen etwa zwanzig junge Männer von gleicher Größe und gleichem Alter, die fast ganz nackt waren, auf dem Kopfe einen Schmuck von Adler-Federn trugen und einen Kranz von Weiden-Zweigen in der Hand hielten, den je zwei so anfaßten, daß sie einen Kreis um das Kanoe bildeten, welches sie mit der größten Schnelligkeit umtanzten, wobei sie beständig schrieen so laut sie es nur vermochten.

Ein jeder von den jungen Leüten, welche die Martern in der Medizin-Hütte überstanden haben, wird nun von zwei kräftigen jungen Männern in Empfang genommen, die ihn zwischen sich nehmen, einen breiten Leder-Riemen um seine Handgelenke schlingen, jedoch ohne ihn festzubinden, und nun bereit sind, das letzte Rennen (Eh-ke-nah-ka-nah-pick) zu beginnen; und wahrlich, der Zuschauer sollte meinen, es sei dies für die Gequälten wirklich das letzte Rennen.

Sobald das Zeichen gegeben ist, fangen die beiden jungen Männer mit der größten Schnelligkeit an zu laufen und der von ihnen Festgehaltene muß mit der ganzen an seinem Körper hangenden Last ihnen folgen, bis er vor Schwäche niederstürzt; aber auch dann wird er noch nicht losgelassen, sondern an den um seine Handgelenke geschlungenen Riemen so lange, oft mit dem Gesichte im Schmutz, im Kreise herumgeschleift, bis alle an seinem Körper

hangenden Gegenstände ausgerissen sind, welches oft nur dadurch geschehen kann, daß die Umstehenden mit dem ganzen Gewichte des Körpers darauf treten; denn es würde den Großen Geist sehr beleidigen, wenn man die Stäbchen, woran die Gegenstände hangen, herausziehen wollte, sie müssen vielmehr mit dem Fleische herausgerissen werden. Nur die beiden Stäbchen auf der Brust oder den Schultern, welche, um die Last des Körpers tragen zu können, unter den Muskeln hindurchgehen, dürfen, wie oben gesagt, herausgezogen werden. Sind endlich alle angehängten Gegenstände auf diese Weise von dem Körper getrennt, so lassen ihn die beiden Männer, welche ihn herumschleiften, augenblicklich los und laufen mit der größten Geschwindigkeit nach der Prairie, als ob sie ein großes Verbrechen begangen hätten und sich der allgemeinen Rache entziehen wollten.

Der Unglückliche, welcher alle Entbehrungen und Martern mit männlicher Standhaftigkeit ertragen hat, liegt nun zum zweiten Male als eine Leiche da, aber, wie sie sagen, „unter dem Schutze des Großen Geistes," der ihn, wie er zuverlässig hofft, beschützen und am Leben erhalten wird. Hierauf setzen sie einen so hohen Werth, daß Niemand, weder ein Verwandter, noch ein Haüptling, es wagen wird, dem Gemarterten Beistand zu leisten und wenn es gälte, das Leben desselben zu retten; denn nicht nur, daß die Gebraüche selbst dies verbieten und der Stolz desjenigen, welcher sein Leben dem Großen Geiste anvertraut hat, jede Hülfe zurückweisen würde; auch der Aberglaube, das stärkste Argument bei den Indianern, würde sie abhalten, sich eines Menschen anzunehmen, dessen Leben der Große Geist in seine besondere Obhut genommen.

Haben die Gemarterten sich so weit erholt, daß sie aufstehen können, was in der Regel in wenigen Minuten der Fall ist, so erheben sie sich und gehen, schwankend gleich Betrunkenen, durch die ihnen Platz machende Menge hindurch in ihre Wigwams, wo sie von ihren Freünden und Verwandten empfangen und sorgfältig gepflegt werden.

Unter den jungen Leüten, welche sich den Martern unterzogen, befand sich einer, an dessen einem Schenkel ein Elen-Schädel hing, der, obgleich mehrere der Umstehenden bereits darauf gesprungen waren, nicht von dem Körper zu trennen war, da das Holzstäbchen, woran er hing, unter der Sehne hindurchging, die sich nicht zerreißen ließ. Das Herumschleifen im Kreise geschah nun immer schneller und die Besorgnisse für das Leben des armen Burschen gaben sich deütlich durch ein klägliches Geheül der Umstehenden zu erkennen. Endlich sprang der Medizin-Mann mit seiner Pfeife hinzu und gebot Halt, worauf man den jungen Mann liegen ließ, der sich indeß bald wieder erholte, seine zerrissenen und blutenden Schenkel betrachtete und dann, seinem Mißgeschicke Trotz bietend, mit einem freündlichen Lächeln durch die Zuschauer und über die Prairie nach einem einsamen, etwa eine halbe Englische Meile entfernten Orte kroch (gehen dürfen sie nicht eher, als bis alle Stäbchen mit den daran hangenden Gegenständen ausgerissen sind). Hier lag er noch drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung, bis endlich die Wunde in Eiterung

überging und das Stäbchen, welches er nicht herauszuziehen gewagt hatte, mit dem Fleische und dem anhängenden Schädel abfiel. Nun kroch er auf Händen und Füßen, da er zu matt war um gehen zu können, in das Dorf zurück und bat, ihm etwas zu essen zu geben, was auch sofort geschah. Er war bald gänzlich wieder hergestellt.

Fälle dieser Art kommen oft vor und es hangt dann von dem jungen Manne ab, auf welche Weise er sich von den angehängten Gegenständen befreien will. Einige Pelzhändler, welche mehrere Jahre den letzten Theil der Ceremonien mit angesehen hatten, erzählten mir, daß vor zwei Jahren ein junger Mann, dessen Fleisch so stark war, daß es nicht zerreißen wollte, bis an das Flußufer kroch, dort einen Pfahl in die Erde stieß, an diesem und an seinem Arm einen Strick befestigte und nun sich an dem steilen, zwanzig bis dreißig Fuß hohen Ufer hinabließ, so daß das ganze Gewicht seines Körpers von dem Fleische seines Armes getragen wurde. Hier hing er einige Tage gleich weit von dem hohen Ufer-Rande und dem tiefen Wasser entfernt, bis endlich das Fleisch zerriß, er in den Fluß stürzte und sich durch Schwimmen rettete.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich wohl zur Genüge, daß im standhaften Ertragen von Schmerzen und Entbehrungen dem Indianer der Vorrang vor allen andern Völkern gebührt, obgleich einige neüere Schriftsteller, aus Neid, Unwissenheit, oder aus irgend einem anderen Grunde bemüht gewesen sind, ihm auch diesen Vorzug streitig zu machen. Und obgleich mir bei dem Anblicke dieser grausamen Gebräuche das Herz weh that, so bin ich doch gern bereit, sie zu entschuldigen, daß sie so streng an einer Feier festhalten, deren Ursprung sie nicht kennen und die einen Theil ihrer religiösen Gebraüche bildet.

Als die jungen Leüte sämmtliche Martern überstanden hatten, ging der alte Medicin-Mann und Ceremonien-Meister in die Medizin-Hütte hinein und holte die „schneidenden Werkzeüge", welche, wie oben erwähnt, an der Thür jedes Wigwams gesammelt worden waren. Nachdem er die Hütte fest verschlossen hatte, begab er sich in Begleitung aller Medizin-Männer und aller Bewohner an's Ufer und warf sämmtliche Messer u. s. w., als ein dem Wasser dargebrachtes Opfer, an einer sehr tiefen Stelle in den Fluß, von wo sie niemals wieder hervorgeholt werden können. Dies fand bei Sonnen-Untergang Statt und bildete den Schluß der religiösen Ceremonie der Mandaner *).

Das sonderbare Land, in welchem ich mich befand und die eigenthümlichen Vorfälle und Ereignisse, die mir dort fast in jedem Augenblicke vor Augen traten, machten es mir damals unmöglich, eine genaue Untersuchung über das

---

*) Herr Catlin hat sich von den drei Personen, welche während der ganzen Dauer des Okippe seine Begleiter waren, ein Zeügniß ausstellen lassen, daß er in der hier mitgetheilten Schilderung dieses Festes nichts übertrieben, sondern Alles der Wahrheit gemäß berichtet hat. Die genannten drei Personen sind: J. Kipp, Agent der Amerikanischen Pelz-Compagnie aus New-York, L. Crawford, sein Sekretär, und Abraham Bogard. Anm. d. Übers.

Erlebte anzustellen; aber selbst wenn ich Zeit dazu gehabt hätte und mit allen Nachrichten, die ich mir später noch verschafft habe, müßte ich doch befürchten, bei der Erklärung dieser räthselhaften Mysterien auf dieselbe Schwierigkeit zu stoßen, die mit der Erklärung der meisten Gebraüche und Überlieferungen dieses einfachen Volkes verbunden ist, welches keine Geschichte besitzt, um Thatsachen und Systeme aufzubewahren und vor der Ausartung in abgeschmackte und unzusammenhängende Fabeln und Erdichtungen zu sichern.

Die wenigen wahrscheinlichen Folgerungen, welche ich aus den oben erzählten wunderlichen Gebraüchen habe ableiten können, will ich, wenn auch mit einigem Mißtrauen, hier mittheilen.

Daß dies Volk eine Überlieferung von der großen Fluth besitzt, ist keinesweges auffallend, da jeder Stamm, den ich besuchte, in seiner Nähe einen großen Berg als denjenigen bezeichnet, auf welchem das große Kanoe landete; aber daß dies Volk dieses Ereigniß jährlich feiert, daß diese Feier immer dann Statt findet, wenn die Weiden ihr volles Laub haben, daß die Medizin-Hütte durch eine Person wie Numank-Mächana (der ein weißer Mann zu sein scheint) eröffnet wird und daß dieser Mann „von den hohen Bergen im Westen kommt", so wie einige andere Umstände, dies Alles ist gewiß sehr merkwürdig und verdient besondere Aufmerksamkeit.

Der erwähnte Numank-Mächana (der erste oder einzige Mensch) ist unstreitig ein Medizin-Mann des Stammes, welcher am Abend zuvor in die Prairie hinausgegangen ist und, nachdem er sich für das Fest angekleidet und bemalt hat, am Morgen in das Dorf zurückkehrt, wo er den Anschein der Wirklichkeit zu erhalten sucht; denn ihre Überlieferung sagt, daß in sehr alter Zeit ein solcher Mann wirklich von Westen her kam — daß sein Körper von weißer Farbe war, wie jener seinen Körper bemalt, — daß er einen Anzug von vier weißen Wolfsfellen, einen Kopfputz von zwei Raben-Bälgen und in der linken Hand eine große Pfeife trug. Er sagte, „daß er einstmals der einzige Mensch gewesen, — er erzählte ihnen, daß Alles auf der Oberfläche der Erde vom Wasser zerstört worden sei — daß er mit seinem großen Kanoe an einen hohen Berg im Westen gekommen sei, wo er gelandet und sich gerettet habe — daß die Mandaner und alle anderen Menschen jährlich dem Wasser einige schneidende Werkzeüge opfern müßten, denn mit solchen Dingen sei das große Kanoe gemacht worden. Er unterrichtete die Mandaner, wie sie die Medizin-Hütte erbauen und die jährlichen Ceremonien feiern sollten. Auch sagte er ihnen, daß, so lange sie diese Opfer brächten und jene Gebraüche streng beobachteten, sie stets das Lieblings-Volk des Allmächtigen bleiben und immer vollauf zu essen und zu trinken haben würden; sobald sie dagegen die vorgeschriebenen Formen auch nur in einer Beziehung vernachlässigten, so könnten sie versichert sein, daß ihr Stamm sich vermindern und endlich ganz verschwinden würde."

Diese sonderbaren und unerklärlichen Gebraüche sind ohne Zweifel den Mandanern eigenthümlich, obgleich die Mönnitarrier und einige andere benachbarte Stämme ebenfalls zu bestimmten Zeiten fasten und sich gewissen Martern

unterziehen, die indeß nur eine schwache Nachahmung der Ceremonien der Mandaner sind.

Aus ihrer Sage von dem Weidenzweige und der Taube scheint hervorzugehen, daß sie mit irgend einem Theile der civilisirten Welt in Verbindung gewesen sind, oder daß Missionare oder andere Personen früher unter ihnen gelebt haben, die sie mit der christlichen Religion und der Mosaischen Lehre von der großen Fluth bekannt machten, welche von den Ansichten über dieses Ereigniß, wie sie sich bei den meisten Natur-Völkern finden, ganz verschieden ist.

Noch andere und fast entscheidende Beweise für die obige Behauptung einer Verbindung mit der civilisirten Welt lassen sich aus der verschiedenen Färbung des Haares und der Haut, so wie aus der Sage von dem „ersten oder einzigen Menschen" ableiten, dessen Körper weiß war, der von Westen herkam, ihnen von der Zerstörung der Erde durch Wasser erzählte und sie in den Mysterien unterrichtete. Zu dem Obigen will ich noch zwei Erzählungen hinzufügen, die mir von mehreren alten und würdigen Haüptlingen mitgetheilt wurden.

Die Mandaner (Volk der Fasanen) waren das erste Volk, welches in der Welt erschaffen wurde und lebten ursprünglich im Innern der Erde. Sie pflanzten viele Weinreben, von denen eine durch ein Loch in der Erde nach oben gewachsen war; an dieser kletterte einer ihrer jungen Leüte hinauf, bis er oben anlangte an dem Ufer des Flusses, wo das Dorf der Mandaner steht. Er blickte um sich und bewunderte das schöne Land und die Prairieen — er sah viele Büffel, tödtete einen derselben mit seinem Bogen und seinen Pfeilen und fand das Fleisch desselben wohlschmeckend. Er kehrte zurück und erzählte, was er gesehen hatte, worauf Mehrere mit ihm an der Rebe hinaufkletterten und dieselben Dinge sahen. Unter denen, die hinaufkletterten, befanden sich auch zwei sehr schöne junge Frauenzimmer, welche Jungfrauen und daher Lieblinge der Haüptlinge waren. Als eine sehr große und beleibte Frau auch hinaufklettern wollte, wurde ihr dies von den Haüptlingen untersagt, weil sie zu schwer sei. Als sie sich jedoch einst allein sah, konnte sie ihre Neügier nicht länger bezwingen, sie fing an zu klettern, allein die Rebe brach unter dem Gewicht ihres Körpers und sie fiel herab, wodurch sie sich sehr verletzte, obgleich sie nicht starb. Die Mandaner waren hierüber sehr betrübt, und sie wurde von Allen verachtet, weil sie die Veranlassung eines großen Unglücks war, das sich nicht wieder gut machen ließ; denn es konnte nun Niemand mehr hinauf- und von den oben befindlichen Keiner mehr herabsteigen. Letztere baueten das Mandaner-Dorf da, wo es früher stand, eine große Strecke den Fluß weiter abwärts; der übrige Theil des Volkes lebt noch jetzt in der Erde.

Diese Sage wird von den Haüptlingen und Doctoren oder Medizin-Männern mit dem größten Ernste erzählt und die Letzteren behaupten, daß sie zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten ihre Freünde durch die Erde hindurch könnten sprechen hören und daß sie dieselben in wichtigen Fällen um ihre Meinung und ihren Rath fragten.

Eine zweite Sage lautet folgender Maßen:

Vor sehr langer Zeit kam Ochkih-Häddäh (der Böse Geist, von dem oben bei der Beschreibung des Festes Okippe die Rede war) in Begleitung des Numank-Māchana von Westen her in das Dorf der Mandaner und setzte sich neben eine Frau, die nur ein Auge hatte und Getreide behaüfelte. Ihre Tochter, welche sehr schön war, kam zu ihr und der Böse Geist bat sie, ihm Wasser zu bringen, doch wünschte er, daß sie vorher noch zu ihm komme und etwas Büffel-Fleisch esse; sie möge, sagte er, nur ein Stück aus seiner Seite nehmen. Sie that dies, aß und fand, daß es wie Büffel-Fett schmeckte. Dann holte sie Wasser, von dem Beide, die unterdeß nach dem Dorfe gegangen waren, tranken — und weiter geschah nichts.

Die Freünde des Mädchens suchten sie bald darauf in Unehre zu bringen, indem sie erzählten, daß sie schwanger sei, was sie zwar nicht leügnete, zugleich aber ihre Unschuld betheüerte und kühn jeden Mann im Dorfe aufforderte, sie anzuklagen. Dies verursachte eine große Aufregung im Dorfe und da Niemand auftrat, um sie zu beschuldigen, so wurde sie als „große Medizin" betrachtet. Bald nachdem dies geschehen, ging sie heimlich nach dem oberen Mandaner-Dorfe, wo das Kind geboren wurde.

Es wurden große Nachforschungen angestellt, ehe man sie fand, denn man erwartete, daß das Kind ebenfalls große Medizin und für das Bestehen und die Wohlfahrt des Stammes von großer Wichtigkeit sein werde. Zu diesem Glauben bewog sie die sonderbare Weise der Empfängniß und der Geburt des Kindes, auch bestätigten die Wunder, welche es verrichtete, diesen Glauben. Außer andern Wundern gab es den Mandanern, als sie nahe daran waren vor Hunger zu sterben, vier Büffel und sagte, daß dieselben sie für immer mit Nahrung versorgen würden, auch war, nachdem sie sich gesättigt, noch eben so viel Fleisch vorhanden, als vorher, ehe sie gegessen hatten. Der erste Mensch war jedoch entschlossen, das Kind zu tödten und nachdem er es lange vergebens gesucht, fand er es einst an einem dunklen Orte, worauf er es ergriff und in den Fluß warf.

Als Ochkih-Häddäh den Tod dieses Kindes erfuhr, suchte er Numank-Māchana auf, um ihn zu tödten. Er verfehlte lange seine Spur und fand ihn endlich am Heart- (Herz-) Flusse, etwa fünfzehn Meilen unterhalb des Dorfes, mit der großen Medizin-Pfeife in der Hand, deren Zauber ihn gegen jeden Feind schützt. Sie versöhnten sich bald wieder, rauchten Beide aus der großen Pfeife und kehrten in das Dorf der Mandaner zurück. Der Böse Geist war zufrieden gestellt und Numank-Māchana sagte den Mandanern, sie möchten niemals über den Heart-Fluß gehen, denn er sei die Mitte der Welt und wenn sie jenseits desselben lebten, so würden sie untergehen. Er gab dem Flusse den Namen Nátka pássahäh (Herz oder Mitte der Welt).

Ich habe hier einige der hauptsächlichsten Sagen dieses Volkes ganz so mitgetheilt, wie sie mir von den Indianern erzählt wurden und überlasse es Jedem zu entscheiden, in wiefern sich daraus der Beweis herleiten läßt, daß

dieses Volk seit langer Zeit eine unvollkommene Kenntniß von der Sündfluth, von dem Erscheinen und dem Tode des Erlösers und dem Sündenfalle Eva's besitzt.

Ob sie eine bestimmte Ansicht über die Schöpfung haben, konnte ich nicht erfahren, indeß scheinen sie über ihre eigene Existenz als Volk nicht hinauszudatiren. Sie halten sich, wie bereits erwähnt, für das zuerst erschaffene Volk. Ein Mandanischer Doktor erzählte mir, daß die Erde eine große Schildkröte sei, welche das Land auf ihrem Rücken trage, daß ein weißer Volksstamm, welcher jetzt ausgestorben sei, sehr tief in diesem Boden zu graben pflegte, um Dachse zu fangen. Eines Tages stießen sie ein Messer durch die Schale der Schildkröte, worauf diese sank, das Wasser das Land überschwemmte und alle Menschen bis auf einen ertranken. Als ich später das Bildniß dieses Doktors malte, sagte er mir, daß vier Schildkröten, eine im Norden, eine im Osten, eine im Süden, eine im Westen, vorhanden seien, von denen jede zehn Tage lang Regen gemacht habe und darauf endlich die Erde mit Wasser bedeckt worden sei.

Diese sich widersprechenden Erzählungen von einem und demselben Manne geben wol den besten Beweis von der mangelhaften Beschaffenheit der Indianischen Überlieferungen. Vielleicht waren es aber in diesem Falle Sagen verschiedener Sekten oder verschiedener Priester, die häufig ganz entgegengesetzte Theorien und Überlieferungen in Bezug auf Geschichte und Mythologie aufstellen.

Wie roh und lächerlich indeß alle diese Sagen auch erscheinen mögen, so sind doch einige Umstände darin, die mit den eben mitgetheilten unerklärlichen religiösen Ceremonien in Verbindung stehen und wol eine nähere Berücksichtigung verdienen.

Bei allen Festlichkeiten, wobei die Pfeife angezündet und im Kreise herumgereicht wird, suchen die Mandanischen Haüptlinge und Doktoren die Gunst des Großen Geistes dadurch zu gewinnen, daß sie, bevor sie selbst rauchen, die Pfeife mit der Spitze aufwärts nach den vier Weltgegenden richten. Die jährliche religiöse Ceremonie währt stets vier Tage und mehrere andere Umstände bei dieser Feierlichkeit scheinen mit den vier Weltgegenden oder den „vier Schildkröten" in Verbindung zu stehen. Vier Männer werden stets von Numank-Máchana ausgewählt, um die Medizin-Hütte zu dem Feste vorzubereiten und zu reinigen, und zwar beruft er dazu aus jeder der vier Weltgegenden einen. Die vier Wassersäcke in Form von Schildkröten, welche nebst den vier Büffel- und vier Menschen-Schädeln auf dem Fußboden der Hütte liegen, so wie die vier Paar Tänzer und die vier sich einmischenden Tänzer beziehen sich offenbar auf denselben Gegenstand.

Der Stier-Tanz, welchen man an den vier Tagen des Festes tanzt, wird am ersten Tage viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten sechzehnmal, im Ganzen also vierzigmal wiederholt, welches genau die Dauer der Sündfluth nach der mosaischen Urkunde ist. Vier Opfer von schwarzem und blauem Tuch sind vor der Thür der Medizin-Hütte errichtet; der Böse Geist stattet den vier Büffeln im Stier-Tanze Besuche ab, und die jun-

gen Leüte, welche sich den oben beschriebenen Martern unterzogen, hatten vier Stäbchen in den Beinen, vier in den Armen und vier am Körper.

Hiermit will ich meine Nachrichten über die Mandaner und ihre sonderbaren Gebraüche schließen. Ich könnte mit ihren Erzählungen und Überlieferungen leicht noch einen ganzen Band füllen; allein dies wäre nur ein Band voll Fabeln, die nicht des Erwähnens werth sind; denn ein Indianer-Stamm im Urzustande, der keine Geschichtschreiber besitzt, hat nur eine temporäre historische Existenz und was man über seine Geschichte mit Sicherheit erfahren kann, läßt sich auf wenigen Seiten zusammenfassen.

Wenn ich bei den Mandanern länger verweilte, als es bei irgend einem andern Stamme der Fall sein wird, so geschah dies, weil ich aus ihrer Persönlichkeit, ihren Gebraüchen, ihren Überlieferungen und ihrer Sprache die Überzeügung gewonnen habe, daß sie einen von den übrigen Stämmen dieser Gegenden ganz verschiedenen Ursprung haben und als ein wenig zahlreicher und schwacher Stamm in dem beständigen Kampfe mit den mächtigen Sioux bald unterliegen müssen.

Aus den oben geschilderten barbarischen Gebraüchen wird man natürlich schließen, daß dies Volk zu den grausamsten und unmenschlichsten in der Welt gehöre. Dies ist jedoch nicht der Fall, und ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß es im Ganzen genommen kein besseres, ehrenwertheres, freieres Volk auf der Erde gibt, daß man den Weißen nirgends schneller und herzlicher willkommen heißt, und daß Niemand mehr auf sein gegebenes Wort und auf seine Ehre hält.

Man wird unstreitig die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich sei, diese grausamen Gebraüche unter den Mandanern auszurotten, sie zur christlichen Religion zu bekehren und an den Ackerbau zu gewöhnen. Dies Alles muß ich mit „ja" beantworten; denn obgleich diese Gebraüche seit undenklichen Zeiten bei ihnen einheimisch sind und einen Theil ihrer Religion bilden, und unwissende und aberglaübige Völker hartnäckig an ihren religiösen Meinungen festzuhalten pflegen, so glaube ich dennoch, daß die Bestrebungen der Missionare nirgends mit glücklicherem Erfolge gekrönt werden dürften, als unter den freündlichen und gastfreien Mandanern.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wohnsitz und Zahl der Mönnitarrier. — Abstammung. — Haupt-Dorf. — Dampf-Bäder. — Der alte Haüptling Schwarz-Schuh. — Der Grünkorn-Tanz.

Die Mönnitarrier (das Weiden-Volk [26]) sind ein kleiner Stamm von etwa 1500 Seelen, welche in drei aus erdbedeckten Hütten bestehenden Dör-

fern an den Ufern des Knife- (Messer-) Flusses wohnen, der durch eine schöne und ausgedehnte Prairie fließet und sich in den Missouri ergießt.

Sie sind unstreitig ein Theil des Stammes der am Fuße der Rocky Mountains lebenden Krähen-Indianer (S. das 7. und 8. Kapitel), von denen sie vor langer Zeit während eines Kriegs- oder Jagd-Zuges getrennt wurden und, da ihnen die Rückkehr durch Feinde abgeschnitten war, die Gastfreündschaft und den Schutz der Mandaner in Anspruch nahmen, mit denen sie jetzt in einer Art Bündniß leben, wechselseitige Heirathen schließen und gemeinschaftlich ihr Gebiet vertheidigen.

Sowol in der Sprache und dem äußeren Ansehen, als in vielen ihrer Gebräuche gleichen sie vollkommen den Krähen-Indianern; durch das lange Zusammenleben mit den Mandanern haben sie jedoch vieles von diesen angenommen und sie suchen noch fortwährend, sich denselben immer mehr zu nähern. Ihre unbestimmten und manchfaltigen Sagen enthalten einige Andeütungen darüber, wie, aber nicht wann sie an ihren jetzigen Wohnort gekommen sind. Sie erzählen, daß sie arm, ohne Wigwams, ohne Pferde angekommen, daß nur wenig Männer unter ihnen gewesen, indem ihre Krieger auf der Flucht erschlagen worden seien; die Mandaner hätten sie nicht in ihr Dorf aufnehmen, auch ihnen nicht gestatten wollen, sich in größerer Nähe, als da, wo sie jetzt wohnen, niederzulassen, doch hätten sie ihnen bei Erbauung ihres Dorfes Hülfe geleistet. Ihre Wigwams sind daher genau so gebaut, wie die oben beschriebenen der Mandaner.

Allein trotzdem, daß sie so lange mit den Mandanern zusammen leben und die meisten ihrer Gebraüche angenommen haben, gibt es kaum einen Mönnitarrier, der im Stande wäre, ein halbes Dutzend Worte der Mandaner-Sprache zu sprechen, während dagegen die meisten Mandaner sich in der Sprache der Mönnitarrier zu unterhalten vermögen. Es läßt sich dies nur dadurch erklären, daß entweder die Mönnitarrier sehr träg und dumm sind, oder — und dies ist wahrscheinlich das Richtige —, daß die Sprache der Mandaner, welche sich von allen anderen Sprachen des Landes unterscheidet, sehr schwer zu erlernen ist.

Das Haupt-Dorf der Mönnitarrier, welches am Knife-Flusse erbaut worden ist, enthält etwa 40 — 50 erdbedeckte Wigwams von 40 — 50 Fuß im Durchmesser; es liegt hoch, während die beiden anderen Dörfer tiefer und in den zahlreichen Kornfeldern und der üppigen Vegetation ganz versteckt liegen.

Der erste Haüptling dieses Stammes, ein sehr alter Mann von patriarchalischem Ansehen, Namens Itáchpa-Süpcháhsch (Schwarz-Schuh), zählt gewiß über hundert Jahre. Ich wohnte mehrere Tage in seiner Hütte, wo die Mitglieder seiner kleinen Gemeinde ihn besuchen und ihm ihre Ehrfurcht bezeigen. Er hat Stimme und Gesicht fast gänzlich verloren, aber seine Hand-Bewegungen sind noch energisch und jugendlich. Ich habe diesen alten Haüptling gezeichnet, wie er in seinem Wigwam saß, seine Pfeife rauchte, und mir einige seiner größten Heldenthaten erzählte; er trug eine schöne Büffelhaut

und hatte sein Haar oben auf dem Kopfe in Kegelform aufgewunden und mit einem kleinen Holzstäbchen befestigt.

Er erinnerte sich noch sehr gut der beiden Reisenden Lewis und Clarke, welche vor etwa dreißig Jahren zuerst dies Land erforschten und die Rocky-Mountains überstiegen. Sie erzählen in ihrem Reiseberichte, daß dieser Mann sie mit großer Güte behandelt habe, und daß sie ihn dafür mit Zustimmung des Volkes zum Häuptling einsetzten; diese Würde hat er seitdem ununterbrochen bekleidet. Er erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem „Rothhaar" und dem „langen Messer", wie er die Herren Lewis und Clarke nannte, weil der Letztere, was in diesem Lande beispiellos ist, rothes Haar hatte und der Erstere einen breiten Säbel trug. Ich erzählte ihm, daß „das lange Messer" seit mehreren Jahren todt sei, daß aber „Rothhaar" noch in St. Louis lebe und sich freüen würde, etwas von ihm zu hören; dies schien ihm sehr angenehm zu sein und er sagte mir, daß er mir noch besondere Aufträge an Herrn Clarke mitgeben werde.*)

Die Mönnitarrier werden gewöhnlich Grosventres (Dickbaüche [2]) genannt; sie haben diesen Namen von den Französischen Pelzhändlern erhalten. Sie sind ein großer, kräftig gebauter Menschenschlag und verdienen wohl unter allen Stämmen der westlichen Wildniß am meisten den Beinamen der kriegerischen Nation, denn, ungleich den Mandanern, unternehmen sie haüfig Kriegszüge in das Gebiet ihrer Feinde, wodurch sie auch die armen Mandaner oft in Streitigkeiten verwickeln, während sie selbst durch diese Kriegszüge so viel leiden, daß in ihrem Stamme die Männer sich zu den Frauen wie 1 : 2 oder 3 verhalten.

Der Sohn des Schwarz-Schuh, welcher Ihätschintschiä (der rothe Donner) heißt und für einen der tapfersten Krieger gilt, wurde in seinem Kriegs-Anzuge von mir gemalt, d. h. mit Bogen, Köcher und Schild, aber ohne Kopfputz und ohne Büffelhaut und mit größtentheils nacktem, roth und schwarz bemaltem Körper; denn nur die Haüptlinge gehen in vollem Schmuck in den Kampf, damit sie leicht von dem Feinde erkannt werden und wenn sie fallen, demselben eine würdige Beüte darbieten.

Außer den Haüptlingen und Kriegern gibt es in diesem kleinen Stamme auch noch schöne Frauen, die sich stets neügierig um mich versammelten und meine Malerei anstaunten. Von allen den Frauen, die täglich in meine Hütte kamen, gelang es mir nur eine einzige zu malen; und auch diese weigerte sich anfangs sehr, indem sie sagte, daß sie nicht hübsch genug sei und daß man über ihr Bildniß lachen werde. Sie war eine Verwandte des alten Haüptlings und wenn auch nicht die Schönste, doch ziemlich hübsch; ihr Name war

---

*) Als ich ein Jahr später in St. Louis war, hatte ich das Vergnügen, dem greisen General Clarke meine Aufträge auszurichten und ihm auch das Bildniß des alten Haüptlings zu zeigen, welches er unter hundert anderen sogleich erkannte. Er bemerkte, daß sie den Schwarz-Schuh schon vor 32 Jahren, als sie ihn zum Haüptling ernannten, für einen alten Mann gehalten hätten.

Siht-ſi-bi-ä (die Mittagsſonne). Dieſe Weigerung, ſich malen zu laſſen, hat theils ihren Grund in der Furcht, daß ihnen künftig Unglück daraus erwachſen könne, theils aber auch wol in der großen Schüchternheit, die bei dieſen Stämmen, Fremden gegenüber, alle Vorſtellung überſteigt.

Die Mönnitarrier bauen viel Mais und ich war bei ihren Feſtlichkeiten zugegen, die jährlich Statt finden, wenn die Ähren die gehörige Größe erlangt haben, um gegeſſen zu werden. Der grüne Mais iſt bei allen Stämmen, welche denſelben anbauen, eine Lieblings-Speiſe, die gegeſſen wird, wenn die Körner ihre volle Größe erreicht haben, aber noch weich und fleiſchig ſind. Die Ähren werden gekocht und in großer Menge unter den ganzen Stamm vertheilt, der ſich gütlich daran thut, ſo lange der Vorrath reicht und durch Opfer, Tänze und Geſänge dem Großen Geiſt dafür dankt, daß dieſe freudenvolle Zeit abermals erſchienen iſt. Dieſe Feier findet bei den meiſten Stämmen, die Mais bauen, auf dieſelbe Weiſe Statt, wie weit ſie auch von einander entfernt ſein mögen; ſie währt ſo lange, als die Maiskörner in dem weichen Zuſtande bleiben, gewöhnlich eine Woche oder zehn Tage, und während dieſer Zeit werden die Jagd, der Krieg und alle anderen Beſchäftigungen ausgeſetzt. Die ſorgloſen Indianer plündern dann die Felder auf unverantwortliche Weiſe und laſſen nur eben ſo viel Ähren übrig, als zur Ausſaat im nächſten Jahre erforderlich ſind, ohne daran zu denken, daß ſie von der in dieſen wenigen Tagen zerſtörten Ärnte mit Weib und Kindern den langen traurigen Winter hindurch hätten leben können.

Das Merkwürdigſte bei dieſer Feſtlichkeit iſt der Grünkorn-Tanz, der dem eigentlichen Feſte vorhergeht und bei den meiſten auf folgende Weiſe Statt findet:

Wenn dem äußeren Anſehen nach die Mais-Ähren den gehörigen Grad der Ausbildung erreicht haben, ſo werden mehrere alte Frauen, denen Mais-Felder gehören (denn in allen Indianer-Ländern bauen nur dieſe das Feld, indem die Männer ſich nie mit ſo entwürdigenden Beſchäftigungen befaſſen) von den Medizin-Männern beauftragt, täglich bei Sonnen-Aufgang die Felder zu beſuchen und einige Ähren in die Verſammlungs-Hütte zu bringen, wo dieſelben in den Keſſel geworfen und unterſucht werden. Sobald die Medizin-Männer die Ähren gut finden, ſenden ſie die Ausrufer ab, um in jedem Theile des Dorfes oder Stammes zu verkündigen, daß der Große Geiſt gnädig gegen ſie geweſen ſei und daß alle Bewohner ſich am nächſten Tage verſammeln ſollen, um ihm für ſeine Güte zu danken. Auch wird Allen anempfohlen, leere Magen mitzubringen und ſich auf das bevorſtehende Feſt vorzubereiten.

An dem von den Doctoren beſtimmten Tage verſammeln ſich alle Bewohner des Dorfes um einen über dem Feüer hangenden Keſſel, worin man Mais-Ähren kocht, um ſie dem Großen Geiſte als Opfer darzubringen; bis dies geſchehen iſt, muß ein Jeder ſeinen Hunger bezähmen. Während dieſe Ähren kochen, tanzen vier weiß bemalte Medizin-Männer, mit einer Mais-Staude in der einen und einer Raſſel (Schiſchikue) in der anderen Hand, um

den Kessel und singen dem Großen Geiste Dankgesänge. Um diese Medizin-Männer tanzen in einem größeren Kreise, ebenfalls singend und Mais-Stauden in den Händen tragend, die Krieger, während das übrige Volk zuschaut. Während dieses Tanzes werden hölzerne Schüsseln, in welchen das Mahl ausgetheilt wird, auf die Erde gestellt und in jede ein aus den Hörnern des Büffels oder des Bergschafes verfertigter Löffel gelegt.

Auf diese Weise wird der Tanz fortgesetzt, bis die Doctoren erklären, daß der Mais genug gekocht habe; der Tanz wird nun auf einen Augenblick unterbrochen, um sofort in anderer Weise und mit anderen Gesängen wieder aufgenommen zu werden, während die Medizin-Männer die Mais-Ähren auf ein kleines Gerüst von Holzstäben legen, welches sie über dem Feüer errichten und sich dann dem Tanze wieder anschließen.

Ist Alles von den Flammen verzehrt, so wird es nebst der Asche hinweggenommen und in die Erde vergraben, dann an derselben Stelle, wo das erloschene Feüer sich befand, ein neües Feüer, und zwar durch Reibung, angezündet. Es geschieht dies dadurch, daß drei Männer, die einander ablösen, das Ende eines Stabes in einem harten Holzblocke zwischen den Händen schnell hin- und herdrehen, bis sich Rauch und endlich ein Funke zeigt, der dann unter dem Jubelgeschrei der Umstehenden in einem Stücke faulen Holzes aufgefangen wird. Man zündet nun ein neües Feüer an, hängt den Kessel darüber und kocht Mais fur die Haüptlinge, Doktoren und Krieger. Ist dies geschehen, so kommt der ganze Stamm an die Reihe und das Schmausen währt so lange, bis die Felder erschöpft oder die Körner zu hart geworden sind.

Dies sind die Hauptzüge des Grünskorn-Festes, wie dasselbe bei den meisten Stämmen, wenn auch mit einigen Abänderungen und Zusätzen, gefeiert wird.

Einige südliche Stämme kochen einen Trank von höchst bitterem und ekelerregendem Geschmack, den sie Asccola (schwarzer Trank) nennen. Einige Tage vor dem Feste trinken sie im Übermaß davon, um heftiges Erbrechen zu bewirken und Magen und Eingeweide für den Grünkorn-Schmaus zu leeren.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Krähen-Indianer in dem Dorfe der Mönnitarrier. — Der Krähen-Haüptling zu Pferde in vollem Staate. — Eigenthümlichkeiten der Krähen-Indianer; langes Haar; halbmondförmige Kopfbildung. — Ratten im Dorfe der Mönnitarrier. — Leder-Boote. — Schwimmen der Mädchen. — Pferderennen. — Ein Scherz. — Reiten auf nackten Pferden. — Große Büffel-Jagd. — Zerschneiden und Heimbringen des Fleisches.

Während ich die Hütte des Haüptlings Schwarz-Schuh bewohnte, befanden sich daselbst auch als Gäste zwei Haüptlinge der Krähen-Indianer, welche gekommen waren ihre alten Freünde und Verwandten zu besuchen.

Es ist bereits in dem 7. und 8. Kapitel von diesen Indianern die Rede gewesen, da ich aber hier einige von ihnen gemalt habe, so glaube ich noch einmal darauf zurückkommen zu müssen.

Nichts gewährt einen malerischeren Anblick, als ein Trupp Krähen-Indianer zu Pferde, wenn sie in ihrem vollen Putz ein Scheingefecht aufführen, eine Unterhaltung, die sie sehr lieben und zu der sie große Vorbereitungen machen. Man kann von ihnen mit vollem Rechte sagen, daß sie von allen Indianern dieser Gegenden am schönsten gekleidet und am besten beritten sind. Ihre Pferde, die sie am Fuße des Felsen-Gebirges einfangen, sind schöne und muthige Thiere.

Ich habe einen der ausgezeichnetsten unter diesen Indianern gemalt, wie er mit Lanze, Schild, und Bogen und in seinem größten Putze sein wildes Roß herumtummelte. Sein Anzug (Rock, Beinkleider und Schuhe) war aus dem Fell der Bergziege gemacht; die Näthe waren reich mit den Skalp-Locken der von ihm im Kampfe erlegten Feinde besetzt; sein langes, glänzend schwarzes Haar, welches wenn er stand fast den Boden berührte, flatterte frei im Winde; auf dem Kopfe trug er den schönen Schmuck von den Federn des Kriegs-Adlers und Hermelin-Fell und auch der Kopf seines Rosses war auf ähnliche Weise verziert. Außerdem war das Pferd noch am Kopf, Nacken, Rücken und Hüften mit einem bunten Netze geschmückt, welches in einem mit vielfarbigen Stachelschwein-Stacheln und Muscheln verzierten Schwanzriemen endigte.

Ich habe schon früher (8. Kapitel) von der eigenthümlichen halbmondförmigen Schädel-Bildung der Krähen-Indianer gesprochen, wodurch sie sich von den Schwarzfuß-Indianern, den Schaiennes, Knisteneaux, Mandanern und andern Stämmen dieser Gegenden scharf unterscheiden. Es kommen natürlich auch Ausnahmen vor, aber die Meisten haben eine rundgebogene Nase und eine niedrige, zurücktretende Stirn; letztere tritt oft so sehr zurück, daß man glauben möchte, man habe ihr durch gewaltsame Mittel diese Form gegeben, wie es bei den Flachkopf-Indianern (Flatheads) jenseit der Rocky Mountains üblich ist. Aber durch vielfache Nachforschungen habe ich mich überzeügt, daß ein solcher Gebrauch bei ihnen nicht vorhanden ist, sondern

daß sie mit dieser Schädel-Form geboren werden, die daher wol als ein nationales oder Stamm-Kennzeichen betrachtet werden kann.

Die rohen Zeichnungen der Mexikaner, welche ich in mehreren Werken über die Alterthümer Mexiko's gesehen habe, erinnerten mich lebhaft an die Krähen-Indianer, so daß ich fast geneigt war, sie für Nachkommen des Menschenschlages zu halten, der jene merkwürdigen und unerklärlichen Alterthümer hinterlassen hat und dessen Überreste sich längs der Rocky Mountains bis zu ihrem gegenwärtigen Wohnorte verbreiteten. Ich will dies jedoch keineswegs als eine Theorie aufstellen, denn es drängt sich unwillkührlich die Frage auf, ob auch jene rohen Zeichnungen wirklich den wahren Karakter des Volkes darstellen. So zeigen in den Zeichnungen der Mandaner die meisten menschlichen Figuren z. B. auf der im 21. Kapitel beschriebenen Büffelhaut Ma-ho-to-pas ganz die Umrisse der Stirn und Nase, wie man sie auf den Zeichnungen der alten Mexikaner und bei den jetzt lebenden Krähen-Indianern sieht, obgleich sie diese Formen weder von den Letzteren entlehnt, noch auch unter ihrem eigenen Stamme dergleichen Vorbilder haben.

Eines Tages belustigte mich sehr eine Versammlung von jungen Leüten und selbst von Haüptlingen und Doktoren, welche, da sie gehört hatten, ich sei „große Medizin" und ein großer Häuptling, daraus den Schluß zogen, daß ich unter den „bleichen Gesichtern" ein einflußreicher Mann und daher wol im Stande sein müßte, ihnen einen großen Dienst zu leisten, der, wie sie mir in mehreren wohl gesetzten Reden erklärten, in Folgendem bestehe:

Vor fünf oder sechs Jahren erschien ein unbekanntes kleines Thier, etwa von der Größe eines Erd-Eichhörnchens, aber mit einem langen, runden Schwanze, bei dem Wigwam eines Haüptlings, wo es zwischen den Töpfen und Kesseln hervorschaute. Sie betrachteten es als große Medizin und Niemand wagte, es zu tödten, wol aber kamen Alle herbei, um es zu sehen. Einst sah man, daß es eine kleine Maus, welche in den Hütten sehr häufig ist, fing und auffraß. Man entschied sich daher für die Ansicht, daß der Große Geist dies sonderbare Thier gesandt habe, um die lästigen Maüse, welche unter den Kleidungsstücken und anderen Gegenständen arge Verwüstungen anrichteten, zu vertilgen. Es wurde daher in den Versammlungen beschlossen, diesen willkommenen Besucher und seine Nachkommenschaft zu schonen, die sich auch so schnell vermehrte, daß man hoffte, durch dieselbe von den lästigen Maüsen befreit zu werden. Bald jedoch erfuhr man von einem Pelzhändler, daß das merkwürdige Thier (welches Baptist Monsieur Ratapon nannte) von einem Kielboote, welches den Missouri hinauffuhr, ans Land gekommen sei und seinen Aufenthalt in einem der Wigwams genommen habe. Diese Nachricht verminderte zwar auf kurze Zeit die Achtung, welche sie diesem Thiere bewiesen, allein da es bei dem Mangel aller anderen Nahrung seinen Krieg gegen die Maüse fortsetzte, so verehrten sie es wie früher und straübten sich dagegen, zu glauben, daß es ohne Mitwirkung des Großen Geistes zu ihnen gekommen sei.

Da indeß diese Thiere in den letzten Jahren sich so sehr vermehrt hatten

daß sie sich in jedem Wigwam fanden, die Gruben, worin man den Mais und andere Lebensmittel aufbewahrt, plünderten und den Boden unter den Wigwams so unterwühlten, daß diese einstürzten, so betrachtete man sie als eine große Plage und als ein öffentliches Unglück, und die erwähnte Versammlung hatte den Zweck, meine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, in der Hoffnung, daß ich im Stande sein würde, sie davon zu befreien. Ich versicherte sie, daß ihre Lage mir sehr zu Herzen gehe, bedauerte aber zugleich, nichts für sie thun zu können, da die Thiere wirklich große Medizin seien.

Nach Beendigung dieser Versammlung beschloß ich mit Baptiste und Bongard, die noch immer meine unzertrennlichen Gefährten waren, das obere Dorf der Mönnitarrier zu besuchen, welches etwa eine halbe englische Meile entfernt auf dem anderen Ufer des Flusses liegt. Als der alte Haüptling dies hörte, befahl er einer von den Frauen seines zahlreichen Haushalts mich überzusetzen. Diese nahm nun ein Leder-Boot (oder wie es hier genannt wird, Stier-Boot, Bull-Boat), welches die Form einer großen Wanne hat und aus einer über einem Geflechte von Weiden-Zweigen gespannten Büffelhaut besteht, trug es auf dem Kopfe bis in's Wasser und gab uns dreien das Zeichen zum Einsteigen. Als wir uns glatt auf den Boden gesetzt hatten — wobei wir nicht wußten, wo wir mit unseren Füßen bleiben sollten — trat die Frau vor das Boot und zog es mit der einen Hand fort, während sie mit der anderen ihr Gewand hielt, das sie aber, als das Wasser ihr über den Gürtel reichte, auszog und an das Ufer warf, worauf sie schwimmend mit einer Hand das Boot nach sich zog. Als wir auf diese Weise in die Mitte des Stromes gekommen waren, sahen wir uns plötzlich von einem Dutzend junger Mädchen von zwölf bis achtzehn Jahren umgeben, die sich am gegenüberliegenden Ufer badeten und wie See-Jungfrauen bald sich mit dem halben Körper aus dem Wasser erhoben, bald wieder darin untertauchten. Während wir diesem lustigen Treiben mit Vergnügen zuschauten, hatten diese kühnen Schwimmerinnen unsere Führerin von dem Boote weggedrängt und ließen nun unser Boot den Strom hinabtreiben. Da wir weder ein Ruder noch sonst irgend etwas bei uns hatten, um uns ihrer zu erwehren, so blieb nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und uns durch Geschenke von diesen Wassernixen, in deren Gewalt wir uns befanden, loszukaufen, und nachdem ich mehreren dieser Mädchen, so wie sie aus dem Wasser auftauchten, Schnüre von Glasperlen um den Hals gehängt und Anderen einige Pfriemen geschenkt hatte, bemühten sich Alle, unser Boot ans Ufer zu bringen; als aber das Wasser so seicht wurde, daß sie nur noch in gebückter Stellung mit dem halben Leibe unter dem Wasser bleiben konnten, gaben sie unserem Boote noch einen tüchtigen Stoß und kehrten lachend in das tiefere Wasser zurück, während uns nichts anderes übrig blieb, als die kurze Strecke ans Ufer zu waten, wobei das Wasser uns bis auf den halben Schenkel reichte.

In dem oberen Dorfe, welches aus 30 — 40 Hütten, jede mit etwa zwanzig Bewohnern, besteht, wurde ich von dem Haüptling Gelb-Schuh empfangen und, nachdem er mich in seiner Hütte bewirthet, aufgefordert, ihm

auf eine schöne Prairie zu folgen, wo die jungen Leüte dieses Dorfes, sowie mehrere aus dem unteren Dorfe, sich belustigten. Ein junger hübscher Mann hatte bei dem Pferde-Rennen bedeütend verloren, indem sein Pferd zweimal von anderen überholt worden war, worüber seine Schwester in laute Klagen ausbrach. Ich beschloß daher, mit ihm zu reiten und wählte mir ein schlecht aussehendes Pferd, welches offenbar zu fett und zu träge war, um mit seinem leichtgebauten Renner wetteifern zu können und bot als Preis des Rennens drei Ellen rothes Tuch, ein Messer und ein halbes Dutzend Perlenschnure gegen die schönen Beinkleider, welche er trug. Er war auch sogleich bereit, die Wette anzunehmen und es erregte großes Aufsehen, einen weißen Mann und zwar auf einem Pferde, das kein Indianer gewählt haben würde, mit einem rothen Manne wettreiten zu sehen. Es war indeß Niemand zu bewegen die anderen kleinen Wetten, welche ich anbot, um ihnen einen Triumph zu bereiten, anzunehmen, denn bei der Unscheinbarkeit des von mir gewählten Pferdes glaubten Alle, daß dasselbe wohl Tugenden besitzen müsse, die ihnen entgangen und daß wol etwas Medizin in demselben sein müsse; selbst der erwähnte junge Mann schien geneigt, seine Wette zurückzuziehen, ließ sich aber endlich doch bewegen, mit mir an das andere Ende der Bahn zu reiten, von wo aus das Rennen beginnen sollte und wohin uns mehrere Reiter begleiteten. Hier machte man mich jedoch mit einer Bedingung bekannt, an die ich früher nicht gedacht hatte; es reitet nämlich ein Jeder ganz nackt und auf einem nackten Pferde! Dies setzte mich in große Verlegenheit, da ich mich aber nicht verständlich machen konnte, so blieb mir nichts übrig, als mich dem Gebrauche zu fügen. Ich legte daher meine Kleider ab, bestieg mein Roß, und dahin ging es über die Prairie; allein obgleich mein Pegasus zu fliegen schien, so blieb er doch so weit hinter meinem Gegner zurück, daß ich das Unnütze jeder ferneren Mitbewerbung einsah, mein Pferd umlenkte und zu großer Genugthuung der Reiter an dem Punkte, von welchem wir abgeritten waren, wieder ankam. Die Frauen und Kinder, welche sich um das Ziel in großer Menge zusammengedrängt hatten, um den „weißen Medizin-Mann“ ankommen zu sehen, waren dagegen mit dieser Wendung der Dinge sehr unzufrieden. Ich kleidete mich sogleich an, ritt zurück und erklärte mich für besiegt, während ich zugleich die Überlegenheit meines Mitbewerbers anerkannte und die wunderbare Kraft seines Pferdes rühmte, worüber er sehr erfreüt schien. Auch die Klagen seiner Schwester verstummten, als sie das schöne rothe Tuch und eine Menge bunter Glasperlen empfing, mit denen sie sogleich ihren kupferfarbigen Hals schmückte.

Als ich von diesen Belustigungen genug gesehen hatte, kehrte ich mit meinen Gefährten nach dem kleinen Dorfe zurück, dessen Hütten durch den Mais, die Sonnenblumen und andere Gewächse, die so üppig und dicht gedrängt emporgeschossen wären, daß sie einen kleinen Wald bildeten, dem Auge fast gänzlich entzogen wurden. Wir schlenderten eine Weile durch das Dorf, sahen in die meisten Hütten hinein und schifften endlich wieder über den Fluß hinüber nach dem Dorfe, welches wir am Morgen verlassen hatten. Wir sahen

an diesem Tage alle Bewohner dieses kleinen Stammes, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Krieger, welche einen Kriegszug gegen die Rikkarier unternommen hatten. Ich war mit ihrem Betragen und ihrem Aussehen zufrieden und auch ihnen schien es sehr zu gefallen, daß ich an mehreren ihrer Belustigungen theilnahm.

Eben so kühn und furchtlos wie im Kriege sind die Mönnitarrier auch auf der Jagd, und namentlich erregen ihre Büffel-Jagden die Bewunderung Aller, welche Zeügen davon waren. Auch ich war einst bei einer solchen Jagd zugegen und muß gestehen, daß sie alles übertrifft, was ich von Scenen dieser Art je gesehen habe, weshalb ich einige Worte darüber sagen will.

Die Mönnitarrier hatten, gleich den Mandanern, einige Monate lang Mangel an Fleisch gehabt und fürchteten schon, die Büffel möchten so weit fortgewandert sein, daß sie würden Hungers sterben müssen, als plötzlich eines Morgens in dem Dorfe die Ankunft einer Büffel-Heerde verkündet wurde. Sogleich ritten mehr als hundert junge Leüte mit ihren Waffen nach der Prairie und der Haüptling sagte mir, daß eines seiner Pferde an der Thür seines Wigwams für mich bereit sei, wenn ich der Jagd beiwohnen wollte. Ich nahm die freündliche Einladung an, bestieg mein Pferd und galloppirte mit den Jägern nach der Prairie, wo wir bald eine grasende Büffel-Heerde in der Ferne erblickten. Es wurde nun Halt gemacht und die Angriffsweise berathen; ich hatte nur Bleistift und Skizzenbuch bei mir und hielt mich daher meist im Hintergrunde, wo ich Alles genau beobachten konnte.

Der beschlossene Angriffsplan war, was man hier eine „Umzingelung" nennt; es wurden nämlich alle Jäger, die auf ihren Büffel-Pferden ritten und mit Bogen und Pfeil oder mit einer langen Lanze bewaffnet waren, in zwei Kolonnen getheilt, die eine entgegengesetzte Richtung einschlugen, sich in der Entfernung von einer Englischen Meile um die Heerde herumzogen und auf ein gegebenes Zeichen sich ihr langsam näherten. Als endlich die sorglose Heerde den Feind witterte und in der größten Verwirrung die Flucht ergriff, jagten die Reiter in vollem Galopp und mit furchtbarem Geschrei nach dem Punkte hin, wo die Büffel die Linie durchbrechen wollten, worauf diese plötzlich umkehrten und nach der entgegengesetzten Richtung flohen, wo sie auf ähnliche Weise empfangen wurden und nun in die größte Verwirrung geriethen. Unterdeß waren nun alle Jäger herbeigekommen und bildeten eine zusammenhangende Linie um die erschreckten Thiere, welche sich dicht aneinander drängten, und nun begann die eigentliche Jagd. Ich hatte mich in geringer Entfernung auf einem erhöhten Punkte aufgestellt, von wo aus ich den ganzen Kampfplatz genau übersehen konnte.

Es erhob sich bald eine dichte Staubwolke, da, wo die Jäger herumgaloppirten und mit Pfeilen und Lanzen die Büffel angriffen, die oft, durch tödtliche Wunden wüthend gemacht, sich mit gestraübter Mähne gegen das Pferd ihres Feindes kehrten, es mit einem einzigen Stoße tödteten und die Reiter zwangen, ihr Leben durch die Flucht zu retten; zuweilen, wenn die dichte Masse der Büffel sich öffnete, drangen die Jäger, nur auf ihre Beüte erpicht

und durch den Staub verhindert, sich zu sehen, mitten zwischen die Büffel hinein und waren dann genöthigt, um ihr Leben zu retten, über die Rücken der Büffel hinwegzusteigen, während sie die Pferde ihrem Schicksale überlassen mußten. Viele Reiter verloren in diesem verzweifelten Kampfe ihre Pferde und retteten sich nur durch die Schnelligkeit ihrer Füße; manche, denen die Büffel, von welchen sie verfolgt wurden, bereits ganz nahe waren, sprangen plötzlich auf die Seite und warfen das Stück Büffelhaut, welches sie um den Leib tragen, den wüthenden Thieren über die Hörner und Augen und tödteten sie mit dem Pfeil oder der Lanze; andere verfolgten und erlegten die geängsteten Thiere, welche, dem Gedränge entflohen, sich über die Prairie zu retten suchten.

Auf diese Weise verwandelte sich die Jagd bald in einen verzweifelten Kampf, der etwa fünfzehn Minuten währte und mit der Vernichtung der ganzen, gewiß aus mehreren hundert Stück bestehenden Heerde endigte.

Als Alles vorüber war, stiegen die Jäger ab und gingen, die Pferde am Zügel führend, zwischen den todten und sterbenden Thieren umher, indem Jeder die von ihm erlegten an seinen Pfeilen erkannte, die er nun aus den Wunden herauszog. Nachdem dies geschehen war, setzten sich Alle auf die Erde, rauchten einige Pfeifen und ritten dann nach dem Dorfe zurück.

Es wurden nun einige Krieger an den Haüptling gesendet, um ihm den Erfolg der Jagd zu melden, während zu gleicher Zeit Andere den einzelnen Familien dieselbe Nachricht mittheilten. Um nun das Fleisch in Sicherheit zu bringen, begaben sich einige Hundert Frauen und Kinder nach dem Schlachtfelde, wo sie den Tag damit zubrachten, den erlegten Thieren die Haut abzuziehen und das Fleisch zu zerschneiden, welches sie theils auf ihrem Rücken, theils auf Pferden in's Dorf schafften. Auch fanden sich wenigstens tausend alte und junge Hunde ein, die auch ihren Antheil von diesem reichen Vorrathe verlangten, um ihren Hunger zu stillen.

Ich sah diesem Treiben über eine Stunde zu und ergötzte mich sehr an dem beständigen Kampfe, der zwischen den Frauen und Hunden Statt fand.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das kleine Mandaner-Dorf. — Ein Indianer bietet sich als Kopfkissen an. — Dorf der Rikkarrier. — Abstammung der Mandaner. — Wallisische Kolonie. — Expedition des Madok.

Ich habe bereits früher (11. Kap.) gesagt, daß die Mandaner in zwei etwa zwei Englische Meilen von einander entfernten Dörfern leben und das Hauptdorf ist (im 11. und 12. Kap.) so genau beschrieben worden, daß ich

über das kleine Dorf, welches ich von dem Dorfe der Mönnitarrier aus besuchte, nichts mehr hinzuzufügen brauche.

In dem kleinen Dorfe, welches 60 — 80 Hütten enthält, wurde ich mit derselben Gastlichkeit aufgenommen, wie in dem größeren; ich malte auch hier mehrere angesehene Personen, die ebenfalls darüber erstaunten und sich sehr geschmeichelt fühlten. Überhaupt hat mir mein Pinsel überall unter diesen wilden Völkern enthusiastische Freünde erworben, aber hier wurde ich auf eine höchst eigenthümliche Weise geehrt, indem einer dringend um die Ehre bat, mir als Kopfkissen dienen zu dürfen. Da ich einige Tage an der Influenza gelitten hatte, so schlief ich nicht in dem Bette an der Seite der Hütte, sondern legte mich, in eine Büffelhaut gehüllt, auf den Fußboden mit den Füßen gegen das Feüer gekehrt. Hierher folgte mir nun beständig mein unwiderstehlicher Freund und da ich ihm seine Bitte, auf deren Erfüllung er so großen Werth zu setzen schien, nicht abschlagen mochte, so erkundigte ich mich nach ihm und erfuhr, daß er ein tapferer Rikkarier mit Namen Pah-tuh-ca-ra sei, der mit mehreren seiner Stamm-Genossen in diesem friedlichen Dorfe zum Besuche war. Vielleicht wollte er durch diese Hingebung meine Freündschaft gewinnen, und hoffte unter meinem Schutze um so sicherer zu sein. Zum Danke für seine Aufopferung habe ich ihn gemalt. Auch ein hübsches kleines Mädchen, Pschan-schah (das wohlriechende Gras) habe ich auf diese Weise verewigt. Das Unterkleid derselben war aus einem Stücke gemacht und reich mit Stickerei und Glasperlen und über der Brust mit einer Reihe Elenzähne verziert; die Haut eines jungen Büffels, welche sie darüber trug, war ebenfalls geschmackvoll gestickt und hing bis auf den Boden hinab. Außerdem malte ich noch einen Haüptling dieses Stammes, Stan-au-pat (die blutige Hand) und eine alte Frau, Kah-beck-a (Zwilling); die Anzüge der drei Letztern habe ich für meine Sammlung gekauft.

Das Dorf der Rikkarier liegt sehr hübsch am westlichen Ufer des Missouri, etwa vierzig Meilen unterhalb des Mandaner-Dorfes, auf einer schönen Prairie, die von sanft gewellten Hügeln begränzt wird, welche mit schönem grünen Rasen bedeckt sind; aber nirgends, so weit das Auge reicht, erblickt man einen Baum, oder einen Strauch. Es besteht aus 150 Hütten, wie sie bei den Mandanern beschrieben worden sind, und ist auch theilweise mit einer, jedoch unvollkommenen Verpallisadirung von zehn bis zwölf Fuß hohen Pfählen umgeben. Ich zeichnete eine Ansicht dieses Dorfes vom Verdecke des Dampfbotes aus, als ich den Missouri hinauffuhr. Auch auf der Rückkehr besuchte ich dies Dorf nicht und that sehr wohl daran, denn sie hegen einen solchen Haß gegen die bleichen Gesichter, daß sie geschworen haben, einen jeden Weißen, der in ihre Hände fällt, zu tödten.

Als Lewis und Clarke vor länger als dreißig Jahren die Rikkarier zum ersten Male besuchten, wurden sie mit der größten Freündlichkeit und Gastlichkeit aufgenommen; aber die Weise, wie der Handel in diesem Lande betrieben wird, hat sie zu Todtfeinden der ganzen civilisirten Welt gemacht.

Die Rikkarier sind unstreitig ein Theil des Stammes der Pahnis, die

am Platte-Flusse, einige hundert Englische Meilen weiter südwärts, leben, denn ihre Sprache ist nahe oder ganz dieselbe. Auch ihr äußeres Ansehen und ihre Gebräuche sind sich so ähnlich, wie es bei einem Volke möglich ist, welches von seinem Stamme schon so lange getrennt lebt und beständig dem Einflusse der benachbarten Stämme ausgesetzt gewesen ist.

Die Mandaner in dem kleinen Dorfe sind in jeder Beziehung den Bewohnern des größeren Dorfes gleich, und ich glaube, jenes ist nur ein Sommer-Aufenthalt für einige angesehene Familien, da sie mir sagten, daß ihre Wigwams im Winter nicht bewohnt würden. [27])

Die merkwürdigen Sitten und Gebräuche der Mandaner, sowie ihr Aussehen, liefern nach meiner Überzeugung den unwiderleglichen Beweis, daß sie ein aus der Vermischung eines civilisirten Volkes mit den Wilden hervorgegangener Stamm sind. Sollten wir hier vielleicht die Nachkommen der Wälischen Kolonie, der Gefährten Madoc's finden? Die Geschichte sagt uns, daß derselbe mit zehn Schiffen unter Segel ging, um ein Land zu kolonisiren, welches er in dem westlichen Ocean entdeckt hatte; seine Fahrt läßt sich genau bis zur Mündung des Mississippi oder bis an die Küste von Florida verfolgen, während seine weiteren Schicksale in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu sein scheinen. Ich sehe nun nicht ein, warum man nicht sollte annehmen können, daß diese Abenteürer mit ihren zehn Schiffen, oder wie viel sie deren noch übrig hatten, den Mississippi und aus diesem den Ohio, der ein sehr breiter und ruhiger Strom ist, hinaufsegelten bis zu einem fruchtbaren Landstriche, wo sie sich ansiedelten, Ackerbau trieben und bald sich in einem blühenden Zustande befanden, bis sie von den zahlreichen wilden Horden, die sie um ihren Wohlstand beneideten, angegriffen und zuletzt belagert wurden. Zum Schutz gegen diese Angriffe erbauten sie die zahlreichen von civilisirten Menschen herrührenden Befestigungswerke, deren Ruinen man noch am Ohio und Muskingum sieht, und in denen sie zuletzt sämmtlich erschlagen wurden; nur den Nachkommen weniger Familien, die sich mit Indianern verheirathet hatten, schenkte man als Halb-Indianern das Leben. Diese bildeten eine eigene kleine Gemeinde, die sich an den Ufern des Missouri ansiedelte. Da sie aber keinen festen Wohnsitz hatten, und sich überdies in dem Lande ihrer mächtigeren Feinde befanden, so waren sie mehrmals genöthigt, ihren Wohnplatz zu verändern, und indem sie den Fluß stromaufwärts verfolgten, kamen sie endlich an den Ort, wo ich sie mit allen ihren erwähnten und fast unerklärlichen Eigenthümlichkeiten (z. B. Gesichtsfarbe in allen Schattirungen, Haar in allen Farben der civilisirten Völker, braune, graue und blaue Augen) fand, die mit dem allgemeinen Karakter der Nordamerikanischen Indianer so unvereinbar sind.

Bald nachdem ich das interessante Volk der Mandaner verlassen hatte, ist der ganze Stamm ausgestorben. Über die Ursache dieses Unglücks, so wie über ihre frühere Geschichte und das wahrscheinliche Schicksal der Anhänger Madoc's habe ich mich in dem Anhang A. ausgesprochen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Sioux oder Dah-co-ta. — Fort Pierre. — Mississippi- und Missouri-Sioux. — Der Häuptling Ha-wan-dschi-tah. — Der Puncah-Haüptling Schu-da-gatscha und seine Frau. — Vier Frauen auf einmal. — Frühzeitige Heirathen. — Ursachen derselben.

Der Stamm der Sioux oder Dahcotas ist einer der zahlreichsten, kräftigsten und kriegerischsten in Nord-Amerika, denn sie zählen 40,000 bis 50,000 Seelen und können gewiß, wenn der ganze Stamm versammelt ist, mindestens 8000 — 10,000 gut berittene und gut bewaffnete Krieger stellen. Sie haben viele Pferde, die sie auf den Ebenen nach den Rocky Mountains hin einfangen, und Viele sind mit Flinten versehen; die meisten führen jedoch Bogen und Pfeil und lange Lanzen, womit sie zu Pferde und im vollen Jagen das Wild erlegen.

Den Namen Sioux (Si-uh), wie sie gewöhnlich genannt werden, haben sie von den Französischen Pelzhändlern erhalten; über die Bedeütung desselben konnte ich nichts erfahren; sie selbst nennen sich Dahcota. Sie haben ein schönes und einnehmendes Äußeres, sind hoch und gut gewachsen, gewandt und anmuthig in ihren Bewegungen und bedeütend größer als die Mandaner, Rikkarier und Schwarzfüße, aber den Krähen-Indianern, Assinneboinern und Mönnitarriern ungefähr gleich, denn wenigstens die Hälfte ihrer Krieger hat eine Größe von sechs Fuß und darüber.

Herr Laidlaw, ein Schotte im Dienste der Nordamerikanischen Pelz-Compagnie, bei dem ich wohnte, und der mit den Herren Mackenzie und Lamont die Geschäfte der genannten Gesellschaft für die Gegenden am oberen Missouri und in dem Felsen-Gebirge leitet, hat hier ein Fort erbaut, welches 200 — 300 Fuß im Quadrat und acht bis zehn Faktoreien und Magazine enthält. Er selbst bewohnt geraümige und bequeme Zimmer, die mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen sind. Seine Frau, eine hübsche, bescheidene Sioux-Indianerin, hat ihm mehrere Kinder geboren, denen sie eine liebevolle Mutter ist.

Dies Fort ist unstreitig einer der wichtigsten und einträglichsten Handels-Posten der Amerikanischen Pelz-Compagnie, denn, im Mittelpunkte des großen Sioux-Gebietes gelegen, werden jährlich Büffel-Haüte in unglaublicher Menge dorthin und von da aus nach New-York und anderen östlichen Märkten gebracht, wo man sie mit großem Gewinn verkauft. Das Fort, 280 Meilen von St. Louis entfernt, liegt am West-Ufer des Missouri auf einer schönen Prairie nahe der Einmündung des von Westen her dem Missouri zuströmenden Teton-Flusses. Es hat seinen Namen „Fort Pierre" zu Ehren des Herrn Pierre Chauteau erhalten, welcher Mitglied der Pelz-Compagnie ist und in St. Louis wohnt.

Das Land um das Fort besteht fast gänzlich aus Prairie und nur an

den Ufern der Flüsse zeigt sich leichter Holzwuchs. Die Lage des Forts hätte nicht schöner und vortheilhafter gewählt werden können, indem es in der Mitte einer der schönsten Ebenen des Missouri liegt, welche auf allen Seiten von anmuthig geformten und mit Rasen bedeckten Hügeln begränzt wird, die allmälig, wie eine Reihe von Terrassen, 300 — 400 Fuß bis zu dem höchsten Niveau der Prairie ansteigen. Als ich den Missouri hinauffuhr, zeichnete ich diesen lieblichen Punkt von einem etwa eine Englische Meile entfernten Hügel; es hatten damals die Sioux ein Lager von sechshundert Lederhütten bei dem Fort aufgeschlagen, um dort für Pelzwerk und Felle die Gegenstände des civilisirten Lebens einzutauschen.

Der große Stamm der Sioux, welcher das weite Gebiet von den Ufern des Mississippi bis an den Fuß der Rocky-Mountains einnimmt und überall ein Wanderleben führt, wird in 42 Banden oder Familien getheilt, deren jede einen Haüptling hat, die sämmtlich wieder unter einem gemeinsamen Oberhaupte stehen. Dies letztere ist indeß jetzt wol nicht mehr der Fall, seitdem durch die Pelzhändler und die Nähe der Civilisation längs eines großen Theiles ihrer Gränze viele Neüerungen, namentlich in Bezug auf ihre Verfassung und Religion, sich eingeschlichen haben.

Die Sioux theilen sich in zwei große Abtheilungen, in die Mississippi- und Missouri-Sioux. Erstere wohnen an den Ufern des Mississippi und versammeln sich des Handels und anderer Zwecke wegen bei Prairie du Chien und Fort Snelling. Sie sind etwas civilisirt, stehen seit vielen Jahren mit den Weißen in Verkehr und trinken Branntwein im Übermaß, weshalb sie auch nur ein sehr schlechtes Bild geben von den Sioux an den Ufern des Missouri, welche furchtlos die weiten Ebenen zwischen diesem Strom und den Rocky-Mountains durchziehen und noch ganz im Natur-Zustande leben.

Es giebt vielleicht keinen schöneren Menschenschlag auf dem Kontinent, als die Sioux, und wenige Stämme, die besser und bequemer gekleidet und reichlicher mit allen Lebensbedürfnissen versehen sind; auch an Kühnheit bei der Büffel-Jagd und an Geschicklichkeit in der Zähmung und Abrichtung der wilden Pferde dürften sie wohl nicht leicht übertroffen werden. Die genannten Thiere kommen wahrscheinlich in keinem Theile der großen Ebenen Amerika's in solcher Menge vor, als in den von diesem Stamme bewohnten Gegenden.

Ich erwähnte oben, daß die Sioux sich oft in großer Menge bei dem Fort Pierre versammeln, um mit der Amerikanischen Pelz-Compagnie Handel zu treiben und daß ich bei meiner Fahrt stromaufwärths 600 Familien daselbst fand, die in Zelten von Büffelhaüten wohnten und zwanzig oder mehr verschiedenen Horden angehörten, deren jede ihren Haüptling hatte, die sämmtlich wieder unter einem Oberhaupte, Namens Ha-wan-dschi-tah (das eine Horn) standen. Es war dies ein Mann von mittlerem Alter und mittlerer Größe, mit edlen Gesichtszügen und einer wahren Apollo-Gestalt. Seine außerordentlichen Verdienste haben ihn schnell bis zu der höchsten Würde in dem Stamme erhoben. Er erzählte mir, daß er den Namen „das eine Horn" (oder Muschel) von einer Muschel angenommen habe, die er um den Hals trug und die er

von seinem Vater geerbt und die ihm theürerer sei als Alles, was er besitze, auch ziehe er diesen Namen allen vor, die er wegen seiner Thaten wol anzunehmen das Recht hätte. Er behandelte mich mit großer Güte und Aufmerksamkeit, denn er fand sich sehr dadurch geschmeichelt, daß ich ihn zuerst von allen seinen Stamm-Genossen malte. Sein Anzug von Elen-Haut war sehr schön und mit vielen Stachelschwein-Stacheln und Skalp-Locken verziert; sein sehr langes und starkes Haar war in zwei Theile getheilt, auf dem Scheitel gekreüzt und mit einem einfachen Bande gebunden, so daß er das Ansehen eines Turbans hatte.

Ehe er zum Haüptling erwählt wurde, war es wegen seiner körperlichen Gewandtheit berühmt. Auf der Jagd war er stets der Vorderste, holte den Büffel im Laufe ein und schoß ihm den Pfeil durchs Herz; er war der schnellste Laüfer im ganzen Stamme und gewann bei jedem Wettlauf den Preis. Es war sprichwörtlich in seinem Stamme, daß Ha-wan-dschi-tah's Pfeil niemals fehle, und sein Wigwam enthielt eine Menge Skalpe, die er seinen Feinden im Kampfe geraubt hatte.

Ich will hier noch einige Bemerkungen über meine Reise von St. Louis den Missouri aufwärts bis zum Fort Pierre einschalten. Auf dieser Strecke von etwa 300 Meilen kam ich bei den Sacs, Joways (Aiówähs), Kanzas, Omahaws und Otos vorüber, von denen ich später sprechen werde, und landete bei den Puncahs, einem kleinen Stamme, der nur ein Dorf am West-Ufer des Missouri, etwa 60 Meilen unterhalb Fort Pierre und 200 Meilen oberhalb St. Louis, bewohnt.

Die Puncahs wohnen in 75 — 80 zeltförmigen, aus Büffelhaüten gemachten Hütten; das Gerüst besteht aus Stangen von 15 — 20 Fuß Länge, die mit dem starken Ende auf dem Boden stehen, während die dünnen Enden oben zusammenstoßen und dadurch einen Kegel bilden, der, mit Büffelhaüten überspannt, vollkommen gegen Wind und Regen schützt. Der geringe Überrest dieses Stammes zählt nur noch 400 — 500 Seelen, wovon wenigstens zwei Drittel Frauen sind. Dies ungleiche Verhältniß ist dadurch entstanden, daß die Männer (da die Büffel in neürerer Zeit diese Gegend verlassen haben) der Büffeljagd wegen genöthigt sind, sich weit von ihrem Dorfe zu entfernen, und daher haüfig mit ihren zahlreichen Feinden zusammentreffen.

Den Haüptling dieses Stammes, Schu-de-ga-tscha (Rauch) und seine Frau Hih-lah-dih (die reine Quelle) habe ich gemalt; Letztere, ein junges, hübsches Weib, war am Halse und auf den Armen tättowirt, welches dadurch bewirkt wird, daß man feine Stiche in die Haut macht und Pulver und Zinnober hineinreibt. Der Haüptling, welcher eine Büffel-Haut trug, ist ein würdiger und verständiger Mann, der wol verdient hätte, das Oberhaupt eines zahlreicheren und glücklicheren Stammes zu sein. Er sprach, während er auf dem Verdecke des Dampfboots saß, mit großer Offenheit über die Armuth und Noth seines Stammes und sagte unter Thränen den baldigen Untergang desselben voraus, den abzuwenden nicht in seiner Macht stehe. Er erzählte mir, daß der Stamm einst mächtig und glücklich gewesen, daß die

auf den grünen Prairieen früher in Überfluß vorhandenen Büffel, welche der Große Geist ihnen zur Nahrung gegeben, durch die Weißen, welche sich Büffelhaüte verschaffen wollten, getödtet oder vertrieben worden seien; daß es in ihrem Lande, welches eine einzige weite Prairie sei, weder Wild noch Wurzeln mehr gebe, und daß die jungen Leüte, um Büffel zu erlegen, genöthigt seien in das Land ihrer Feinde einzudringen, wo sie in großer Anzahl erschlagen würden. Sein Volk sei mit dem Feüer-Wasser (Branntwein) bekannt geworden, welches bereits viele Krieger getödtet habe und die übrigen auch noch vertilgen werde; sein Stamm sei zu schwach und die Zahl der Krieger zu gering, um mit den benachbarten Stämmen kämpfen zu können; im Norden würden sie von den Sioux, im Westen von den Pahnis, im Süden von den Osagen und Kanzas angegriffen; aber noch weit gefährlicher seien ihre Feinde im Osten, die immer weiter vordringenden bleichen Gesichter mit dem Branntwein und den Pocken, wodurch bereits vier Fünftel seines Stammes vertilgt worden, und auch die noch Lebenden würden bald verarmt sein und dem Untergange anheimfallen.

Auf diese Weise beklagte der scharfsinnige Haüptling das traurige Schicksal seines Stammes und ich bemitleidete ihn von ganzem Herzen, denn es befindet sich wol kein Stamm an der Gränze in größerer Noth und keiner verdient mehr das Mitgefühl der christlichen Welt, als dieser.

Der Sohn dieses Häuptlings, ein junger Mann von achtzehn Jahren, hatte am Tage vor unserer Ankunft vier Frauen auf einmal genommen und dieser beispiellose Einfall machte ihn in den Augen des Volkes zu einem der größten Medizin-Männer, so daß er sein künftiges Glück wahrscheinlich diesem Umstande zu danken hat, der ihn plötzlich zu einem bedeütenden Manne machte.

Als er das Alter der Reife erlangt hatte, um seinen eigenen Haushalt zu führen, gab ihm sein Vater einen schönen Wigwam, neün Pferde, nebst mehreren anderen werthvollen Geschenken, worauf der junge Mann, welcher Hongs-kay-di (der große Haüptling) heißt, den oben erwähnten Entschluß faßte und auf folgende sinnreiche und unterhaltende Weise ausführte. Da er sich mit einigen der einflußreichsten Männer zu verbinden und dadurch deren Unterstützung zu verschaffen wünschte, so ging er zu einem der angesehensten, von dem er, als Sohn eines Haüptlings, leicht die Zusage erhielt, daß er an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde die Hand seiner Tochter empfangen solle, wofür er dem Vater zwei Pferde, eine Flinte und mehrere Pfund Taback zu geben versprach. Als Bedingung der Heirath wurde dem Vater das tiefste Stillschweigen anempfohlen. Dasselbe Abkommen traf er noch mit drei anderen angesehenen Männern, von denen jeder eine junge, schöne, heirathsfähige Tochter hatte; er versprach jedem dieselben Geschenke und legte jedem dieselbe Bedingung des Schweigens auf. An dem bestimmten Tage forderte er einige seiner jungen Freünde auf, ihm die acht Pferde führen zu helfen. Er selbst ging nun, indem er mit der einen Hand zwei Pferde am Zügel führte und die übrigen Geschenke in der anderen Hand hielt,

zu dem ersten der vier Väter, neben dem die Tochter stand, und sprach: „Du hast mir die Hand Deiner Tochter versprochen, wofür ich Dir zwei Pferde gebe.“ Der Vater willigte ein, empfing die Geschenke und gab dafür seine Tochter hin, als plötzlich die anderen drei Väter, die ebenfalls mit ihren Töchtern gekommen waren, Einspruch erhoben und sich nun gegenseitig die mit dem jungen Manne getroffenen Verabredungen mittheilten. Sobald dieser sich Gehör verschaffen konnte, rief er freüdig aus: „Ihr Alle habt jetzt Eüre mir gegebenen Versprechungen anerkannt und ich hoffe, Ihr werdet sie erfüllen. Ich bin hier, um den von mir eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen und erwarte dasselbe von Eüch.“ Es wurde nun nichts weiter gesprochen; er übergab die Geschenke und führte seine vier Braüte in seinen Wigwam.

Ich besuchte diesen jungen Medizin-Mann mehrmals in seiner Hütte, wo ich auch seine vier kleinen Frauen sah, die sich sehr gut zu vertragen und in ihrem neüen Ehestande ganz glücklich zu sein schienen. Eine derselben, Mong-schong-schah (die sich beügende Weide) malte ich in ihrer hübschen Kleidung aus Elenshaut, über welcher sie die prächtig verzierte Haut eines jungen Büffels trug. Alle vier waren wol zwischen zwölf bis fünfzehn Jahren, denn in diesem Alter treten hier die meisten Mädchen in den Ehestand.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß das weibliche Geschlecht in diesen Gegenden so frühzeitig mannbar wird; man hat Beispiele, daß die Mädchen sich schon im elften Jahre vermählten und im zwölften Jahre Mutter wurden! Es hat dies entweder in einer natürlichen Verschiedenheit des weiblichen Geschlechts dieser Gegenden von dem in civilisirten Ländern, oder in der thätigen und allen Einflüssen ausgesetzten Lebensweise desselben seinen Grund. Eine andere und allgemeinere Ursache der frühen Heirathen ist jedoch darin zu suchen, daß die meisten Ehen mit den Ältern verabredet und ihre Vollziehung theils durch die Ungeduld der jungen Männer, theils dadurch beschleünigt wird, daß die Ältern so bald wie möglich in den Besitz der Geschenke, die sie für ihre Töchter erhalten, zu kommen wünschen. Auch die Leichtigkeit, womit bei den Indianern eine Ehe getrennt wird, trägt wol nicht wenig zu der schnellen und frühzeitigen Schließung derselben bei.

In dem oben erwähnten Falle wurde der junge Mann von seinem Volke laut belobt, denn die Vielweiberei ist gestattet, und da es in diesem Stamme zwei bis drei Mal so viel Frauen als Männer gibt, so ist sie eine Wohlthat für die Familien, deren Töchter auf diese Weise versorgt werden, und zwar um so mehr, wenn ein Haüptling oder der Sohn eines Haüptlings sie in seinen Wigwam führt, weil man dies für eine Ehre hält und sie daselbst um so sicherer auf Schutz rechnen können.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Aussetzen der alten Leüte. — Ein langweiliger Marsch zu Fuß. — Ebene Prairieen. — Luft-Spiegelung. — Sichtbarwerden der Prairieen. — Einwärtskehren der Zehen. — Bijou-Berge. — Salz-Wiesen. — Ankunft im Fort Pierre. — Große Versammlung der Sioux. — Der Haüptling wird gemalt. — Abergläubige Einwürfe dagegen von den Doctoren. — Beseitigung derselben. — Tod des Haüptlings Ha-wan-dschi-tah. — Wampum. — Schöne Sioux-Frauen. — Die Tochter von Schwarzfels — Charbon und seine Indianische Frau.

Als wir im Begriffe waren, das Dorf der Puncahs zu verlassen, sahen wir, daß sie ihre Wigwams abbrachen und ihre Habseligkeiten einpackten, um weiter im Westen Büffel zu jagen und Fleisch für den Winter zu trocknen. Der Agent für die Indianer, Major Sandford, lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen sehr alten, abgezehrten Mann, der, wie ich erfuhr, ausgesetzt werden sollte. Dieser Unglückliche war einst ein Haüptling und ein angesehener Mann seines Stammes gewesen, jetzt aber zu alt, um eine Reise mit zu machen, die mit Entbehrungen aller Art verknüpft war. Er saß bei einem kleinen Feüer, neben ihm befanden sich einige halb abgenagte Knochen und eine Schüssel mit Wasser, und zu seinem Schutz hatte man eine Büffelhaut über einige Stangen gebreitet. Er selbst hatte seine Freünde und seine Kinder aufgefordert, ihn zu verlassen: „Meine Kinder“, sagte er, „unser Volk ist arm und es ist nothwendig, daß Ihr in das Land geht, wo Ihr Eüch Fleisch verschaffen könnet — meine Augen sind dunkel und meine Kräfte sind verschwunden; meine Tage sind gezählt und ich bin meinen Kindern zur Last — ich kann nicht gehen und wünsche zu sterben. Macht Eüre Herzen stark und denkt nicht mehr an mich; ich tauge zu nichts mehr.“ Nachdem er diese Worte gesprochen und Alle Abschied von ihm genommen, ging ich zu ihm und war wol das letzte menschliche Wesen, welches sich ihm näherte. Ich setzte mich zu ihm und obgleich er mich nicht deütlich sehen konnte, so drückte er mir doch herzlich die Hand und es schien ihm wohlzuthun, daß ein weißer Mann ihm Mitgefühl bewies, denn ein Lächeln flog über seine starren Züge. Als ich einige Monate später auf meiner Fahrt stromabwärts hier wieder vorüber kam, ging ich mit meinen Gefährten ans Land und fand die Büffelhaut und die Stangen noch so, wie ich sie damals verlassen, aber wenige Schritte von der Stelle, wo das Feüer gewesen war, lagen der Schädel und einige Knochen des alten Mannes, von denen die Wölfe das Fleisch abgenagt hatten.

Dieser grausame Gebrauch, die alten Leüte auszusetzen, herrscht, wie ich glaube, bei allen Stämmen, die in den Prairieen umherwandern. Da die alten kraftlosen Personen weder reiten noch gehen können, und sie keine anderen Mittel besitzen, sie auf den beschwerlichen Wanderungen fortzuschaffen, so bleibt nichts weiter übrig, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, wozu sie auch stets, wie der oben erwähnte alte Mann, ihre Kinder selbst auffordern und hinzufügen, daß sie es mit ihren Vätern eben so gemacht hätten.

Von dem Dorfe der Puncahs setzten wir nun unsere Fahrt den Missouri aufwärts fort nach der Mündung des Teton-Flusses, bis eines Tages unser Dampfboot auf den Grund gerieth; das Senkblei gab uns bald die Gewißheit, daß nur ein Steigen des Flusses es uns möglich machen würde, über die Sandbank zu kommen. Nachdem wir auf diese Weise in der Mitte des Flusses eine ganze Woche festgelegen hatten, sandte Herr Chouteau zwanzig Mann ab, welche über die Ebene nach dem etwa vierzig Meilen entfernten Laidlaw's Fort an der Mündung des Teton-Flusses gehen sollten. Ich schloß mich diesen Leüten an und da ich gehört hatte, daß ein zahlreicher Trupp Sioux dort gelagert sei und das Dampfboot erwarte, so nahm ich alle zum Malen erforderlichen Gegenstände mit und trat, mit der Flinte in der Hand, meine Wanderung an.

Unser Weg führte über eine endlose, mit sechs bis acht Zoll hohem Grase, vielen Blumen und Erdbeeren bewachsene Prairie, auf welcher, so weit das Auge reichte, kein Baum und kein Strauch die Einförmigkeit unterbrach; der Horizont bildete eine grade Linie wie auf dem Meere und wir hatten, wie man hier sagt, „das Land ganz aus dem Gesicht verloren." Der Wanderer auf diesem grünen Meere, dem sich nach keiner Seite hin irgend eine Landmarke darbietet, wonach er sein Vordringen bestimmen könnte, fühlt sich am Abend schwach und niedergedrückt; er streckt seine müden Glieder scheinbar auf derselben Stelle aus, auf der er am Morgen ruhte, und es ist schwer, sich zu überzeügen, daß man nicht, wie ein Eichhörnchen im Käfig, nach aller Mühe und Anstrengung zuletzt sich noch auf derselben Stelle befindet. Hierzu kommt noch die Luftspiegelung, welche ihm Seen, offene Grasplätze und Gebüsche vorzaubert, oder das sogenannte „Sichtbarwerden" der Prairie, indem diese sich vor ihm wie eine mit Blumen bedeckte Brustwehr zu erheben, aber bei jedem Schritte stets vor ihm zu fliehen scheint.

Einige Tage ertrug ich diesen ermüdenden Marsch ganz gut; bald aber blieb ich mit mehreren Anderen hinter den Halb-Indianern zurück, und endlich sah ich mich genöthigt zu erklären, daß die Schmerzen in meinen Füßen es mir nicht gestatteten, weiter zu gehen. In dieser Noth gab mir einer unserer Führer den Rath, „meine Zehen einwärts zu kehren", wie die Indianer, dann würde ich ganz gut gehen können. Wir ruhten eine halbe Stunde, nahmen eine kleine Erfrischung zu uns und setzten dann unseren Marsch fort. Ich befolgte den Rath meines Führers und fand, daß ich viel leichter durch das Gras hin schreiten konnte, so daß ich nach drei oder vier Tagen an der Spitze des Zuges ging und während des übrigen Theils der Reise auch stets dort blieb. Wir trugen auf dieser Wanderung sämmtlich Mokassins, die keine Sohlen haben und daher, wenn man nach der gewöhnlichen Weise der civilisirten Welt mit auswärts gekehrten Zehen geht, bald unerträgliche Schmerzen auf der Fußsohle erregen.

Wir sahen auf unserem Wege zahllose Büffel und obgleich wir keine Pferde hatten, so gelang es uns doch, sie zu beschleichen und uns mit frischem Fleische zu versorgen. Nach mehreren Tagen erblickten wir endlich zu

unserer Linken eine Kette blauer Hügel, die uns als Landmarke dienten. Unser Führer sagte mir, daß dies die Bijou-Hügel seien, welche ihren Namen von einem Französischen Pelzhändler erhalten hätten, der sich am Fuß derselben am Ufer des Missouri ansiedelte, aber von den Sioux ermordet wurde.

Einige Englische Meilen hinter dieser Hügelkette kamen wir an eine große Salz-Wiese, d. h. eine mehrere Englische Meilen lange Vertiefung der Prairie, die mit einem Salz-Anfluge wie mit Schnee bedeckt war und uns zwang, einen großen Umweg zu machen. Diese Salzwiesen, welche häufig in diesen Gegenden vorkommen sollen, kontrastiren durch ihr blendendes Weiß auf eigenthümliche Weise mit dem sie auf allen Seiten umgebenden Grün. Durch jede dieser Wiesen schlängelt sich ein Bach, der aus Salzquellen entsteht und im Frühjahr die Wiesen drei bis vier Fuß hoch überschwemmt; durch die Hitze des Sommers verdunstet dies Wasser und läßt eine Salzkruste von ein bis zwei Zoll Dicke zurück. Hier versammeln sich die Büffel zu Tausenden, um das Salz zu lecken. Auch wir sahen diese Thiere in zahlloser Menge am gegenüberstehenden Rande der Salzwiese liegen.

Nach mehrtägigem beschwerlichen Wandern über die Prairie erreichten wir endlich das Fort Pierre, in dessen Umgebung ein Theil der Sioux-Nation unter 600 — 700 Zelten gelagert war, um das Dampfboot zu erwarten, von dessen Ankunft sie gehört hatten.

Nachdem ich mich von den Beschwerden der Fußwanderung erholt, das Lager der Sioux besucht und diesen so wie den Herren Mackenzie, Laidlaw und Halsey den Zweck meiner Reise mitgetheilt hatte, begann ich meine Arbeiten, indem ich zuerst den Haüptling Ha-wan-dschi-tah (das eine Horn), von dem bereits im 26sten Kapitel die Rede war, malte, ohne daß Jemand im Lager etwas davon erfuhr. Als das Bildniß vollendet war, wurde es mehreren Haüptlingen und Doktoren gezeigt; bald verbreitete sich die Neüigkeit im ganzen Lager und Alles strömte nun herbei, um das Bild zu sehen, so daß mir nichts übrig blieb, als es vor der Hütte aufzuhängen. Durch ein Loch, welches ich in meinen Wigwam machte, konnte ich wahrnehmen, welche Achtung sie vor ihrem Haüptlinge hatten und auch hier erhielt ich den Namen „Medizin-Maler", Ih-tschah-su-kah-ga-wa-kon.

Es entstand indeß bald große Aufregung im Lager, indem die Doktoren dem Volke verkündigten, daß Unglück und frühzeitiger Tod Denjenigen treffen würden, der sich einer so wunderbaren und unerklärlichen Operation unterziehe. Diese Prophezeihung erregte namentlich unter den Frauen und Kindern große Bestürzung und sie erhoben ein Geschrei, das man gehört haben muß, um eine Vorstellung davon zu haben. Meine Arbeiten wurden dadurch mehrere Tage völlig unterbrochen; bis endlich der edle Haüptling sich an die anderen Haüptlinge, die Doktoren, Krieger und Weiber wandte, und ihnen sagte, daß sie sich beruhigen und mich freündschaftlich behandeln möchten; ich sei weit her gekommen, um sie zu sehen und mit ihnen zu rauchen; ich sei jedenfalls große Medizin, ein großer Haüptling und ein Freünd der Herren Mackenzie

und Laidlaw, die ihn bewogen hätten, sich malen zu lassen; er könne versichern, daß nichts Gefährliches dabei sei. Diese Rede hatte den gewünschten Erfolg; Hunderte ihrer Helden kamen auf mich zu und drückten mir die Hand und Mehrere fingen sogleich an, sich zu schmücken, um sich malen zu lassen.*)

Ich hatte nun wieder vollauf zu thun. Der Erste, dessen Bildniß ich malte, war Ih-ah-sa-pa, der schwarze Fels, ein schöner, sechs Fuß großer Mann, von der Horde Nih-cah-wih-dschi; er war sehr prächtig gekleidet und trug, außer dem bis auf die Erde reichenden Kopfputz von Adler-Federn und Hermelin-Fellen, auch die beiden Hörner, die ihn sogleich als den Führer seiner Horde im Kriege bezeichneten. (S. das 14. Kapitel.) Er war ein treüer Freünd des Herrn Mackenzie und anderer Pelzhändler, die ihn wegen seines ehrenwerthen Karakters und seiner Tapferkeit sehr hoch schätzten. Sodann wurde Toh-kei-ih-to (der Stein mit Hörnern) gemalt; er war der Haüptling der Jancton-Horde und galt für den besten Redner des Stammes. Hals, Brust und Schultern dieses Mannes waren so stark mit Pulver und Zinnober tättowirt, daß man in geringer Entfernung glaubte, er trage ein reich

*) Mehrere Jahre später hielt ich in Neü-York vor etwa 1200 — 1400 Personen Vorträge. Unter meinen Zuhörern befand sich auch eine Gesandtschaft von 30 — 40 Sioux in Begleitung ihres Agenten, des Majors Pilcher. Als ich die Bildnisse mehrerer Sioux-Haüptlinge vorzeigte und einige Bemerkungen darüber machte, erkannten die Indianer jedes einzelne und begrüßten es mit einem durchdringenden Schrei; sobald aber das Bild des Haüptlings Ha-wan-dschi-tah an die Reihe kam, hielt ein Jeder die Hand vor den Mund, stieß ein „Husch!" aus und ließ den Kopf sinken, das gewöhnliche Zeichen der Trauer bei einem Todesfalle. Ich schloß hieraus sogleich, daß der Haüptling gestorben sein müsse und theilte diese Vermuthung meinen Zuhörern mit. Ich wendete mich daher an den Major Pilcher, der meine Vermuthung bestätigte und mir die unten folgende Nachricht über den Tod des Haüptlings gab, die ich sogleich meinen Zuhörern mittheilte und die auch von dem anwesenden Sioux-Haüptling, nachdem sie übersetzt worden war, bestätigt wurde.

Die Mittheilung des Major Pilcher war folgende: „Wenige Wochen zuvor, ehe die Gesandtschaft das Land der Sioux verließ, war Ha-wan-dschi-ta durch einen Zufall die Ursache vom Tode seines einzigen Sohnes geworden, worüber er zu gewissen Zeiten von Wahnsinn befallen wurde. Bei einem solchen Anfalle bestieg er sein Lieblings-Pferd, nahm Bogen und Pfeile und jagte auf die Prairie hinaus, indem er schwur, „das erste lebende Wesen, welches ihm begegne, zu tödten, es möge ein Mensch oder Thier, Freünd oder Feind sein." Niemand wagte ihm zu folgen. Als er etwa zwei Stunden fort war, kam sein Pferd mit zwei Pfeilen im Leibe und mit Blut bedeckt, zurück. Man fürchtete sogleich das Ärgste; mehrere Krieger stiegen zu Pferde, folgten der Spur des zurückgekehrten Pferdes, und fanden den Leichnam ihres Haüptlings furchtbar verstümmelt und neben ihm einen todten Büffel-Stier. Aus der genauen Untersuchung des Bodens ergab sich, daß der unglückliche Haüptling einen Büffel angetroffen hatte, der sich in einem Zustande befand, in welchem diese Thiere sehr hartnäckig und kampflustig sind. Durch mehrere Pfeilwunden noch mehr in Wuth gebracht, griff das Thier ihn an, worauf er vom Pferde sprang, dasselbe mit zwei Pfeilen verwundete, Bogen und Köcher zur Erde warf und nun den Büffel mit seinem Messer angriff. Es begann nun ein verzweifelter Kampf, der, wie erwähnt, mit dem Tode beider endigte. Mehrere Knochen des Haüptlings waren zerbrochen und der Büffel hatte zahllose Wunden von dem langen doppelschneidigen Messer desselben empfangen. So starb dieser hochherzige Mann, den ich einst wiederzusehen gehofft hatte.

gesticktes Gewand. In der Hand hielt er eine schöne Pfeife, deren mehrere Fuß langer Stamm mit Schnüren von Stachelschwein-Stacheln umwunden war. Um den Körper trug er ein Fell des greülichen Bären und um den Hals mehrere Wampum-Schnüre,*) die man bei den Indianern im fernen Westen und im Norden selten findet. Während ich ihn malte, erzählte er dem Dolmetsch fortwährend von den wunderbaren Wirkungen, die seine Beredsamkeit auf die Haüptlinge und das Volk seines Stammes zu verschiedenen Zeiten hervorgebracht habe.

Ich malte auch zwei Frauen; die eine war die Tochter des oben genannten Haüptlings Schwarzfels. Beide standen bei den Pelzhändlern in solcher Achtung, daß ich auf den Wunsch des Herrn Mackenzie von beiden Bildnissen Kopien anfertigen mußte, die in Herrn Laidlaw's Wohnung aufgehängt wurden. Mehrere Jahre nachdem ich die Sioux verlassen hatte, berichteten mir die beiden Pelzhändler Chardon und Piquot in St. Louis Folgendes: Eines Tages trat der Haüptling Schwarzfels plötzlich in das Zimmer des Herrn Laidlaw, in welchem das Bildniß seiner Tochter hing, und erzählte tiefbewegt, daß während er mit seiner Horde mehrere Monate in der Prairie beschäftigt gewesen, Büffel zu jagen, seine Tochter gestorben sei. „Mein Herz ist wieder froh“, sagte er, „wenn ich sie hier lebend sehe; ich bedarf jetzt ihres Bildes, welches der Medicin-Mann gemacht hat und das jetzt hier vor mir ist, damit ich sie sehen und mit ihr sprechen kann. Meine ganze Horde trauert um sie und an dem Thore deines Forts stehen zehn Pferde und Ih-ah-sa-pa's

*) Wampum ist der Name eines Schmuckes, den die Indianer aus bunten Muscheln verfertigten, die sie an den Flüssen aufsuchen. Sie zerschneiden dieselben in Stücke von einem Zoll Länge, durchbohren sie, so daß sie das Ansehen von Stücken eines zerbrochenen Pfeifenrohrs erhalten, reihen sie auf Hirsch-Sehnen aneinander und tragen sie um den Hals oder als Kriegs-Gürtel um den Leib. Unter den zahlreichen Stämmen, welche früher die Atlantische Küste und dasjenige Land bewohnten, welches gegenwärtig den Hauptheil der Vereinigten Staaten bildet, wurden diese Wampum stets angefertigt und hatten einen hohen Werth, da sie statt des Geldes dienten, welches den Indianern unbekannt ist. Eine gewisse Anzahl Schnüre oder Handbreiten war für den Werth eines Pferdes, einer Flinte, einer Büffelhaut u. s. w. festgesetzt.

Bei Verträgen galt der Wampum als ein Freündschafts-Pfand und seit den ältesten Zeiten sandte man ihn als Friedensboten an die feindlichen Stämme. Auch wurden Wampum-Schnüre von einer gewissen Länge als Tribut an die Eroberer und Indianischen Haüptlinge entrichtet.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß ich nur sehr wenige Wampum sah, sobald ich den Mississippi überschritten hatte, und ich erinnere mich nicht, ihn bei Indianern des obern Missouri gesehen zu haben, obgleich die Muscheln, aus denen er verfertigt wird, auch dort in Menge vorkommen. Bei den Missouri-Sioux bemerkte ich nur sehr wenig Schnüre und bei den Stämmen im Norden und Westen von ihnen gar keine. Unterhalb der Sioux und längs der ganzen West-Gränze der Vereinigten Staaten sind die verschiedenen Stämme mit Wampum-Schnüren überladen, da dieselben jetzt keinen Werth mehr für sie haben, seitdem die Pelzhändler nachgemachte Wampum-Schnüre von Porzellan oder einem anderen Stoffe in großer Menge eingeführt und zu so geringem Preise verkauft haben, daß die ächten Wampum-Schnüre ihren Werth verloren und fast ganz verschwunden sind.

Wigwam für dich, der, wie du weißt, der schönste im ganzen Stamme der Sioux ist. Ich wünsche, daß du mir meine Tochter giebst." Herr Laidlaw, welcher den Schmerz des Vaters um sein verlorenes Kind sah, hatte nicht den Muth, ihm seine Bitte abzuschlagen; er gab ihm das Bildniß und fügte hinzu, daß er die Pferde und den Wigwam auch wieder mit zurücknehmen möge, da das Bild mit Recht ihm gehöre.

Das zweite weibliche Bildniß, welches ich malte, stellt eine Frau dar, die sich durch ihr unübertrefflich schönes Haar auszeichnete, welches weich und glänzend wie Seide war und in großer Fülle und in schönen Wellen über die Schultern herabfiel. Sie ist jetzt die Frau des oben erwähnten Franzosen Chardon, von dem auch schon im 4. Kapitel bei der Beschreibung der Büffel-Jagd die Rede war. Er ist seit vielen Jahren als Pelzhändler und Dolmetscher im Dienst der Amerikanischen Pelz-Compagnie und hat derselben wichtige Dienste geleistet. Ich erhielt von ihm einen schönen Anzug seiner Frau, den sie selbst verfertigt und getragen hat, für meine Indianische Gallerie zum Geschenk.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schwierigkeit, Indianische Frauen zu malen. — Indianische Eitelkeit. — Das Bewachen der Bildnisse. — Ankunft des ersten Dampfboots bei den Sioux. — Hunde-Gastmahl.

Während ich die Haüptlinge und tapferen Krieger der Sioux malte, war mein Wigwam beständig von den Angesehensten des Stammes angefüllt und meine Kunst, welche für die größte Medizin erklärt wurde, bildete den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung der Haüptlinge wie der Frauen und Kinder. Ich mußte Alle nach ihrem Range malen, denn sie betrachteten es als eine große Ehre, ihr Bildniß von mir anfertigen zu lassen. Es war indeß ein Glück für mich, daß bei den Meisten die Furcht stärker war, als der Wunsch, dieser Auszeichnung theilhaftig zu werden, da es mir sonst unmöglich gewesen wäre, Alle zu befriedigen. Von Fünfen und selbst von Achten war höchstens Einer bereit, sich malen zu lassen; die Übrigen meinten, sie würden nach dem Tode „ruhiger im Grabe schlafen", wenn ihr Bild nicht gemalt sei.

Als ich die Haüptlinge und Krieger gemalt hatte und nun erklärte, auch Frauen malen zu wollen, kam ich in große Verlegenheit, indem ich von dem ganzen Stamme, von Männern sowol als Frauen, herzlich ausgelacht wurde wegen meiner übermäßigen und ihnen unbegreiflichen Herablassung, da ich ernstlich beabsichtigte, eine Frau zu malen und dadurch dieser gleiche Ehre wie den Haüptlingen und tapferen Kriegern erweisen wollte. Diejenigen, welche

ich gemalt hatte, wurden von Denen, welchen diese Auszeichnung nicht zu Theil geworden war, tüchtig aufgezogen wegen der „sehr beneidenswerthen Ehre“, die der große, weiße Medizin-Mann „ausschließlich für sie bestimmt gehabt“, nun aber auch auf die „Frauen“ übertragen wolle!

Die von mir Gemalten erklärten, daß wenn ich Frauen und Kinder malte, ich ihre Bildnisse je eher je lieber zerstören möchte; ich hätte gesagt, ich bedürfte ihrer Bildnisse, um den weißen Haüptlingen die Ausgezeichnetsten und Würdigsten unter den Sioux zu zeigen; ihre Frauen und Kinder hätten aber niemals Skalpe erbeütet und nichts weiter gethan, als Feüer angemacht und Haüte gegerbt. Nachdem diese Angelegenheit noch vielfach besprochen worden und ich ihnen auseinandergesetzt, daß ich die Bildnisse der Frauen lediglich deshalb unter diejenigen ihrer Ehemänner aufhängen wollte, um zu zeigen, wie ihre Frauen aussähen und sich kleideten, ohne weiter etwas über sie zu sagen, gelang es mir endlich, einige Frauen-Bildnisse zu vollenden, unter denen sich auch die beiden im vorigen Kapitel erwähnten befanden.

Die Eitelkeit der Männer, welche sich malen ließen, übersteigt alle Vorstellung. Während in der civilisirten Welt das fertige Bild gewöhnlich nicht weiter beachtet wird, liegt der Indianer vom Morgen bis zum Abend vor demselben, im Anschauen seiner schönen Züge versunken und bewacht es sorgfältig, damit es keinen Schaden leide. Der Grund dieser Sonderbarkeit liegt in dem Glauben, daß das Bild einen gewissen Grad von Leben besitze und daß jede Verletzung desselben auf mystische Weise auch dem Leben des Originals nachtheilig werden könne. Dies abergläubige Bewachen der Bildnisse, welches ich unter allen von mir besuchten Indianer-Stämmen gefunden habe, war mir bei den noch nicht ganz trockenen Gemälden, welche durch die neügierige Menge leicht beschädigt werden konnten, oft von großem Nutzen.

In dieser Weise war ich mehrere Wochen eifrig mit meinem Pinsel beschäftigt gewesen, als eines Tages angezeigt wurde, daß das Dampfboot, welches wir verlassen hatten, den Fluß herauf komme und bald darauf hörten wir auch das Geraüsch des Dampfes und den Donner der Kanonen. Die Aufregung unter den 6000 Indianern, als das Boot bei ihrem Dorfe vor Anker ging, war ungemein belustigend; als aber Herr Chouteaux und der Major Sandford, ihr alter Freünd und Agent, dasselbe verließen und ans Land kamen, gewannen sie ihr Vertrauen und ihren Muth wieder und Alle versammelten sich bei dem Boote, ohne weiter Erstaunen oder selbst Neügier zu zeigen.

Die Ankunft des Dampfbootes war ein so außerordentliches Ereigniß, daß mehrere Festlichkeiten deshalb veranstaltet wurden. Eines Tages wurde angekündigt, daß zur Feier der Ankunft der großen weißen Haüptlinge ein großes Festmahl Statt finden solle. Die beiden Haüptlinge Ha-wan-dschi-tah und Tschan-dih stellten ihre beiden Zelte in einem Halbkreise zusammen, in welchem etwa 150 Personen Platz hatten; die Herren Chouteaux, Major Sandford, Mackenzie und ich saßen in der Mitte desselben auf erhöhten Sitzen, die Haüptlinge und Krieger dagegen zu beiden Seiten auf dem Boden. In der Mitte war eine Stange mit einer weißen Flagge und der Friedens-

Pfeife errichtet, als ein Zeichen ihrer freündschaftlichen Gesinnung gegen uns. Neben der Flaggenstange standen in einer Reihe sechs oder acht Kessel mit eisernen, dicht schließenden Deckeln, worin das für unser leckeres Mahl zubereitete Fleisch enthalten war, und neben diesen mehrere hölzerne Schüsseln, auf denen das Fleisch servirt werden sollte. Außerdem saßen noch drei Männer auf dem Boden, um die Pfeifen anzuzünden und die Speisen auszutheilen.

Als Alles gehörig vorbereitet war, erhob sich Ha=wan=dschi=tah, der erste Haüptling des Stammes, und richtete folgende Worte an den Major Sandford: „Mein Vater! ich bin erfreüt, dich heüt hier zu sehen — mein Herz ist stets froh, meinen Vater zu sehen, wenn er kommt — unser großer Vater, der ihn hersendet, ist sehr reich, wir sind arm. Wir sind auch erfreüt, unseren Freünd Mackenzie hier zu sehen. Unser Freünd, der zu deiner Rechten sitzt, ist, wie wir Alle wissen, sehr reich, und wir haben erfahren, daß ihm das große Medizin=boot gehört; er ist ein guter Mensch und ein Freünd der rothen Männer. Unseren Freünd, den weißen Medizin=Mann, welcher neben dir sitzt, kannten wir nicht — er kam als Fremder zu uns und er hat mich sehr gut gemalt; alle Frauen wissen es und halten es für sehr gut; er hat viele merkwürdige Dinge gethan und wir Alle sind mit ihm zufrieden — er hat uns viel Unterhaltung gewährt — und wir wissen, daß er große Medizin ist. Mein Vater! Ich hoffe, du wirst Mitleid mit uns haben; wir sind sehr arm — wir bieten dir heüt nicht das Beste, was wir haben, denn wir haben einen großen Vorrath von Büffel=Höckern und Mark — aber wir bringen dir unsere Herzen zu diesem Fest — wir haben unsere treüen Hunde geschlachtet, um eüch damit zu speisen — und der Große Geist wird unsere Freündschaft besiegeln. Ich habe nichts mehr zu sagen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, legte er seinen schönen Kopfputz von Adler=Federn, den Rock, die Beinkleider, das Halsband von Bärenklauen und die Schuhe ab, band Alles sorgfältig zusammen und legte es nebst einer reich verzierten Pfeife als Geschenk vor dem Agenten nieder, worauf er in eine benachbarte Hütte ging, eine Büffelhaut umhing und dann seinen Sitz wieder einnahm.

Der Major Sandford dankte mit wenigen Worten für das werthvolle Geschenk, und für die höfliche Weise, mit der es dargebracht worden, und überreichte sodann Taback und einige andere Dinge als Gegengeschenk. Nachdem noch mehrere andere Haüptlinge gesprochen und ebenfalls ihre Anzüge dem Major zu Füßen gelegt hatten, zündete einer von den erwähnten drei Männern seine Pfeife an und überreichte sie dem Haüptling Ha=wan=dschi=tah. Dieser nahm sie, richtete die Spitze gegen Norden, Süden, Osten und Westen, dann, mit den Worten: „Hau, hau, hau!" gegen die Sonne, that einige Züge und reichte sie dann, während er den Kopf in der einen, das Rohr in der andern Hand hielt, Jedem zum Rauchen hin. Wenn die Pfeife gestopft und angezündet ist, so darf kein Wort gesprochen werden, bis der Haüptling daraus geraucht hat; geschieht es dennoch und wäre es auch nur ein

leises Flüstern, so wird die Pfeife augenblicklich weggeworfen und eine andere genommen.

Nachdem das Rauchen vorüber war, nahm man die Deckel von den Kesseln und das darin befindliche Hundefleisch verbreitete einen ganz angenehmen Geruch. Vor jeden der weißen Gäste wurde eine große hölzerne Schüssel gestellt, worin sich eine ungeheüre Menge Fleisch mit vieler Brühe und ein Löffel aus Büffelhorn befand. Da wir wußten, welchen Werth die Indianer auf dies ganze Fest legten, so waren wir genöthigt, wenigstens etwas von diesem Fleische zu genießen, worauf wir unsere Schüsseln zurückgaben. Nachdem das in den Kesseln befindliche Fleisch verzehrt war, entfernten sich Alle ohne ein Wort zu sprechen.

Dies Fest hatte offenbar den Zweck, uns einen unzweideütigen Beweis ihrer Freündschaft zu geben, denn nach Allem, was ich bei den von mir besuchten Stämmen gesehen habe, ist das Hunde-Fest eine reliöse Feierlichkeit. Der Hund wird bei allen Indianern weit höher geschätzt, als in der civilisirten Welt. Beide sind unzertrennliche Gefährten und auf den Felsen wie auf ihren Wappenschildern ist der Hund das Sinnbild der Treüe; aber dennoch wird der Indianer seinen treüen Begleiter, wenn auch mit Thränen im Auge, zum Opfer bringen, um dadurch die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu beweisen, da ein Gastmahl von Wild oder Büffelfleisch etwas Gewöhnliches ist, welches jedem gereicht wird, der einen Indianischen Wigwam betritt.

Das Hundefleisch war sehr gut gekocht und wir hätten auch gewiß davon gegessen, wenn wir hungrig gewesen wären und nicht gewußt hätten, was es war. Dieser Gebrauch findet sich, wie ich glaube, bei allen Stämmen Nord-Amerika's, und man opfert den Hund und das Pferd, und zwar das Beste, welches man von Beiden hat, um gewisse Geister oder Gottheiten zu versöhnen.

Neünundzwanzigstes Kapitel.

Das Sehen nach der Sonne. — Religiöse Feierlichkeit. — Rauchen des K'nick-K'neck. — Pfeifen. — Kalumet oder Friedens-Pfeife. — Tomahak und Skalp-Messer. — Tanz der Haüptlinge. — Das Skalpiren. — Zweck desselben.

An dem Tage, an welchem das Hunde-Fest Statt gefunden hatte, wurde ich aufgefordert, mich an das Ufer des Teton-Flusses zu begeben, wo ein Mann „nach der Sonne sehe." Ich fand dort einen Mann, der, bis auf das Nokkà (ein Stück Zeüg zur Bekleidung des Unterleibs) ganz nackt war. Auf der Brust waren zwei Stäbchen durch das Fleisch gesteckt, die mittelst eines Seiles an die Spitze einer im Boden steckenden Stange befestigt waren,

die, da sie fast das ganze Gewicht des Körpers zu tragen hatte, sich ganz krumm bog, während er, rückwärts gelehnt, nur eben mit den Füßen den Boden berührte. In der linken Hand hielt er seinen Lieblings-Bogen und in der rechten seinen Medizin-Beütel, während das Blut über seinen mit weißem und gelbem Thon bemalten Körper herabrann. In dieser Stellung mußte er unverwandt die Sonne von ihrem Aufgange bis zu ihrem Untergange ansehen, während einige Medizin-Männer die Trommeln schlugen, die Rasseln schüttelten und durch lauten Gesang ihn zum Ausharren zu ermuthigen suchten, wobei sie von den Zuschauern eifrig unterstützt wurden. Besteht er die Probe, so wird er bei Sonnen-Untergang losgeschnitten und erhält, außer den Geschenken, die während des Tages vor ihm niedergelegt werden, noch den ehrenvollen Titel eines Medizin-Mannes.

Ich habe bei keinem anderen Stamme von diesem Gebrauche gehört. Es ist dies eine Art freiwilliger Buße, die indeß nur sehr selten vorkommt, denn wer sich ihr unterzieht und ohnmächtig zu Boden fällt, verliert seinen Ruf als tapferer oder Medizin-Mann und folglich auch die Achtung seines Stammes.

Bei den Sioux scheinen mehrere Arten der Verehrung des großen oder guten Geistes und der Versöhnung des bösen Geistes üblich zu sein; sie haben verschiedene Fasten und Festlichkeiten und Opfer, scheinen dieselben aber weniger streng zu beobachten, als die Mandaner, welches wol größtentheils ihrer herumschweifenden Lebensweise zuzuschreiben ist.

Einige Tage vor meiner Ankunft hatte auf der Prairie in der Nähe des Forts ein Medizin-Fest statt gefunden, welches nach der Beschreibung mit der religiösen Ceremonie oder dem Okippe der Mandaner (s. das 22ste Kapitel) einige entfernte Aehnlichkeit zu haben scheint. Sie hatten eine große Hütte von Weidenzweigen errichtet, in deren Mitte ein Pfahl stand, an welchem mehrere junge Männer an den durch das Fleisch gesteckten Stäbchen aufgehängt worden waren. Die Wunden bluteten noch bei meiner Ankunft.

Während meines Aufenthalts unter den Sioux galt ich für einen großen Medizin-Mann und erhielt daher als Zeichen der Achtung und Freündschaft viele Pfeifen und andere Gegenstände zum Geschenk; da ich aber eine so viel wie möglich vollständige Sammlung von ihren Kostumen, Waffen u. s. w. zu haben wünschte, so kaufte ich viele Dinge dieser Art, die ich natürlich theuer bezahlen mußte.

Das Rauchen ist bei allen Indianer-Stämmen Nordamerika's in ihrem Urzustande gebraüchlich, selbst noch ehe sie den Taback kennen, der ihnen von den weißen Abenteürern zugeführt wird, welche sie zugleich auch mit dem Genusse des Branntweins bekannt machen. In ihrem Urzustande sind sie gewaltige Raucher und manche verbringen die Hälfte ihres Lebens damit. Der Grund hiervon ist wol, daß sie bei ihrem müßigen Leben in dem Rauchen zugleich Beschäftigung und Unterhaltung suchen. Es gibt in diesem Lande viele wildwachsende Kraüter, Blätter und Rinden von Baümen, die narkotisch sind und von den Indianern getrocknet, pulverisirt und geraucht werden; so zubereitet führen sie in mehreren Sprachen den Namen K'nick-K'neck.

Da das Rauchen so leidenschaftlich von ihnen betrieben wird, so verwenden sie auch viele Mühe auf die Anfertigung ihrer Pfeifen, von denen ich mir mehrere hundert verschafft habe. Die Köpfe sind gewöhnlich aus rothem Pfeifen-Thon gemacht und oft sehr geschmackvoll mit Figuren und Gruppen in erhabener Arbeit verziert. Dieser Thon darf nur zu Pfeifen-Köpfen verwendet werden, weil, wie sie sagen, der Große Geist ihnen denselben zu diesem Zwecke gegeben habe; den Fundort desselben halten sie sehr geheim. Sie geben den Köpfen die Gestalt nur mit einem Messer und höhlen sie dadurch aus, daß sie einen harten Stab zwischen den Händen hin- und herdrehen, während sie beständig etwas scharfen Sand und Wasser in die Höhlung gießen — eine sehr mühsame und viel Geduld erfordernde Arbeit.

Die Pfeifenröhre sind zwei bis vier Fuß lang, zuweilen rund, meistentheils aber flach, einen bis zwei Zoll dick und zur Hälfte ihrer Länge mit Stachelschwein-Stacheln umwunden und oft mit den Schnäbeln und Federbüschen des Spechts, mit Hermelin-Fellen oder mit langem, roth gefärbtem Haar von Pferden oder dem Schwanze des weißen Büffels geschmückt. Sie werden auf sehr manchfaltige Weise geschnitzt und stets aus den Stämmen der jungen Eschen gemacht, die sehr gerade wachsen und ein dünnes Mark haben, welches mit einem heißgemachten dünnen Drath oder mit einem harten Stücke Holz ausgebohrt wird.

Die mit den Federn des Kriegs-Adlers verzierte Friedens-Pfeife, Kalumet, ist eine heilige Pfeife und darf nur bei Friedens-Schlüssen gebraucht werden. Wenn bei solchen Gelegenheiten die gegenseitigen Bedingungen festgestellt und angenommen worden sind, so wird, zur Besiegelung der Verträge, die Friedens-Pfeife von den Haüptlingen geraucht und nachdem dies geschehen wieder sorgfältig eingewickelt und in der Hütte des Häuptlings aufbewahrt.

Die Pfeife ist die beständige Begleiterin des Indianers und wird nebst dem Tomahak und der Kriegskeüle mit ihm begraben, um ihm auch in die lang ersehnten „milden und schönen Jagdgefilde“ zu folgen.

Die Waffen dieses Volkes sind eben so manchfaltig wie ihre Pfeifen und werden größtentheils von ihnen selbst verfertigt. Mehrere derselben, wie Bogen, Pfeile, Lanzen u. s. w., wurden bereits im fünften Kapitel beschrieben; sie haben indeß noch viele andere, als Messer, Kriegskeülen und Tomahaks, die ich von jedem Stamme gesammelt habe.

Die Skalp-Messer und Tomahaks werden von den Weißen ausdrücklich für die Indianer angefertigt und diesen jährlich zu Tausenden für sehr hohe Preise verkauft. Die Scheiden für die Messer und die Stiele für die Tomahaks machen die Indianer selbst und verzieren sie oft sehr schön. In ihrem rohen Zustande und so lange sie mit den Weißen nicht in Verkehr treten, wissen sie nichts von solchen Waffen, da sie keine Metalle bearbeiten. Sie verfertigen ihre rohen Beile aus einem Stücke Stein, die Spitzen ihrer Pfeile und Lanzen aus Feüerstein und ihr Messer ist ein zugeschärfter Knochen oder ein zerbrochener Kiesel mit scharfem Rande. Auch die Kriegskeüle ist durch die Weißen mit einer Stahlklinge versehen worden, die in eine hölzerne,

mit Messing-Nägeln verzierte Keüle eingefügt wird. Die ursprüngliche Keüle besteht aus Holz mit einer Spitze von Eisen oder Knochen an dem dicken Ende. Sie ist zweckmäßig eingerichtet, um einen tödtlichen Streich damit zu versetzen und mit hübschem Schnitzwerk versehen.

Die sogenannten Pfeifen-Tomahaks sind zum Rauchen eingerichtet, indem an dem oberen Ende ein Pfeifenkopf angebracht ist und der seiner Länge nach durchbohrte Stiel als Rohr dient. Dies sind die geschätztesten Waffen eines Indianers, da sie ihm in Friedenszeiten zum Zerkleinern des Brennholzes u. s. w. dienen, im Kriege aber eine furchtbare Waffe bilden, die theils mit der Hand geführt, theils mit großer Geschicklichkeit geworfen wird.

Das Skalp-Messer ist ein gewöhnliches Schlächtermesser mit einer Schneide, wie man sie in Scheffield in England verfertigt, wo sie vielleicht fünf Silbergroschen kosten, während die Indianer dieser wilden Gegenden sie mit einem Pferde bezahlen müssen. Sie werden im Gürtel getragen. In meiner Sammlung befindet sich auch ein großes zweischneidiges Messer, welches dem berühmten Mandaner-Haüptling Mah-to-toh-pa gehörte. Ein Jahr nach dem Aussterben der Mandaner schrieb mir Herr Mackenzie: „die armen Mandaner sind todt und auch Ihr alter Freünd Mah-to-toh-pa. Ich kann Ihnen nur wenig senden, da die Rikkarier sich sogleich Alles zugeeignet haben; unter den Gegenständen, die ich mir verschaffen konnte, befindet sich auch Mah-to-toh-pa's Kriegsmesser, welches jetzt hier im Lande als die größte Medizin betrachtet wird. Sie werden sich desselben noch erinnern und es dürfte daher für Sie wol von großem Werthe sein."

Die erwähnten Waffen, so wie Bogen und Lanze, werden sämmtlich zu Pferde mit großem Erfolge gebraucht, denn der Indianer reitet stets, sowol im Kriege, als auf der Jagd, und das Wild wird gewöhnlich in vollem Jagen erlegt. Sie sind grausam gegen ihre Pferde, die sie mit einer Peitsche antreiben, deren Stiel gemeiniglich aus einer starken Zinke von dem Geweihe des Elen oder aus Holz gemacht wird; die Peitsche, aus rohem Leder, ist sehr schwer und entweder geflochten, gedreht oder in mehrere Streifen geschnitten. Sie wird stets an einem starken Riemen am rechten Handgelenke getragen, damit man sie in jedem Augenblicke gebrauchen und wieder loslassen kann, ohne sie zu verlieren.

Während ich mit Malen beschäftigt war, bewog ich die jungen Männer, mir gegen kleine Geschenke ihre Tänze zum Besten zu geben, die in der Regel nur von den jungen Leüten ausgeführt werden, indem die Haüptlinge und Doctoren es ihrer Würde nicht angemessen halten, daran theilzunehmen. Meine Medizin war indeß so groß, daß die Haüptlinge und Doktoren beschlossen, mir zu Ehren einen Tanz aufzuführen. Es war dies, nach der Versicherung der Dolmetscher und Pelzhändler, die größte Ehre, welche mir widerfahren konnte.

An diesem Tanze, den ich, in Ermangelung einer bessern Benennung, den „Tanz der Haüptlinge" nennen will, nahmen fünfzehn bis zwanzig Haüptlinge und Doktoren Theil, unter denen sich einige sehr alte und ehrwürdige Männer

befanden. Alle waren mit dem Kopfputze aus den Federn des Kriegsadlers geschmückt und trugen in der linken Hand eine Lanze oder einen Stab und in der rechten eine Rassel. Der Tanz fand in der Mitte des Sioux-Dorfes vor der Hütte des ersten Haüptlings Statt, und außer dem Medizin-Manne, welcher sang und die Trommel schlug, standen noch vier junge Frauen in einer Reihe, die ebenfalls sangen. Es ist dies einer von den wenigen Fällen, wo den Frauen erlaubt war, an einem Tanze, einem Spiel oder einer Belustigung theilzunehmen. Der Tanz gefiel mir sehr und alle Bewohner des Dorfes waren versammelt, um das nie gesehene Schauspiel, daß ihre alten und ehrwürdigen Haüptlinge an einem Tanze theilnahmen, zu betrachten.

Da ich oben von den Skalp-Messern gesprochen habe, so will ich noch einige Worte über das Skalpiren sagen. Es ist dies ein bei allen Indianern Nord-Amerika's vorkommender Gebrauch, welcher darin besteht, daß man das Kopfhaar eines im Gefecht erschlagenen Feindes mit der linken Hand auf dem Scheitel fest zusammenfaßt, mit dem Messer rund herum einen Einschnitt macht und dadurch ein Stück der Kopfhaut etwa von der Größe eines Handtellers ablöst. Dieser Skalp wird getrocknet, oft wunderlich verziert und als ein sehr hochgeschätztes Siegeszeichen sorgfältig aufbewahrt. Das Skalpiren ist an sich nicht darauf berechnet, das Leben zu nehmen, da nur die Haut abgezogen, aber der Schädel nicht dabei verletzt wird. Ein ächter Skalp muß den Scheitel, d. h. denjenigen Theil des Kopfes enthalten, wo die Haare sich theilen, und sie wissen genau zu unterscheiden, ob ein Versuch gemacht worden ist, zwei oder mehrere Skalpe von einem Kopfe zu nehmen. Gewöhnlich schneidet der Sieger, wenn es ohne Gefahr für seinen eigenen Skalp geschehen kann, dem erschlagenen Feinde auch noch das ganze Kopfhaar ab, welches seine Frau dann in viele kleine Locken theilt und damit die Näthe seines Rockes und seiner Beinkleider besetzt; diese Haare werden ebenfalls als Siegeszeichen getragen und „Skalp-Locken“ genannt. Die auf solche Weise verzierten Kleidungsstücke, von denen ich mehrere in meiner Sammlung besitze, verkauft der Indianer nur um einen hohen Preis, da er nicht weiß, ob er Gelegenheit haben wird, sie zu ersetzen.

Der Skalp, als ein Theil der Kopfhaut eines im Gefecht getödteten Feindes, dient zugleich dem Besitzer als ein Beweis seiner Tapferkeit, denn da es Niemand giebt, der die Namen der berühmten Krieger und ihre Thaten aufzeichnet, so muß ein Jeder durch Aufbewahrung dieser Siegeszeichen seine Ehre und seinen Ruhm zu sichern suchen. Die Skalpe werden übrigens nie von Lebenden genommen, es sei denn, daß ein Feind von einer Wunde nur betaübt worden und nachdem der Skalp abgezogen, sich wieder erholt und das Schlachtfeld verläßt. Eine solche oberflächliche Kopfwunde heilt sehr bald, doch bleibt die Stelle kahl; an der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten sieht man haüfig solche Kahlköpfe. Ferner muß der Skalp von einem F e i n d e herrühren, sonst trifft den Besitzer desselben ewige Schande. Es kommen Fälle vor, in denen es dem Indianer nach den Ansichten seines Stammes nicht nur erlaubt ist, sondern zu einer gebieterischen Pflicht gemacht wird, einen

Menschen seines eigenen Stammes zu tödten; aber niemals darf er den Skalp desselben nehmen, wie schwer auch die ihm widerfahrene Beleidigung sein mag, wenn er nicht unauslöschliche Schmach auf sich laden will.

Kein Gebrauch bei den Indianern wird so allgemein verdammt, als das Skalpiren, und dennoch läßt sich derselbe entschuldigen, da er, gleich so vielen anderen, die uns abgeschmackt und lächerlich vorkommen, nothwendig in dem Leben dieses Volkes begründet ist. Seit den ältesten Zeiten haben diese Stämme die Gewohnheit, in den Krieg zu ziehen, und Alles erwartet dann, daß sie mit den Skalpen ihrer erschlagenen Feinde, als Beweisen ihrer Tapferkeit, zurückkehren; es ist mithin ein Jeder verpflichtet, einen Gebrauch aufrecht zu erhalten, den der Einzelne nicht abzuschaffen oder zu umgehen vermag.

Man hat diesen Gebrauch des Skalpirens hauptsächlich wegen seiner Grausamkeit getadelt; allein dieser Vorwurf ist wohl unbegründet, und läßt sich vielmehr auf das Tödten des Feindes, als auf das Abziehen der Kopfhaut eines Getödteten anwenden. Man kann höchstens sagen, daß es ein widriger Gebrauch sei, und ich würde sehr erfreüt sein, wenn ich mit Zuversicht behaupten könnte, daß civilisirte Menschen und Christen (die Hunderte tödten, während der arme Indianer nur Einen tödtet) ihre erschlagenen Feinde nicht auf eben so unpassende und widrige Weise behandeln, als die Indianer, wenn sie einen Skalp nehmen.

Die gewöhnlichste Weise, den Skalp für die Aufbewahrung zuzubereiten, besteht darin, daß man ihn über einen kleinen Reifen am Ende eines zwei bis drei Fuß langen Stockes spannt, um „ihn zu tanzen", wie sie es nennen; dies wird bei dem Skalp-Tanze beschrieben werden. Sehr kleine Skalpe, welche nicht größer sind, als ein Kronenthaler, werden nicht zubereitet, sondern als Verzierungen an verschiedenen Theilen der Kleidung befestigt. Bei öffentlichen Aufzügen hängt man sie an das Gebiß oder die Zügel des Pferdes. Zuweilen schneidet man sie in Streifen und verziert damit der Länge nach den Stiel der Kriegskeüle, oder befestigt sie an dem Ende derselben. Bei schönem Wetter hängt zuweilen der Haüptling eines Dorfes alle seine Skalpe an einer Stange, die Skalp-Stange genannt, über seinem Wigwam auf und alle Haüptlinge und Krieger des Stammes folgen seinem Beispiele, so daß Jedermann die Skalpe zählen und das Ansehen eines jeden Kriegers bestimmen kann, welches in hohem Grade von der Anzahl der Skalpe abhangt, die er seinen Feinden im Gefecht abgezogen hat.

Dreißigstes Kapitel.

Köcher und Schild. — Raüchern des Schildes. — Tabacks-Beütel. — Musikalische Instrumente. — Trommeln. — Rasseln. — Flöten. — Lauten. — Bären-Tanz. — Skalp-Tanz.

In dem vorhergehenden Kapitel habe ich einige Waffen und andere Geräthschaften der Indianer beschrieben und will hier noch Einiges hinzufügen. Der Köcher wird aus der Haut eines Rehkalbes und der Schild der Sioux aus der Halshaut eines Büffels gemacht und letzterer mit einem aus den Hufen und Gelenkknochen dieses Thieres bereiteten Leim gehärtet. Ein merkwürdiges und nach der Meinung der Indianer wichtiges Verfahren ist das Raüchern des Schildes. Will ein junger Mann sich einen Schild verfertigen, so gräbt er ein Loch in die Erde, welches zwei Fuß tief und so breit ist, als er den Schild zu machen denkt. In dieser Grube zündet er ein Feüer an und über diesem, einige Zoll über dem Boden, spannt er die rohe Haut horizental aus, indem er am Rande derselben kleine Stäbchen hindurch und in den Boden steckt. Die Haut ist anfangs doppelt so groß, als der Schild werden soll. Nachdem die hierzu eingeladenen Freünde um die Grube herum getanzt und den Großen Geist angefleht haben, daß er dem Schilde die Kraft verleihen möge, den Besitzer gegen seine Feinde zu schützen, wird der Leim darauf gestrichen und so wie die Haut sich erwärmt, eingerieben. Ein zweiter Indianer ist unterdessen beschäftigt, die Stäbchen zu erneüern, welche durch die Zusammenziehung der Haut aus der Erde gerissen werden, wodurch die Haut stets ausgespannt erhalten wird; hat sie sich endlich bis auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Größe zusammengezogen und die gehörige Dicke und Härte erlangt, so hört der Tanz auf und das Feuer wird ausgelöscht. Nachdem die Haut abgekühlt ist, gibt man ihr die Schild-Form und bemalt sie häufig mit der Medizin oder Totem, d. h. mit dem Bilde eines Adlers, einer Eüle, eines Büffels oder eines anderen Thieres, das den Besitzer gegen jede Verletzung schützen soll; auch wird der Schild noch mit Adler-Federn oder anderen Dingen verziert. Diese Schilde werden von allen Kriegern dieser Gegenden zum Schutze in ihren Gefechten, die fast immer zu Pferde Statt finden, an einem breiten über die Brust gehenden Leder-Riemen getragen.

Es ist oben (29. Kapitel), wo von den Pfeifen und dem Rauchen die Rede mar, gesagt worden, daß sie verschiedene Surrogate für Taback haben, die sie K'nick-K'neck nennen. Zur Aufbewahrung desselben verfertigen die Frauen sehr sonderbare Beütel von Otter-, Biber- oder anderen Fellen, die mit Stachelschwein-Stacheln und Perlen verziert werden, gewöhnlich am linken Arm hangen und außer dem Taback noch Stein, Stahl und Schwamm enthalten.

Musik-Instrumente hat dies Volk nur sehr wenige und diese sind äußerst

roh und unvollkommen; nämlich Rasseln, Trommeln, Flöten und Lauten, die sich bei allen Stämmen finden.

Die Rasseln (Schischikué) werden aus rohen Haüten gemacht, die getrocknet eine große Härte erlangen; sie enthalten Kieselsteine oder ähnliche Gegenstände und geben, wenn man sie schüttelt, einen schrillenden Ton. Man bedient sich ihrer, um bei den Tänzen und Gesängen den Takt anzugeben. Ihre Trommeln sind sehr roh gearbeitet und bestehen oft bloß aus einem Stücke roher Haut, welches nach Art eines Tamburins über einen Reifen gespannt ist; zuweilen haben sie die Form eines kleinen Fäßchens, welches oben und unten mit roher Haut überspannt ist. Man schlägt diese Trommeln mit einem Stocke, der häufig auch eine Rassel ist; zuweilen aber ist das dicke Ende des Trommelstockes mit Ziegenhaut bewickelt, um den Ton zu mildern. Die Trommel wird bei allen ihren Tänzen und Gesängen geschlagen. Die Mysterien-Flöte ist ein sehr sinnreiches Instrument ihrer eigenen Erfindung. Die Hervorbringung des Tones ist ganz verschieden von der bei den Blase-Instrumenten der civilisirten Völker üblichen Weise, und obgleich es haüfig vor meinen Augen gespielt wurde und ich selbst es oft versuchte, so habe ich doch, zur großen Belustigung der Frauen und Kinder, mich stets vergeblich bemüht, auch nur den leisesten Ton hervorzubringen. Der Ton ist übrigens sehr sanft und angenehm und ich zweifle nicht, daß es sich in geschickten Händen zu einem beliebten Instrumente umwandeln ließe.

Die Kriegs-Flöte, ein bekanntes und sehr geschätztes Instrument, gewöhnlich sechs bis neün Zoll lang, wird aus den Beinknochen des Hirsches oder Truthahns gemacht und mit bunten Stachelschwein-Stacheln verziert. Der Haüptling oder Führer trägt sie im Kampfe um den Hals unter seiner Kleidung. Sie hat nur zwei Töne; der eine, hellere Ton gibt das Zeichen zum Kampfe, der andere zum Rückzug; sie werden hervorgebracht, je nachdem man in das eine oder das andere Ende hineinbläst. Dieser Ton wird mitten im Gefecht gehört, wenn der Lärm so stark ist, daß es unmöglich ist, das Kommando des Führers zu verstehen.

Ein anderes Blase-Instrument, die an der Gränze sogenannte Hirschhaut-Flöte, oder die Werbe-Flöte der Winnebagos (Tsal-iht-quash-to), hat drei, vier oder sechs Löcher für die Finger und eben so viele Töne mit ihren Octaven, die aber unregelmäßig graduirt sind und den Beweis liefern, daß die Indianer wenig musikalisches Gehör haben. Man bläst in das Ende der Flöte hinein und sie scheint zum Theil eine Nachahmung von Instrumenten der civilisirten Völker zu sein.

In der Gegend des oberen Mississippi sitzen die jungen Leute des Winnebago-Stammes, wie man mir erzählte, oft stundenlang Tag für Tag in der Nähe des Wigwams, welcher den Gegenstand ihrer Neigung enthält, und blasen diese Flöte, bis endlich das Herz der Dame, von so viel Aufopferung gerührt, durch ein Zeichen zu erkennen gibt, daß sie bereit sei, den jungen Orpheus durch ihre Hand und ihr Herz zu belohnen. Ob dies wahr ist, weiß

ich nicht, indeß muß doch wol ein Grund für die obenerwähnte Benennung vorhanden sein.

Aus dieser Beschreibung ihrer rohen und unvollkommenen musikalischen Instrumente wird man ersehen, daß sie in der Musik nur geringe Fortschritte gemacht haben; dies zeigt sich noch deütlicher in ihren Gesängen, welche der Reisende in diesem Lande täglich und fast stündlich hört.

Der Tanz ist eine der vorzüglichsten und haüfigsten Vergnügungen bei allen Indianer-Stämmen Nord-Amerika's. Die Tänze bestehen etwa aus vier Pas, die Figuren und Formen dieser Scenen, die durch heftige Sprünge und Verdrehungen des Körpers hervorgebracht und mit Gesang und Trommelschlag, genau nach den Bewegungen des Tanzes, begleitet werden, sind sehr zahlreich. Einige Reisende haben behauptet, daß die Musik des Indianers weder Harmonie noch Melodie besitze; dem kann ich nicht beistimmen, obgleich ich zugebe, daß in den meisten ihrer Gesänge von dem, was die musikalische Welt „Melodie" nennt, keine Rede ist. Ihre Gesänge bestehen aus rauhen und schnarrenden Kehltönen, aus Geschrei, Gebell und Gekreisch, welches Alles vollkommen nach dem Takte und nicht nur mit Methode, sondern auch mit Harmonie ausgestoßen wird. Jeder, der in diesem Lande reiste, wird sich erinnern, daß der Indianer sich zuweilen neben sein Feüer niederlegt, seine Trommel zur Hand nimmt, die er auf kaum hörbare Weise berührt und einen so sanften Gesang anstimmt, daß man glaubt, ein Frauenzimmer singen zu hören. Diese sanften Gesänge, welche sich sehr von denen unterscheiden, die sie im vollen Chor und mit heftigen Gestikulationen bei ihren Tänzen singen, scheinen voll Ausdruck zu sein, obwol einförmig und ohne Melodie.

Sie tanzen viel mehr als die civilisirten Völker, denn der Tanz gehört mit zu ihrem Gottesdienst; sie tanzen, wenn sie dem Großen Geist ihren Dank darbringen, wenn sie ihrer Medizin ihre Verehrung bezeigen und angesehene Fremde ehren und unterhalten wollen.

Während meines Aufenthaltes unter den Sioux habe ich so viele verschiedene Tänze gesehen, daß ich dieses Volk die „tanzenden Indianer" nennen möchte. Sie scheinen für Alles Tänze zu haben und fast zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hörte man die Trommel, welche irgend einen Tanz begleitete. Die Tänze sind ebenso manchfaltig in ihrem Karakter, als zahlreich — einige sind ungemein grotesk und lächerlich und erhalten den Zuschauer in fortwährendem Gelächter — andere haben den Zweck, das Mitleid zu erregen, während noch andere durch die furchtbaren Drehungen und Verdrehungen des Körpers Widerwillen oder Schrecken und Furcht erregen.

Alle Welt hat von dem Bären-Tanze gehört, aber wol nur Wenige haben ihn gesehen. Die Sioux, gleich allen westlichen Stämmen, lieben das Bärenfleisch und müssen große Vorräthe von Bärenfett haben, um ihr langes Haar und ihren Körper damit zu salben. Sie Alle lieben auch sehr die Bären-Jagd und mehrere Tage vorher, ehe sie zu diesem Zwecke ausziehen, vereinigen sich Alle, um den Bärentanz aufzuführen, und zu dem „Bären-Geist" zu singen, der, wie sie glauben, sich irgendwo unsichtbar aufhält und zu Rathe gezogen

und versöhnt werden muß, ehe man auf eine glückliche Jagd rechnen könne. Zu diesem Zwecke hängt einer der angesehensten Medizin=Männer, welcher den Tanz leitet, ein Bären=Fell um, so daß die mit einer Feder des Kriegsadlers verzierte Kopfhaut ihm das Gesicht bedeckt und er durch die Augenlöcher hindurchsieht; noch mehrere der Tanzenden tragen Masken von Bären=Fell und Alle ahmen mit den Händen die Bewegung dieses Thieres nach, Einige, wenn es laüft, Andere die eigenthümliche Stellung und das Herabhangen der Vordertatzen, wenn es, auf den Hinterfüßen sitzend, die Annäherung eines Feindes erwartet. Diese wunderliche und unterhaltende Maskerade wird oft in Zwischenraümen mehrere Tage hinter einander wiederholt, ehe man auf die Bären-Jagd auszieht, und sie würden, wie bereits erwähnt, auf keinen Erfolg rechnen, wenn sie nicht alle Formen streng beobachteten.

Der Tanz wird auch hier, wie zuweilen unter civilisirten Völkern, dazu benutzt, um Gunstbezeigungen oder die Güter dieser Wélt zu erlangen, nur gehen die Indianer dabei ehrlicher zu Werke, indem sie dem Tanz den rechten Namen geben und ihn den Bettler=Tanz nennen. Ich sah diesen Tanz nicht von Bettlern, sondern von den ersten und unabhängigsten jungen Leüten des Stammes, die, bis auf den Gürtel von Adler= und Raben=federn, ganz nackt waren und Lanzen, Peifen und Rasseln in den Händen hielten; ein Medizin=Mann begleitete den Gesang mit der Trommel und mit den höchsten Tönen, die er mit seiner Kehle hervorzubringen vermochte. Bei diesem Tanze singt ein Jeder so laut er kann, indem er den Großen Geist anfleht, daß er die Herzen der Umstehenden erweichen möge, damit sie den Armen geben, und die Versicherung hinzufügen, daß der Große Geist gütig gegen diejenigen sein werde, die sich gegen die Armen und die Hülflosen mildthätig erweisen.

Von dem Skalp und der Art und dem Zwecke des Skalpirens ist bereits oben (29. Kapitel) die Rede gewesen und ich sagte dort, daß die meisten Skalpe über kleine Reifen gespannt würden, um bei dem Skalp=Tanze benutzt zu werden. Über diesen Tanz will ich jetzt einige Worte sagen.

Der Skalp=Tanz findet zur Feier eines Sieges Statt und wird bei diesem Stamme in der Nacht bei Fackelschein und kurz vor dem Schlafengehen getanzt. Wenn eine Streifpartei mit den Skalpen der Feinde von einem Kriegszuge heimkehrt, so „tanzen" sie dieselben vierzehn Nächte hintereinander, wobei sie sich ihrer Heldenthaten rühmen, während sie die Waffen in den Händen schwingen. Einige junge Frauen treten in den Kreis und halten die neü eroberten Skalpe, ohne jedoch an dem Tanze selbst Theil zu nehmen, während die Männer im Kreise herum tanzen, d. h. mit beiden Beinen zugleich in die Höhe springen, auf das Entsetzlichste schreien und ihre Waffen so drohend schwingen, als ob sie sich gegenseitig auf der Stelle in Stücke zerhauen wollten; zugleich verzerren sie ihr Gesicht auf das Graülichste und beißen die Zähne zusammen, mit einem Worte, sie geberden sich, als ob sie mitten im heftigsten Kampfe wären. Keine Beschreibung ist vermögend, den furchtbaren und unauslöschlichen Eindruck dieser in dunkler Nacht bei Fackelschein aufgeführten Tänze zu schildern.

Der Zweck des Skalpirens ist bekannt und oben erklärt worden; aber die Gründe, weshalb diese Ceremonie des Tanzes so gewissenhaft von allen Nordamerikanischen Stämmen beobachtet wird, sind nach meiner Ansicht noch nicht genügend aufgeklärt. Ein Hauptzweck ist unstreitig die öffentliche Freüdenbezeigung; aber es giebt noch andere wesentliche Gründe für die streng beobachtete Schaustellung der Skalpe. Bei einigen Stämmen werden die Skalpe nach dieser Feierlichkeit begraben. Die öffentliche Schaustellung hat wol den Zweck, die Skalpe zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und den Besitzern die öffentliche Anerkennung zu verschaffen, da sie sich nun von denselben trennen müssen. Die große Achtung, welche sie den Skalpen beweisen, so lange sie im Besitz derselben sind, der traurige Gesang für die Geister ihrer unglücklichen Schlachtopfer, so wie die große Sorgfalt und Feierlichkeit, womit sie später die Skalpe begraben — dies Alles gibt mir die Überzeügung, daß sie eine abergla̋ubige Furcht vor den Geistern ihrer erschlagenen Feinde haben und diese zur Sicherung ihrer eigenen Ruhe durch mancherlei Ceremonien zu versöhnen suchen, wohin auch die oben beschriebene Feierlichkeit gehört.

Einunddreißigstes Kapitel.

Beschreibung der Büffel — Gewohnheiten derselben. — Das Wälzen derselben. — Zauber-Kreise. — Das Einholen der Büffel und Abschießen des Pfeiles. — Büffel-Jagd. — Gebrauch des Lasso. — Das Jagen in der Maske einer weißen Wolfshaut. — Tödtung der Pferde bei der Büffel-Jagd. — Büffel-Kälber; Fangen und Einbrigen derselben. — Die Büffel werden unnöthigerweise in ungeheürer Menge getödtet. — Angriff der Büffel durch weiße Wölfe. — Betrachtungen über die wahrscheinliche Ausrottung der Büffel und der Indianer.

Über die Büffel, welche diese Länder in zahlreichen Heerden bewohnen, habe ich bereits oben (Kap. 4. u. 24.) gesprochen und will hier noch Einiges hinzufügen.

Diese edlen Thiere, welche in den naturgeschichtlichen Werken so genau beschrieben, sind in dieser weiten Wildniß ein Gegenstand von großem Interesse und großer Wichtigkeit, da sie, gleich dem Wilden, vor der Annäherung des civilisirten Menschen schnell verschwinden und in wenigen Jahren nur noch in Büchern und Bildern vorhanden sein werden.

Das Wort „Büffel" wird mit Unrecht auf diese Thiere angewendet, die dem östlichen Büffel eben so wenig gleichen, als dem Zebu oder dem gemeinen Ochsen. Ob sie dem Eüropäischen Bison ähnlich sind, weiß ich nicht, da ich niemals dergleichen gesehen habe; nach den zahlreichen Abbildungen und Beschreibungen desselben zu urtheilen, ist jedoch der Bison der Amerikanischen Prairien von dem Bison des nördlichen Eüropa's und Asien's sehr verschieden.

Der Amerikanische Bison, oder wie ich ihn nennen werde, der Büffel, ist das größte wiederkaüende Thier, welches gegenwärtig in Amerika lebt und scheint in den Ebenen dieses weiten Landes von dem Großen Geiste eigens für die rothen Männer geschaffen zu sein, die fast ausschließlich von seinem Fleische leben und sich mit seinen Haüten bekleiden. Die Farbe dieser Thiere ist ein dunkles Braun, das sich aber nach den Jahreszeiten sehr verändert; das lange Haar oder der Pelz des Winters und Frühlings wird ganz dünn und fast schwarz, wenn nach dem Abwerfen des Winterkleides ein neüer Haarwuchs hervorkommt.

Der Büffel-Stier erreicht oft das ungeheüre Gewicht von 2000 Pfund und hat eine lange und zottige, schwarze Mähne, die in großer Fülle über Kopf und Schultern herabhangt und oft bis auf die Erde reicht. Die Hörner sind kurz, aber sehr stark und haben nur eine Biegung, d. h. sie bilden einen einfachen Bogen, ohne die geringste Annäherung an eine Spiral-Linie, wie bei dem gemeinen Ochsen und der Ziege. Die Kuh ist viel kleiner, als der Stier und durch die eigenthümliche Gestalt der Hörner ausgezeichnet, die stets gekrümmter sind und ihre Spitzen mehr einwärts nach der Mitte der Stirn kehren.

Eines der merkwürdigsten Kennzeichen des Büffels ist die eigenthümliche Bildung und der Ausdruck des Auges, dessen Augapfel sehr groß und weiß, die Iris dagegen schwarz ist. Die Augenlieder stehen immer weit offen und der Augapfel rollt beständig auf und nieder, so daß ein großer Theil der Iris von dem unteren Augenliede verdeckt wird, während das reine Weiß des Augapfels in halbmondförmiger Gestalt darüber hervorglänzt.

Diese Thiere leben im eigentlichen Sinne des Wortes heerdenweise, aber sie wandern nicht. Sie grasen zuweilen in ungeheürer und fast unglaublicher Menge beisammen und durchziehen weite Landstriche, und zwar eben so oft von Osten nach Westen und von Westen nach Osten, als von Norden nach Süden; obwol man dies Herumstreifen durch regelmäßige Wanderungen nach den Jahreszeiten hat erklären wollen. Ihr Verbreitungs-Bezirk in Nord-Amerika erstreckt sich vom 30° — 55° Nördl. Breite und von der äußersten Westgränze der Vereinigten Staaten bis an den Fuß der Rocky Mountains. Die Gränzen ihres Vorkommens im Osten und Westen werden durch ganz andere Ursachen bedingt, als im Norden und Süden, wo die Temperatur ihrer Verbreitung Schranken setzt. Innerhalb dieser 25 Breitengrade leben die Büffel, ohne daß sie nöthig hätten, der Strenge des Klima's sich zu entziehen, gegen welches die Natur sie mit einem mehr oder weniger dichten Pelze versehen hat.

Es ist erwiesen, daß der Büffel bis zum Winnepeg-See in den strengsten Wintern ausdauert, indem er sich in den Wäldern aufhält und unter dem Schnee das Gras hervorscharrt, welches dort beim Eintritte des Winters schnell mit allen seinen Säften gefriert und daher ein sehr nahrhaftes Futter gewährt; und oft, wenn nicht gewöhnlich, sind die Büffel in dieser Jahreszeit dort fetter, als unter dem 30. Breitengrade an den Gränzen von Mejiko, wo man die Strenge des Winters nicht kennt, aber während des langen Herbstes eine

brennende Sonne die Vegetation allmälig austrocknet und ihrer nährenden Bestandtheile beraubt, so daß diese armen Thiere, während sie sich dort selbst im Winter einer wärmenden Sonne erfreüen, kein saftiges Gras zu ihrer Nahrung haben.

Die Mündung des Teton-Flusses kann man als den eigentlichen Mittelpunkt des Büffel-Landes betrachten, indem dieselbe ungefähr gleich weit von beiden Extremen entfernt ist. Die schönsten Thiere finden sich auf den dortigen Prairien und ich konnte keinen besseren Aufenthaltsort wählen, um über die Jagd derselben, welche ihre endliche Ausrottung beschleünigen muß, noch Einiges mitzutheilen.

Die Sioux sind verwegene Reiter und tüchtige Jäger, und in dem Herzen ihres Landes befindet sich eine der größten Niederlagen von Waaren und Branntwein und es ist der Sammelplatz von Leüten, die unermüdlich jeder abgezogenen Büffelhaut nachspüren.

Die zahllosen Heerden dieser Thiere, welche man zuweilen auf den Prairien antrifft, sind von vielen Schriftstellern erwähnt worden und es kann sie noch jetzt ein Jeder sehen, der sich die Mühe nimmt, diese Gegenden zu besuchen. In der Jagdzeit, im August und September, versammeln sie sich an manchen Orten oft in solcher Menge, daß die Prairien buchstäblich meilenweit ganz schwarz erscheinen. Man sieht dann nicht selten mehrere Tausende, in eine Wolke von Staub gehüllt, welche von den Stieren aufgeregt wird, die sich auf dem Boden wälzen oder wüthend mit einander kämpfen. Die Stiere verfolgen immer die Kühe und die ganze Masse ist in steter Bewegung, wobei Alle beständig ein tiefes, dumpfes Gebrüll ausstoßen, welches einem fernen Donner gleicht.

Während sie sich in dieser Jahreszeit in dichten Massen an einem Orte versammeln, ist das umliegende Land auf eine Strecke von mehreren Meilen ganz von ihnen entblößt, und man kann mehrere Tage und Nächte reisen, ohne einen einzigen Büffel zu sehen, während man einige Wochen später auf demselben Wege zahlreiche kleine Heerden erblickt, die sich über das ganze Land verbreiten und theils grasen, theils ruhig liegen oder sich im Schlamme wälzen. Der Ausdruck „ein Büffel in seinem Schlamm" ist sehr bezeichnend für Denjenigen, der jemals Gelegenheit hatte, einen Büffel zu sehen, welcher seinen erhitzten Körper in einem Schlammpfuhl abzukühlen sucht.

Wenn diese großen Thiere, welche wegen ihres starken und zottigen Haares sehr von der Hitze des Sommers leiden müssen, in Niederungen weiden, wo sich zwischen dem Grase etwas stehendes Wasser befindet, unter welchem der Boden erweicht ist, so läßt sich der Büffel auf ein Knie nieder und wühlt mit den Hörnern und zuletzt mit dem Kopfe die Erde auf, wodurch eine Vertiefung entsteht, in die das Wasser sich hineinzieht, und ein kühles und angenehmes Bad bildet, in das er sich hineinstürzt, wie das Schwein in den Koth.

In dies köstliche Bad legt sich nun der Büffel auf die Seite und dreht sich mit Hülfe der Hörner und des Höckers auf dem Rücken im Kreise herum, wodurch er immer tiefer in den Schlamm versinkt, der ihn, wenn er aufsteht,

wie ein Mörtel bedeckt, seine Farbe verändert und von allen Theilen seines Körpers herablaüft, was ihm ein abschreckendes Ansehen gibt.

Gewöhnlich macht der Führer der Heerde diese Vertiefungen und wenn es ein anderer Stier übernimmt, so vertreibt er denselben, stürzt sich hinein und bleibt, nachdem er seinen Körper abgekühlt und in eine wandelnde Masse von Schlamm verwandelt, noch darin stehen, bis es ihm beliebt, einem anderen Platz zu machen; so geht es fort, bis die ganze Heerde, die zuweilen aus mehreren hundert Stück besteht, an die Reihe gekommen ist. Jeder Büffel erweitert die Vertiefung etwas und nimmt einen Theil des Schlammes mit hinweg, der an seinem Körper hangen bleibt, beim Trocknen eine graue oder weißliche Farbe annimmt und allmälig abfällt. Dadurch erhält die kreisförmige Vertiefung oft einen Durmesser von 15 — 22 Fuß und eine Tiefe von zwei Fuß; das Wasser der Prairie zieht sich dorthin, setzt vegetabilische Stoffe ab und in einigen Jahren ist sie mit einem fruchtbaren Boden ausgefüllt, auf dem Gras und Kraüter in ungewöhnlicher Üppigkeit gedeihen.

Viele Reisende, welche nicht weit genug gegen Westen vordrangen, um die Lebensart der Büffel und die Entstehung dieser geheimnißvollen Kreise zu beobachten, die oft in Gruppen und von verschiedener Größe vorkommen, haben nach ihrer Rückkehr sehr schöne und sinnreiche Theorien über den Ursprung dieser sonderbaren und unerklärlichen Erscheinungen aufgestellt, die man, aus Mangel einer vernünftigen Erklärung, Zauber-Kreise genannt hat.

Andere haben angenommen, diese Kreise entständen durch die Tänze der Indianer, die allerdings in den meisten Fällen im Kreise aufgeführt werden; allein eine geringe Überlegung zeigt sogleich das Unwahrscheinliche einer solchen Behauptung, da die Indianer zu ihren Tänzen stets einen trocknen und harten Boden und zwar in der Nähe ihrer Dörfer wählen, während die Zauber-Kreise sich immer auf niedrigem, feüchtem Boden befinden.

Da mein Besuch des „Fernen Westens" mich tief in das Herz des Büffel-Landes führte, wo ich Gelegenheit hatte, diese Thiere in allen Phasen ihres Lebens, so wie die verschiedenen Arten der Jagd auf dieselben, zu beobachten, so möge es mir vergönnt sein, noch einige Worte hierüber zu sagen.

Die Lieblings-Jagd der Indianer dieser Gegenden ist die Büffel-Jagd, die fast immer zu Pferde und mit Bogen und Lanze Statt findet. Sie haben kleine aber sehr brauchbare Pferde, die sie auf den Prairien fangen, wo man sie oft wild in zahlreichen Heerden antrifft. Auf seinem kleinen wilden Pferde, welches einige Jahre lang abgerichtet worden, sprengt der Indianer in vollem Jagen mitten in die Heerden der Büffel, Elen und selbst Antilopen hinein. Das Pferd ist das schnellste Thier der Prairie und bringt seinen Reiter mit Leichtigkeit an die Seite des Wildes, welches dann in der Entfernung weniger Schritte seinen tödtlichen Waffen eine leichte Beüte wird.

Bei der Jagd des Büffels oder eines anderen Thieres „entkleidet" der Indianer gewöhnlich sich und sein Pferd, indem er den Schild, den Köcher und jedes Stück seiner Kleidung, welches ihm hinderlich sein könnte, wegwirft; in die linke Hand nimmt er den Bogen und fünf oder sechs Pfeile und

an der rechten Hand (oder am Gürtel befestigt) hangt eine schwere Peitsche, die er auf unbarmherzige Weise gebraucht, um sein Pferd zum schnellsten Laufe anzutreiben.

Diese Pferde sind so abgerichtet, daß der Indianer sich wenig des Zügels zu bedienen braucht, der auf dem Halse des Pferdes hangt, während es sich dem Büffel auf der rechten Seite nähert, wodurch der Reiter in den Stand gesetzt wird, seinen Pfeil nach der linken Seite hin abzuschießen; dies geschieht in dem Augenblicke, wenn er im Vorbeijagen sich dem Herzen des Thieres gegenüber befindet, welches dann den tödlichen Pfeil „bis an die Feder" empfängt. Wenn der Indianer eine zahlreiche Heerde verfolgt, so jagt er gewöhnlich dicht hinter derselben her, bis er ein Thier ausgewählt hat, welches er dann so bald als möglich von den übrigen dadurch abzusondern sucht, daß er zwischen dasselbe und die Heerde hineinsprengt.

Die Indianer bedienen sich niemals eines eigentlichen Zaumes mit Gebiß, sondern nur einer Halfter, welche mit einer Schleife um die untere Kinnlade des Pferdes befestigt ist und mehr zum Anhalten, als zum Lenken desselben dient. Hat der Indianer den Lauf seines Pferdes auf den von ihm ausgewählten Büffel hin gerichtet, so strengt es alle seine Kräfte an, denselben so nahe als möglich zu begleiten, während die Halfter unberührt auf dem Halse liegt und der Reiter mit dem gespannten Bogen sich auf der linken Seite des Pferdes vorwärts beügt, um den tödtlichen Schuß zu thun, sobald er dem Büffel zur Seite ist. Das Pferd, welches sich instinktmäßig vor dem Büffel scheüt, hält die Augen starr auf das so dicht vor ihm befindliche wüthende Thier gerichtet und sobald es die geringste Entfernung von demselben erreicht hat, der Reiter mag geschossen haben oder nicht, wendet es sich ab, um jedes Zusammentreffen mit den Hörnern des Büffels zu vermeiden, der sich oft plötzlich gegen seinen Verfolger kehrt. Aber bei aller Vorsicht von Seiten des Reiters, und trotz des Scharfsinnes seines Pferdes, kommen dennoch dergleichen furchtbare Kollisionen vor; denn die Aufregung bei dieser Jagd ist so groß, daß Instinkt und Vernunft ihre Herrschaft verlieren und Roß und Reiter sich dem Tode entgegenstürzen, als geschähe es zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen. (Vergl. die Schilderung der Büffel-Jagd im 4. Kapitel.) Ich habe mich stets für sehr vorsichtig gehalten, allein auch ich bin in dies Delirium der Jagd verfallen und habe mich mehrmals, mit Staub und Blut bedeckt, von der Prairie erhoben, während meine Flinte zwanzig bis dreißig Schritte von mir mit zerbrochenem Schaft am Boden lag und mein Pferd, eine halbe Englische Meile entfernt, ruhig weidete, auf der ganzen Prairie aber, so weit das Auge reichte, kein lebendes Wesen mehr zu erblicken war.

Für den Neüling ist diese Jagd mit großer Gefahr verbunden, während der von Jugend auf damit beschäftigte Indianer sie als ein Vergnügen betrachtet, beim Reiten den Athem nicht verliert und mit sicherer Hand die tödtliche Waffe entsendet.

Wenn der Indianer auf der Jagd einen Büffel oder im Kriege einen Feind verfolgt, so läßt er gewöhnlich den am Pferde befestigten Lasso — einen

zehn bis fünfzehn Ellen langen, aus Streifen von rohem Leder geflochtenen Riemen — auf der Erde nachschleppen, damit er, wenn er vom Pferde fällt, vermittelst desselben das Pferd anhalten kann. Dieser Lasso dient hauptsächlich zum Einfangen der wilden Pferde, indem man ihnen eine am Ende desselben befindliche Schlinge um den Hals wirft.

In dem langen und sehr strengen Winter bedient sich der Indianer auf der Jagd der Schnee-Schuhe, die ihn leicht über den Schnee hinwegtragen, während die Büffel durch ihr großes Gewicht tief in denselben einsinken und dadurch leicht eine Beüte ihrer Verfolger werden. Der Schnee wird von den Gipfeln und Abhängen der Hügel hinweggeweht, so daß diese ganz entblößt werden und den Büffeln zur Weide dienen; dagegen häuft er sich in den Vertiefungen und Schluchten so bedeütend an, daß es den verfolgten Thieren oft unmöglich ist, sich hindurchzuarbeiten. Da im Winter das Haar oder der Pelz des Büffels am längsten und dichtesten ist, das Fell mithin einen größeren Werth hat, so werden in dieser Jahreszeit die meisten Thiere getödtet, denen man nur die Haut abzieht, um sie an die Pelzhändler zu verkaufen, während man das Fleisch den Wölfen überläßt.

Die Schneeschuhe, welche sehr verschiedene Formen haben, sind zwei bis drei Fuß lang, einen Fuß und darüber breit und bestehen aus einem oder mehreren Reifen, über die ein Netzwerk von Leder-Riemen gespannt ist, worauf der Fuß wie bei einem Schlittschuh befestigt wird. Mit diesen Schneeschuhen gleitet der Indianer mit erstaunlicher Schnelligkeit über den Schnee hin ohne einzusinken und hinterläßt kaum eine Spur seines Weges.

Der Mensch stellt den armen Büffeln zu allen Jahreszeiten und auf die verschiedenste Weise nach — er jagt sie zu Pferde in den Ebenen, verfolgt sie im Winter im Schnee auf Schneeschuhen und beschleicht sie, wenn sie ruhig grasen, unter der Maske eines Wolfes und schießt sie nieder, ehe sie einmal die Nähe der Gefahr ahnen.

Es gibt in diesem Lande verschiedene Varietäten von Wölfen, der furchtbarste und zahlreichste ist der weiße Wolf, der oft in Rudeln von 50 — 60 Stück auf den Prairien herumschwärmt, die dann in der Ferne einer Heerde Schaafe ähnlich sehen. Sie erreichen oft die Größe des größten Neufundländischen Hundes. Wenn die Büffel in Menge vorhanden und es daher den Wölfen nicht an Nahrung fehlt, so sind sie harmlos und fliehen den Menschen. Sie halten sich stets in der Nähe der Büffel-Heerden, um sich desjenigen zu bemächtigen, was die Jäger von den erlegten Büffeln zurücklassen, oder die verwundeten Thiere anzufallen. Sind die Büffel in einer Heerde beisammen, so scheinen sie die Wölfe wenig zu fürchten und lassen sie ganz nahe heran kommen. Dies benutzen die Indianer, um die Büffel zu beschleichen, indem sie sich eine vollständige Wolfshaut über den Kopf ziehen und so maskirt oft über eine halbe Englische Meile weit auf Händen und Füßen fortkriechen, bis sie sich der arglosen Heerde auf wenige Schritte genähert haben und dann mit Leichtigkeit den fettesten Büffel niederschießen.

Der Büffel ist ein sehr furchtsames Thier und flieht die Nähe des Men-

schen mit dem größten Scharfsinn; wird er aber eingeholt und verwundet, so wendet er sich oft mit der größten Wuth gegen seine Verfolger, die dann ihr Heil in der Flucht suchen müssen. Die Pferde werden dann gewöhnlich getödtet, während der Indianer sich durch seine Gewandtheit und seinen Scharfsinn zu retten weiß.

So lange die Kälber jung sind, halten sich die Stiere immer in der Nähe der Kühe, als ob sie die Jugend schützen wollten, und es ist sehr gefährlich, sie in dieser Zeit anzugreifen, denn man kann sicher darauf rechnen, daß sie sich gegen ihre Verfolger kehren, die sich oft gegenseitig zu Hülfe eilen müssen. In den ersten sechs Monaten ist das Büffel-Kalb roth und sieht den Kälbern des gezähmten Rindviehes zum Verwechseln ähnlich. Im Herbste, wenn es das Haar wechselt, erhält es eine braune Färbung, die es für immer behält. Bei der Verfolgung einer großen Büffel-Heerde zu einer Zeit, wenn die Kälber erst wenige Wochen alt sind, haben mir die wunderlichen Manöver derselben oft viel Unterhaltung gewährt. In der Verwirrung und dem Gedränge mehrerer hundert oder tausend dieser Thiere verlieren die Kälber oft ihre Mutter aus dem Gesicht und bleiben weit hinter der Heerde und den Jägern zurück; sie sind dann in großer Verlegenheit, wo sie sich verbergen sollen, da die ebene Prairie nichts darbietet, als sechs bis acht Zoll hohes Gras oder einen um wenige Zoll höheren Busch von wilder Salbei. Auf diesen laufen sie dann zu, knieen nieder, stecken die Nase in den Busch, schließen die Augen und halten sich wahrscheinlich für vollkommen sicher, während sie auf den Hinterfüßen stehen und daher schon in der Entfernung von einigen Englischen Meilen gesehen werden können. Wir ritten oft, nachdem wir die Heerde verfolgt hatten, auf demselben Wege zurück, um diese kleinen zitternden Thiere aufzusuchen, die bei unserer Annäherung ihre Stellung nicht verließen, aber während wir von den Pferden stiegen, ihre Augen starr auf uns gerichtet hielten. Sie lassen sich dann nach geringem Widerstande fangen. Ich habe oft nach einem hier bekannten Gebrauche meine Hände über die Augen des Kalbes gelegt und einige Male stark in seine Nasenlöcher hineingeblasen, worauf es meinem Pferde stets mehrere Meilen weit bis in den Stall gefolgt ist. Ich hatte früher schon viel von diesem sonderbaren Gebrauche gehört, aber niemals daran glauben wollen, bis ich mich endlich durch den Augenschein überzeugte. Herr Laidlaw hatte auf diese Weise etwa ein Dutzend Kälber eingefangen, die er mit der Milch einer Kuh nährte. Er wollte sie mit dem Dampfboote nach St. Louis senden, in dessen Nähe er eine große Pflanzung besitzt; da jedoch das Dampfboot einen Weg von mehr als 300 Meilen zu machen hatte, und überdies eine oder zwei Wochen auf einer Sandbank liegen blieb, in einem Lande, wo es keine Milch gab, so starben alle bis auf eines, welches jetzt ganz munter auf der erwähnten Besitzung lebt.

Dem Reisenden in diesen Gegenden drängt sich der betrübende Gedanke auf, daß die Zeit nicht fern ist, wo das Letzte dieser edlen Thiere den unvorsichtigen Verfolgungen der Weißen und Rothen Männer zum Opfer fallen wird und daß diese schönen grünen Gefilde dann für die Zukunft ohne Wild

und ohne Bewohner sein werden. Damit man aber nicht glaube, daß dies bloße Phantasie-Gebilde sind, so will ich eine Thatsache mittheilen, welche die Richtigkeit meiner Behauptung darthun wird.

Als ich im Mai 1832 bei meiner Fahrt den Missouri aufwärts in Fort Pierre ankam, erzählte mir Herr Laidlaw, daß wenige Tage zuvor auf der anderen Seite des Flusses sich eine zahllose Büffel-Heerde gezeigt habe, worauf etwa 500 — 600 Sioux um Mittag zu Pferde durch den Fluß gesetzt und gegen Sonnen-Untergang mit 1400 frischen Büffel-Zungen zurückgekehrt seien, für die sie nur einige Gallonen (vier Quart) Branntwein forderten, die sofort ausgetrunken wurden. Dies Tödten der Büffel zu einer Zeit, als die Haüte ohne Pelz und mithin ohne Werth waren und im Lager sich große Fleischvorräthe befanden, ist ein schlagender Beweis von der Sorglosigkeit des Indianischen Karakters.

In diesem merkwürdigen Lande, wo weder Gesetze noch gesellschaftliche Verordnungen dem armen Indianer den Trunk als ein Laster oder eine Unschicklichkeit darstellen, hält er es für etwas Harmloses, sich dem Genusse des Branntweins hinzugeben, so lange er noch im Stande ist, sich dies köstliche Getränk zu verschaffen. Sie halten die Weißen für klüger und glauben ihrem Beispiele folgen zu müssen — aber alle Weißen, die sie in ihrem Lande sehen, verkaufen ihnen Branntwein und die meisten trinken selbst; die Indianer finden bald Geschmack daran und um denselben zu befriedigen, suchen sie so viel Büffel als möglich zu tödten, um für deren Haüte u. s. w. verdünnten Alkohol zu kaufen, der ihnen mit vier Dollars das Gallon berechnet wird.

Es ergiebt sich aus dem Vorstehenden, daß nicht nur rothe und weiße Männer, sondern auch die Thiere bei der Vernichtung der Büffel thätig sind, obgleich die letzteren in geringerem Grade und aus einem löblicheren Grunde. Ich habe oben erwähnt, daß die weißen Wölfe in allen Jahreszeiten den Büffel-Heerden folgen, um die von ihren Feinden getödteten zu verzehren oder über die kranken oder alterschwachen Thiere herzufallen.

So lange eine Heerde beisammen ist, greifen die Wölfe dieselbe niemals an, da sich alle sofort zu gemeinsamen und erfolgreichem Widerstande vereinigen. Wenn aber die Heerde weiter zieht, so bleiben häufig alte oder verwundete Thiere zurück und werden dann, sobald die Heerde aus dem Gesicht verschwunden ist, von den Wölfen, die oft bis zu fünfzig Stück beisammen sind, angefallen und getödtet. Der Büffel ist jedoch ein starkes und wüthendes Thier und leistet, wenn ihm der Rückzug abgeschnitten ist, verzweifelten Widerstand und nicht selten tödtet er seine sämmtlichen Angreifer, indem er sie theils mit den Hörnern in die Luft schleüdert, theils mit den Füßen todt tritt.

Auf meinen Reisen hatte ich mehrmals Gelegenheit, einem solchen Kampfe beizuwohnen. Einst kehrten wir von einer Jagd zurück und bemerkten in der Entfernung einen großen Stier, der von einem Rudel Wölfe umgeben war. Wir näherten uns bis auf Pistolenschußweite und nachdem ich eine Skizze entworfen, verjagten wir die Wölfe, die sich in einige Entfernung zurückzogen. Der alte Stier hatte einen verzweifelten Widerstand geleistet, denn mehrere

seiner Feinde lagen todt oder schwer verwundet am Boden; aber er selbst war übel zugerichtet: die Augen waren ihm ausgerissen, die Nasenspitze ganz und die Zunge zur Hälfte abgebissen und von den Schenkeln hing die Haut und das Fleisch in Stücken herab. In diesem traurigen Zustande stand das alte Thier mitten unter seinen Verfolgern, die für einige Minuten den Angriff eingestellt hatten, um ihn mit erneüerten Kräften wieder zu beginnen. Ich ritt näher und sagte zu ihm: „Nun ist es Zeit, alter Bursche, mach', daß du wegkommst!" Und als ob er, wenn gleich blind und halb todt, einen Freünd in mir erkannt hätte, lief er plötzlich in gerader Richtung über die Prairie davon. Wir setzten unsern Weg fort, als wir aber nach einiger Zeit zurückblickten, sahen wir, daß er aufs Neüe von seinen Verfolgern umringt war, deren unersättlicher Gefräßigkeit er ohne Zweifel zum Opfer gefallen ist.

Ich kann nicht unterlassen, hier noch einige Betrachtungen über die wahrscheinliche Ausrottung der Büffel und der Indianer hinzuzufügen.

Die Natur bietet in ihrem ursprünglichen wilden Zustande wol nirgends schönere und lieblichere Landschaften dar, als in den weiten Prairien des Westens, und keine schöneren Exemplare von Menschen und Thieren, als diejenigen, welche jene Landschaften bewohnen, den Indianer und den Büffel, die gemeinschaftlichen ursprünglichen Besitzer des Bodens, die gemeinsam vor der Annäherung des civilisirten Menschen in die großen Ebenen des Westens geflohen sind, wo sie gemeinsam untergehen und wo ihre Gebeine neben einander bleichen werden.

Gewalt ist vielleicht Recht, Habgier eine Tugend und jenes Volk und jene Thiere sind vielleicht von Rechtswegen zum Untergange verdammt. Es kann leicht bewiesen werden — denn wir haben eine civilisirte Wissenschaft, welche dies und noch ganz andere Dinge beweist, wenn es darauf ankommt, die Ungerechtigkeiten des civilisirten Menschen zu beschönigen — es kann bewiesen werden, sage ich, daß der Schwache und Unwissende gar keine Rechte hat, — daß es in dem Zustande der Unwissenheit keine Tugenden giebt — daß die Gaben Gottes keine Bedeütung und kein Verdienst haben, als bis der civilisirte Mensch sie sich aneignet und zu seinem Nutzen und Luxus verwendet. Wir haben eine Art des Raisonnements, wodurch dies Alles und selbst noch mehr bewiesen werden kann. Ich sage wir können dergleichen Dinge beweisen, aber ein Indianer kann es nicht. Seiner natürlichen Einfachheit ist diese Art der Beweisführung unbekannt, die trefflich dazu geeignet ist, den Interessen der civilisirten Welt förderlich zu sein, die im Verkehr mit den Wilden stets ihr eigener Richter ist und die in der gegenwärtigen aufgeklärten Zeit mancherlei Gelüste hat, die nur dann gesetzlich befriedigt werden können, wenn man beweist, daß die Gesetze Gottes mangelhaft sind.

Es genügt in unserer verfeinerten und ausschweifenden Zeit nicht, dem Indianer sein Land zu entreißen und die Kleider vom Leibe zu nehmen, man muß ihm auch noch den Unterhalt entziehen, um der feinen Welt einen neüen und unnützen Luxus-Gegenstand zu verschaffen. Die Rasse der Büffel muß ausgerottet und der Indianer seiner Subsistenz-Mittel beraubt werden,

damit die weißen Leüte einige Jahre länger in Büffel-Roben einherstolziren können!

Die Büffel, welche einst in zahllosen Scharen über das ganze Land von dem Atlantischen Ocean bis zu den Rocky Mountains verbreitet waren, sind vor der Annäherung des civilisirten Menschen in die weiten Prairien des Westens geflohen. Da sie in den Wäldern ihren Todfeinden leicht zur Beüte wurden, so bewog sie der Instinkt, sich in die weiten und baumlosen Gras-Ebenen zurückzuziehen, wo sie den Angriffen weniger ausgesetzt sein würden; und über diese einsamen aber schönen Gefilde sind sie, gleich dem Indianer, immer weiter gegen Sonnen-Untergang geflohen, bis sie endlich auf einen schmalen Strich Landes im Osten der Felsen-Gebirge beschränkt worden sind.

Dieser Landstrich, welcher sich von der Gränze Mejiko's im Süden bis zum Winnipeg-See im Norden erstreckt, besteht fast ganz aus einer einzigen Gras-Ebene, die für den kultivirten Menschen niemals von Nutzen sein kann. Hier leben die Büffel und mit ihnen die Indianer-Stämme, welche Gott geschaffen hat, damit sie sich dieses schönen Landes und seiner Genüsse erfreüen.

In diesen Ebenen sieht man den schönsten Indianer, hier ist er am prächtigsten gekleidet, nur hier kann er alle seine Bedürfnisse befriedigen und nur hier ist er ein stolzer und ehrenwerther Mensch.

Nach einer mäßigen Schätzung leben mehr als 300,000 Indianer von dem Fleische des Büffels, und zugleich liefert ihnen dies Thier alle übrigen Bedürfnisse, da sie keine anderen kennen. Wer nicht selbst unter diesen Indianern gelebt und ihre Sitten und Gebraüche genau beobachtet hat, kann sich keine Vorstellung davon machen, wie sie jeden einzelnen Theil eines Büffels nützlich zu verwenden wissen. Das Fleisch wird auf die eine oder die andere Weise zur Nahrung zubereitet und sie leben ausschließlich davon. Die Haüte werden gegerbt und theils als Mäntel, theils als Zelt- und Bett-Decken benutzt — ungegerbt werden sie zu Kanoes, Sätteln, Zügeln, Halftern, Lassos und Stricken verarbeitet. Das Gehirn dient zum Gerben der Haüte — aus den Hörnern macht man Löffel — aus den Knochen Sattel-Gestelle, Kriegs-Keülen und Werkzeüge zum Schaben der Haüte oder man zerschlägt sie, um das Mark zu erhalten. Die Sehnen werden zu Bogen-Sehnen oder zur Verstärkung des Bogens verwendet, oder sie bedienen sich derselben, statt des Zwirns, zum Nähen ihrer Kleider und zum Aufziehen der Glasperlen. Die Beine und Hufe werden ausgekocht, um den Leim zu erhalten, den sie zur Befestigung der Pfeil-Spitzen und zu verschiedenen anderen Zwecken benutzen. Aus dem langen Haar vom Kopf und den Schultern flechten sie Halfter und den Schweif benutzen sie zu Fliegenwedeln. Auf diese Art wissen die Indianer die einzelnen Theile dieses werthvollen Thieres zu nützlichen Zwecken zu verwenden.

Noch ließe sich dies interessante Volk mit seinen Jagden, seinen Sprachen, seinen Sitten und Gebraüchen erhalten und mit ihm die Büffel, wenn man das System der Nicht-Einmischung einführen wollte. Allein dies ist nicht der Fall — das Schicksal der Büffel ist bestimmt und mit ihrer Aus-

rottung müssen auch die Bewohner dieser weiten Ebenen untergehen, die ihnen kein anderes Subsistenz-Mittel darbieten.

Es ist hart und grausam, daß die civilisirten Menschen, die mit allem Luxus und Comfort des Lebens umgeben sind, jährlich an 150,000 — 200,000 Büffel-Haüte aus jenen Gegenden holen und daß der größte Theil dieser Thiere zu einer Zeit getödtet wird, wo das Fleisch nicht aufbewahrt werden kann und daher den Wölfen überlassen wird, während der Indianer für jede Haut nur ein Nößel Branntwein erhält! Und zu dieser Zahl muß man noch diejenigen hinzufügen, welche für den Unterhalt von 300,000 Indianern getödtet werden.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß der Pelzhandel in diesen weiten westlichen Gegenden, welcher sich jetzt hauptsächlich auf den Ankauf von Büffel-Haüten beschränkt, von großer und nationaler Wichtigkeit sei und unterstützt werden müsse. Hierauf erwidere ich (ganz abgesehen von dem Mißgeschick des armen Indianers), daß es doch wol bei weitem vortheilhafter sein würde, ein solches Kapital zur Anfertigung wollener Kleidungsstücke zu verwenden und dadurch zugleich den Wollzüchter und den gewerbfleißigen Fabrikanten zu unterstützen, als den Hang zum Gebrauch der Büffel-Haüte zu nähren, die man doch in wenigen Jahren, wenn das letzte dieser Thiere getödtet worden ist, wird entbehren müssen.

Man wird mir ferner den Einwurf machen, daß man ja den Indianer für seine Büffelhaüte mit den Bedürfnissen des Lebens versehe; aber ich frage dagegen, welche Bedürfnisse hat denn der Indianer noch, wenn Büffel in hinreichender Menge vorhanden sind? Alle jene sogenannten Bedürfnisse für die Indianer sind künstlich, gemacht, und wenn in acht bis zehn Jahren die Büffel in seinem Lande gänzlich verschwunden sind, wer, frage ich, wird ihn mit den Lebens-Bedürfnissen versehen und wer wird dann 300,000 Indianern, die den Hungertod vor Augen haben und den Tausenden von Wölfen, die ihnen folgen, Widerstand leisten, wenn sie über unsere unbeschützten Gränzen dringen, um sich die Mittel zur Erhaltung des Lebens zu verschaffen? Gott hat den Menschen im Naturstande überall mit dem versehen, was er zu seinem Leben bedarf und bevor wir das Wild seines Landes tödten und ihn mit neüen Wünschen bekannt machen, hat er keine Bedürfnisse, die er nicht befriedigen könnte.

Die verarmten und wiederholt verpflanzten Indianer-Stämme, etwa 90,000 Seelen, erhalten von der Regierung jährlich 500,000 — 600,000 Dollars in baarem Gelde; allein dies Geld geht sogleich in die Hände der weißen Männer über, und es können dafür die Lebens-Bedürfnisse in hinreichender Menge geliefert werden. Aber wer, frage ich, wird den Indianern, welche sich an die von den weißen Männern ihnen verabreichten Bedürfnisse und selbst Luxus-Gegenstände gewöhnt haben, jene Lebens-Bedürfnisse liefern, wenn jene Jahresrenten aufhören, und dem letzten der Thiere, die Gott zu ihrem Unterhalte geschaffen, die Haut abgezogen worden ist?

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Kantonnement Leavenworth. — Schayennes. — Floyd's Grab. — Black Bird's Grab. — Schöne Rasen-Hügel. — Mandanische Überreste. — Belle Vue. — Die viereckigen Hügel. — Mündung des Platte-Flusses. — Schwimmende Büffel.

Das Kantonnement Leavenworth, der äußerste Militair-Posten an der West-Gränze der Vereinigten Staaten, unter dem Befehl des Obersten Davenport, liegt am West-Ufer des Missouri, etwa 130 Meilen oberhalb der Mündung dieses Stromes und an 400 Meilen vom Golf von Mejico in einer schönen Gegend. Es wurde vor einigen Jahren von dem General Leavenworth, dessen Namen es trägt, erbaut und ist der Vereinigungspunkt mehrerer feindlichen Stämme. Gewöhnlich befindet sich daselbst ein Regiment Soldaten, um den Frieden unter diesen kriegerischen Indianern zu erhalten.

Ich muß hier noch Einiges über meinen Aufenthalt an der Mündung des Teton-Flusses nachholen. Unter den Bildnissen, welche ich dort malte, war auch das eines Schayenne-Häuptlings, Nih-hih-o-ih-wuh-tis (der Wolf auf dem Berge) und einer Frau, Tis-sih-wuh-na-tis (die ihre Kniee wäscht). Die Schayenner sind ein kleiner Stamm von etwa 3000 Seelen, welcher westlich von den Sioux zwischen den Black Hills (Schwarzen Bergen) und dem Felsen-Gebirge wohnt. Es gibt, außer den Osagen, keinen schöneren und größeren Menschenschlag in Nord-Amerika; man findet kaum einen Erwachsenen, der unter sechs Fuß mißt. Sie besitzen unstreitig von allen Stämmen die meisten Pferde, denn sie leben in einem Lande, in welchem die größten wilden Heerden dieser Thiere vorkommen, die sie in Menge fangen und theils an die Mandaner, Sioux und andere Stämme, theils an die Pelzhändler verkaufen. Sie sind die verwegensten Reiter und Krieger und führen seit Menschengedenken einen unaufhörlichen Krieg mit den Pahnihs und Schwarzfuß-Indianern.

Der Häuptling, den ich malte, trug einen Anzug von Hirschhaut, welcher längs der Aermel und der Beinkleider mit breiten Streifen von Stachelschwein-Stacheln und Skalplocken verziert war. Sein starkes Haar hing ihm über die Schultern herab und in der Hand hielt er eine schöne Sioux-Pfeife, die ihm Herr Mackenzie geschenkt hatte. Er war einer der schönsten und würdevollsten Männer, die ich in dem Indianer-Lande gesehen habe, und nach den Aussagen der Handelsleute ein Mann von Ehre und strenger Rechtlichkeit. Die Frau war ziemlich hübsch und ihr aus dem Felle des Bergschafes gemachter Anzug mit Stachelschwein-Stacheln und Glasperlen geschmackvoll verziert; ihr Haar hing in breiten Flechten über die Brust herab.

Außerdem malte ich noch einen berühmten Krieger der Sioux, Namens Mah-to-tschih-ga (den kleinen Bären), der unglücklicherweise wenige Augenblicke nach Vollendung des Gemäldes von einem seines Stammes getödtet

wurde; dieser Vorfall hätte auch mir fast das Leben gekostet, denn da ich eine Seiten-Ansicht seines Gesichts gezeichnet hatte, so glaubte der ganze Stamm, ich hätte absichtlich die eine Hälfte des Gesichts weggelassen, weil sie „nichts werth sei.“ Es war dies das letzte Gemälde, welches ich unter den Sioux malte und wohl überhaupt das Letzte, welches ich jemals an diesem Orte malen werde. Die Aufregung war so groß, daß ich mich am nächsten Tage auf das Dampfboot begab und sehr froh war, als ich mich am Bord befand.

Der, welcher diesen edlen Krieger tödtete, war ein streitsüchtiger Mann desselben Stammes, Namens Schon-ka (Hund). Als ich nach mehreren Monaten, während welcher Zeit mein Leben häufig bedroht gewesen, glücklich in St. Louis ankam, erfuhr ich, daß der „Hund“ nebst seinem Bruder, nachdem man ihn lange Zeit verfolgt hatte, getödtet und diese Angelegenheit dadurch abgemacht worden sei. Das Nähere hierüber werde ich später mittheilen.

Meine Fahrt von der Mündung des Teton-Flusses bis zum Kantonnement Leavenworth war der mühsamste, aber dennoch der angenehmste Theil meiner ganzen Reise. Wir landeten gewöhnlich zur Nacht an der vorspringenden Spitze einer dürren Sandbank, wo wir uns auf Büffel-Haüte lagerten und vor Moskito's, Indianern und Bären gesichert waren. Diese Fahrt bot mir nicht nur Gelegenheit, alle Indianer-Stämme am Flusse zu besuchen und meine Mappe mit Skizzen der schönen Gegenden, welche die Ufer desselben darbieten, zu füllen, sondern auch die Jagdlust fand hinreichende Befriedigung und Schwäne, Enten, Gänse, Pelikane, Hirsche, Antilopen und Büffel wurden von unsern Büchsen erlegt. Zuweilen hieß es freilich auch: „Rudert zu, Ihr Bursche! Eine Streifpartei! Rudert, wenn Eüch Eüer Leben lieb ist, oder wir sind verloren!“

Ich ging oft ans Land und erstieg die grünen Hügel, deren weicher Rasen zur Ruhe und zum Nachdenken einlud, und von deren Gipfel man einer Aussicht genoß, die keine Sprache und keine Feder zu schildern vermag. Einer der reizendsten Punkte in dieser Beziehung ist der unter dem Namen „Floyd's Grab“ bekannte Hügel am Missouri, etwa 200 Meilen unterhalb St. Louis. Seinen Namen erhielt derselbe von dem Sergeanten Floyd, welcher Lewis und Clarke auf ihrer Reise begleitete, im Jahre 1806 hier starb und auf diesem Hügel beerdigt wurde; sein Grab wird durch einen Pfahl bezeichnet, in welchen die Anfangs-Buchstaben seines Namens eingeschnitten sind. Wenige Meilen von diesem Hügel ist ein anderer, das „Grab des schwarzen Vogels“ (Black Bird) genannt, weil ein berühmter Haüptling dieses Namens vom Stamme der Omahas auf sein Verlangen auf dem Gipfel beerdigt worden ist. Sein Grab wird ebenfalls durch einen Pfahl bezeichnet. Alle Reisenden in diesen Gegenden, weiße und rothe, besuchen diesen Punkt, die Einen der schönen Aussicht wegen, die Anderen, um den Gebeinen eines ausgezeichneten Haüptlings ihre Achtung zu bezeigen. Der Haüptling starb an den Blattern in der Nähe dieses Hügels auf der Rückkehr von Washington, wo er in Gesellschaft des Indianer-Agenten einen Besuch abgestattet hatte; er befahl den

ihn begleitenden Kriegern, seinen Körper auf den Gipfel dieses Hügels, welcher sein Lieblings-Platz war, zu bringen und dort auf seinem Lieblings-Pferde zu beerdigen, damit er „die Franzosen sehen könne, wenn sie in ihren Boten den Fluß hinauf und hinab schifften." Alles geschah buchstäblich wie er es angeordnet hatte. Man wählte aus seinen Pferden einen schönen weißen Hengst, führte ihn auf den Gipfel des Hügels und setzte daselbst, in Gegenwart des ganzen Stammes, mehrerer Pelz-Händler und des Agenten, den todten Haüptling mit dem Bogen in der Hand auf das Pferd, hing ihm Schild und Köcher um und gab ihm die Pfeife, den Medizin-Beütel, einen Vorrath von getrocknetem Fleische, die gefüllte Tabaks-Tasche nebst Feüerstein, Stahl und Zunder, damit er auf dem Wege zu den „glücklichen Jagd-Gefilden der Schatten seiner Väter" mit Allem versehen sei. Die Skalpe, welche er den Köpfen seiner Feinde abgezogen hatte, wurden an den Zaum des Pferdes befestigt und auf seinem Haupte prangte zum letzten Male der schöne Kopfputz aus den Federn des Kriegs-Adlers. Nachdem die Medizin-Männer die letzten Ceremonien vollzogen hatten, bemalte jeder Krieger die Finger und die innere Fläche der Hand mit rother Farbe und drückte sie auf die Seiten des weißen Pferdes ab. Sodann wurde Erde herbeigebracht und Roß und Reiter bis über den Kopfschmuck des Letzteren hinauf damit bedeckt. Dieser Grabhügel, welcher ebenfalls durch einen Pfahl bezeichnet wird, ist mit wilden Blumen überwachsen; man sieht ihn schon aus einer Entfernung von drei Meilen und er dient dem Reisenden als Landmarke.

Auf meiner Reise den Missouri hinauf besuchte ich in Gesellschaft des Majors Sandford diesen Grabhügel und bemerkte durch eine Öffnung, welche ein Murmelthier (Ground-hog, Arctomys pruinosus, Pennant.) oder irgend ein anderes Thier darin gemacht hatte, den Schädel des Pferdes; mit geringer Mühe gelangte ich auch zu dem Schädel des Haüptlings, den ich mit mir nahm.

Man erzählt von diesem Haüptlinge, daß er sich des Arseniks, den er von den Pelzhändlern erhielt, dazu bedient habe, sich seiner Feinde, so wie derjenigen, die ihm im Wege standen, zu entledigen; der Tod seiner Opfer erfolgte dann natürlich immer genau zu der von ihm vorhergesagten Zeit und es gelang ihm auf diese Weise, den Glauben an seine übernatürliche Macht in seinem Stamme fest zu begründen und die unumschränkteste Gewalt bis zu seinem Tode auszuüben.

Ob diese Erzählung wahr oder falsch ist, kann ich zwar nicht entscheiden, hoffe aber, man wird es mir verzeihen, wenn ich nicht daran glaube. Ist sie wahr, so ist es ebenfalls wahr, daß sie dem Indianischen Karakter nicht zur Ehre, den Pelzhändlern aber zur ewigen Schande gereicht. Sie würde im ersteren Falle ein Beispiel von Indianischer Verworfenheit darbieten, wie mir auf meiner Reise kein ähnliches vorgekommen ist, zugleich aber auch auf die schlagendste Weise darthun, welch ein Verfahren die Weißen in diesem Lande befolgen, da sie doch offenbar erst den armen Haüptling mit der furchtbaren Wirkung des Giftes bekannt machten und dann den damit verübten Ver-

brechen schweigend zuschauten. Die ganze Erzählung soll von Pelzhändlern herrühren und obgleich ich kein großes Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe derselben habe, sobald es sich um die Indianer handelt, so kann ich doch zur Ehre der Weißen Männer nicht glauben, daß sie so verderbt und so schwach sein würden, dergleichen Schandtthaten von diesem Haüptlinge zu enthüllen, die, wenn sie gegründet wären, sie selbst als direkte Mitschuldige an jenen absichtlichen und durch nichts hervorgerufenen Verbrechen würden erscheinen lassen. Ich habe vieles von diesem edlen Haüptling gehört und werde später auf ihn zurückkommen, um zu erzählen, wie er sein Leben gewagt und sein Blut vergossen, um die zu den furchtbarsten Qualen Verurtheilten zu befreien und diesen barbarischen Gebrauch in seinem Stamme abzuschaffen — wie er, Allen voran, seine tapfern Krieger gegen die Sakis und Fuchs-Indianer in den Kampf führte und die Ermordung seiner Frauen und Kinder verhinderte — wie er den Agenten der Indianer empfing und in seinem gastfreündlichen Wigwam bewirthete — und wie er sich der Gesandtschaft in der civilisirten Welt entledigte.

Gäbe es im Lande der Indianer Bücher und Zeitungen, um die Ungerechtigkeiten, welche die Weißen Männer sich in diesen westlichen Gegenden zu Schulden kommen lassen, zu berichten, so würde man Dinge erfahren, die Einem das Haar straübten, und zugleich den Indianer als einen redlichen und verträglichen Menschen kennen lernen. —

Es gibt wohl kaum ein schöneres Prairie-Land, als die Umgegend der genannten beiden Punkte; das Land ist gegen Westen bis in unabsehbare Ferne leicht gewellt und überall mit grünem Rasen und hier und da mit einzelnen Baumgruppen bedeckt, der Boden ist fruchtbar und fähig, eines der schönsten und reichsten Länder der Welt zu bilden.

Wir fuhren von hier aus an beständig wechselnden schönen Ansichten vorüber und landeten am Fuße einer Reihe grasbedeckter Hügel, die, gleich tausend anderen, so viel ich weiß, keinen Namen tragen und die ich daher „die Rasen-Hügel des Missouri nennen will. Ich erstieg diese Hügel mit meinem Maler-Apparat und zeichnete zwei Ansichten, die eine den Fluß aufwärts, die andere den Fluß abwärts. Von diesen Hügeln, die fünf bis sechshundert Fuß hoch und, so weit es sich erkennen ließ, sämmtlich ganz mit lebhaft grünem Rasen bedeckt sind, überschaut man den Fluß fünf bis sechs Meilen weit, der zwischen sanft abgedachten Hügeln, reichen Wiesen, Wäldern und Hunderten von Inseln, die mit stattlichen Baumwollen-Bäumen (Populus Canadensis) bewachsen sind, ruhig dahinfließt. Vergleicht man die im 10. Kapitel gegebene Beschreibung der wunderbar geformten Thon-Hügel, so wird man einsehen, wie die Verwitterung und die Auswaschung durch Regenwasser denselben ihre gegenwärtigen sanft gerundeten Formen gaben und der sie allmälig überziehende dichte Rasen sie vor weiterer Zerstörung schützt.

Der Standpunkt, von dem ich die beiden erwähnten Ansichten zeichnete, befindet sich etwa sechs Meilen oberhalb des Dorfes der Puncah-Indianer und eine Meile oberhalb des „Thurmes"; so heißt nämlich ein Thonhügel,

der sich einige hundert Fuß hoch erhebt und aus der Ferne das Ansehen einer mit Zinnen versehenen Festung hat.

Ich verweilte hier zwei Tage, fuhr mehrmals über den Fluß, um die gegenüberliegenden Hügel zu besuchen, bemühte mich aber vergebens, meine beiden Begleiter Baptiste und Bongard auf die Schönheit der Gegend aufmerksam zu machen; sie zogen es vor zu schlafen, während ich einen Hügel nach dem anderen erstieg, wobei ich kein anderes lebendes Wesen erblickte, als hie und da einen Wolf, der widerstrebend sein schattiges Lager verließ oder schweigend meiner Spur folgte.

Bei diesem Herumstreifen fand ich am westlichen Ufer die Spuren eines ehemaligen Indianer-Dorfes, welches ich, nach den vorhandenen Überresten, für einen alten Wohnsitz der Mandaner zu halten geneigt bin. Es ist im 11. Kapitel erwähnt worden, daß einige der ältesten Mandaner sich erinnerten, früher weiter stromabwärts gewohnt zu haben. Auf meiner Fahrt den Strom hinab, habe ich mich von der Wahrheit dieser Aussage vollkommen überzeugt. Ich fand noch die kreisförmigen Vertiefungen für die Pfähle der Wohnungen, die Gruben zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, die Gerüste für die Todten und die kreisförmige Aufstellung der Schädel, so wie Bruchstücke ihres Töpfer-Geschirres, welche völlig mit dem übereinstimmten, welches sie noch bei meiner Anwesenheit unter ihnen in Menge verfertigten, das aber kein anderer Stamm in jener Gegend zu machen versteht.

Diese Überreste und noch manche andere haben es mir sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Mandaner allmälig vom Ohio-Flusse am Missouri hinauf durch das große Gebiet der Sioux bis an ihren gegenwärtigen Wohnsitz gewandert sind und daß sie von den Begleitern Madoc's abstammen. Ich werde später mehr über diesen Gegenstand sagen.

Auf meiner Fahrt stromabwärts fand ich überall Spuren von der Anwesenheit der Indianer, die anfangs nur von Sioux, später aber von den Omahas und Otos herrührten. Man erkennt die letzteren leicht daran, daß sie ihre in Haüte eingewickelten Todten auf Baümen aufbewahren und daß am Kopf-Ende einer jeden Leiche ein hölzerner Napf hangt, wahrscheinlich damit der Verstorbene auf dem langen und beschwerlichen Wege, den er, wie sie glauben, nach dem Tode zurücklegen muß, Wasser schöpfen könne, um seinen Durst zu löschen. Man sieht diese Leichen oft zu Dutzenden auf einmal längs des Flusses.

Da die Wigwams der Sioux nur aus einem beweglichen Zelte bestehen, so lassen sie keine bleibende Spur zurück, dagegen ist die Art, wie sie ihre Verstorbenen bestatten, ein sicheres Kennzeichen. Sie legen dieselben zwar auch öfters auf Baüme oder Gerüste, gewöhnlich aber begraben sie dieselben auf den Gipfeln der Hügel oder bei den Dörfern und suchen sie durch Stäbe, welche sie in die Erde stecken, vor den Hunden oder wilden Thieren zu schützen.

Die Überreste eines Mandaner-Dorfes lassen sich, wie gesagt, leicht an den kreisförmigen Aushöhlungen für ihre Wigwams und an den in einem Kreise aufgestellten Schädeln der Verstorbenen erkennen; dieser letztere Gebrauch

ist namentlich karakteristisch, indem die anderen Stämme dieselben beerdigen. (S. das 12. Kapitel.) An den meisten Stellen ehemaliger Mandaner-Dörfer konnte ich jedoch von diesen Schädeln nichts entdecken und ich vermuthe daher, daß sie dieselben, wenn sie in eine andere Gegend wandern, aus Achtung vor den Todten begraben. Nur bei einem ihrer ehemaligen Dörfer, etwa 100 Meilen unterhalb ihres gegenwärtigen Wohnsitzes, fand ich die Schädel noch in der beschriebenen Weise aufgestellt, aber durch die lange Einwirkung des Wetters fast ganz in Staub verwandelt; nur die Zähne waren noch gut erhalten und hatten noch die Politur. Keine menschliche Hand schien diese Schädel berührt zu haben, denn alle (es waren etwa zweihundert) lagen noch in derselben Stellung, wie sie aufgestellt worden waren. Es erklärt sich dies entweder dadurch, daß das Dorf von den Sioux angegriffen und gänzlich zerstört wurde, oder daß die Mandaner vertrieben wurden und nicht Zeit hatten, die Gebeine ihrer Verstorbenen zu begraben.

Ein hübscher Punkt ist Belle-Vue am Westufer des Missouri, etwa zwei Meilen oberhalb der Mündung des Platte-Flusses, der Wohnsitz des Majors Dougherty, eines der ältesten und thätigsten Agenten an der Gränze der Vereinigten Staaten. Es gewährte einen überraschenden Anblick mitten in dieser Wildniß eine Wohnung civilisirter Menschen zu sehen, mit Getreide- und Kartoffel-Feldern und zahllosen Obst-Baümen, die sich unter der Last ihrer Früchte bogen, umgeben, und mit Schweinen, Geflügel und Kühen wohl versehen. Aber das Beste von Allem war der gütige Besitzer, welcher die vielen, ihm aus allen Weltgegenden zuströmenden, halb verhungerten Gäste stets wohlwollend und freündlich aufnimmt.

Ich befand mich hier in dem Lande der Pahnihs, eines zahlreichen Stammes, dessen Dörfer am Platte-Flusse liegen und von dem ich später mehr sagen werde. Der Major Dougherty, welcher seit mehreren Jahren Agent dieses feindlichen Stammes gewesen ist, hat durch seine genaue Kenntniß des Indianischen Karakters und durch seine strenge Rechtlichkeit den friedlichen Verkehr mit demselben aufrecht erhalten.

Etwa zwanzig Meilen oberhalb dieses Punktes kam ich an den sogenannten „viereckigen Hügeln" vorüber. Ich ging ans Land, um sie zu ersteigen, hatte mich aber über ihre Entfernung von dem Flusse sehr getaüscht, denn obgleich sie ganz nahe zu sein schienen, so brauchte ich doch zum Hin- und Herwege einen halben Tag. Sie erheben sich unter einem Winkel von 45° etwa 200—300 Fuß hoch; auf ihrem Gipfel sind einige eine halbe Englische Meile weit vollkommen eben mit grünem Rasen bedeckt und gleichen sowol in der Gestalt als in den Bestandtheilen völlig den im 10. Kapitel erwähnten tafelförmigen Hügeln.

Die Gegend an der Mündung des Platte-Flusses ist sehr schön und es wird sich daselbst unstreitig einst eine große und blühende Stadt erheben, sobald man die Indianer von dort verdrängt hat, was wol in wenigen Jahren geschehen dürfte. Der Platte-Fluß, welcher von dem Felsen-Gebirge herabkommt und sich in den Missouri ergießt, ist ein langer und mächtiger Strom.[28])

Wir trafen während des ersten Theiles unserer Reise zahllose Büffel-Heerden, und schlichen uns oft in einer tiefen Schlucht bis auf wenige Schritte an sie heran, wo dann auf den Ruf: „Feüer!" ein Jeder von uns einen Büffel niederschoß. An der Mündung des White- (weißen) Flusses begegneten wir einer ungeheüren Heerde, die über den Missouri setzte, und aus Unvorsichtigkeit gerieth unser Boot mitten unter sie, so daß wir froh waren, glücklich davon zu kommen. Es war in der Brunst-Zeit und wir hörten bereits ihr Brüllen in der Entfernung von einigen Englischen Meilen. Als wir sie erblickten, waren wir in der That erschreckt über die Menge, welche auf der einen Seite des Flusses herab- und auf der andern Seite wieder hinaufeilte. An einigen Stellen war der Fluß ganz schwarz von Köpfen und Hörnern der schwimmenden Büffel, die sich selbst im Schwimmen bekämpften.

Da ich es für unvorsichtig hielt, zwischen diesen schwimmenden Thieren hindurchzufahren, so gingen wir ans Land und warteten einige Stunden vergebens, daß die Büffel ein Ende nehmen sollten; endlich schien ihre Zahl sich zu vermindern, wir fuhren wieder ab und kamen glücklich durch sie hindurch. Das etwa fünfzehn Fuß hohe Ufer der Prairie war von der großen Menge der hier durchschwimmenden Büffel so herabgetreten worden, daß sich eine Art von Landungs-Platz gebildet hatte, wo einer nach dem andern hinaufstieg; mehrere waren indeß in dem Gedränge zu weit abwärts getrieben worden und standen nun, da sie diesen Punkt gegen die schnelle Strömung nicht wieder erreichen konnten, an dem hohen Ufer dicht zusammengedrängt. Als wir bei diesen vorüberfuhren und uns außer Gefahr glaubten, schoß ich einen derselben durch den Kopf; er stürzte, riß aber im Fallen mehrere hundert mit sich in das Wasser hinab, die in einem Augenblicke unser Kanoe schwimmend umgaben, sodaß wir in große Gefahr geriethen. Sie griffen uns zwar nicht an und kannten in der Verwirrung wahrscheinlich nicht einmal den Feind, der sich unter ihnen befand, allein unser Boot war in Gefahr, von ihnen zerdrückt zu werden, da sie sich wüthend aneinander drängten und stießen; ich stand daher auf und suchte sie durch Bewegungen der Arme und durch Geschrei von unserem Kanoe fern zu halten, bis wir glücklich außerhalb ihres Bereichs gekommen waren.

Dies ist einer der früher erwähnten Fälle, wenn Tausende dieser Thiere in der Brunst-Zeit sich versammeln und von Osten nach Westen oder in anderer Richtung wandern, je nachdem Zufall oder Umstände sie bestimmen; es ist dann am Gerathensten ihnen auszuweichen, indem sie nicht vor dem Menschen fliehen.

Während wir an diesem Tage weiter ruderten, sahen wir mehrere todte Büffel auf dem Wasser treiben oder auf den Vorsprüngen von Inseln und Sandbänken liegen. Nicht weit unterhalb der Stelle, wo sie durch den Fluß geschwommen waren, fanden wir mehrere, die in der Nähe des Ufers in Triebsand steckten: einige waren halb, andere bereits größtentheils versunken, von noch anderen befand sich der Kopf unter dem Wasser, während der halbe Leib

daraus hervorragte, auf welchem sich Raben und Krähen niedergelassen hatten und sich an dem Fleische gütlich thaten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zweck der Forts an der Gränze. — Unterhaltungen der Bewohner derselben. — Jagd des Prairie-Huhns. — Brennende Prairien und Hügel.

In dem vorhergehenden Kapitel wurde erwähnt, daß das Fort Leavenworth der äußerste Posten an der Westgränze der Vereinigten Staaten sei und mitten im Lande der Indianer liege. Es hat, gleich vielen anderen an der Gränze erbauten Forts, den Zweck, die Gränz-Bewohner vor den Einfällen der Indianer zu schützen und zugleich unter den verschiedenen Stämmen, die stets bereit sind, sich unter einander zu bekriegen, den Frieden zu erhalten. In wie fern diese schwachen Garnisonen, welche in der Regel nur die Hälfte ihrer Mannschaft haben, im Stande sein werden, diese beiden Zwecke zu erfüllen, muß die Zukunft lehren; ich zweifle indeß daran, so lange man nicht die Besatzungen verstärkt.

Es befinden sich in diesem Fort gewöhnlich sechs bis sieben Compagnieen Infanterie und zehn bis fünfzehn Offiziere, deren mehrere ihre Frauen und Töchter bei sich haben und auf diese Weise eine kleine Gemeinde bilden, die sich mit den eigenthümlichen Vergnügungen und Unterhaltungen dieses wilden Landes die Zeit zu vertreiben sucht. Diese Vergnügungen bestehen im Reiten oder Fahren auf der grünen Prairie, Einsammeln von Erdbeeren und wilden Pflaumen, Jagd auf Hirsche und Prairie-Hühner, Pferde-Rennen u. s. w.

Ein Hauptvergnügen ist die Jagd des Prairie-Huhnes (Tetrao pratensis). Dieser wohlschmeckende Vogel kommt in großer Menge auf fast allen Prairien Nord-Amerika's vor; er erscheint in diesen Gegenden im August und September aus höheren Breiten, wohin er zu Anfang des Sommers zieht, um zu brüten. Es ist dies die beste Zeit der Jagd und die ganze Garnison lebt dann in der That von diesen Vögeln, da sie sehr leicht zu schießen sind.

Eines Tages ging ich mit einem Offizier der Garnison auf die Jagd und wir brachten fünfundsiebenzig dieser Vögel zurück, die wir an einem Nachmittage schossen. Obgleich ich mich schäme, einzugestehen, auf welche Weise wir die meisten erlegten, so will ich es doch hier mittheilen. Wir hatten einen guten Hühnerhund bei uns und jagten einen Theil des Nachmittags ganz regelrecht. Wir bemerkten indeß bald, daß einige Englische Meilen vor uns die Prairie brenne und da der Wind die Flamme allmälig auf uns zu trieb, so kamen auch diese armen Vögel, um dem sich über eine weite Strecke verbreitenden Feüer zu entfliehen, in ungeheürer Anzahl uns entgegen; sie flogen

gemeiniglich etwa eine halbe Englische Meile weit, ließen sich dann in das Gras nieder und erhoben sich erst wieder, wenn das Feüer ihnen ganz nahe war. Indem wir ihre Bewegungen genau beobachteten, sahen wir, daß sie sich in großer Anzahl auf jeden einzeln stehenden Baum niederließen; wir stellten uns daher immer in die Nähe eines solchen Baumes und schossen sie, sobald sie sich darauf niedergelassen hatten und tödteten zuweilen fünf bis sechs auf einen Schuß. Nachdem wir auf diese Weise so viel Vögel erlegt hatten, als wir fortzuschaffen vermochten, gaben wir uns das Wort, über die Art unserer Jagd nichts zu erzählen und kehrten in das Lager zurück, wo wir große Lobsprüche wegen unserer Geschicklichkeit einärnteten.

Eine brennende Prairie gewährt eines der schönsten und erhabensten Schauspiele, die man sehen kann. Jeder Theil dieser weiten Prairien, die auf hunderte von Meilen mit Gras bewachsen sind, welches im Herbste verdorrt, brennt entweder in dieser Jahreszeit oder zu Anfange des Frühlings und erhält dadurch ein schwarzes, düsteres Ansehen.

Das Feüer wird der Prairie sowohl durch Weiße als durch Indianer, theils durch Zufall, theils in der Absicht mitgetheilt, um dadurch einen frischen Graswuchs zur Weide für die Pferde zu erhalten und zugleich für den nächsten Sommer das alte auf dem Boden liegende Gras zu vertilgen, welches sich den Menschen und den Pferden um die Füße schlingt und sie am Gehen hindert.

Über das Hochland und die Prairie-Hügel, wo das Gras nur dünn und kurz ist, verbreitet sich das Feüer nur langsam und mit schwacher Flamme, so daß man ihm sehr gut entgehen kann. Die wilden Thiere bleiben oft in ihrem Lager, bis das Feüer ihnen fast die Nase verbrennt, worauf sie sich widerstrebend erheben, über die Flamme hinwegspringen und über das verbrannte Gras davon laufen. Unbeschreiblich schön ist dies Schauspiel bei Nacht, wenn die entfernten Flammen, da man die Hügel selbst nicht sieht, wie Festons von flüssigem Feüer am Himmel erscheinen.

Einen andern Karakter hat dagegen die brennende Prairie, auf welcher das Gras, wie an den Ufern des Missouri, mehrere Meilen weit sieben bis acht Fuß hoch ist und die Flammen vom Orkan, der oft über die weiten entblößten Prairien hinstürmt, mit reißender Schnelligkeit fortgetrieben werden. Es gibt Wiesen am Missouri, Arkansas- und Platte-Flusse, die mehrere Englische Meilen breit und mit so hohem Grase bedeckt sind, daß wir uns in den Steigbügeln erheben mußten, wenn wir über die Spitzen desselben hinwegsehen wollten. Auf einer solchen Prairie und bei einem solchen Winde verbreitet sich das Feüer mit furchtbarer Schnelligkeit und wird oft den Indianern auf ihren schnellsten Pferden verderblich, wenn sie unglücklicher Weise von demselben überrascht werden. Die Flamme verbreitet sich zwar nicht schneller, als ein Pferd im vollen Laufe, aber zwischen dem hohen Grase finden sich die Ranken der knolligen Erdnuß (Apios tuberosa) und andere Hindernisse, die den Reiter nöthigen, den im Zickzack gehenden Hirsch- und Büffel-Pfaden zu folgen; dies hält ihn auf, die dichte, dem Feüer vorauseilende Rauchsäule erreicht ihn, und

das dadurch erschreckte Pferd bleibt unbeweglich stehen, bis das vom Winde fortgerissene brennende Gras um ihn her niederfällt und an tausend Punkten zugleich neüe Feüer entzündet, welche augenblicklich in die Rauchmasse eingehüllt werden, die sich gleich einer schwarzen Gewitterwolke mit ihren leüchtenden Blitzen und ihrem rollenden Donner dicht am Boden fortbewegt.

Als ich eines Tages mit Baptist, Bogard, Patrik Raymond (der, gleich Bogard ein Frei-Träpper [29]), in den Felsen-Gebirgen anwesend war) und unserem Führer Pah-mi-o-ni-qua (der rothe Donner) von einem benachbarten Dorfe zurückkehrte und wir auf dem Rücken eines Hügels langsam hintrabten, von wo aus man ein weites, mit hohem Grase bedecktes Thal überblickte, durch das wir unseren Weg nehmen mußten, fragte ich den Indinaner: „Du sagst, Du hast die Prairie im Feüer gesehen?“ — „Ja.“ — Du hast das Feüer auf den Bergen gesehen und auf den Hügeln des Nordens, wenn es sich langsam über dieselben verbreitet und die Kröte und die furchtsame Schnecke ihm langsam aus dem Wege gehen? Alles das hast Du gesehen; aber sahest Du auch die hellen Flammen und hörtest den brüllenden Donner, wenn der Brand auf den hochbegrasten Prairien des Westens wüthet? Bist Du auf Deinem wilden Pferde durch ein Meer von Gras im tollsten Jagen dahin gesprengt, während der Sturm, die Wellen flüssigen Feüers vor sich hertreibend, Dir auf den Fersen folgte?“ — „Ja wohl, ebenfalls.“ — Man frage diese rothen Männer der Wildniß, die kühn den Blitz des Himmels herausfordern, ob es nicht einen Feind gibt, der ihr Land durchzieht, zu schnell für ihre Füße, zu mächtig für ihre Stärke ist, bei dessen Annäherung ihre stolzen Herzen verzagen und ihr stets ungebeügter Muth sie verläßt — man richte diese Fragen an sie und sie werden, zu stolz zwar, um ein solches Bekenntniß abzulegen, mit gesenktem Haupte und der Hand vor dem Munde erwidern: „Husch! das ist Medizin!“

Während wir von den Hügeln in die Prairie hinabritten, schlug ich meinen Gefährten vor, dem Büffel-Pfade zu folgen, weil daselbst das Gras von diesen Thieren niedergetreten sei; ein tüchtiger Tagemarsch werde es uns möglich machen, einen jenseit dieses Gras-Meeres sichtbaren Hügel zu erreichen. Wir ritten auf diesem Wege langsam vorwärts, dessen Windungen wir folgen mußten, da das Gras höher als der Rücken des Pferdes war, als der Indianische Führer langsam von seinem Pferde stieg, sich mit dem Gesichte auf den Boden legte und die Geister der Tapfern anflehte, „denn,“ sagte er, „über dieser schönen Ebene weilt der Feüer-Geist! Er reitet dort auf jener Wolke — sein Antlitz verdunkelt sich bei dem Geraüsch des Hufschlages — der Feüer-bogen ist in seiner Hand — er spannt ihn über den Weg des Indianers und schneller als der Blitz steigen tausend Flammen auf, um ihn zu vernichten. So erzählten es meine Väter, und die Erde ist weiß von ihren Gebeinen. Hier war es, wo vor zwölf Monaten der tapfere Wah-schih-ton und die starken Krieger seiner Partei das Feüer von dem Flammen-Stabe jenes großen Zauberers herablockten. Ihre spitzen Lanzen waren auf die Rücken der verrätherischen Sioux gerichtet, deren schnellere Rosse sie vergebens mitten in dies

Thal des Todes führten. Es erhob sich um sie her aus der Prairie eine kreisförmige Wolke; sie stieg empor und ihr Schicksal war von dem Feüer-Geiste bestimmt! Auf dieser weiten Ebene des Feüer-Grases, welches über unserem Haupte wogt, wurde der schnelle Fuß Mah-to-ga's gehemmt, hier sind die Gebeine des windschnellen Rosses mit denen des Rothen Mannes gemischt und die Flügel des Adlers wurden verzehrt, indem er darüber hinflog. Freünde! es ist die Jahreszeit des Feüers und ich fürchte, nach dem Geruche des Windes, daß der Feüer-Geist erwacht ist!"

Indem Pah-mi-o-ni-qua dies sagte, bestieg er sein wildes Roß, winkte mit der Hand und sprengte davon. Wir folgten ihm bis Mittag; dann machten wir Halt, um einige Erfrischungen zu genießen. Unser Indianer nahm jedoch nicht Theil an unserem Mahl, sondern stand unbeweglich wie eine Bildsaüle, beobachtete schweigend den Horizont und legte sich dann wieder mit dem Gesicht auf die Erde, und während wir uns die Büffelzungen, den Pemmikan und das Knochen-Mark trefflich schmecken ließen, sprang er, schneller als der erschreckte Hirsch, vom Boden auf, ließ abermals seinen Blick über die Oberfläche der Prairie hingleiten und legte sich wieder auf die Erde.

„Der Rothe Donner scheint heüt verdrießlich zu sein," sagte Bogard, „er stutzt bei jedem Windstoße und schmollt mit der ganzen Welt."

„Das ist ein seltenes Modell für Sie, — ein Kerl, der, wenn er bei sich daheim ist, dem Himmel trotz bieten würde; und hier auf einem Grasflecke macht er seine Feüer-Medizin für einen Fall, dem er leicht mit einem Hufschlage seines Pferdes entgehen könnte. — Hollah, was ist das?"

Der Rothe Donner sprang schnell auf, streckte seinen langen Arm über das Gras hin und seine glänzenden Augen schienen aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen. „Weißer Mann," rief er, „siehst Du die kleine Wolke, welche von der Prairie aufsteigt? Er erhebt sich! die Hufe unserer Pferde haben ihn aufgeweckt! Der Feüergeist ist erwacht — dieser Wind ist sein Athem, sein Antlitz ist hierher gewendet!" Mit diesen Worten flog er auf seinem Pferde pfeilschnell über das vom Winde bewegte Gras dahin. Wir ließen unser Mahl im Stiche, schwangen uns schnell in den Sattel und folgten ihm. Die außerordentlichen Sprünge seines Pferdes ließen bald seine rothen Schultern sichtbar werden, bald wieder in dem Grase verschwinden. Über unseren Köpfen flog der Adler hinweg nach den Hügeln zu und sein durchdringendes Geschrei verkündete zur Genüge, was hinter ihm vorging. Unsere Pferde eilten schnell vorwärts, allein wir hatten nur wenig Hoffnung, denn der Hügel vor uns erschien noch immer blau und die Kräfte unserer Pferde waren fast erschöpft. Der Sonnenschein hörte auf und ein kühler Schatten zog sich über die Ebene hin. Wir wagten nicht, zurückzuschauen und strengten alle unsere Kräfte an. Das Getöse eines entfernten Wasserfalles schien immer näher zu kommen — der Wind wurde stärker, hinter uns raste der heülende Sturm — Käfer und Prairie-Hühner flogen über unseren Köpfen und folgten uns instinktmäßig — auch die schnelle Antilope und der noch schnellere Hase eilten an uns vorüber. Hier war keine Zeit zu Betrachtungen, aber ich

erinnere mich, daß der Himmel trübe war, daß wir den fernen Donner hörten, daß das Leüchten der Blitze die Scene erhellte und daß der Geruch, den der Wind herbeiführte, uns mit Schrecken erfüllte! — In diesem Augenblick drang der gellende Ruf unseres Indianischen Führers zu uns, wir blickten auf und sahen, wie sein dampfendes Roß so eben den Hügel hinauf eilte. Wir hatten eben noch Kräfte genug, um den Hügel zu erreichen — wir waren aus einem Feüer-Meere gerettet! Großer Gott! welchen Anblick gewährte dies Thal, in welchem die entfesselten Elemente im Kampfe waren. Man verlange nicht von dem Dichter oder dem Maler, welche Augenzeügen eines solchen Schauspiels waren, eine Schilderung desselben; aber man frage den nackten Wilden und beobachte dann, wenn er, mit der Hand vor dem Munde, ein langgedehntes „Husch!" ausspricht, wie sein kräftiger Körper zittert und seine glänzenden Augen Euch in die Seele zu dringen suchen.

Ich sah unter mir eine ungeheüre Wolke von schwarzem Rauch, die sich von einem Ende dieser weiten Ebene bis zu dem anderen erstreckte und in einem Bett von flüssigem Feüer mechanisch hin und her zu wogen schien; und über diesem Schauplatze der Zerstörung stieg in langen Streifen der weiße Rauch in den Himmel empor.

Ich stand in Sicherheit, aber ich zitterte; ich hörte den rasenden Sturm, den rollenden Donner, ich sah die tausend leüchtenden Blitze und, wenn ich zurückblickte, die schwarze und rauchende Zerstörung dieses Feüer-Sturmes!

Vierunddreißigstes Kapitel.

Aiowäs. — Konzas. — Das Scheeren des Kopfes. — Pahnis. — Die Blattern unter den Pahnis. — Die Meinung des Majors Dougherthy über den Pelzhandel. — Die Groß-Pahnis. — Otos — Omahas.

Die Indianer welche in der Nähe des Fort Leavenworth wohnen und es regelmäßig besuchen sind die Aiowäs, Konzas, Pahnis, Omahas, Otos und Missourier (noch im Urzustande), und Delawarer, Kickapus, Potawatomies, Weahs, Peorias, Schawanos, Kaskaskias (halbcivilisirte Überreste von Stämmen, welche die Regierung in den letzten Jahren in die Nähe des Forts versetzt hat). Die zuletzt genannten Stämme sind größtentheils Ackerbauer und treiben Rindvieh- und Pferde-Zucht. Sie lebten an der Gränze in der Nähe der civilisirten Menschen und wurden endlich bewogen, ihr Land gegen einen größeren unkultivirten Landstrich, den die Regierung von den wilderen Stämmen kaufte, zu vertauschen.

Von den zuerst genannten Stämmen sind die Aiowäs am meisten von dem Urzustande abgewichen, da sie hauptsächlich von ihren Kornfeldern leben;

ihre Wohnungen, Kleidung, Gebraüche u. s. w. sind jedoch noch ganz die der wilden Indianer. Sie bilden einen kleinen Stamm von etwa 1400 Seelen, die in einem bequemen kleinen Dorfe, einige Englische Meilen von dem Ost-Ufer des Missouri, oberhalb des Forts Leavenworth, leben. [30])

Der gegenwärtige Haüptling dieses Stammes ist Nothsch-ih-ning-ä (die weiße Wolke), Sohn des vor Kurzem verstorbenen Haüptlings gleiches Namens, der sich die Liebe seines Stammes und die Achtung aller Weißen, die ihn kennen lernten, erworben hatte. Der jetzige Haüptling trug, als ich ihn malte, eine Büffel-Haut um den Leib und ein Halsband von den Krallen des greülichen Bären, nebst mehreren Wampum-Schnüren um den Hals; auch war er mit Schild, Bogen und Köcher versehen. Außerdem malte ich noch Wei-ih-jogh (der verständige Mann), der ein breites Silberband mit einem Kamme von Pferdehaaren um den Kopf trug; Pa-ta-cutschi (die aufschießende Feder) und Was-com-möe (der geschäftige Mann). Die beiden Letzteren hatten eine Büffelhaut um den Leib geschlungen und Turbane von bunten wollenen Schawls, die sie von den Pelzhändlern gekauft, auf dem Kopfe; um den Hals trugen sie ebenfalls Halsbänder von Bären-Krallen, Perlen- und Wampum-Schnüre und in den Ohren Perlen-Gehänge; die nackten Schultern waren auf sonderbare Weise mit rother Farbe bemalt.

Die Konzas, 1560 Seelen stark, wohnen zwölf bis sechzehn Meilen von Fort Leavenworth am Konzas-Flusse, zehn Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Missouri. Sie stammen unstreitig von den Osagen ab, wie sich aus ihrer Persönlichkeit, ihrer Sprache und ihren Überlieferungen deütlich ergibt. Bei meiner Anwesenheit wohnten sie in der Nähe der Osagen, mit denen sie, trotz der Verwandtschaft, zuweilen erbitterte Kämpfe bestehen. Der gegenwärtige Haüptling dieses Stammes ist unter dem Namen „Weiße Feder" bekannt, ein sehr gesitteter, gastfreündlicher Mann, von stattlicher Größe, der etwas Englisch spricht und alle Reisende freündlich aufnimmt. Ich bedaure es sehr, daß ich das Bildniß dieses berühmten Haüptlings nicht in meiner Sammlung besitze; doch malte ich einige ausgezeichnete Krieger dieses Stammes, wie Scho-mi-cos-hi (Wolf), Mitsch-o-schin-gah (der kleine weiße Bär), Tschesch-u-hong-hä (der gutgesinnnte Mann) und Wä-hon-gä-shi (kein Narr), die sämmtlich, wie die meisten Indianer dieses Stammes, ein ganz römisches Profil haben.

Der Gebrauch, den Kopf zu scheeren und ihn mit einem Kamme von den Haaren des Hirsch-Schwanzes zu schmücken, findet sich bei diesem Stamme, so wie bei den Osagen, den Pahnis, Sakis, den Fuchs-Indianern und Aiowäs, aber bei keinem der übrigen mir bekannten Stämme, wenn nicht zuweilen Einzelne diesen ihnen fremden Gebrauch nachahmen. Dagegen findet man aber auch an der Gränze Beispiele, daß einige Indianer der genannten Stämme das Haare lang wachsen lassen, um den Weißen nachzuahmen.

Das Haar wird so dicht als möglich am Kopfe abgeschoren und nur auf dem Scheitel läßt man einen etwa zwei Zoll langen Büschel Haare von der Größe der inneren Handfläche stehen, in dessen Mitte ein Kamm von rothge-

färbten Haaren des Hirsch-Schwanzes und von Pferde-Haaren befestigt wird; zuweilen fügt man auch noch die Federn des Kriegs-Adlers hinzu. In der Mitte des erwähnten Haarbüschels befindet sich ein kleinerer, den man so lang als möglich wachsen läßt, niemals abschneidet und geflochten durch ein zierlich geschnitztes Holz steckt, welches durch die Mitte des Kammes hindurchgeht. Durch diese Flechte, auf deren Erhaltung sie große Sorgfalt verwenden, geht ein kleines Stückchen Holz oder Knochen, welches den Kamm auf dem Kopfe erhält. Die kleine Flechte nennt man bei diesen Stämmen die Scalp-Locke; sie wird mit der größten Gewissenhaftigkeit erhalten und man würde es einem Krieger als Feigheit auslegen, wenn er sie abschnitte und es dadurch demjenigen, der ihn im Kampfe besiegt, unmöglich machte, seinen Skalp zu erbeuten.

Bei den Stämmen, welche auf diese Weise das Haupt scheeren und schmücken, wird der Kamm stets blutroth, dagegen der obere Theil des Kopfes und gewöhnlich auch ein großer Theil des Gesichts mit Zinnober gefärbt. Sie schneiden das Haar mit kleinen Scheeren ab, die sie von den Pelzhändlern kaufen, und sie erzählten mir, daß, ehe sie Scheeren hatten, sie sich ihrer Messer zu diesem Zwecke bedienten und als sie auch noch keine Messer besaßen, das Haar mit glühenden Steinen absengten, was ein sehr langweiliges und schmerzhaftes Verfahren war.

Mit Ausnahme der hier genannten, lassen alle übrigen Stämme Nord-Amerika's das Haar so lang als möglich wachsen und schneiden nur ungern das kleinste Büschelchen davon ab.

Die Pahnis sind eine sehr mächtige und kriegerische Nation, die am Platte-Flusse, etwa zwanzig Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Missouri, wohnt und den ganzen Landstrich von der Mündung bis an den Fuß des Felsen-Gebirges in Anspruch nimmt. Gegenwärtig besteht dieser Stamm aus 10,000 — 12000 Seelen. Früher waren sie doppelt so stark, allein im Jahre 1832 wurden durch die Pelz- und Branntwein-Händler die Blattern eingeschleppt und es starben an dieser furchtbaren Krankheit in wenigen Monaten mehr als 10,000 Personen.

Die Omáhas (1500), die Otos (600) und die Missouris (400 Seelen) leben jetzt in der Nähe und unter dem Schutze der Pahnis. Sie alle waren einst mächtige Stämme, deren Zahl aber durch die Blattern so vermindert wurde, daß sie ihren mächtigen Feinden, den Sioux, Pahnis, Sakis und Fuchs-Indianern nicht länger Widerstand zu leisten vermochten und sich daher den Pahnis anschlossen, unter deren Schutze, wie gesagt, sie gegenwartig stehen.

Diese unglückliche Zeit wird noch lange in den Überlieferungen dieses Volkes forleben. Der große Stamm der Sioux litt auch sehr durch die Krankheit, eben so die Osagen und Konzas, vornämlich aber die Puncahs, welche fast ganz ausgerottet wurden.

Von den Verwüstungen, welche diese Krankheit unter dem armen Volke, das kein Heilmittel dagegen kennt, anrichtet, kann man sich in der civilisirten Welt keine Vorstellung machen. Schrecken, Muthlosigkeit und Verzweiflung

bemächtigen sich dieser Unglücklichen beim Ausbruche der entsetzlichen Krankheit und oft springen sie, wenn das Fieber den höchsten Grad erreicht hat, in den Fluß, wo sie augenblicklich den Tod finden, oder sie stoßen sich das Messer in das Herz, oder stürzen sich in Abgründe, um den Qualen eines langsamen Todes zu entgehen.

Der Handel mit den einst so mächtigen Pahnis, welcher vor dem Ausbruche der Krankheit der einträglichste war, ist jetzt sehr unbedeütend, da die Indianer sehr mißtrauisch gegen die Pelzhändler sind, welche ein so furchtbares Unglück über sie gebracht haben, dem die Hälfte ihres Stammes zum Opfer fiel; auch haben, nach dem Aufhören der Krankheit, dem Indianischen Vergeltungs-Rechte gemäß, bereits viele Weiße dafür mit ihrem Leben büßen müssen.

Die Pahnis waren stets als ein sehr kriegerischer und feindseliger Stamm bekannt, allein ganz besonders war dies der Fall, nachdem die Blattern unter ihnen gewüthet hatten; indeß ist es dem Major Dougherty, welcher mehrere Jahre Agent der Pahnis war, bei seiner genauen Kenntniß des Indianischen Karakters und durch seine unerschütterliche Rechtlichkeit gelungen, das gute Einverständniß mit den „bleichen Gesichtern" wiederherzustellen.

Ich will hier einen Bericht, welchen dieser aufrichtige Freünd der Rothen Männer an den Kriegs-Sekretär abgestattet hat, im Auszuge mittheilen, da derselbe wohl verdient, auch außerhalb der Archive der Regierung bekannt zu werden.

„Vergleicht man diesen Bericht mit denen der vorhergehenden Jahre, so wird man finden, daß die Indianer sowohl in Schulkenntnissen, als im Ackerbau wenig Fortschritte gemacht haben.

„Ich bin entschieden der Meinung, daß, so lange es den Pelzhändlern und Träppers erlaubt ist, sich unter den Indianern aufzuhalten, alle Bemühungen der Regierung, ihre Lage zu verbessern, fruchtlos sein oder wenigstens durch den großen Einfluß dieser Menschen auf die verschiedenen Indianer-Stämme größtentheils vereitelt werden."

„Alle Bemühungen der Agenten (und anderer Personen, welche die Absichten der Regierung und der menschenfreündlichen Gesellschaften zur Ausführung zu bringen suchen) sind in so direktem Widerspruche mit den Interessen des Pelzhändlers, daß der Agent entweder diesen Interessen beständig entgegentreten, oder durch Übersehen ungehöriger Handlungen seine Pflicht gröblich verletzen muß; und es ist eine merkwürdige und beklagenswerthe Thatsache, daß die Central-Regierung, während sie Alles aufbietet und keine Kosten scheüt, um die Fortschritte der Ur-Bevölkerung zu befördern, gleichzeitig duldet, daß ihre Absichten durch die Pelzhändler vereitelt werden. So lange man diesen und den Träppers den Zutritt in das Land der Indianer gestattet, wird auch die Einfuhr von geistigen Getränken unvermeidlich sein, welche Strafen man auch darauf setzen mag; und so lange als jene Einfuhr nicht wirksam verhindert worden ist, werden alle Bemühungen der Regierung, auch mit den unermüdlichsten Agenten, nutzlos sein. Es würde, nach meiner Ansicht, besser

sein, die ganze Kontrolle über die Indianer den Pelzhändlern zu überlassen, als zu gestatten, daß sie sich überall den Absichten der Regierung widersetzen, und daß diese Widersetzlichkeit auch dem unwissendsten Indianer deütlich werden muß."

„Während der Agent der Regierung den Indianern räth, die Jagd aufzugeben, sich anzusiedeln und Ackerbau zu treiben, dringt der Pelzhändler beständig in sie, ihm Felle zu verschaffen."

„Ich bin weit davon entfernt, in der Ausübung meiner Pflicht durch persönliche oder ungeeignete Bewegungsgründe geleitet zu werden; ich unterwerfe meine Ansicht über diesen Gegenstand dem aufrichtigen Urtheile der Welt, und ich bin überzeügt, man wird einsehen, daß der Pelzhändler und die gegenwärtige Politik der Regierung in Betreff der Indianer ewig mit einander im Streite sein müssen."

„Die zu den verschiedenen Stämmen gesandten Missionare haben unstreitig redliche Absichten. Ich glaube dies nach dem, was ich gesehen habe; aber leider fangen sie ihr Werk damit an, womit sie aufhören sollten. Sie müßten den Indianer zuerst arbeiten lehren und zu diesem Zwecke derartige Schulen unter ihnen errichten; sie müßten ihn bewegen zu Hause zu bleiben, seine unstäte Lebensweise aufzugeben und unabhangig von der Jagd zu leben. Nachdem man diesen Zweck erreicht, würden sie empfänglicher sein für die Verbesserungen in moralischer und religiöser Hinsicht und ihre Civilisirung weniger Schwierigkeit darbieten." —

Die Pahnis sind in vier Horden oder Familien getheilt, nämlich: die Groß-Pahnis, Tappage-Pahnis, die republikanischen Pahnis und die Wolf-Pahnis.

Jede dieser Horden hat einen Haüptling, aber diese vier Haüptlinge stehen wieder unter einem Oberhaupte, dem Alle gehorchen. An der Spitze der Groß-Pahnis befindet sich gegenwätig Schon-kä-kei-hi-ga (der Pferde-Haüptling) und ihm zur Seite steht der alte Missouri-Haüptling Hah-tschi-ki-sug-gä (der die Osagen tödtet).

Die Pahnis leben in vier Dörfern, die wenige Englische Meilen von einander entfernt an den Ufern des Platte-Flusses und ihren Verbündeten, den Omahas und Otos so nahe liegen, daß sie im Falle eines Angriffes von einem anderen Stamme sich leicht gegenseitig Hülfe leisten können.

Über diese wilden Stämme werde ich später noch Einiges mittheilen. Unter allen diesen Stämmen, so wie unter den halbcivilisirten Überresten, welche aus dem Gebiete der Union vertrieben wurden, befinden sich Missionen und Schulen, auch sucht man den Ackerbau bei ihnen einzuführen, und sie werden den besten Beweis liefern für den Erfolg jener menschenfreündlichen Bemühungen, die mit dem verderblichen Einflusse der Branntwein-Verkäufer zu kämpfen haben, welche nur darauf bedacht sind, ihre Börsen zu füllen und ihre Gelüste zu befriedigen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

St. Louis. — Verlust des Bootes und Indianischer Merkwürdigkeiten. — Gouverneur Clarke. — Florida. — Die Santa Rosa-Insel. — Pensacola. — Fahrt den Arkansas hinauf. — Fort Gibson. — Musterung des ersten Dragoner-Regiments. — Zweck der Expedition nach dem Lande der Camantschen. — Die Osagen; früherer und gegenwärtiger Zustand derselben.

Nachdem wir, d. h. Baptist, Bongard und ich, mit unserem kleinen Boote glücklich zwischen den Baumstämmen des Missouri hindurchgeschifft waren, landeten wir neben den gewaltigen Dampfschiffen und den schwimmenden Palästen an dem Kai von St. Louis.

Vor Allem muß ich aber nun das Schicksal meines kleinen, mir so lieb gewordenen Bootes berichten, welches uns den trüben und unruhigen Missouri 400 Meilen weit hinabgetragen hatte. Nachdem mein Gepäck in den Gasthof geschafft worden, kehrte ich nach einigen Stunden an den Kai zurück, um nach meinem kleinen Boote zu sehen, welches ich unter der Obhut eines dort beschäftigten Mannes gelassen hatte; allein durch irgend eine geheimnißvolle Medizin-Operation war es verschwunden und ich sah es niemals wieder, während es oft Wochen oder Monate lang bei den Dörfern der rothen Männer lag, wo es keine Gesetze gab, die es schützten und wo es oft von den Medizin-Männern ans Land gezogen, neben meinem Wigwam niedergelegt und wohlbehalten wieder ins Wasser geschafft wurde, sobald ich weiter zu fahren wünschte.

St. Louis, eine blühende Stadt mit 15,000 Einwohnern, 300 Meilen westlich von Neü-York, am westlichen Ufer des Missouri, fünf Meilen unterhalb seiner Vereinigung mit dem Mississippi und 300 Meilen oberhalb der Mündung dieses Stromes in den Meerbusen von Mejiko, wird dereinst das große Emporium des Westens, die größte Binnen-Stadt Nord-Amerika's werden. Es ist die große Niederlage und der Ausgangspunkt aller Pelz-Compagnieen des oberen Missouri und des Felsen-Gebirges, so wie der Santa Fé- und anderer Handels-Gesellschaften, welche zu Lande Karavanen nach den Gränzen Mejiko's senden, um dort die Silber-Barren dieses reichen Landes einzutauschen. [31])

Als ich mich einige Wochen in St. Louis aufgehalten hatte, fand ich, daß die armen Burschen Baptist und Bongard im Begriffe waren, ebenso ohne Weiteres zu verschwinden, wie mein kleines Boot, und namentlich Bongard, welcher es sich hatte merken lassen, daß er einige hundert Dollars besitze, die er sich in dem Felsen-Gebirge mühsam erworben. Bei seiner Freigebigkeit, seiner Vorliebe für Branntwein und seinen Unabhangigkeits-Gesinnungen, welche sich mit den Verordnungen und Bestimmungen des Landes schlecht vereinigen ließen, wurde er bald das Opfer von Ränkeschmidten, und er mußte

nun ruhig von Bibern und der kühlen Bergluft traümen, ohne Hoffnung, jemals wieder jenen Fallen zu stellen, noch diese athmen zu können. Ich suchte natürlich sein Loos so viel in meinen Kräften stand zu erleichtern und bereitete mich vor, mit Pinsel und Pallette in anderen Gegenden einen neüen Feldzug zu beginnen.

Während meines Aufenthalts in St. Louis hatte ich täglich Unterredungen mit dem ehrwürdigen, allgemein verehrten Gouverneur Clarke, der bekanntlich vor länger als dreißig Jahren mit dem Kapitän Lewis zuerst das Felsen-Gebirge überstieg und den Columbia-Fluß bis zu seiner Mündung in den großen Ocean verfolgte. Meine Pläne und Absichten wurden von diesem Patriarchen der westlichen Welt vollkommen gebilligt und seine Empfehlungen sind mir von großem Nutzen gewesen. Er war Oberaufseher der Indianischen Angelegenheiten für den ganzen Westen und Nordwesten des Landes und die Interessen derselben konnten keinen besseren Händen anvertraut werden. Er starb einige Jahre nach meiner Anwesenheit in St. Louis und das Land verlor in ihm einen seiner treüesten Diener und die rothen Männer einen ihrer aufrichtigsten Freünde.

Ich verweilte so lange in St. Louis, bis der Fluß plötzlich ganz zufror und das Land sich mit einer Schneedecke von achtzehn Zoll überzog; ich war daher genöthigt, meine Reise nach Neü-Madrid, eine Strecke von 60—80 Meilen, zu Pferde anzutreten, um von dort, wo ich in einem wärmeren Klima auf den offenen Flüssen Dampfboote zu finden hoffte, in den Meerbusen von Mejiko zu gelangen.

Der plötzliche Übergang von den eisigen Regionen des Nordens in das milde Klima Florida's mitten im Winter gewährt ein eigenthümliches Vergnügen. Schon auf dem halben Wege von St. Louis dorthin wirft man den Überrock bei Seite, und hat man die Gränze erreicht, so fühlt man schon den Seewind und eine wahre Sommer-Wärme — man befindet sich im Lande der Myrthen und Cypressen, wo die immergrüne Eiche (Quercus virens) und die hohe Magnolia den Wald in ewiges Grün kleiden und sowol Feld- als Garten-Blumen die Luft mit den schönsten Wohlgerüchen erfüllen; so erscheint Florida im Februar.

Florida ist größtentheils eine düstere und unfruchtbare Wildniß, jedoch mit einzelnen Stellen von so großer Schönheit und Lieblichkeit, daß man sie niemals wieder vergißt. Die Sümpfe und Everglades [32]), der Aufenthaltsort der Alligatoren (Krokodille) und die Schlupfwinkel des Wildes, wechseln mit einsamen Kiefern-Wäldern, wo man außer dem Rufe des Sandhügel-Kranichs (Grus Canadensis) und dem Geheül des Wolfes keinen Laut vernimmt, und aus diesen tritt der Wanderer plötzlich in die offenen, mit Tausenden von wilden Blumen und Palmetto's (Kohlpalme — Chamaerops Louisiana) bedeckten Savannen, oder die Wendung eines Pfades bringt ihn auf einmal an den Meeres-Strand, wo die Wellen Tausende von blendend weißen Sandhügeln aufgeworfen haben. Ein sehr lieblicher Punkt in dieser Beziehung ist die Insel Santa Rosa, einige Englische Meilen von Pensacola, die oft zu

Thee-Gesellschaften und anderen Zusammenkünften benutzt wird. Die Hügel dieser Insel sind etwa 50 — 60 Fuß hoch und auf dem Gipfel und den Abhängen mit Gebüschen von Magnolien, Myrthen, Palmetto und Haidekraut bewachsen, die immer grün bleiben und gegen das blendende Weiß des Sandes, in welchem sie wachsen, einen scharfen Kontrast bilden.

Die Pensacola-Bai bildet einen der schönsten Häfen in der Welt, der, gegen die Natur aller südlichen Häfen, mit schönen Quellen des reinsten Wassers umgeben ist und an dessen Gestade beständig der erfrischende Seewind weht, welcher die Hitze des Sommers mildert; der Winter erscheint hier dem Bewohner nördlicher Länder wie ein immerwährender Frühling. Ich habe in den südlichen Staaten keinen Ort gefunden, der für Nordländer besser zum Sommer-Aufenthalt geeignet wäre, und der zugleich Sicherheit für die Gesundheit und alle Genüsse des Lebens so vereinigte, wie Pensacola. Die Stadt liegt sehr schön am Gestade der Bai und hat gegenwärtig etwa 1500 Bewohner, hauptsächlich Spanische Kreolen, die hier ein behagliches und müßiges Leben führen und eben nur für die dringendsten Bedürfnisse sorgen. Die Bai ist reich an Fischen verschiedener Art, die leicht zu fangen sind und es finden sich hier, selbst an den Kais, die schönsten Austern.

Da die Regierung diesen Hafen zum großen Marine-Depot für die südlichen Staaten bestimmt hat, so werden hier bedeütende Geldsummen in Umlauf gesetzt und die Offiziere der Marine und der Land-Truppen, welche in den drei theils schon erbauten, theils im Bau begriffenen Forts in Garnison kommen, werden hier eine Gesellschaft bilden, wie man sie nur wünschen kann.

Es haben sich in der letzten Zeit einige Kapitalisten aus dem Norden hier niedergelassen und den Plan zu einer Eisenbahn von Pensacola nach Columbus im Staate Georgien entworfen; durch die Ausführung dieser Bahn, welche die vorzüglichsten Baumwollen-Distrikte von Alabama durchschneiden oder berühren soll, würde Pensacola in der That nach Orleans die bedeütendste Stadt im Süden der Union werden. Auch für den Fall, daß im Kriege der Feind diesen Hafen blockirte, würde eine solche Verbindung mit dem Innern für den Transport von Truppen, Kriegs-Bedürfnissen und Waaren von unberechenbarem Nutzen sein.

Von den Indianern, welche noch in diesem Lande leben, ist wenig mehr zu sagen, als daß sie höchst bemitleidenswerth sind.

Von Pensacola reiste ich nach Neü-Orleans, von da den Mississippi mehrere hundert Englische Meilen hinauf bis zur Mündung des Arkansas und diesen Fluß aufwärts bis zum Fort Gibson. Als wir noch etwa 80 Meilen von diesem Orte entfernt waren, wurde der Arkansas so seicht, daß unser Dampfboot nicht weiter fahren konnte und wir gezwungen waren, hier einige Wochen still zu liegen. Wir vertrieben uns die Zeit mit Fischen, Jagen und dem Fange von Vielfüßen und Taranteln, die wir dann auf dem Dampfboot mit einander kämpfen ließen.

Endlich stieg der Fluß wieder und wir erreichten glücklich das Fort Gibson, den südwestlichsten Posten an der Gränze der Vereinigten Staaten. Es

liegt sehr schön am Flusse mitten auf einer weiten Prairie; als Garnison befindet sich daselbst das siebente Infanterie-Regiment, welches früher von dem General Arbuckle, dem Erbauer dieses Forts, kommandirt wurde.

Der General Leavenworth, welcher den Genral Arbuckle im Kommando ablöste, hielt eine Musterung der Infanterie und der Dragoner auf der Prairie und die verschiedenen Manöver, so wie die treffliche Haltung der Truppen, gewährte ein eigenthümliches Schauspiel. Jede Schwadron der Dragoner hat Pferde von einerlei Farbe: die eine Schwadron hat braune, eine zweite schwarze, eine dritte weiße, eine vierte Füchse, eine fünfte Grauschimmel u. s. w., was einen hübschen Anblick gewährt.

Die Expedition unter dem Befehl des Obersten Dodge hatte den Zweck, Verbindungen mit den beiden großen Indianer-Stämmen der Pahnis und Camantschen anzuknüpfen, welche noch keine Verträge mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen und häufig die ihr Gebiet durchziehenden Pelzhändler beraubt hatten, was man ihnen, nach meiner Ansicht, eben nicht sehr zum Vorwurf machen sollte, da von der einen Seite die Mejikaner und von der anderen die Amerikaner immer weiter in ihr Gebiet eindringen und das Pelzwerk und das Wild zerstören, welches Gott ihnen als Mittel zu ihrer Erhaltung gegeben hat.

Während ich im Fort Gibson fast zwei Monate lang auf den Abmarsch des Dragoner-Regiments nach dem Lande der Camantschen und Pahni-Picts wartete, um mich demselben anzuschließen, bin ich eifrig bemüht gewesen, die Osagen und ihre Lebensweise durch meinen Pinsel darzustellen.

Die Osagen, oder wie sie sich selbst nennen, Wasaji[33]), etwa aus 5200 Seelen bestehend, wohnen und jagen an den Quellflüssen des Arkansas und Nioscho oder grand River (großer Fluß). Ihr gegenwärtiger Wohnsitz liegt 150 Meilen westlich vom Mississippi und besteht aus drei Dörfern (Clermont's Dorf, Dorf des schwarzen Hundes und Dorf des weißen Haares), deren Wigwams aus Baumrinde und Schilf oder Rohr erbaut sind. Das eine dieser Dörfer ist acht, das zweite zwölf und das dritte etwa sechzehn Meilen von dem Fort Gibson entfernt. Sie verkehren hauptsächlich mit den Marketendern und es ist stets eine mehr oder weniger große Anzahl um das Fort gelagert.

Man kann mit Recht sagen, daß die Osagen die größten von allen rothen und weißen Menschen in Nord-Amerika sind, denn es gibt in der That sehr wenige unter den ausgewachsenen Männern, welche weniger als sechs Fuß messen, während sehr viele eine Größe von 6½ und selbst von 7 Fuß erreichen. Sie sind dabei gut gebaut, nur haben sie schmale Schultern und gehen, gleich allen sehr großen Menschen, etwas gebückt, während die Mandaner und Krähen-Indianer die Brust hervorstrecken und Kopf und Schultern etwas zurückgebogen tragen. Ihre Bewegungen sind graciös und schnell und im Kriege wie auf der Jagd dürften sie wol keinem der benachbarten Stämme nachstehen.

Obgleich sie seit langer Zeit an den Gränzen eines civilisirten Staates leben, so haben sie doch noch keine Gebräuche desselben angenommen; die einzige

Neüerung, welche sie eingeführt, ist, daß sie jetzt Decken statt der Büffelhaüte tragen, welche man nur noch selten unter ihnen sieht.

Die Osagen scheeren den Kopf gleich den Pahnis und Kanzas und schmücken und bemalen ihn mit großer Sorgfalt und mit Geschmack. Dem Reisenden fällt sogleich eine Eigenthümlichkeit an den Köpfen dieses Volkes auf, die auf künstliche Weise in der Jugend erzeügt wird. Wie bei allen Stämmen werden die Kinder, auf ein Brett befestigt, auf dem Rücken der Mutter getragen. Die Osagen binden den Kopf des Kindes so fest an das Brett, daß der Knochen des Hinterhauptes eingedrückt wird, wodurch eine Entstellung des Hinterkopfes und eine unnatürliche Erhöhung auf dem Scheitel entsteht. Sie thun dies, wie sie sagen, weil es ihnen ein kühnes und männliches Ansehen gebe. Ich glaube jedoch, daß dies mehr in der Einbildung beruht. Der Unterschied zwischen diesem und dem bei den Flat-heads (Flachköpfen) üblichen Gebrauche besteht darin, daß die Letzteren den Kopf des Kindes zwischen zwei Brettern pressen, wodurch die Stirn niedergedrückt und die abscheülichste Mißgestalt hervorgebracht wird, während die Osagen nur durch festes Anbinden des Kopfes die Hinterseite desselben etwas eindrücken, wodurch in den meisten Fällen nur eine ganz unwesentliche Abweichung von der Symmetrie der Natur entsteht.

Wie alle Stämme, die das Haupt scheeren, haben auch die Osagen die Gewohnheit, die Ohren auf manchfache Weise zu durchbohren und aufzuschlitzen und eine Menge Wampum-Schnüre und andern Zierrath darin zu tragen; auch um den Hals tragen sie gewöhnlich eine Menge Wampum- und Perlen-Schnüre, und da sie in einem milden Klima leben, welches eine warme Kleidung nicht so nöthig macht, wie bei den früher erwähnten nördlichen Stämmen, so tragen sie in der Regel Arme, Brust und Schultern nackt, und bemalen dieselben auf manchfache Weise, oft stecken sie auch eine Menge Ringe an die Finger.

Der oberste Haüptling der Osagen ist ein junger Mann Namens Clermont, der Sohn eines ausgezeichneten Haüptlings gleiches Namens, der vor Kurzem starb und seinen Sohn mit Genehmigung des ganzen Stammes zu seinem Nachfolger ernannte. Ich malte diesen Haüptling nebst Frau und Kind. Die Frau war in kostbare Stoffe gekleidet, und es ist dies fast die einzige Ausnahme, da die Osagen alle Luxus-Gegenstände und Gebraüche der civilisirten Völker entschieden verschmähen, ja selbst nicht einmal Branntwein trinken! Dies Letztere ist unerklärlich, wenn nicht etwa der Einfluß der Missionare und Lehrer sie bewogen hat, dem übermäßigen Genusse der geistigen Getränke zu entsagen; denn wie man mir erzählte liebten auch einst die Osagen sehr den Branntwein, aber seit einigen Jahren haben mehrere edle Männer mit ihren Familien unter diesen Indianern Schulen gegründet und den Ackerbau einzuführen gesucht und ich bin vollkommen überzeügt, daß die erwähnte Ausnahme nur den eifrigen Bemühungen jener frommen Männer zu danken ist.

Nächst dem Haüptlinge ist Tschong-tas-sab-bih (der schwarze Hund) der angesehenste Mann des Stammes, und von Allen, die ihn kennen lernten,

geachtet. Er ist sieben Fuß groß, korpulent, auf dem linken Auge blind und steht als Haüptling an der Spitze einer der drei Familien, in welche die Osagen zerfallen und wohnt in dem nach ihm genannten Dorfe des schwarzen Hundes. Ein anderer ausgezeichneter Führer der Osagen ist das weiße Haar, welcher dem dritten Dorfe seinen Namen gegeben hat.

Außer den beiden zuerst Genannten malte ich noch drei junge Männer, Ko-hä-tunk-ä (die große Krähe), Nah-com-i-schih (der Mann des Bettes) und Mön-ni-pus-kih (der sich nicht fürchtet). Sie gehörten den angesehensten Familien der Osagen an und waren sehr befreündet, weshalb sie mich baten, sie neben einander auf einer Leinwand zu malen, ein Wunsch, den ich gern erfüllte. *)

Unter den übrigen Osagen, welche ich malte, befand sich auch Tscha-to-ga (der tolle Büffel), welcher unter der Verwaltung des Präsidenten Adams der Ermordung zweier Weißen überführt, aber begnadigt wurde und nun unter seinem Stamme in Verachtung lebt, als Einer, der sein Leben verwirkt habe, das aber, wie sie sagen, nicht werth gewesen sei, es ihm zu nehmen.

Die Osagen waren früher und selbst noch bis vor Kurzem ein mächtiger und kriegerischer Stamm; jetzt ist es jedoch anders. Sie sind allmälig von den Quellen des weißen Flusses und den Ufern des Mississippi bis in ihre gegenwärtigen Wohnsitze verdrängt worden; auch die Blattern haben sie zwei oder drei Mal heimgesucht und die Konzas, früher ein Theil der Osagen, trennten sich von ihnen und traten feindselig gegen sie auf. Sie sind daher schnell bis auf ihre gegenwärtige geringe Zahl zusammengeschmolzen; doch haben sie noch ihre alte Tapferkeit bewahrt, wie ihre fortwährenden Kämpfe mit den Pahnis und Camantschen beweisen, in denen sie zwar in der Regel am meisten leiden, dennoch aber dieselben hartnäckig fortsetzen, als ob sie geflissentlich ihren Untergang herbeiführen wollten. Die Bemühungen, die Osagen zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren, sind bis jetzt von geringem Erfolge gewesen; vom Ackerbau haben sie wenig und von der Religion und Civilisation noch weniger begriffen. Dagegen ist es, wie bereits erwähnt, den Missionaren gelungen, sie zur Mäßigkeit zu bekehren und es ist dies gewiß ein höchst wichtiger Schritt, der den Weg zu den übrigen erwähnten Zwecken bahnen wird.

---

*) Diese drei jungen Männer und acht oder zehn andere begleiteten auf Befehl des schwarzen Hundes und der anderen Haüptlinge als Führer und Jäger das Dragoner-Regiment zu den Camantschen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Abmarsch der Dragoner zu den Camantschen. — Mündung des falschen Waschita in den rothen Fluß. — Schönes Prairie-Land. — Arkanas-Trauben; wilde Pflaumen; wilde Rosen. — Ermordung des Richters Martin und seiner Familie. — Krankheit unter den Truppen am Waschita. — Aufbruch des halben Regiments nach dem Lande der Camantschen. — Erkrankung des Generals Leavenworth und Veranlassung derselben.

Unter dem Schutze der Dragoner, welche nach langem Zögern endlich ihren Marsch angetreten hatten, erreichte ich auf meinem Wege zur Aufsuchung des „fernen Westens" (siehe das 9. Kapitel) die Mündung des falschen Waschita in den rothen Fluß und befand mich abermals in dem Lande der Büffel und Antilopen. Unser Lager war auf der Landspitze zwischen der Vereinigung der beiden Flüsse aufgeschlagen und jenseits des Waschita liegt Texas. Das umliegende Land, abwechselnd aus Prairie und Wald bestehend, bildet ein unbeschreiblich schönes Panorama; das Laub hatte überall eine tief dunkelgrüne Farbe und die Ebenen waren buchstäblich mit Büffeln bedeckt. Das Fort Gibson ist von hier etwa 40 Meilen entfernt, die wir in zehn Tagen zurücklegten.

Der größte Theil des Weges geht über leicht gewellte Prairie, die gut bewässert ist und auf angenehme Weise mit Gebüsch und Wald abwechselt. Eines Tages ritt ich mit meinen Freünden, dem Lieutenant Wheelock und Joseph Chadwick, auf einen der Prairie-Hügel und wir bemerkten, daß auch unsere Pferde die schöne Aussicht bewunderten, denn ohne das treffliche Gras unter ihren Füßen zu beachten, schauten sie mit einem tiefen Seüfzer und weit vorgestrecktem Halse über die zu unseren Füßen sich ausbreitende Landschaft in die Ferne. Von unserem Standpunkte aus war der Horizont überall von blauen Bergzügen begränzt; unter uns marschirten die Dragoner in schöner Ordnung und bildeten mit den Packwagen und den Indianern einen Zug von einer englischen Meile Länge, welcher, indem er den Unebenheiten des welligen Bodens folgte, das Ansehen einer riesenhaften schwarzen Schlange hatte, die sich über den reichen grünen Teppich hinschlängelte.

Das malerische Land, welches wir auf weiter Strecke durchzogen, gehört den Crihks und Tschoktahs und bietet den schönsten Boden für den Ackerbau dar.

Fast täglich kamen wir über Hügelzüge von einigen Englischen Meilen Breite, deren sandiger Boden mit zerstreüten Eichen bewachsen und mit Weinreben bedeckt war, die eine solche Menge von Weintrauben darboten, daß man in einem Weinberge zu sein glaubte; die Beeren hatten über einen halben Zoll im Durchmesser. Von diesen Hügeln stiegen wir dann wieder in breite, grüne Thäler oder Prairien hinab, wo kleine wilde Pflaumen-Baüme von vier bis sechs Fuß Höhe auf einem Raum von mehreren hundert Morgen so

dicht gedrängt standen, daß sie uns völlig den Durchzug versperrten und uns zwangen, einen weiten Umweg zu machen. Die meisten dieser Baüme waren so mit wohlschmeckenden Früchten beladen, daß man kein Blatt sah und die Zweige sich zur Erde bogen. Zwischen diesen standen gruppenweise Büsche wilder Rosen, Johannis- und Stachelbeeren und an einigen Stellen Caktus (prickly pears — Cactus opuntia). Zuweilen stößt man hier plötzlich auf eine große gelbe Klapperschlange oder eine Kupfer-Schlange.

Am achten Tage unseres Marsches trafen wir die erste Büffel-Heerde an, und da ich mit dem General Leavenworth, Obersten Dodge und mehreren anderen Offizieren den Truppen voraus war, so hatten wir Gelegenheit, den Muth unserer Pferde und unsere eigene Geschicklichkeit zu erproben. Die Jagdlust ergriff sogleich Alle; der General und der Oberst erlegten eine schöne Kuh. Ich war nicht so glücklich, denn obgleich ich mir ebenfalls eine junge Kuh auswählte, so mußte ich sie doch erst eine weite Strecke verfolgen, ehe ich zum Schusse nahe genug herankommen konnte, und als ich sie endlich erreichte, griff sie mein Pferd mit den Hörnern bei den Schultern an, meine Flinte versagte, verwickelte sich in die Mähne und zerbrach; ich griff zwar sogleich zu den Pistolen und verwundete sie schwer, allein es gelang ihr in das Dickicht zu entkommen, so daß ich ohne Beüte umkehren mußte. Unsere Indianischen Jäger versorgten uns seit diesem Tage reichlich mit Büffel-Fleisch.

Wir machten hier Halt, um Menschen und Pferden einige Tage Ruhe zu gönnen. In dieser Gegend wurde vor einigen Wochen der Richter Martin nebst seinem Diener von den Pahnis oder Camantschen ermordet und sein Sohn geraubt. Das Dragoner-Regiment hat nunmehr den Auftrag, die Auslieferung der Mörder zu verlangen.

Der Richter Martin, ein achtbarer und unabhangiger Mann, welcher am unteren Theile des rothen Flusses (Red River) wohnte, hatte die Gewohnheit im Sommer mit seinen Kindern und einigen schwarzen Dienern in die Prairie zu gehen und dort zu seinem Vergnügen mehrere Monate mit der Jagd auf Büffel und andere Thiere zu verleben. Vor wenigen Wochen erhielt man nun plötzlich im Fort Gibson die Nachricht, daß er von Indianern überfallen und ermordet worden sei. Es wurde sogleich eine Abtheilung Truppen nach der bezeichneten Stelle abgesandt, wo man den Körper des Richters und eines seiner Neger furchtbar verstümmelt fand; seinen Sohn, einen hübschen Knaben von neün Jahren, hatten die Indianer wahrscheinlich mitgenommen.

Der General Leavenworth hatte, um den Marsch der Dragoner zu erleichtern, Wege von Fort Gibson und Fort Towson bis hierher anlegen lassen und wir fanden hier zwei Compagnien Infanterie gelagert, welche den Dragonern so weit als nöthig folgen, die Transportwagen decken und erforderlichen Falls sie unterstützen sollten.

Der Abmarsch der Truppen wurde durch ein Gallen-Fieber verhindert, welches den General Leavenworth, mehrere Offiziere und etwa die Hälfte des Regiments ergriff; auch die Pferde erkrankten etwa in demselben Verhältnisse und wie es schien an der nämlichen Krankheit. Der Oberst Dodge erhielt daher den

Befehl, mit den gesunden Menschen und Pferden vorauszumarschiren, weil man sie dadurch vor der Erkrankung zu schützen hoffte. Der Befehl über die Zurückbleibenden wurde dem Obersten Kearney übertragen.

Als das Regiment Fort Gibson verließ, zählte es statt 800 nur 400 Mann und da von diesen die Hälfte erkrankte, so blieben dem Obersten Dodge nur etwa 200 Mann, um in die wilden und unerforschten Regionen der Camantschen einzudringen. Ich schloß mich den abziehenden Truppen an.

In dem vorhergehenden Kapitel erwähnte ich kurz einer Büffel-Jagd, an welcher der General Leavenworth und der Oberst Dodge Theil nahmen. Als wir am nächsten Tage dem Regimente eine Strecke voraus ritten und uns beklagten, daß alle unsere Glieder von der Jagd wie zerschlagen seien, äußerte der General zu dem Obersten: „Diese Büffel-Jagd paßt nicht mehr für uns, wir werden zu alt und müssen Vergnügungen dieser Art jüngeren Leüten überlassen. Ich habe in meinem Leben genug Büffel gejagt und bin entschlossen, nicht mehr meine Arme und Beine aufs Spiel zu setzen und mein Pferd zu ermüden; es ist eine Thorheit für uns und schickt sich nur für junge Männer." Der Oberst und ich pflichteten ihm vollkommen bei, obwol mich hauptsächlich die Rücksicht auf mein Pferd, welches noch einen langen Weg vor sich hatte, bewog, dem Vergnügen der Jagd zu entsagen.

Kaum waren diese gegenseitigen Erklärungen gegeben, als der General, welcher eben auf den Gipfel eines kleinern Hügels hinauf ritt, plötzlich sein Pferd umwendete und uns mit leiser Stimme zurief, daß jenseit des Hügels eine kleine Büffel-Herde grase und wenn ich die linke, der Lieutenant Wheelock die rechte Seite nehmen und ihm und dem Obersten die Mitte lassen wollten, so könne es eine treffliche Jagd geben! Bei den letzten Worten warf er seinen Mantelsack zur Erde und sprengte davon; ich wollte ihm folgen, wurde aber durch einen Baumzweig zur Erde geworfen, war zwar schnell wieder auf den Füßen und im Sattel, aber von den Büffeln war nichts mehr zu sehen. Bei diesem Angriffe wurde weder Mensch, noch Pferd, noch Büffel verletzt. Der Oberst und der Lieutenant hatten sich bereits wieder dem Regimente angeschlossen, als ich dem General begegnete, der in demselben Augenblicke ein schönes Büffel-Kalb, welches sich während der Jagd verborgen hatte, erblickte und mit den Worten: „Das Kalb muß ich haben, bevor ich weiterreite" abermals davon sprengte. Ich ritt den Hügel hinauf, um Zeüge seiner Jagd zu sein und bemerkte, wie das Kalb plötzlich zur Seite sprang, und das Pferd, dadurch erschreckt, niederstürzte. Ich jagte schnell hinzu und fand den General auf seine Hände und Knieen gestützt und bemüht, aufzustehen. Ich sprang vom Pferde, hob ihn auf und fragte ihn, ob er verletzt sei, worauf er zwar erwiderte: „Nein, doch hätte es leicht geschehen können," dann aber ohnmächtig wurde. Ich legte ihn auf das Gras nieder, und da ich Mantelsack und Feldflasche zurückgelassen hatte, auch kein Wasser in der Nähe war, so nahm ich meine Lanzette zur Hand, um ihm eine Ader am Arm zu öffnen. Er erholte sich indeß wieder und da er sah, was ich vorhatte, versicherte er, daß er nicht verletzt sei. Nachdem er mit meiner Hülfe sein Pferd

bestiegen hatte, ritten wir fort und erreichten nach zwei oder drei Stunden das Regiment.

Von diesem Augenblicke an hatte sich das Gesicht des Generals auffallend verändert; er war bleich und schwach und wurde beständig von einem heftigen Husten gequält, auch äußerte er selbst mehrmals, er fürchte, daß er sich schwer verletzt habe.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Großes Dorf der Camantschen in Texas. — Blinder Lärm. — Zusammentreffen mit einer Streifpartei der Camantschen; sie kehren um und begleiten die Dragoner nach ihrem Dorfe. — Große Büffel-Heerden; die Büffel durchbrechen die Reihen der Dragoner. — Wilde Pferde; ihr Scharfsinn. — Joseph Chadwick und ich schießen ein wildes Pferd. Das Einfangen derselben mit dem Lasso. — Die Kette des Felsen-Gebirges. — Annäherung an das Dorf der Camantschen. — Große Zahl ihrer Pferde und Preise derselben.

Das Regiment brach endlich auf und wir Beide, mein Freünd Joseph Chadwick und ich, folgten ihm. Es nahm seinen Weg gerade westwärts auf der Wasserscheide zwischen dem Waschita und dem rothen Flusse nach dem Felsen-Gebirge zu. Unser Weg ging beständig durch eine schöne grüne Prairie mit einzelnen schönen Gruppen von Baümen und Gestraüchen. Alles war fröhlich und munter, denn Jeder hoffte nunmehr dem tödtlichen Miasma an der Mündung des Waschita entgangen zu sein. Es ging auch Alles ganz vortrefflich, und nur in der zweiten Nacht entstand großer Lärm im Lager. Wir lagerten auf einer schönen Prairie, wo wir jeden Augenblick den Überfall eines lauernden Feindes befürchteten. Mitten in der Nacht nun, als Alles sicher und ruhig zu sein schien, fiel plötzlich ganz in unserer Nähe ein Schuß, dem ein furchtbares Stöhnen folgte. Sofort waren wir Alle auf den Beinen, unsere Pferde, erschreckt durch den Schuß und den Lärm, zerrissen ihre Riemen, womit sie befestigt waren, und eilten in vollem Laufe davon und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Indianer! Indianer! Pahnihs!" In wenigen Augenblicken war jedoch die Ruhe wieder hergestellt und wir hörten nun, wie unsere Pferde nach allen Seiten wie besessen davon liefen; nur einige derselben, die sich von ihren Pfählen nicht hatten losreißen können, blieben im Lager zurück. Wir lagerten uns nämlich stets in einem Viereck von 15—20 Ruthen Durchmesser; an den Seiten entlang wurden die Sättel nebst dem Gepäck etwa fünf Fuß von einander entfernt niedergelegt, und ein Jeder band sein Pferd, nachdem er es hatte grasen lassen, an einen, wenige Schritte von seinen Füßen in der Erde befestigten Pfahl, so daß alle Pferde sich innerhalb des Vierecks und, wie wir glaubten, im Falle eines Angriffes in vollkommener

Sicherheit befanden. In dieser Überzeügung hatten wir uns ruhig dem Schlafe überlassen, aus dem wir auf die erwähnte Weise geweckt wurden.

Als wir einige Augenblicke zum Kampfe gerüstet gestanden hatten und kein Feind sich zeigte, so forschte man allgemein nach der Ursache dieses blinden Lärms und es ergab sich endlich Folgendes: Ein Rekrut, welcher in dieser Nacht auf dem Posten stand, glaubte aus einem, wenige Schritte von ihm entfernten Busche einen Indianer hervorkriechen zu sehen; da derselbe auf seinen Zuruf nicht antwortete, so gab er Feüer und erschoß ein Dragoner-Pferd, welches sich in der vorhergehenden Nacht verlaufen hatte, dann unserer Spur gefolgt war und nun, als es das Lager erreicht, seinen Tod fand.

Wir wurden durch diesen Vorfall zwei Tage aufgehalten, denn wir mußten über vier Meilen zurückreiten, um unsere entflohenen Pferde aufzusuchen, von denen indeß funfzehn oder zwanzig gar nicht wieder gefunden wurden.

Am vierten Tage unseres Marsches entdeckten wir frische Büffel-Spuren und bald darauf eine ungeheüre Heerde, welche auf den entfernten Hügeln graste. Auch den Rauch von den Feüern der Indianer sahen wir in verschiedenen Richtungen vor uns aufsteigen und an demselben Tage Nachmittags erblickten wir eine große Anzahl Indianer zu Pferde in der Entfernung von mehreren Englischen Meilen, die uns zu beobachten schienen. Das Blitzen der Lanzenspitzen im Sonnenschein ließ uns anfangs glauben, daß es mexikanische Reiterei sei, die sich unserem weiteren Vordringen widersetzen wolle; als wir jedoch etwas näher gekommen waren, erkannten wir durch unsere Ferngläser, daß es eine Streifpartei der Camantschen war.

Das Regiment machte Halt und nachdem die erforderlichen Befehle ertheilt waren, marschirten wir gerade auf die Indianer zu, die indeß, nachdem wir uns ihnen bis auf etwa zwei Englische Meilen genähert hatten, plötzlich hinter dem Hügel verschwanden und nach einiger Zeit in anderer Richtung, und zwar auf einem entfernteren Hügel, wieder erschienen. Das Regiment änderte sogleich seinen Marsch, allein kaum war dies geschehen, so verschwanden die Indianer abermals, um an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein zu kommen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen befahl der Oberst Dodge dem Regiment zu halten, während er selbst mit wenigen Offizieren und einem Fähnrich, der eine weiße Fahne trug, vorwärts ritt; ich schloß mich ihm an und diesmal hielten die Indianer Stand. Als wir ihnen so nahe gekommen waren, daß wir alle ihre Bewegungen beobachten konnten, hielten wir an; der Fähnrich ritt eine kurze Strecke vorwärts und bewegte die weiße Fahne, um sie aufzufordern, zu uns zu kommen. Kaum hatten sie dies Zeichen bemerkt, so sprengte ein Indianer auf einem milchweißen Pferde und mit einer langen Lanze, woran ein Stück einer weißen Büffelhaut befestigt war, auf uns zu.

Die Entfernung zwischen beiden Theilen betrug etwa eine halbe Englische Meile auf einer schönen, sich allmälig abdachenden Prairie; auf dieser Strecke tummelte er sein wildes Pferd eine Viertelstunde lang umher, bis er endlich unserer Fahne sich näherte, dieselbe einen Augenblick mit seiner Lanze berührte,

dann sein Pferd herumwarf und auf den Obersten Dodge lossprengte. Als er diesem nahe gekommen war, reichte er ihm die Hand, welche der Oberst sogleich ergriff und schüttelte, worauf wir seinem Beispiele folgten. Sobald die übrigen Indianer sahen, daß ihr Abgesandter freündlich empfangen und nicht ermordet wurde, wie sie ohne Zweifel erwartet hatten, kamen sie in vollem Jagen zu uns herangesprengt. Das Regiment marschirte in regelmäßiger Ordnung auf und es begann nun ein allgemeines Händeschütteln, indem jeder Indianer die Reihen der Dragoner entlang ritt und einem Jeden die Hand reichte. Dies währte natürlich einige Zeit und ich betrachtete mir unterdeß den stattlichen Krieger, welcher mit der weißen Fahne an der Lanze zu uns gekommen war. Er ritt ein schönes wildes Pferd, weiß wie Schnee, mit einer starken Mähne und einem langen, vollen Schweife, der den Boden berührte. Der Zaum war an einem schweren Spanischen Gebisse befestigt und an den Füßen trug er ein Paar schwere Spanische Sporen, die er dem Pferde bei jedem Sprunge tief in die Seiten drückte, so daß sie ganz mit Blut bedeckt waren; Gebiß und Sporen hatte er offenbar in den beständigen Kämpfen an der mejikanischen Gränze erbeütet. Der Köcher hing an einem Riemen auf dem Rücken und der Schild am linken Arm, in der linken Hand hielt er den Bogen, in der rechten eine vierzehn Fuß lange Lanze und an der linken Seite, quer über den Schenkel, befand sich die Flinte in einem schönen Futteral von Ziegenfell.

Auf ähnliche Weise waren auch die Übrigen ausgerüstet, von denen Mehrere noch ein zweites Pferd am Zügel führten, welches, wie wir erfuhren, das Lieblings-Kriegsroß war; aus allen diesen Umständen ersahen wir, daß sie sich auf einem Kriegszuge befanden.

Nachdem das Händeschütteln vorüber war, stiegen wir von den Pferden, die Pfeife wurde angezündet und ging von Hand zu Hand, worauf die Unterredung begann, die mit Hülfe eines Spaniers, den wir glücklicher Weise bei uns hatten, und eines Camantschen, der etwas Spanisch verstand, geführt wurde.

Der Oberst Dodge setzte ihnen auseinander, daß wir in friedlicher Absicht in ihr Land kämen, — daß der Präsident uns beauftragt habe, in ihre Dörfer zu gehen, um die Haüptlinge der Camantschen und Pahni-Piets zu sehen, ihnen die Hand zu reichen, die Friedens-Pfeife mit ihnen zu rauchen und Handels-Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, die für beide Theile vortheilhaft sein würden.

Sie hörten aufmerksam zu und verstanden Alles vollkommen; sie erklärten, daß sie dem Worte des Obersten Vertrauen schenkten, daß ihr großes Dorf nur einige Tagemärsche entfernt sei, daß sie ihren Kriegszug aufgeben und uns dahin begleiten wollten. Wir brachen noch an demselben Tage auf und sie haben uns getreülich über Berg und Thal geleitet und des Nachts neben uns geruht.

Wir hatten etwa dreißig Osagen, Tschirokihs, Senecas und Delamaren als Führer und Jäger bei uns, die, mit den 90 — 100 Camantschen, unserem Zuge, wie er über die grünen Prairien dahin marschirte, ein höchst malerisches

Ansehen gaben. Da wir jetzt ganz auf Büffel-Fleisch angewiesen waren und fast stündlich bei Büffel-Heerden vorüber kamen, so hatten wir stets frisches Fleisch in hinreichender Menge, denn die Indianer der verschiedenen Stämme suchten natürlich ihre Geschicklichkeit und die Abrichtung ihrer Pferde im besten Lichte zu zeigen.

Eines Tages, als das Regiment auf dem Marsche war und die Indianer auf eine Heerde Büffel Jagd machten, brachen die erschreckten Thiere durch die Dragoner hindurch und rannten Pferde und Reiter über den Haufen, was zu höchst komischen Scenen Anlaß gab, wobei sie indeß auch manchen Schuß aus Flinten und Pistolen erhielten.

Die Büffel sehen sehr schlecht, was wol größtentheils dem dichten Haar zuzuschreiben ist, welches ihnen über die Augen herabschlägt; sie folgen daher hauptsächlich dem Geruch und sobald einer davon läuft, folgt die ganze Heerde, ohne sich um das zu kümmern, was um sie her vorgeht.

Der Landstrich, welchen wir zwischen dem falschen Waschita und dem Dorfe der Camantschen durchzogen, ist auch reich an wilden Pferden, von denen wir täglich mehrere Heerden sahen. Kein anderes Thier der Prairieen ist so wild und so scharfsinnig, als das wilde Pferd und keinem anderen ist so schwer beizukommen. Ihr Auge ist so scharf, daß sie ihren Feind schon erkennen, wenn er auch noch eine Englische Meile entfernt ist; sie laufen dann sogleich davon und machen gewöhnlich erst Halt, nachdem sie drei bis vier solcher Meilen zurückgelegt haben. Ich habe oft den Versuch gemacht, mich an sie heranzuschleichen, wennn sie grasten und spielten, doch ist mir dies nur ein Mal gelungen. Ich stieg nämlich vom Pferde und schlich mit meinem Freünde Chadwick einige Englische Meilen weit durch eine Schlucht hin, bis wir uns einer Heerde auf Flintenschuß-Weite genähert hatten, wo ich, hinter einem kleinen Gebüsche versteckt, eine Skizze entwarf. Die Heerde zeigte fast alle Farben, wie man sie unter einer Meüte Englischer Hunde findet: einige waren milchweiß, andere glänzend schwarz, noch andere fuchsroth, braun, stahlgrau oder gefleckt; ihre dichten Mähnen hingen in der wildesten Unordnung über Hals und Gesicht herab und der lange Schweif schleppte auf der Erde.

Nachdem wir unsere Neügier befriedigt hatten, beschlossen wir, uns eines dieser Pferde dadurch zu bemächtigen, daß wir es durch den Knorpel am obern Theile des Halses schossen; es wird dadurch betaübt, fällt zu Boden und wird an den Füßen gefesselt, erhebt sich aber bald wieder ohne weiteren Nachtheil von der Verwundung zu haben. Erfahrene Jäger bedienen sich oft dieses Mittels, wenn sie der Thiere auf andere Weise nicht habhaft werden können. Wir waren nur mit leichten Vogelflinten bewaffnet, die nicht so sicher eine Kugel schießen, wie eine Büchse. Wir schossen ein schönes stahlgraues Pferd, es stürzte und im nächsten Augenblicke war die ganze Heerde aus dem Gesicht verschwunden. Wir eilten sogleich auf unser Schlachtopfer zu und fanden zu unserer großen Betrübniß, daß wir nicht nöthig hatten, es zu fesseln, denn es war todt — unsere Schüsse hatten ihm die Halswirbel

zerschmettert. Mein Freünd Chadwick war außer sich über diesen unglücklichen Schuß und wir kamen überein, bei dem Regimente nichts von diesem Vorfalle zu erzählen.

Gewöhnlich fängt man die Pferde dadurch, daß man ihnen, während man sie im vollen Jagen verfolgt, die Schlinge des Lasso um den Hals wirft, wodurch sie zu Boden gerissen werden. Der Lasso ist ein von ungegerbtem Leder geflochtener oder gedrehter Riemen, zehn bis fünfzehn Ellen lang und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen.

Will der Indianer ein wildes Pferd einfangen, so besteigt er den schnellsten Renner, den er erhalten kann, schlingt sich den Lasso um den Arm und sprengt in vollem Jagen unter die Heerde; hat er einem wilden Pferde die Schlinge des Lasso um den Hals geworfen, so steigt er ab und laüft so schnell er nur kann, während er den Lasso allmälig und vorsichtig durch die Hand gleiten läßt, bis das Pferd, durch Mangel an Athem erschöpft, zu Boden fällt. Er nähert sich nun vorsichtig dem Kopfe des Pferdes, fesselt es an den Vorderfüßen, löst den Lasso, damit es wieder frei athmen kann und befestigt eine Schlinge um die untere Kinnlade des Thieres, wodurch er es in seine Gewalt bekommt und es ihm unmöglich macht, sich auf den Rücken zu werfen, denn es schlägt gewaltig um sich, sobald es wieder frei zu athmen vermag, bis es, ganz mit Schaum bedeckt, sich der Macht des Menschen unterwirft und für seine Lebensdauer dessen Sklave wird. Er legt nun vorsichtig die Hand auf die Nase und die Augen des Pferdes, bläst ihm in die Nasenlöcher und es ist gezähmt; er nimmt ihm dann die Fesseln ab und führt oder reitet es ins Lager zurück.

Die wilden Pferde dieser Gegenden sind kleine, aber kräftige Thiere mit stark hervortretenden Augen, schmaler Nase, hohen Nasenlöchern, dünnen Füßen und zarten Schenkeln. Sie stammen unstreitig von den bei der Eroberung Mejico's durch die Spanier eingeführten Pferden ab, von denen einige in die Prairien entliefen, dort verwilderten und die Stamm-Rasse aller wilden Pferde bildeten, welche auf den Ebenen von hier bis zum Winnipeg-See, 400 — 600 Meilen gegen Norden herumschwärmen. Über das erste Erscheinen der Pferde unter den Indianern gibt es viele sehr merkmürdige Sagen, welche das Obige bestätigen. Die Sioux nennen das Pferd Schonka-Wakon, Medizin-Hund.

Sie sind den Indianern dieser weiten Ebenen von großem Nutzen bei der Jagd, auf ihren Wanderungen u. s. w. und ihre Kleinheit macht sie zu diesen Zwecken geeigneter, als wenn sie von größerer und stärkerer Rasse wären. In der Zeit, wenn es an Büffeln und anderem Wilde fehlt, werden die Pferde in großer Anzahl getödtet und gegessen. Hinsichtlich der Ernährung werden sie Winter und Sommer sich selbst überlassen, da sie stets Gras in hinreichender Menge finden.

Wir trafen auf unserem Marsche viele Heerden dieser schönen Thiere und hatten mehrmals Gelegenheit zu sehen, wie die Indianer sie mit dem Lasso einfingen. Den ersten glücklichen Fang dieser Art machte einer unserer Führer

und Jäger Namens Beatte, ein Franzose von Geburt, der von seiner Kindheit an unter den Osagen gelebt hatte und die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Indianer in noch höherem Grade besaß als diese selbst; er gilt für den geschicktesten Jäger dieser westlichen Regionen.

Als nämlich eines Tages das Regiment zu der gewöhnlichen Stunde um Mittag Halt machte, bat Beatte den Oberst Dodge um Erlaubniß, mit einigen Jägern auf eine in der Ferne weidende Heerde wilder Pferde Jagd machen zu dürfen. Nachdem sie die Erlaubniß erhalten, ritten sie eine Schlucht entlang und näherten sich den nichts Böses ahnenden Thieren, die, sobald sie die Reiter erblickten, die Flucht ergriffen. Ich beobachtete durch mein Fernglas alle Manöver Beatte's, dem es, nachdem er die Heerde zwei bis drei Englische Meilen weit verfolgt hatte, endlich gelang, ein Pferd mit der Schlinge zu fangen und es „nieder zu brechen." Bald darauf kam Beatte mit seinem wilden Pferde, welches am ganzen Körper zitterte und mit weißem Schaum bedeckt war, zurück, band ihm eine Büffelhaut über den Rücken, eine Schlinge um die untere Kinnlade, und als wir aufbrachen, ritt er es ohne Schwierigkeit. Das Ganze, vom Beginn der Jagd an, war das Werk einer Stunde.

Die Pferde, welche während unseres Marsches eingefangen wurden, waren indeß nur von mittelmäßiger Güte, da man die Schönsten auf diese Weise nicht erhalten kann, indem sie, sobald sie verfolgt werden, an der Spitze der Heerde davon eilen und in wenigen Augenblicken verschwunden sind. Man kann sich nur dadurch ihrer bemächtigen, daß man sie (wie bereits früher beschrieben) am Genick verwundet, wodurch jedoch stets der Muth des Thieres gebrochen wird.

Nachdem wir noch mehrere sehr beschwerliche Tagemärsche zurückgelegt, sagten uns unsere Camantschen-Führer, daß wir in der Nähe ihres Dorfes seien und wir erblickten in der That bald darauf von einer sanft aufsteigenden Anhöhe herab das einige Englische Meilen entfernte Dorf in einem der reizendsten Thäler, die das Auge jemals gesehen hat. Das Thal streift von Nordwest nach Südost, ist mehrere Englische Meilen breit und wird in der Entfernung von einer schönen Bergkette begränzt, die offenbar ein Ausläufer der Rocky Mountains ist und, gleich den anderen Gliedern dieser gewaltigen Gebirgskette, aus röthlichem Granit oder Gneis besteht. In der Mitte dieses schönen Thales sahen wir aus dem Gebüsche, welches die Ufer der Flüsse bekränzt, die Spitzen der Wigwams der Camantschen hervorragen. Bis auf eine Englische Meile von dem Dorfe war das Thal mit grasenden Pferden und Maulthieren bedeckt. Die Führer der uns begleitenden Streifpartei erklärten nun, das Regiment möge Halt machen, während sie voran in das Dorf reiten und dort melden wollten, wer wir seien. Wir stiegen daher ab und konnten deütlich sehen, wie die Indianer schnell ihre Pferde einfingen und bald darauf einige Hunderte ihrer tapfersten Krieger in vollem Jagen auf uns zukamen und gleich regulärer Kavallerie vor uns in einer Linie aufmarschirten. Wir waren schnell wieder zu Pferde gestiegen und das Regiment stellte sich in drei Reihen auf, vor denen der Oberst Dodge mit seinem Stabe hielt, wobei auch mein

Freünd Chadwick und ich uns befanden. In der Mitte dieser ersten Linie ließ der Oberst eine weiße Fahne aufpflanzen, worauf die Indianer ebenfalls eine solche absandten und daneben aufstellten *).

Die beiden Linien, aus alten Feinden bestehend, die sich nie gesehen hatten, hielten in der Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten einander gegenüber, und es gereicht den Camantschen, die man als mörderisch und feindselig schildert, zur Ehre, daß sie völlig unbewaffnet vor uns erschienen, die wir mit glänzenden Waffen als Kriegs-Partei mitten in ihr Land eingedrungen waren. Sie mußten uns als ihre natürlichen Feinde betrachten — denn dafür halten sie alle bleichen Gesichter — und dennoch kamen sie ohne alle Waffen ganz nahe zu uns heran, ohne irgend einen Ausdruck der Furcht oder des Mißbehagens, vielmehr zeigte sich auf allen Gesichtern unverkennbare Freüde und Ungeduld, uns die Hände zu reichen, und das auf die einfache Versicherung des Obersten Dodge, daß wir in friedlicher Absicht zu ihnen kämen.

Nachdem wir auf diese Weise etwa eine halbe Stunde lang uns gegenseitig angeblickt hatten, sprengte der Haupt-Anführer auf den Obersten zu, reichte zuerst diesem die Hand, dann den übrigen Offizieren, und endlich, indem er die einzelnen Glieder entlang ritt, auch jedem Dragoner; diesem Beispiele folgten die anderen Haüptlinge und Krieger, und nach Beendigung dieser Ceremonie, die über eine Stunde währte, ritten die Indianer langsam nach ihrem Dorfe zurück und führten uns an die Ufer eines schönen klaren Flusses und zu einer frischen Quelle, etwa eine halbe Englische Meile vom Dorfe, indem, wie sie sagten, dort ein passender Platz für unser Lager sei.

Kaum hatten wir uns gelagert oder vielmehr unsere Sachen auf den Boden gelegt, so ritten der Major Mason, Kapitän Brown, Kapitän Duncan, Lieutenant Wheelock, mein Freund Chadwick und ich durch das Dorf in die Prairie, wo mindestens 3000 Pferde und Maulthiere grasten. Wir waren sehr begierig, die schönen Arabischen Pferde zu sehen, welche die Krieger der Camantschen besitzen sollten und von denen so viel Rühmens gemacht wurde. Wir ritten überall herum, fanden uns indeß sehr getaüscht, denn es waren zwar einige ziemlich hübsche Pferde darunter, aber die schönen arabischen Rosse, von denen wir im Osten so viel hatten sprechen hören, mußten sich entweder weiter südwärts befinden, oder es waren bloße „Phantasie-Pferde.“

Die Pferde der Camantschen sind im Allgemeinen klein, sehr dauerhaft

*) Bei allen Indianer-Stämmen, die ich besuchte, sowol bei den noch im Urzustande lebenden, als bei denen, die schon cultivirter sind, ist, wie bei den civilisirten Völkern, die weiße Fahne ein Zeichen des Waffenstillstandes und gilt für heilig und unverletzlich. Wenn der Haüptling in den Krieg zieht, so nimmt er eine weiße Fahne mit, die gewöhnlich in einem Stücke eines weißen Felles oder Baumrinde besteht, welches um einen kleinen Stab gewickelt ist und von ihm unter der Kleidung oder auf andere Weise getragen wird; außerdem hat er noch eine rothe Fahne bei sich und je nach den Umständen wird entweder die weiße Fahne, als Zeichen des Waffenstillstandes, oder die rothe, als Zeichen des Kampfes oder „für Blut“, wie die Indianer sagen, entfaltet.

und brauchbar und sämmtlich wilder Abkunft. Unter den großen hier weidenden Heerden befinden sich vielleicht ein Drittheil Maulthiere, die werthvoller sind, als die Pferde.

Die Offiziere und Soldaten kauften hier eine Anzahl der besten Pferde, wofür sie eine schlechte Decke und ein großes Messer gaben, was zusammen etwa vier Dollars werth war. Wollte man diese Pferde in den östlichen Städten wieder verkaufen, so dürfte man dort mindestens 80 — 100 Dollars für das Stück erhalten. Es wurden uns stündlich Pferde zum Kauf angeboten und wenn wir Gegenstände zum Tausch gehabt und überdies die Mittel besessen hätten, die Pferde nach Hause zu bringen, so hätte man einen ansehnlichen Gewinn machen können, wie sich aus folgendem Vorfall ergibt. Ein junger hübscher Indianer trieb sich mehrere Tage um mein Zelt herum und betrachtete unausgesetzt einen alten abgenutzten baumwollenen Schirm, den ich zum Schutze gegen die Sonne ausgespannt hatte, da ich am Fieber litt. Endlich schlug er mir vor, das hübsche Pferd, welches er ritt, gegen meinen Schirm und ein Messer auszutauschen. Als ich nicht geneigt dazu war, indem ich den Schirm nicht entbehren konnte, so bot er mir das Pferd für den Schirm allein an, und da ich auch dies ablehnte, so brachte er ein anderes, noch schöneres Pferd zum Verkauf, weil er glaubte, das erste sei mir nicht gut genug gewesen, um den Schirm dafür hinzugeben. Nachdem ich ihm nun mit vieler Mühe begreiflich zu machen gesucht, daß ich krank sei und den Schirm nicht entbehren könne, kehrte er in das Dorf zurück und kam nach kurzer Zeit mit einem der größten und schönsten Maulthiere zurück, die ich jemals gesehen habe; da ich jedoch auch dies verschmähte, so ritt er endlich fort.

Als ich dem Kapitän Duncan, in dessen Zelte ich wohnte, diesen Vorfall erzählte, rief er aus: „Verdammter Kerl! wo ist er geblieben? He, Gosset! nimm meinen alten Schirm aus dem Gepäck, den ich mit der Bratpfanne zusammen eingepackt." — Der Kapitän, mit dem Schirm, holte den Indianer bald ein, begleitete ihn ins Dorf und kehrte in kurzer Zeit, zwar nicht mit dem Maulthiere, aber doch mit dem Pferde, welches mir angeboten wurde, zurück.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Beschreibung und Ansicht des Dorfes der Camantschen. — Catlin malt eine Familien-Gruppe. — Wanderung der Camantschen. — Wunderbare Reiter-Künste. — Bildnisse der Camantschen-Häuptlinge. — Schätzung ihrer Zahl. — Pahni-Picts, Keiowäs und Weicos.

Das Dorf der Camantschen, neben dem wir lagerten, besteht aus 600 bis 800 Leder-Zelten, welche aus Stangen und Büffel-Häuten ganz auf die-

selbe Weise gemacht sind, wie dies früher von den Sioux und anderen Missouri-Stämmen beschrieben worden ist. Das Dorf mit seinen Tausenden wilder Bewohner, mit seinen Pferden und Hunden, seinen wilden Belustigungen und haüslichen Beschäftigungen bot ein merkwürdiges Schauspiel und die Gebraüche, so wie die Gestalten des Volkes reichen Stoff für den Pinsel und die Feder dar.

Wenn wir weißen Männer im Dorfe herumgingen, so wurden wir mit eben so großer Neügier angestaunt, als ob wir aus dem Monde gekommen wären, und den Kindern und Hunden schien das Blut zu erstarren, so oft wir uns zeigten. Eines Tages, als ich mit Chadwick durch das Labyrinth der Hütten wanderte, kamen mehrere Kinder aus der Hütte des Haüptlings, um uns zu betrachten; ich zog schnell mein Skizzenbuch hervor, um diese Gruppe zu zeichnen, während mein Freünd über meine Schulter weg die Aufmerksamkeit derselben durch irgend eine List zu fesseln suchte. Es waren dies die Kinder des Haüptlings, und die einzigen, welche in diesem Augenblicke zu Hause waren, denn der ehrwürdige alte Mann und seine vier Frauen befanden sich, gleich vielen hundert anderen, in unserem Lager.

Die Camantschen haben, gleich den nördlichen Stämmen, zahlreiche Spiele, mit denen sie sich bei schönem Wetter auf den Prairieen bei ihrem Dorfe unterhalten.

Im Ball-Spiel, so wie in einigen andern Belustigungen, stehen sie weit hinter den Sioux und einigen anderen nördlichen Stämmen zurück; aber im Pferderennen und Reiten werden sie von keinem anderen Indianer-Stamme auf dem Kontinent üllertroffen. Das Wettrennen ist ihre Haupt-Unterhaltung und es gibt wol nirgends vollendetere Jockeys als hier; auch ist dies wol ganz natürlich in einem an Pferden so reichen Lande, das so vorzüglich zum Reiten geeignet ist und wo diese Übung von Kindheit an getrieben wird. Unter ihren Reiterkünsten setzte mich besonders eine Kriegslist in Erstaunen, die von jedem jungen Manne des Stammes erlernt wird; sie besteht darin, daß der Indianer plötzlich seinen Körper auf die Seite des Pferdes herabfallen läßt und sich dadurch vor den Waffen seines Feindes schützt, indem er horizontal hinter dem Körper seines Pferdes hängt und mit der Ferse sich auf dem Rücken desselben festhält, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich schnell wieder hinauf zu schwingen, um sich nöthigenfalls auf die andere Seite hinabfallen zu lassen. Dies Hinabwerfen geschieht in vollem Jagen und der Reiter hält dabei Bogen, Schild und die vierzehn Fuß lange Lanze und bedient sich dieser Waffen, während er bei seinem Feinde vorübersprengt, indem er den Pfeil über den Rücken des Pferdes oder unter den Hals desselben hindurch schießt.*) Wenn die jungen Leüte dies Manöver zu unserer Unterhaltung ausführten, indem sie um unsere Zelte herum gallopirten, hatte ich mehrmals

*) Einige junge Pahnis, welche sich derselben Kriegslist bedienen, erzählten mir, daß sie den Pfeil unter dem Bauche des Pferdes hindurch abschießen und ihren Feind auf diese Weise tödlich verwunden könnten. Ich habe dies Kunststück zwar nicht selbst gesehen, aber

vergeblich versucht, mich ihnen zu nähern, um herauszubringen, auf welche Weise sie es möglich machten, so neben dem Pferde zu hangen, während ihr Körper anscheinend nur durch den Hacken auf dem Rücken des Pferdes festgehalten wurde. Endlich löste mir ein junger Indianer, dem ich etwas Tabak schenkte, das Räthsel, und das Manöver war mir nun allerdings erklärlicher, obwol es noch immer gleich bewundernswürdig bleibt. Jedes Pferd hat nämlich um den Hals einen kurzen Strick von Haaren, dessen beide Enden in der Mähne am Widerrist befestigt sind, wodurch eine Schlinge entsteht, durch welche der Arm so gesteckt wird, daß das Gewicht des Körpers auf der Mitte des Oberarms ruht, während der Reiter sich mit dem Hacken auf dem Rücken des Pferdes festhält, um sich jeden Augenblick wieder in die aufrechte Stellung versetzen zu können.

Außerdem sind diese Indianer noch Meister in mehreren andern Reiterkünsten, die sie uns ebenfalls zum Besten gaben und auf die sie nicht wenig stolz sind. Ein Volk, welches buchstäblich einen großen Theil seines Lebens auf dem Pferde zubringt, muß natürlich ungemein gewandt im Reiten sein, sowol auf der Jagd, als im Kriege, und ich bekenne ohne Zögern, daß von allen Völkern, die ich auf meinen Reisen gesehen habe, die Camantschen die ausgezeichnetsten Reiter sind und ich zweifle, ob sie von irgend einem Volke auf der Erde hierin übertroffen worden.

Die Camantschen sind von Wuchs klein und neigen sich zur Beleibtheit. In ihren Bewegungen sind sie schwerfällig und ungeschickt und zu Fuß einer der unansehnlichsten und häßlichsten Stämme, die ich gesehen habe, aber so wie sie zu Pferde sitzen, sind sie plötzlich wie verwandelt und überraschen den Zuschauer durch die Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegungen. Ein Camantsche zu Fuß ist außerhalb seines Elements, wie ein Fisch außer dem Wasser; aber in dem Augenblicke, wenn er die Hand auf das Pferd legt, wird selbst sein Gesicht schön und er fliegt anmuthig davon, wie ein ganz anderes Wesen.

Unser Lager wurde beständig von Alt und Jung, von Männern, Frauen und Hunden, mit einem Worte von Allem, was es in ihrem Dorfe Lebendiges gab, umschwärmt, während die Haüptlinge und andere angesehene Personen des Stammes in unsere Zelte kamen. Es fehlte mir daher während unseres Aufenthaltes bei diesem Dorfe nicht an hinreichendem Stoff für meinen Pinsel und meine Feder.

Der oberste Haüptling dieses Stammes, welcher uns als das Oberhaupt der Nation vorgestellt wurde, hatte einen sanften und gefälligen Ausdruck in seinem Gesicht ohne besonders hervortretende Züge; er war sehr einfach gekleidet mit sehr wenigen Verzierungen und das Haar hing ihm frei um das Gesicht und die Schultern. Sein Name ist J-schäh-ko-nih (Bogen und Köcher). Der einzige Schmuck, den er trug, waren ein Paar Muscheln in den Ohren und ein Bären-Zahn, der an einer Schnur um den Hals befestigt war und

---

nach Dem, was ich gesehen, bin ich geneigt zu glauben, daß jene jungen Männer auch im Stande waren auszuführen, wessen sie sich rühmten.

auf der Brust herabhing. Er schien das Vertrauen und die Achtung des ganzen Stammes zu besitzen.

Mehrere Tage nach unserer Ankunft vertrat ein ungeheüer beleibter Indianer, ein wahrer Fleischklumpen, Namens Ta-wah-qui-nah (Felsenberg) die Stelle des ersten Haüptlings und es mußten ihm von dem Dragoner-Regiment alle Honneurs gemacht werden, bis der oben erwähnte Haüptling, welcher auf einem Streifzuge begriffen zu sein schien und den man zurückberufen hatte, eintraf, worauf Ta-wah-qui-nah, der größte und beleibteste Indianer, den ich jemals gesehen habe, seine Würde niederlegte.

Dieser gewaltige Mann, der mindestens drei Zentner wog, benahm sich wunderlich genug bei Ausübung seiner temporären Autorität. Er war ein echter John Falstaff, mit einem Afrikanischen Gesicht und einem drei Zoll langen Barte am Kinn. Er erzählte mir, daß er seinen Namen erhalten habe, weil er einen großen Trupp Camantschen in einem geheimen, unterirdischen Gange durch einen hinter dem Dorfe liegenden Granit-Berg geführt und dadurch das Leben derselben gerettet habe, da sie von einem mächtigeren Feinde so eingeschlossen gewesen seien, daß dies der einzige Rettungsweg blieb. Der Berg, durch welchen er seine Landsleute hindurch führte, hieß Ta-wah-qui-nah (Felsenberg) und von diesem erhielt er seinen Namen, der viel passender gewesen wäre, wenn der Mann „Fleischberg" geheißen hätte.

Beleibtheit findet sich unter allen Indianer-Stämmen sehr selten bei den Männern; es ist dies wohl ihrem beschwerlichen und thätigen Leben, so wie dem Mangel aller Gewürze zuzuschreiben, von denen einige unter den civilisirten Völkern dieselbe zu bewirken pflegen.

Isch-a-so-jeh (der den Wolf führt) und Is-sa-wa-tamah (der mit Haaren gebundene Wolf) sind auch angesehene Haüptlinge und offenbar Männer von großem Einflusse, da die ersten Haüptlinge verlangten, daß sie gleich nach ihnen gemalt werden sollten. Der zuerst Genannte war der Führer der uns begegnenden Streifpartei, von der ich oben gesprochen habe. Auf dem Marsche nach dem Dorfe stellte er sich an die Spitze und machte den Führer, weshalb ihm der Oberst Dodge eine schöne Flinte schenkte.

His-uh-sam-tsches (der Spanier), ein kleiner tapferer Mann, wurde uns als einer der ausgezeichnetsten Krieger vorgestellt und er ist gewiß einer der außerordentlichsten Menschen, die jetzt in diesen Gegenden leben. Er ist von halb-spanischer Abkunft und obgleich die Halb-Indianer gewöhnlich verachtet werden, so hat er sich doch stets im Kampfe so ausgezeichnet, daß er die größte Achtung des ganzen Stammes genießt. Dieser war es, der, als wir der Streifpartei begegneten, mit der weißen Fahne an der Spitze seiner Lanze so kühn zu uns heransprengte. Ich malte ihn mit dem Schilde am linken Arm, dem Köcher auf dem Rücken und der vierzehn Fuß langen Lanze in der rechten Hand. Dieser kleine Mann von schlankem Wuchse besaß auerordentliche Muskelkraft in seinen Beinen und Armen. Wir sahen mehrere Proben seiner ungewöhnlichen Stärke und Gewandtheit, auch erhielten wir häufig Beweise von seiner Höflichkeit und Freündschaft. Von letzteren will ich nur einen Fall

anführen. Als wir unser Lager nach einem passendern Orte auf der anderen Seite des Dorfes verlegten, mußten wir über einen tiefen und reißenden Fluß setzen, wobei unsere Kranken auf Tragbahren fortgeschafft wurden. Ich befand mich mit meinem Freünde Chadwick hinter dem Regimente und sah, wie jener kleine Mann beim Hinüberschaffen der Kranken von jeder Tragbahre das eine Ende auf den Kopf nahm und so, bis an das Kinn in dem schlammigen Wasser stehend, durch den Fluß hindurchwatete. Als alle Kranke hinüber waren, rief er mir zu, abzusteigen, er wolle mich auf seinen Schultern durch das Wasser tragen, und da ich dies ablehnte, indem ich es vorzog auf meinem Pferde zu bleiben, so ergriff er die Zügel und führte es an der seichtesten Stelle hindurch. Als wir am jenseitigen Ufer waren, schenkte ich ihm ein schönes Messer, worüber er sehr erfreüt zu sein schien.

Außer den genannten Haüptlingen und Kriegern malte ich noch Koss-o-ko-roko (Nackenhaar des Stiers) und Hah-nih (Biber); jener ist ein Haüptling, dieser ein Krieger von fürchterlichem Ansehen, aber ein angesehener Mann.

Nach dem, was ich von den Camantschen gesehen habe, bin ich vollkommen überzeügt, daß sie ein zahlreicher und sehr mächtiger Stamm und daß die Angaben über ihre Menge und ihre Tapferkeit nicht übertrieben sind.

Eine genaue Schätzung ihrer Zahl ist für jetzt unmöglich; nimmt man indeß ihre eigenen Angaben über die Zahl ihrer Dörfer südlich vom Red-River, so wie die weiter westlich liegenden und die, welche sich ohne Zweifel noch im Norden des Red-River befinden, so kann man wohl annehmen, daß sie aus 30,000—40,000 Seelen bestehen und 6000—7000 gut berittene und gut bewaffnete Krieger stellen können. Diese Angabe macht durchaus nicht auf Genauigkeit Anspruch, denn dies Volk ist so wenig bekannt, daß man mit Gewißheit von ihnen nur sagen kann, sie sind ein sehr zahlreicher und kriegerischer Stamm.

Sie sprachen viel von ihren Verbündeten und Freünden, den Pahni-Picts, deren Dörfer sich drei bis vier Tagemärsche weiter westlich befinden und in deren Nähe auch die ihnen ebenfalls verbündeten kleinen Stämme der Keiowäs und Weicos wohnen.

Neünunddreißigstes Kapitel.

Das Regiment marschirt nach dem Pahnih-Dorfe. — Beschreibung und Ansicht des Dorfes. — Raths-Versammlung in dem Dorfe. — Befreiung des Sohnes vom Richter Martin. — Auslieferung der drei Pahni- und Keiowä-Frauen an ihre Landsleüte. — Rückkehr des Regiments nach dem Camantschen-Dorfe. — Bildnisse der Pahni-Picts, Keiowäs und Weicos. — Lager am Canadian-Flusse. — Ungeheüre Büffel-Heerden und großes Gemetzel unter ihnen. — Ungewöhnliche Erkrankung der Soldaten. — Schlechtes Wasser. — Der Horn-Frosch. — Tod des Generals Leavenworth und des Lieutenants Mac Clure.

Da ich Krankheits halber die Dragoner nicht nach dem Dorfe der Pahnihs begleiten konnte, so nahm Chadwick mein Skizzen- und Taschenbuch mit sich und ich gebe den folgenden Bericht nach den Aufzeichnungen meines Freündes:

„Wir marschirten vier Tage durch ein schönes Land, größtentheils Prairie und gewöhnlich am Fuße einer gewaltigen Bergkette von röthlichem Granit, die sich, ohne einen Baum oder Strauch, an manchen Stellen zu ungeheürer Höhe emporthürmten. Diese Massen lagen in solcher Verwirrung über und durcheinander, als ob sie aus den Wolken herabgefallen wären. So fanden wir die Berge, welche das Pahnih-Dorf am Ufer des Red-River, etwa zwanzig Meilen von dem großen Dorfe der Camantschen, einschließen. Das Dragoner-Regiment lagerte sich im Viereck etwa eine halbe Englische Meile vom Dorfe, wo wir drei Tage blieben. Das Dorf besteht aus 500 — 600 Wigwams, die aus langem Prairie-Grase gemacht sind, das auf Stangen ruht, welche oben zusammengebogen sind, so daß die Hütten in der Ferne das Ansehen von Bienen-Körben haben.

„Zu unserem großen Erstaunen fanden wir, daß diese Indianer große Felder von Mais, Kürbissen, Melonen und Bohnen besitzen, und da auch Büffel in Menge vorhanden sind, so leben sie sehr gut.

„Am Tage nach unserer Ankunft hielt der Oberst Dogde mit dem Haüptling in der Hütte desselben eine Berathung, wobei die meisten Offiziere zugegen waren. Er sagte ihnen, daß er in friedlicher Absicht komme und daß die Regierung wünsche, einen dauernden Frieden mit ihnen zu schließen. Sie schienen sehr erfreüt hierüber zu sein.

„Der erste Haüptling dieses Stammes ist ein sehr alter Mann, der dem Obersten Dodge mehrmals auf sehr beredte Weise antwortete und ihn der freündlichen Gesinnungen der Haüptlinge und Krieger gegen die bleichen Gesichter versicherte.“

„Nachdem der Oberst den Zweck unseres Kommens auseinandergesetzt, fügte er hinzu, daß er von ihnen Auskunft über die Ermordung des Richters Martin und seiner Familie am False Waschita erwarte, da die Camantschen uns gesagt, die Pahni-Picts hätten dies Verbrechen begangen. Der Oberst sagte auch, daß er von den Camantschen erfahren, die Pahni-Picts hätten den

Sohn des Ermordeten bei sich und er erwarte, daß sie ihm denselben ausliefern würden, indem dies die unerläßliche Bedingung des mit ihnen abzuschließenden Freündschafts-Bündnisses sei. Sie leügneten indeß Alles und erklärten auf das Bestimmteste, daß sie weder von dem Morde, noch von dem Knaben etwas wüßten. Die Forderung wurde mehrmals wiederholt und eben so oft Alles geleügnet, bis endlich ein Neger, der bei den Pahnis lebte, und sehr gut Englisch sprach, in die Hütte kam und aussagte, daß vor Kurzem ein Knabe in das Dorf gebracht worden sei und jetzt als Gefangener unter ihnen lebe. Diese Aussage erregte große Überraschung und Unwillen in der Versammlung und der Oberst erklärte den Haüptlingen, daß sie in der Hütte bleiben müßten und daß alle friedlichen Unterhandlungen abgebrochen würden, bis der Knabe herbeigeholt wäre. Bei diesen Worten verharrten Alle eine Zeit lang in düsterem Schweigen. Der Oberst sagte ihnen nun, daß er, als Beweis seiner freündschaftlichen Gesinnungen gegen sie, von ihren Feinden, den Osagen, zwei Pahni- und ein Keiowä-Mädchen, die einige Jahre bei jenen Indianern als Gefangene gelebt, gegen einen hohen Preis losgekauft und den weiten Weg bis hierher mitgebracht habe, um sie ihren Freünden und Verwandten zu überliefern, daß sie dieselben aber nicht eher sehen würden, als bis der Knabe ihm übergeben sei. Auch verlangte er noch die Auslieferung eines Jägers (Ranger) aus den Vereinigten Staaten, Namens Abbé, der in dem vorhergehenden Sommer von ihnen gefangen genommen wurde. In Bezug auf diesen Mann erklärten sie, daß ein Trupp Camantschen, über die sie keine Kontrolle hätten, denselben gefangen und über den Red River in das Mejikanische Gebiet geführt hätten, wo er getödtet worden sei. Wegen des Knaben hielten sie eine lange Berathung und da sie ihre Pläne durch die Aussage des Negers vereitelt sahen, andererseits aber von den friedlichen Gesinnungen des Obersten überzeügt waren, da er ihnen die Gefangenen von den Osagen zurückbrachte, so ließen sie den Knaben herbeiholen, den sie mitten in einem Mais-Felde verborgen hatten. Als der Knabe, ein munterer, kluger Bursche von neün Jahren, in die Hütte kam, rief er mit großem Erstaunen aus: „Wie! hier sind weiße Männer?" und als der Oberst ihn nach seinem Namen fragte, erwiderte er: „Ich heiße Matthew Wright Martin." Der Oberst umarmte ihn und gab sogleich den Befehl, die Pahni- und Keiowä-Mädchen herbeizuholen. Als diese in die Hütte traten, wurden sie sogleich von ihren Verwandten und Freünden erkannt und mit der größten Freüde begrüßt und umarmt. Der ehrwürdige alte Haüptling, dem bei diesem Beweise von der Freündschaft der weißen Männer das Herz aufging, erhob sich von seinem Sitze, umarmte den Obersten, an dessen linke Wange er die seinige legte und blieb in dieser Stellung mehrere Minuten, während die Thränen ihm aus den Augen rannen. Dann umarmte er jeden Offizier nach der Reihe auf dieselbe schweigende und herzliche Weise, eine Ceremonie, die über eine halbe Stunde währte.*)

---

*) Der oben erwähnte Knabe wurde von den Dragonern, die abwechselnd für ihn sorgten,

„Von diesem Augenblicke an nahm die Berathung, welche bis dahin sehr ernst und ungewiß geführt worden war, eine freündschaftliche Wendung und der alte Mann befahl, den Dragonern etwas zu essen zu geben, da sie wol hungrig sein würden."

„Das kleine Lager, welches sich in einem traurigen Zustande befand, indem schon vor zwölf Stunden die letzten Lebensmittel aufgezehrt waren, wurde sehr erfreüt durch die Ankunft mehrerer Frauen, die getrocknetes Büffel-Fleisch und frischen Mais brachten. Es erschien dies wie eine Gabe des Himmels, denn das Land von dem Dorfe der Camantschen bis hierher war ganz von Wild entblößt und unsere letzten Lebensmittel waren aufgezehrt."

„Während die Berathungen mehrere Tage in befriedigender Weise fortdauerten, kamen die Krieger der Keiowäs und Weicos, zweier benachbarten befreündeten Stämme weiter westwärts, so wie zahlreiche Trupps anderer Camantschen, die von unserer Ankunft gehört hatten, herbei, so daß endlich über 2000 dieser wilden und furchtlosen Männer versammelt waren, die von ihren Pferden herab mit den Waffen in der Hand unser elendes kleines Lager anstaunten, in welchem sich nur 200 Mann befanden, die halb verhungert und zur Hälfte so krank waren, daß sie im Falle eines Angriffes keinen erfolgreichen Widerstand hätten leisten können."

Das Kommando kehrte nach einer Abwesenheit von vierzehn Tagen in einem traurigen Zustande fast ohne Lebensmittel nach dem Dorfe der Camantschen zurück, wo es ebenfalls nichts zu essen gab. Der Oberst Dodge ließ daher sofort Anstalten treffen, um nach den Quellen des Canadian-River (Kanadischer Fluß) aufzubrechen, eine Strecke von etwa zwanzig Meilen, wo wir, wie die Indianer versicherten, unzählbare Büffel-Heerden finden würden. Es vergingen indeß noch mehrere Tage mit den Zurüstungen und während dieser Zeit kamen täglich Haufen von Pahnih-Picts, Keiowäs und Camantschen aus anderen Dörfern, um uns zu sehen, und viele von ihnen erboten sich freiwillig, uns bis an die Gränze zu begleiten. Dies Alles gab mir wieder hinreichende Beschäftigung für meinen Pinsel.

Die Pahnih-Picts sind unstreitig ein zahlreicher und mächtiger Stamm, der mit den Keiowäs und Weicos das Land an den Quell-Flüssen des Red-River und bis in den südlichen Theil des Felsen-Gebirges hinein bewohnt. Der alte Haüptling gab mir durch Zeichen mit den Händen und Fingern zu verstehen, daß sie zusammen an 3000 Krieger hätten; ist dies richtig und rechnet man nach der gewöhnlichen Regel auf vier Personen einen Krieger, so würde dies 12,000 Seelen ergeben. Wenn man indeß berücksich-

---

wohlbehalten nach Fort Gibson gebracht, und dort einem Offizier übergeben, welcher den beneidenswerthen Auftrag erhielt, den Verlorenen in die Arme seiner trostlosen Mutter zurückzuführen.

tigt, daß die Indianer bei solchen Gelegenheiten immer etwas übertreiben, so kann man wohl 8000—10,000 mit Zuverlässigkeit annehmen. Da diese Indianer mit dem großen Stamme der Camantschen verbündet sind, mit ihnen gemeinschaftlich jagen und schmausen, und bereit sind, gemeinschaftlich ihr Land zu vertheidigen, so würden sie, wenn man sie auf ihrem Grunde und Boden angriffe, in der That einen furchtbaren Feind bilden.

Die Pahnih-Picts nennen sich selbst Tow-ih-ähdschi, ein Name, dessen Bedeütung ich nicht erfahren konnte. Sie sind nicht mit den Pahnihs verwandt, die 200 Meilen weiter nördlich am Platte-Flusse wohnen und die sie nur als Feinde kennen; es findet zwischen Beiden weder Familien- noch Stamm-Verwandtschaft, noch irgend eine Ähnlichkeit in der Sprache oder den Gebraüchen Statt. Die Pahnihs am Platte-Flusse scheeren das Haupt, während die Pahnih-Picts diesen Gebrauch verabscheüen und gleich den Camantschen und anderen Stämmen ihr Haar lang wachsen lassen.

Der oben erwähnte alte Haüptling der Panih-Picts, Wi-ta-ra-scha-ro, den ich gemalt habe, war ein vortrefflicher gutherziger alter Mann von neünzig oder mehr Jahren; er begleitete uns mit einem Theil seines Volkes bis zum Fort Gibson, wo er, wie ihm der Oberst Dodge versprochen hatte, für die uns bewiesene Freündschaft ansehnliche Geschenke erhalten sollte.

Den zweiten Haüptling, Skei-si-ro-ka, lernten wir als einen sehr liebenswürdigen Mann kennen, der bei seinem Stamme in großer Achtung stand.

Die Pahnih-Picts erscheinen gleich den Camantschen zu Fuß sehr plump und ungeschickt, sind aber ebenfalls treffliche Reiter. Unter den Frauen dieses Stammes sahen wir mehrere, die hinsichtlich ihrer Formen und des Ausdrucks sehr hübsch waren, obgleich sie eine sehr dunkle Farbe hatten. Die Kleidung der Männer besteht, wie bei den Camantschen, aus Beinkleidern und Mokassins von gegerbtem Leder und außerdem tragen sie noch den Schurz (Breech-Cloth), der ebenfalls von gegerbten Haüten oder Pelzwerk gemacht und oft sehr hübsch mit Muscheln und dergleichen verziert ist. Bei der Wärme des Klimas tragen sie über dem Gürtel selten ein Kleidungsstück, auch haben sie gewöhnlich keine Kopfbedeckung, wie man sie bei den nördlichen Stämmen findet, wo das kältere Klima dergleichen nothwendig macht.

Die Frauen der Camantschen und Pahnih-Picts sind stets sehr anständig und bequem mit einem langen Gewande von Hirschhaut bekleidet, das vom Kinn bis zu den Knöcheln reicht und oft sehr hübsch verziert und mit langen Reihen von Hirsch-Zähnen besetzt ist, die höher geschätzt werden als jeder andere Schmuck.

Die Keiowäs sind ein schönerer Menschenschlag als die Camantschen und Panihs, groß und gut gewachsen, haben einen leichten und anstandsvollen Gang und langes Haar, welches oft bis auf die Erde reicht. Man findet bei ihnen gewöhnlich das schöne, im Norden so haüfige Römische Profil, wodurch sie sich bestimmt von den Camantschen und Panih-Picts unterscheiden. Die Sprache der Keiowäs und Weicos ist von derjenigen der Camantschen

und Panih-Piets gänzlich verschieden und diese Stämme sind sich in dieser Beziehung völlig fremd *).

Der erste Haüptling der Keiowäs, Namens Teh-tut-sah, war ein sehr wohlgesitteter, hochherziger Mann, der die Dragoner und Offiziere, so lange sie sich in seinem Lande befanden, sehr freündlich behandelte. Sein langes Haar, welches er in mehreren Bündeln zusammengebunden und mit großen silbernen Nadeln verziert hatte, reichte ihm bis zum Knie hinab. Er begleitete uns nebst mehreren anderen seines Stammes bis zum Fort Gibson.

Die beiden Keiowä-Kinder, Bruder und Schwester, welche aus der Gefangenschaft bei den Osagen losgekauft wurden, um ihrem Stamme zurückgegeben zu werden, habe ich gemalt; aber nur das Mädchen sah die Ihrigen wieder, der Knabe wurde am Dadignis in der Nähe des Forts Gibson von einem Widder in den Unterleib gestoßen und so heftig gegen einen Zaun geschleüdert, daß er augenblicklich starb.

Kots-a-to-ah (der geraüchcrte Schild) ist ein berühmter Mann dieses Stammes, fast sieben Fuß groß und nicht nur einer der tapfersten Krieger, sondern auch der schnellste Laüfer der ganzen Nation; man erzählt von ihm, daß er einen Büffel im Laufe überhole und ihn dann mit der Lanze oder dem Messer erlege!

Usch-ih-kitz (der mit der Feder ficht), Oberhaupt des Weico-Stammes, zeichnet sich dadurch aus, daß er nach jeder Rede, die er bei unseren Zusammenkünften hielt, Alles, was ihm in den Weg kam, gleichviel ob Freünd oder Feind, umarmte.

Sechs angestrengte Tagemärsche brachten uns von dem Dorfe der Camantschen an das Norduser des Canadian-Flusses, wo wir in einer schönen Ebene und mitten unter zahllosen Büffeln unser Lager aufschlugen. Wir verweilten dort mehrere Tage, um Menschen und Pferden einige Erholung zu gönnen und getrocknetes Fleisch für die bevorstehende Reise zu sammeln.

Die benachbarten Ebenen waren auf viele Englische Meilen weit nach allen Seiten hin mit grasenden Büffel-Heerden bedeckt; es hatten daher Offiziere und Soldaten hinreichende Gelegenheit ihre Jagdlust zu befriedigen, was sie denn auch in vollem Maße gethan haben. Von früh bis in die Nacht hinein war das Lager verödet, denn Alle zerstreüten sich in kleinen Trupps nach allen Richtungen, um Tod und Verderben unter die armen Thiere zu bringen, die auf die muthwilligste Weise getödtet wurden, ohne daß man sich in den meisten Fällen damit aufhielt, das Fleisch abzuschneiden. In zwei Tagen wurden mehrere hundert Stück getödtet und kaum von einem Dutzend das Fleisch benutzt. Die armen Thiere, welche sich überall von ihren Feinden verfolgt und angegriffen sahen, waren zuletzt so erschreckt und verwildert, daß sie bald hierhin, bald dorthin rannten und oft gerade auf die Jäger zu liefen,

*) In Bezug auf diese mehrmals in diesem Werke erwähnte Verschiedenheit der Indianer-Sprachen verweise ich auf das im Anhange B. mitgetheilte Vokabularium mehrerer Sprachen.

von denen sie dann mit Leichtigkeit erlegt wurden; ja sie kamen sogar in unser Lager, sprangen über die Feüer, stießen Kessel und Töpfe um, verjagten die Pferde und brachten das ganze Lager in Aufruhr.

Als wir endlich wieder aufbrachen, wurden die Kranken, welche nicht reiten konnten, auf Tragbahren, die zwischen zwei Pferden befestigt waren, fortgeschafft. Fast alle Offizier-Zelte waren in Lazarethe umgewandelt und überall hörte man seüfzen und stöhnen. Die ganze Strecke von dem Camantschen-Dorfe bis zu dem Lager am Canadian-Flusse besteht aus Prairie, und zwar ist es meist hohes, trocknes Land ohne Wasser, woran wir oft großen Mangel litten. Wir waren Tag für Tag den brennenden Sonnen-Strahlen ausgesetzt, ohne daß auch nur eine Wolke die Hitze gemildert oder ein Gebüsch uns Schatten gegeben hätte. Das Gras war größtentheils verdorrt und bot unseren Pferden kaum eine kärgliche Nahrung. Zuweilen war mehrere Englische Meilen weit kein anderes Wasser zu finden, als in den stehenden Pfühlen, worin die Büffel sich herumgewälzt hatten. Oft, wenn wir zu diesen schmutzigen Lachen kamen und die Büffel vertrieben, stürzten unsere Pferde unaufhaltsam darauf los, tranken gierig das schmutzige und verdorbene Wasser und stürzten in einigen Fällen todt nieder — auch die Menschen (mich nicht ausgenommen) sprangen von den Pferden, tranken im Übermaße das widrige, lauwarme Wasser und füllten auch noch ihre Feldflaschen damit an, um unterwegs das schmutzige Getränk zu verzehren.

Wir sahen auf unserem Marsche viele tiefe Schluchten, auf deren Boden sich Spuren von wilden und reißenden Flüssen zeigten, die aber ausgetrocknet waren und wenn sie, wie dies züweilen der Fall, kühles und klares Wasser enthielten, so war dasselbe so salzig, daß selbst unsere Pferde es verschmähten.

Das verdorbene und unverdauliche Wasser, so wie die intensive Hitze in der heißesten Zeit des Sommers, bewirkten eine beispiellose Erkrankung unter den Menschen und Pferden. Beide litten und starben an derselben Krankheit, nämlich an einem schleichenden und schmerzhaften Gallen-Fieber, welches in eine tödtliche Afficirung der Leber überzugehen schien.

In diesen trüben Tagen litt ich an einem heftigen Fieber. Mein treüer Freünd Joe (Joseph) Chadwick ritt stets neben mir, füllte für mich die Feldflasche, sammelte die Mineralien, welche meine gelbsüchtigen Augen im Vorbeireiten entdeckt hatten, oder leistete mir andere Dienste, als ich zu schwach war, um ohne Hülfe mein Pferd besteigen zu können. Wir sammelten während des Marsches über diese trockenen, ausgedörrten Ebenen viele merkwürdige Mineralien und außerdem eine Anzahl Horn-Frösche[33]), die wir in Blechbüchsen aufbewahrten und auf diese Weise lebend nach Hause zu bringen hofften. Mein Freünd Joe fing mehrere dieser Thiere, deren Horn ½ — ¾ Zoll lang und sehr spitz war. Ich hatte diese sonderbaren Thiere während meines Aufenthaltes am oberen Missouri so haüfig gesehen, daß sie nichts Neües für mich waren; dagegen war Freünd Joe von einer wahren Frosch-Manie besessen und nahm jeden mit sich, den er fand, wobei er sich schon

im Voraus darauf freüte, welches Aufsehen diese Thiere daheim machen würden.*)

Als wir nach einem beschwerlichen Tagemarsche gegen Abend Halt machten und uns nach Wasser und einem bequemen Lagerplatze umsahen, ritt ich mit Chadwick nach einem entfernten Gehölze, um zu sehen, ob dort vielleicht Wasser vorhanden sei. Wir fanden in der That einen kleinen stehenden Pfuhl und als unsere Pferde hineingingen, um zu trinken, sahen wir zu unserer Überraschung plötzlich eine Menge Frösche, die auf der Oberfläche des Wassers hinsprangen, bis sie das Land erreichten. Mehrere blieben in der Mitte auf dem Wasser sitzen und wenn wir sie störten, so sprangen sie in die Luft, kamen mit dem Kopfe voran wieder herab und verbargen sich auf dem Grunde. Das war etwas für Freünd Joe! Zuerst Frösche mit Hörnern und nun gar Frösche mit Schwimmfüßen, die auf der Oberfläche des Wassers herumspringen und darauf sitzen konnten! Wir bemühten uns vergeblich, eines dieser Thiere zu fangen, und beschlossen daher, am nächsten Morgen zurückzukehren. Im Lager theilten wir unsere wichtige Entdeckung mit, wurden dafür aber ausgelacht. Da wir indeß nicht an demjenigen zweifeln konnten, was wir mit eigenen Augen gesehen hatten, so waren wir schon frühzeitig an dem bekannten Orte, wo es auch Chadwick gelang, eines jener wunderbaren Thiere zu fangen; allein bei genauer Untersuchung ergab sich, daß es ein ganz gewöhnlicher, aus unseren Knaben-Jahren uns sehr wohlbekannter Frosch war, den nur, gleich uns, die Nothwendigkeit gezwungen hatte, sich zu dieser Pfütze zu flüchten, deren Wasser so zähe und schleimig war, daß ein Frosch nicht nur auf der Oberfläche mit trockenen Füßen und ohne einzusinken herumspringen konnte, sondern auch oft nur mit Mühe unterzutauchen vermochte. Im Lager wurden wir wegen unserer Frösche mit Schwimmfüßen tüchtig ausgelacht und der arme Chadwick mußte später öfters seine kleinen Lieblinge aus der Tasche hervorholen, um unsere Reisegefährten zu überzeügen, daß Frösche wirklich zuweilen Hörner haben.

Es erreichte uns hier ein Eilbote aus dem Lager, welches am False Waschita zurückgeblieben war, mit der betrübenden Nachricht, daß der General-Lieutenant Leavenworth, der Lieutenant Mac Clure und zehn oder fünfzehn Soldaten dort gestorben seien. Dies verbreitete allgemeine Niedergeschlagenheit in unserem kleinen Lager und namentlich betrachteten die Kranken, welche an derselben Krankheit litten, wie ihre dort gestorbenen Kameraden, dies als eine schlechte Vorbedeütung und gaben alle Hoffnung auf, wieder gesund zu werden.

Der General scheint uns noch einige Tage bis zu den Croß-Timbers, etwa 10 — 12 Meilen vom False Waschita, gefolgt zu sein, wo ihn der Tod ereilte. Ich bin überzeügt, daß sein Tod eine Folge der oben (im 36. Kapitel) erwähnten Jagd auf ein Büffel-Kalb war. Da ich täglich neben ihm ritt und

*) Als ich mehrere Monate später meinen Freünd in St. Louis besuchte, zeigte er mir seine Horn-Frösche, die sich in ihren Blechbüchsen ganz wohl befanden, obgleich sie mehrere Monate ohne Nahrung darin gelebt hatten.

mit ihm speiste, so bemerkte ich, daß seit jener Stunde, wo er mit dem Pferde stürzte, seine Züge sich auffallend verändert hatten und als ich eines Tages zu ihm sagte: „General, Sie haben einen bösen Husten," da erwiderte er: „Jawol, ich habe mir den Tod geholt, als ich jenes verteüfelte Büffel-Kalb verfolgte, und es ist sehr gut, Catlin, daß sie mein Bildniß gemalt haben, ehe wir abmarschirten, denn dies wird wol Alles sein, was mein geliebtes Weib jemals wieder von mir sehen wird."

Vierzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Fort Gibson. — Bedeütende Erkrankungen an diesem Orte. — Tod des Lieütenants West, des Preüßischen Botanikers Beyrich und seines Dieners. — Indianische Raths-Versammlung im Fort Gibson. — Ausrüstung von Handels-Partieen nach dem Lande der Camantschen. — Wahrscheinliche Folgen derselben. — Merkwürdige Mineralien und fossile Muscheln. — Bergketten mit fossilen Muscheln, Eisen und Gips. — Salpeter und Salz.

Als wir von unserem Lager am Canadian-Flusse aufbrachen, hatten wir eine große Anzahl Kranke, die auf Tragbahren fortgeschafft wurden, und da auch mehrere unserer Pferde unterweges starben, so kamen wir nur langsam vorwärts und erreichten erst nach einem funfzehntägigen mühsamen Marsche Fort Gibson, wo wir in einem sehr elenden Zustande anlangten. Mehrere Kranke hatte man mit Leüten zu ihrer Bedienung zurücklassen müssen, andere waren unterweges gestorben und begraben worden und noch Andere erreichten nur das Fort, um daselbst zu sterben und so doch wenigstens ein ordentliches Begräbniß zu erhalten. Von denen, die in das Hospital gebracht wurden, starben täglich vier bis fünf Mann, und da auch von dem hier stationirten neünten Infanterie-Regiment eben so viel derselben Krankheit erlagen, so hörte ich täglich sechs bis acht Mal die gedämpfte Trommel unter meinem Fenster, denn der Begräbniß-Platz lag in geringer Entfernung von meiner Wohnung.

Unter Denen, die hier der Tod hinweggraffte, befand sich auch mein vielgeliebter Freünd, der Lieutenant West, welcher den General Leavenworth auf diesem unglücklichen Zuge als Adjutant begleitete und eine trauernde Wittwe und kleine Kinder hinterließ. Mit ihm zugleich wurde der Preüßische Botaniker Beyrich beerdigt, ein trefflicher, gelehrter Mann, der von dem Sekretär des Kriegs-Departements den Auftrag erhalten hatte, die Expedition zu wissenschaftlichen Zwecken zu begleiten. Er hatte in St. Louis einen bequemen Wagen und ein Gespann kleiner Pferde gekauft, um darin mit seinem Diener die Reise durch die Prairie zu machen und seine Pflanzen-Sammlungen fortzuschaffen. Auf diese Weise begleitete er das Regiment von St. Louis bis zum Fort Gibson, über hundert Meilen weit und von da bis zum False

Waschita und Croß-Timbers und wieder zurück. Er brachte von dieser Reise eine sehr bedeütende und unstreitig sehr werthvolle Sammlung von Pflanzen mit und war seit mehreren Wochen unermüdlich mit dem Ordnen und Trocknen derselben beschäftigt, als auch ihn endlich die herrschende Krankheit ergriff, die leichtes Spiel mit ihm zu haben schien, da er in Folge der Lungenschwindsucht, woran er litt, sehr schwächlich war. Dieser fein gebildete, treffliche Mann, zu dem ich mich sehr hingezogen fühlte, bewohnte ein Zimmer neben dem meinigen, wo er starb, wie er gelebt, ruhig und lächelnd, und zwar in einem Augenblicke, wo Niemand glaubte, daß sein Leben in Gefahr sei. Der Arzt, Dr. Wright, machte eben seinen Morgenbesuch bei mir, als ein Neger-Knabe, der sich allein in dem Nebenzimmer befand, hereintrat und sagte, der Herr Beyrich sterbe. Wir eilten sogleich zu ihm und fanden ihn völlig angekleidet auf dem Bette liegend, nicht im Todeskampfe, sondern wie er eben, ohne ein Wort oder eine Zuckung, zum letzten Male aufathmete. An dem vorhergehenden Tage starb sein treüer Diener, ein junger Deütscher, an derselben Krankheit. Beide wurden neben einander beerdigt und allgemeine Trauer gab sich unter den Offizieren und Bürgern zu erkennen, die ihn zu Grabe geleiteten.

Nachdem wir den Canadian-Fluß verlassen hatten, nahm meine Krankheit immer mehr zu und ich wurde täglich schwächer, so daß ich auf das Pferd hinauf und wieder herabgehoben werden mußte, bis ich zuletzt auch nicht mehr reiten konnte. Ich wurde daher auf einen leeren Packwagen gelegt, auf dem sich schon mehrere kranke Soldaten befanden. Hier lag ich acht Tage lang fast immer im Delirium auf harten Brettern und wurde beständig hin und her gerüttelt, so daß zuletzt die Haut von meinen Elbogen und Knieen abgescheüert war. In dem Fort erhielt ich jedoch eine bequemere Wohnung und die geschickte Behandlung des Dr. Wright, meines Freündes und Schulkameraden, stellte mich bald wieder her.

Hoffentlich wird man den traurigen Ausgang dieses Unternehmens sich zur Lehre dienen lassen und künftig nicht wieder Soldaten aus dem Norden in der heißesten Jahreszeit, im Juli und August, nach dem Süden senden. Von den 450 schönen Leüten, die vom Fort Gibson ausmarschirten, war nach vier Monaten schon der dritte Theil gestorben, und von denen, die noch lebten, erlagen noch viele der tödtlichen Krankheit, die sie sich in jenem unheilvollen Lande zugezogen hatten.

Als nach unserer Rückkehr aus den Prairieen die Krankheit etwas nachgelassen hatte, sandte der Oberst Dodge Boten an alle benachbarten Indianer-Stämme und ließ sie auffordern, zu einer Besprechung mit den Pahnihs u. s. w. nach dem Fort zu kommen. Sieben oder acht Stämme fanden sich in großer Anzahl am ersten Tage des Monats ein, als die Berathungen begannen; sie währten mehrere Tage und gaben diesen halbcivilisirten Söhnen des Waldes Gelegenheit, ihren wilden und ungebändigten rothen Brüdern des Westens die Hand zu reichen, sie zu umarmen und die Pfeife mit ihnen zu rauchen, als feierliches Unterpfand des dauernden Friedens und der Freündschaft.

Der Oberst Dodge, der Major Armstrong, als Agent, und der General Stokes, als Kommissär für die Indianer-Angelegenheiten, hatten bei diesen Berathungen den Vorsitz und es kann kein interessanteres und unterhaltenderes Schauspiel geben, als diese Zusammenkünfte, wo civilisirte, halbcivilisirte und wilde Menschen mehrere Tage frei mit einander verkehrten. Die prahlerischen Reden der halbcivilisirten (und Halb-Indianer) Tschirokihs und Tschoktahs mit allem ihrem Prunke und ihrer Verschlagenheit wurden von den kurzen und in mißtönenden Kehllauten gesprochenen Reden der wilden und nackten Männer übertroffen.

Nachdem die Berathungen geendigt, die Friedens-Pfeifen und die Geschenke vom Oberst Dodge verabreicht waren, kehrten die Indianer, von Dragonern begleitet, wieder in ihre Heimath zurück. Es wäre wol zu wünschen gewesen, daß die Indianer Washington gesehen hätten, allein sie waren nicht zu bewegen, die Reise dorthin zu machen.

Drei der angesehensten Haüptlinge der Pahnihs, fünfzehn Keiowäs-, ein Camantschen- und ein Weicos-Haüptling begleiteten uns nach dem Fort Gibson. Es war dies unstreitig eine der interessantesten Gruppen, die jemals unsere Gränze besuchte und ich bin eifrig bemüht gewesen, diese, so wie sieben andere Camantschen-Haüptlinge, welche einen Theil des Weges mit uns zogen und dann umkehrten, zu malen.

Obgleich es sehr verdienstlich war, diese Indianer mit uns bekannt zu machen und einen allgemeinen Frieden herzustellen, so zweifle ich doch, ob ihr Zustand dadurch gebessert werden wird, wenn nicht zugleich die Regierung sie in den Rechten schützt, worauf sie von Natur Ansprüche haben.

Bereits am Tage nach der Abreise der Indianer wurde im Fort Gibson eine Gesellschaft von acht Personen mit großen Vorräthen, Biber-Fallen u. s. w. ausgerüstet, welche die Indianer in ihre Heimath begleiten und daselbst einen Handelsposten errichten will; sie werden dort in kurzer Zeit große Reichthümer erwerben, da sie die ersten Handels-Leüte und Biber-Fänger sind, die in jenen Theil des Landes kommen.

Ich bin zu viel unter den Indianer-Stämmen gereist, um nicht die üblen Folgen eines solchen Systems zu kennen. Die Waaren werden zu so übermäßig hohen Preisen verkauft, daß der Indianer nur einen Schatten von dem wahren Werthe seines Pelzwerks empfängt. Die Indianer sehen keine anderen Weißen als Pelzhändler und Branntwein-Verkaüfer und die natürliche Folge davon ist, daß sie uns verachten, uns mit Recht für geringer halten, als sich selbst, und uns weder fürchten noch achten. Wenn dagegen die Regierung dergleichen Ansiedlungen verhindern und die Indianer auffordern wollte, nach unseren Gränz-Posten zu kommen, so würden sie ihr Pelzwerk, ihre Pferde, Maulthiere u. s. w. dorthin bringen, wo ein guter Markt für sie Alle ist — wo man ihnen den vollen Werth für ihr Eigenthum zahlt — wo Vorräthe von allerlei Waaren sind — wo man ihnen vier bis fünf Mal so viel für ihre Handels-Artikel geben würde, als sie von dem Händler in ihren

Dörfern erhalten, wo fern von dem Bereich der civilisirten Welt keine Konkurrenz statt findet.

Sie würden ferner bei ihren Besuchen gute und gebildete Gesellschaft sehen und dadurch allmälig unsere Lebensweise annehmen, unsere Gemüse, unsere Hausthiere, Geflügel u. s. w., und endlich unsere Künste und Manufakturen in ihr Land einführen; sie würden endlich unsere militairische Stärke und unsere Überlegenheit erkennen und uns fürchten und achten lernen. Mit einem Worte, es wäre dies der kürzeste und sicherste Weg zur Freündschaft, zum Frieden und endlich zur Civilisirung. Wenn ein Gesetz zur Beschützung der Indianer besteht und vielleicht in Bezug auf diejenigen Nationen, mit denen wir schon seit langer Zeit Handel treiben, außer Acht gelassen worden ist, so wäre es sehr zu beklagen, wenn es nicht in dem gegenwärtigen Falle ausgeführt werden sollte, wo wir mit 30,000 — 40,000 Menschen Bekanntschaft machten, die zwar der Civilisation fremd, aber dennoch, wie uns ihre ungekünstelte Gastlichkeit bewies, ein menschliches Herz besitzen, und aller edlen Gefühle des civilisirten Menschen fähig sind.

Diese Bekanntschaft kostete den Vereinigten Staaten, außer einer großen Summe Geldes, mehrere tüchtige und geachtete Offiziere und mehr als hundert Dragoner.

Was das Dragoner-Regiment durch Krankheit gelitten hat, seitdem es seinen Marsch antrat, ist beispiellos in diesem Lande und fast unglaublich. Als wir am Fort Gibson aufbrachen, wurden am ersten Tage zehn bis fünfzehn Mann zurückgesandt, weil sie zu krank waren, um weiter zu marschiren, und so wurden unsere Reihen täglich mehr gelichtet, so daß wir, nach einem Marsche von etwa vierzig Meilen, nur noch 250 Mann zählten, die fähig waren, den Marsch fortzusetzen, und mit dieser kleinen Schaar, die noch um sechzig bis siebenzig Kranke vermindert wurde, gingen wir vorwärts und verrichteten Alles, was geschehen ist. Die schönen und malerischen Gegenden, welche wir durchzogen, hatten etwas Verführerisches, aber sie schienen unter dieser zauberischen Außenseite ein lauerndes Gift zu verbergen, welches Trauer über unser Lager verbreitete, wo wir es auch aufschlugen.

Zuweilen ritten wir mehrere Tage, ohne einen Baum zu finden, der uns gegen die brennenden Strahlen einer tropischen Sonne hätte schützen können — ohne daß auch der leiseste Wind uns erfrischt hätte — während die Zunge uns am Gaumen klebte und wir vor Durst verschmachteten, hatten wir nichts anderes, um denselben zu stillen, als das Wasser der stehenden, von der Sonne erhitzten Pfühle, in denen die Büffel sich zu wälzen pflegten. Dann aber kamen wir auch wieder durch malerische, wellige Gegenden mit schönen Quellen und Flüssen, wo wir erquickenden Schatten und kühles Wasser fanden.

So wurde dieser unheilvolle Marsch vollbracht, nnd es kann den Obersten Dodge und Kearney für ihre unermüdliche Sorgfalt, welche sie den Leüten widmeten, kein zu großes Lob gespendet werden.

Während ich im Fort Gibson krank lag, pflegte mich mein Freünd Chadwick, der fast nicht von meiner Seite kam, wie ein Bruder. Ich werde diese

erprobte Freündschaft nie vergessen und mich noch oft namentlich des ersten Theiles unserer Reise erinnern, der sehr angenehm war, und viele Vorfälle haben Eindrücke zurückgelassen, die ich bis an das Ende meines Lebens bewahren werde.

Als wir den Marsch antraten, waren wir frisch und munter und begierig auf die Dinge, die da kommmen sollten — unser kleines Pack-Pferd trug unsere Betten und unser Küchen-Geräth; unter letzterem eine Kaffee-Kanne und eine Bratpfanne, — hinreichender Vorrath an Zucker und Kaffee, und so waren wir sicher, überall, wo wir unsere Bären-Haut ausbreiteten und unser Feüer im Grase anzündeten, ein gutes Mahl und erquickenden Schlaf zu finden. Da wir während des Marsches keiner militärischen Disciplin unterworfen waren, so ritten wir hin, wo es uns beliebte, verschossen unsere Munition und beschauten jeden Winkel und jede Schlucht. Auf diese Weise reisten wir ganz zufrieden, bis unser Kaffee und unser Brot aufgezehrt waren, und selbst dann waren wir noch zufrieden mit bloßem Fleisch, bis endlich auch wir Beide, wie jedes lebende Wesen, Menschen und Thiere, anfingen von dem vergiftenden Einflusse irgend eines verborgenen Feindes zu leiden, der in der Luft zu schweben und uns mit Vernichtung zu bedrohen schien.

So lange Chadwick und ich noch gesund waren, sammelten wir auf dem Wege viele Mineralien und Versteinerungen, die wir wochenlang mit vieler Mühe im Mantelsack mitschleppten, bis endlich unser Geist erschlaffte und wir alles Gesammelte wieder wegwarfen.

Einer der merkwürdigsten Punkte, den wir auf unserem Wege trafen, war eine Hügelkette, die ganz aus fossilen Muscheln bestand. Am zweiten Tage, nachdem wir die Mündung des falschen Waschita verlassen, sahen wir zu unserem Erstaunen, daß unser Weg über ein Lager von versteinerten Austern- und anderen Muschel-Schaalen führte. Dieser Hügelzug, welcher von Nordost nach Südwest streicht, war einige hundert Fuß hoch, ¼ — ½ Englische Meile breit und schien ganz aus einer Zusammenhaüfung von Muscheln zu bestehen, deren Bindemitel an der Oberfläche bis zu einer Tiefe von acht bis neün Zoll durch den Einfluß der Atmosphäre verschwunden war, so daß sie lose herumlagen und oft mehrere Morgen Landes bedeckten, wo auch nicht ein Grashalm zwischen ihnen zu sehen war und unsere Pferde bei jedem Schritt tief einsanken; sie hatten übrigens noch ganz Farbe, Form und Ansehen der lebenden Muscheln. Wir nahmen zuweilen eine dieser noch geschlossenen Muscheln auf, öffneten sie mit dem Messer, wie eine frische Auster und fanden das Thier ebenfalls versteinert, welches, wenn man es in Wasser legte, ganz das Ansehen einer eben geöffneten frischen Auster hatte. Dieser Hügelzug, der nur an einigen Stellen mit Gras bewachsen ist, gehört gewiß zu den größten geologischen Merkwürdigkeiten dieses Landes.

In einem anderen Theile des Landes, zwischen Fort Gibson und dem Waschita, ritten wir über einen, mit dem eben erwähnten parallelen, Bergzug, wo auf eine weite Strecke weder Gras noch Erde vorhanden war, sondern unsere Pferde auf dem kahlen Felsen gingen, der eine röthliche Farbe hatte.

Als ich vom Pferde stieg, fand ich, daß er aus dichtem Eisen bestand und als ich mit meinem Beil dagegen schlug, gab es einen Ton und prallte ab, als wenn man auf einen Ambos schlägt.

Weiter westlich, zwischen dem Dorfe der Camantschen und dem Canadian-Flusse kamen wir auf eine Strecke von mehreren Englischen Meilen über eine, nur hier und da mit einzelnen Büscheln Gras und wilder Salbei bedeckte, kahle Fläche von dunkelgrauem, dichten Gyps, der von Osten nach Westen, so weit das Auge reichte, von drei bis fünf Zoll breiten Adern eines schneeweißen Gypses durchsetzt war. Auch Salpeter und Salz kommt hier in großer Menge vor, so daß also der Mineral-Reichthum dieser Wildniß bedeütend ist, und nur des civilisirten Menschen harrt, da der Wilde diese Schätze nicht zu benutzen weiß.

In der Umgegend des Fort Gibson befinden sich sehr viele Indianer, welche größtentheils vor wenigen Jahren aus ihren östlicher gelegenen ursprünglichen Wohnsitzen hierher versetzt wurden. Ich benutzte die zwei Monate meines Aufenthalts in dem Fort, um mit meinem Pinsel und Notizbuche alle diese Indianer in ihren Dörfern zu besuchen. Es waren dies die Stämme der Tschirokihs (Cherokees), Tschoktahs (Choctaws), Krihs oder Kricks (Creeks), Seminolen, Tschickasahs (Chickasaws), Quapahs (Quapaws), Senecas, Delawaren und mehrere andere, deren Gebraüche und Geschichte, namentlich wegen ihres Aufenthalts in der Nähe der civilisirten Welt, von großem Interesse sind.

Einundvierzigstes Kapitel.

Alton am Missisippi. — Kapitain Wharton's Krankheit im Fort Gibson. — Catlin reist allein durch die Prairie nach St. Louis, eine Strecke von hundert Meilen. — Seine Ausrüstung. — Catlin und sein Pferd „Charley" in der Prairie. — Sonderbare Laune und Anhänglichkeit dieses Pferdes. — Schönes Prairie-Thal. — Eines Indianers Hochschätzung einer Zeitung. — Riqua's Osagen-Dorf. — Zusammentreffen mit Kapitain Wharton am Kickapu-Flusse. — Schwieriges Ueberschreiten der Flüsse. — Catlin geht über den Osagen-Fluß. — Boonville am Missouri. — Catlin kommt nach Alton und geht nach Florida.

Ich verließ endlich Fort Gibson, um ganz allein eine Strecke von mehr als hundert Meilen durch die Prairieen nach Alton zu reisen, wo ich glücklich ankam und die Freüde hatte, meine Frau, welche während des letzten Jahres meiner Abwesenheit bei der Familie eines dort lebenden Freündes gewohnt hatte, gesund und munter anzutreffen.

Während meines Aufenthalts im Fort Gibson, nach der Rückkehr aus dem Lande der Camantschen, wohnte ich etwa zwei Monate lang in einem Zimmer mit meinem Leidens-Gefährten, dem Kapitain Wharton von den Dragonern, der ungefähr in demselben Zustande wie ich aus den Prairieen

zurückgekehrt war. Er hatte den Auftrag gehabt, mit einer Schwadron Dragoner die Santa Fé-Caravane durch das Gebiet der Camantschen und Pahnihs zu begleiten und war mit vielen Kranken heimgekommen, während er selbst auch von der Krankheit befallen wurde. Er ist ein Mann von den edelsten und ritterlichsten Gesinnungen, aus einer der angesehensten Familien Philadelphia's, aber seine Körper-Beschaffenheit scheint zu schwach zu sein für das wilde und rauhe Leben in diesem Lande.

Wir lagen uns mehrere Wochen gegenüber, ohne ein Wort mit einander wechseln zu können und waren einzig darauf beschränkt, uns mit unseren hohlen, eingefallenen Augen anzublicken. Als aber endlich unsere Ärzte uns mit Kalomel so weit hergestellt hatten, daß wir unsere Zunge wieder gebrauchen konnten, da fanden wir ein besonderes Vergnügen daran, uns gegenseitig unsere Erlebnisse mitzutheilen. Der Kapitain erholte sich früher, als ich, zog sich aber durch zu starkes Essen einen Rückfall zu, und mir ging es ebenso, da ich durch sein Beispiel nicht vorsichtig geworden war. Als er sich endlich stark genug fühlte, um reiten zu können, schwor er hoch und theüer, daß er diesen unheimlichen Ort verlassen wolle, um in einem kühleren und gesunderen Klima Genesung zu suchen. Er brach daher eines Morgens, obgleich er noch so schwach war, daß er kaum das Pferd besteigen konnte, mit seinem Negerknaben nach dem hundert Meilen entfernten Fort Leavenworth auf, wohin seine Schwadron bereits vor längerer Zeit abmarschirt war.

Als ich nach einigen Wochen mich stark genug fühlte, beschloß auch ich diesen Ort zu verlassen und quer durch die Prairieen nach dem Missouri zu reisen, eine Strecke von mehr als hundert Meilen, meist durch öde Wildniß. Ich ließ daher mein Pferd „Charley", welches sich während meiner Krankheit auf der Weide gütlich gethan, einfangen, denn die täglich vorkommenden Sterbefälle hatten mir, gleich dem Kapitain, eine solche Furcht vor dem Aufenthalt im Fort Gibson eingeflößt, daß ich entschlossen war, abzureisen, so bald ich nur stark genug sein würde, mich auf dem Pferde zu erhalten. Ich packte daher meine Maler-Geräthschaften und andere Dinge sorgfältig ein und sandte Alles nach dem Mississippi, um dort mit dem Dampfboote nach St. Louis geschafft zu werden. So bestieg ich denn eines Morgens mein Pferd Charley. Über den Sattel waren eine Bären- und eine Büffel-Haut gebreitet, und außerdem eine Kaffee-Kanne und eine zinnerne Tasse daran befestigt; im Mantelsacke hatte ich einige Pfund harten Zwieback, in der Hand die Vogel-Flinte, die Pistolen im Gürtel, das Skizzen-Buch an einem Riemen über die Schulter und einen kleinen Compas in der Tasche — so schied ich von dem Fort Gibson, selbst gegen den Rath meines Arztes und der Offiziere, die sich um mich versammelt hatten, um Abschied von mir zu nehmen. Aber nichts konnte meinen Entschluß wankend machen, denn ich hatte die feste Überzeugung, daß, wenn ich nur erst in der Prairie wäre und immer weiter nordwärts reiste, ich bald meine Kräfte wieder gewinnen würde. Es kann sich Niemand vorstellen, welche Freüde ich empfand, als ich auf dem Gipfel eines, etwa eine Englische Meile entfernten Prairie-Hügels meinen Charley herumwendete und

den letzten Blick auf Fort Gibson richtete und Gott dafür dankte, daß ich nicht innerhalb desselben begraben worden sei; denn in der Prairie zu sterben und von Wölfen gefressen, oder im Kampfe zu fallen und von einem Indianer skalpirt zu werden, schien mir weit annehmlicher, als so langsam auf dem Siechbette dem Tode zum Opfer zu fallen und in ein Grab gelegt zu werden.

So ganz allein, ohne ein anderes lebendes Wesen, als mein treües Roß Charley, und in der festen Zuversicht, daß ich täglich an Kräften zunehmen würde, begann ich meine lange Reise über das gränzenlose Gras-Meer nordwärts zu den Ufern des Missouri. Zuweilen, wenn das Fieber sich wieder einstellte, stieg ich ab und legte mich eine Stunde, oder auch länger ins Gras, bis der Anfall vorüber war. In der Nacht schlief ich auf der über das Gras gebreiteten Bären-Haut, nahm den Sattel als Kopfkissen und hüllte mich in die Büffelhaut. Mein Pferd Charley wurde in der Nähe an einem langen Seile angepfählt, so daß es Raum zum Grasen hatte. Während wir Beide auf diese Weise schliefen, hatten wir allnächtlich Besuch von Wölfen, die unsere Lagerstätte umschlichen; am Morgen bei Sonnen-Aufgang sahen wir dann, wie sie in sicherer Entfernung von uns standen und nach unserem mit trockenem Büffelmist unterhaltenen Feuer schauten, um nach unserer Entfernung die zurückgebliebenen Brosamen aufzusuchen.

Charley war ein edles Thier von gelber Farbe und von der Rasse der wilden Camantschen-Pferde. Durch unsere lange Bekanntschaft hatten wir eine große Zuneigung zu einander gefaßt und Eines schien des Anderen Wünsche und Absichten zu errathen. Ich kaufte dies schöne Thier von dem Obersten Burbank vom neunten Regiment und ritt es die ganze weite Strecke bis zu dem Dorfe der Camantschen hin und zurück, und als die meisten Pferde abmagerten und zum Theil starben, blieb Charley stets kräftig und kehrte wohlbeleibt und munter zurück.

Auf meiner Reise durch die Prairie, wo wir fünfundzwanzig Tage allein waren, hatten wir hinreichend Gelegenheit, uns gegenseitig noch näher kennen zu lernen. Ich machte gewöhnlich gegen Abend Halt an einem kleinen Flusse, wo gute Weide für Charley, Brennmaterial für mein Feüer und Wasser für meinen Kaffee vorhanden war. Zuerst wurde dann Charley abgesattelt, der Piket-Pfahl in die Erde gesteckt und der Lasso angebunden; auf diese Weise graste er bis zum Einbruche der Nacht und nachdem ich meinen Kaffee getrunken, steckte ich den Pfahl nahe bei meinem Kopfe in die Erde, so daß ich, falls irgend eine Veranlassung ihn aufschrecken sollte, augenblicklich den Lasso ergreifen konnte. Eines Abends hatte er sich den Lasso abgestreift und graste, wo es ihm beliebte. Als es anfing dunkel zu werden, nahm ich den Lasso, um ihn einzufangen, erkannte aber bald, daß er Lust hatte, einmal etwas Freiheit zu genießen, denn er wich mir beständig aus, bis es endlich völlig dunkel wurde und ich die Verfolgung aufgab, in der Überzeügung, daß ich die Reise würde zu Fuß fortsetzen müssen. Ich kehrte daher zu meinem Lagerplatze, von dem ich etwa eine halbe Englische Meile entfernt war, zurück, bereitete mein Lager und schlief bald ein. In der Nacht erwachte ich und sah

zu meinem Schrecken eine große Gestalt vor mir stehen, die ich, noch halb schlaftrunken, für einen Indianer hielt, der mich skalpiren wolle; ich erkannte jedoch bald mein treües Roß, welches schlafend mit den Vorderfüßen dicht am Rande meines Lagers stand, während sein Kopf über mir herabhing. Ich schlief sehr bald wieder ein und als ich bei Sonnen=Aufgang erwachte, sah ich meinen treüen Charley am Ufer des Baches ruhig sein Frühstück einnehmen. Nachdem ich seinem Beispiele gefolgt war, suchte ich ihn einzufangen, allein er wich mir beständig aus. Der Beweis von Anhanglichkeit, den er mir in der Nacht gegeben, bestimmte mich, ein anderes Mittel zu ergreifen. Ich packte daher Alles zusamen, nahm den Sattel auf den Rücken, die Flinte in die Hand und setzte meinen Weg zu Fuß fort. Nachdem ich auf diese Weise etwa eine Englische Viertelmeile zurückgelegt hatte, sah ich, wie Charley mit hoch erhobenem Kopfe und Schweife bald nach mir, bald nach dem verlassenen Lagerplatze, wo das Feüer noch brannte, hinblickte; endlich eilte er schnell nach dem Lager und da er fand, daß Alles dort verschwunden war, wieherte er laut und kam im schnellsten Galopp auf mich zu, umkreiste mich einige Mal, und blieb dann einige Schritte von mir stehen, während er wie Espenlaub zitterte. Ich rief ihn bei Namen, näherte mich ihm und er ließ sich ruhig aufzaümen und satteln, da er gleich mir zufrieden zu sein schien, daß wir wieder vereinigt waren. Obgleich nun diese Grille Charley's glücklich endigte, so wurde ich doch für die Folge vorsichtiger und bewachte ihn strenger.

An dem Abend dieses merkwürdigen Tages erreichte ich eines der lieblichsten Thäler, die ich je gesehen: ein Gras=Teppich mit Blumen von allen Farben und Formen besäet, von einem kühlen und klaren Bache durchflossen, der von Fischen wimmelte und von zahlreichen Enten belebt wurde, umgeben von Gruppen des üppigsten Laubholzes, worunter hohe Bogenholz=Baüme [31]) und Ulmen sich wie zum Schutze weit über die Kirschen= und Pflaumen=Baüme erhoben, an welchen sich die wilde Rebe, auf die anlockendste Weise mit purpurfarbenen Trauben geschmückt, emporrankte. An dem Ufer des Baches schlug ich mein Lager auf, befestigte Charley an den Pfahl, zündete mein Feüer an und hielt ein köstliches Mahl, welches aus Fischen, einer gebratenen Ente und Kaffe bestand. Ich machte dann noch einen Spaziergang und fand einige Indianer=Gräber, ein Beweis, daß dies kleine Paradies einst bewohnt war.

Als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, während gleichzeitig der Mond im Osten emporstig, kehrte ich zu meiner Lagerstätte zurück und legte mich auf die Bärenhaut. Während ich so da lag und zum Zeitvertreib mein kleines Gepäck durchstöberte, fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, eine Nummer des in Washington erscheinenden National=Intelligencer, welches ich vor einigen Jahren aus der Garnison mitgenommen hatte. Dies Blatt errinnerte mich an das Aufsehen, welches es erregte, als ich vor mehreren Jahren bei meinem Aufenthalte unter den Mönnitariern am obern Missouri in einer Nummer des New York Commercial Advertiser las. Die Indianer glaubten,

ich sei verrückt geworden, als sie sahen, daß ich stundenlang meine Augen auf dies Blatt richtete; sie stellten verschiedene Muthmaßungen darüber auf und kamen endlich dahin überein, daß ich das Papier deshalb so starr ansehe, um meine kranken Augen wiederherzustellen; sie nannten es daher „das Medizin-Tuch für kranke Augen." Ich machte endlich allen diesen Conjekturen ein Ende, indem ich einige Stellen vorlas, sie ihnen übersetzen ließ und dann ihnen den Zweck des Blattes erklärte. Allein nun war es in ihren Augen eine noch größere Medizin und es wurden mir bedeütende Anerbietungen dafür gemacht, unter Anderen bot mir ein Jünger des Äskulap eine schön verzierte Büffelhaut, indem er sagte, wenn er einen guten Dolmetsch finden könnte, so würde er, sobald ich fortgegangen sei, unter den Mönnitariern, Mandanern und Sioux umherreisen, reiche Geschenke und einen großen Ruhm als Medizin-Mann erwerben. Ich ließ ihm seine Büffelhaut und die Zeitung dazu und kurz vor meiner Abreise sah ich, wie er einigen seiner Freünde das Zeitungsblatt zeigte, welches er mehrmals in Birkenrinde und Hirschhaüte eingewickelt hatte, während das Ganze in einem Sack von der Haut eines Iltis steckte, der wahrscheinlich zu seinem Medizin-Beütel bestimmt war.

Die Entfernung vom Fort Gibson bis zu der Stelle, wo ich den Missouri berührte, beträgt, wie bereits erwähnt, etwas über hundert Meilen und diese ganze Strecke besteht größtentheils aus einer schönen Prairie im wilden Zustande, ohne Wege und Brücken. Ich durchzog einen großen Theil derselben mit Hülfe meines Kompasses, durchwadete oder durchschwamm die Flüsse, schoß Prairie-Hühner und fing Fische für meine Tafel und schlief auf der Erde. Auf meinem Wege besuchte ich auch Riqua's Osagen-Dorf und blieb eine Nacht in der gastlichen Hütte meines alten Freündes Beatte, den ich mehrmals erwähnt habe, da er sich als Führer und Jäger bei den Dragonern auf dem Marsche nach dem Lande der Camantschen befand. Er war einer der außerordentlichsten Jäger, die ich jemals auf meinen Reisen gesehen habe. Er ging indeß niemals „auf die Jagd", sondern „nach Fleisch" oder „nach Vieh" und kam nie leer zurück. Er erzählte nie, wie viele Thiere er gesehen, wie viele er verwundet habe u. s. w.; aber sein Pferd war stets mit Fleisch beladen, welches er, ohne ein Wort zu sprechen, im Lager niederlegte.

Riqua hat nebst seiner Familie viele Jahre sich in diesem Lande bemüht, die Indianer durch sein Beispiel zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren und dabei, nach meiner Ansicht, den richtigen Weg eingeschlagen. Er legte nämlich einige Englische Meilen von dem Dorfe der Osagen ein kleines Dorf an und bewog eine große Anzahl Familien dieser Wilden, sich dort niederzulassen, wo sie jetzt seiner Lebensweise folgen und sich dem Ackerbau widmen, indem er ihnen durch sein Beispiel zeigte, daß sie die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens dem Boden abgewinnen könnten, statt sich auf den unsichern Erfolg der Jagd zu verlassen. Ich bedauerte sehr, diesen interessanten Mann nicht zu Hause zu finden, da er nach dem Osten gereist war.

Beatte lebte in diesem kleinen Dorfe mit seinen bejahrten Ältern, bei denen ich einen sehr angenehmen Abend verlebte. Beide sind Franzosen, die

den größeren Theil ihres Lebens unter den Osagen verbracht haben, mit deren Geschichte sie genau bekannt zu sein scheinen. Beatte war in dem Sommer vor unserem Camantschen-Zuge Jäger und Führer einer Jagd-Partei, mit welcher Washington Irving seinen Ausflug an die Gränzen des Gebiets der Pahnis machte. Irving hat den Karakter und die Fähigkeiten dieses merkwürdigen Mannes sehr richtig geschildert, nur begeht er den Irrthum, daß er ihn einen Halb-Indianer nennt, worüber sich Beatte gegen mich beklagte, während wir zusammen in den Prairieen waren. Als ich seine gastliche Hütte betrat, sagte er, sogleich nachdem er mich begrüßt: „Nun sollen Sie sehen, Herr Cattlin, daß ich kein Halb-Indianer bin, hier sind mein Vater und meine Mutter und Sie werden sehen, daß Beide gute, alte Franzosen sind."

Am nächsten Morgen setzte ich meine Reise über die Prairie fort. Um Mittag fand ich einen gebahnten Weg, der nach einer Niederlassung „Kickapuh-Prairie" genannt führte. Ich ritt auf ein Blockhaus zu, welches hier als Gasthof diente und sah an der Thür den Neger-Knaben meines Freündes, des Kapitains Wharton, der, wie ich oben erwähnte, einige Wochen früher als ich Fort Gibson verließ. Auf meine Frage nach seinem Herrn, antwortete mir der Knabe: „Mein guter Massa, Massa Wharton in dies Haus, eben todt von Leber-Krankheit." Ich stieg sogleich ab und eilte in das Haus, wo ich zu meinem größten Schmerze meinen Freünd so schwach fand, daß er weder den Kopf erheben, noch sprechen konnte; als er mich erkannte, ergriff er meine Hand, drückte sie und wir beide vergossen Thränen. Ich brachte mein Ohr an seine Lippen und konnte auf diese Weise seine Wünsche vernehmen. Er schien an einem heftigen Rückfall der früheren Krankheit, so wie auch an der Leber zu leiden. Sein Arzt, ein junger und wie es schien unerfahrener Mann, erklärte mir, daß der Kranke nur noch höchstens zehn Tage zu leben habe. Ich blieb zwei Tage dort, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, etwas für ihn zu thun.

Mein Gesundheits-Zustand war, seit ich Fort Gibson verließ, täglich besser geworden, und ich hoffte nun bald das Ende meiner beschwerlichen Reise zu erreichen. Ich hatte indeß noch weite Prairieen zu passiren, in denen mir oft plötzlich ungeahnte Hindernisse aufstießen. Tiefe, gleich Gräben eingeschnittene Flüsse versperrten mir oft den Weg, und ich erblickte sie erst, wenn ich nur noch wenige Schritte von dem senkrechten, durch hohes Gras verdeckten Uferrande entfernt war. Mein Kompas zeigte mir, daß ich sie überschreiten mußte und es blieb mir daher weiter nichts übrig, als hineinzureiten und zu sehen, wie ich wieder herauskäme. Die Flüsse waren oft schlammig und ich konnte nicht eher wissen, ob sie drei oder zehn Fuß tief waren, als bis mein Pferd sich im Wasser befand. An einem dieser Flüsse war ich mehrere Englische Meilen entlang geritten, ohne eine seichte Stelle zu finden, ich ritt daher hinein und schwamm hindurch, da aber das andere Ufer sich drei bis vier Fuß senkrecht über das Wasser erhob, so konnte Charley nicht hinauf. Ich ließ daher, während ich auf dem Ufer fortging und den Zaum in der Hand hielt, das arme Thier wenigstens eine Englische Meile weit im Flusse

fortschwimmen, bis ich endlich an eine Stelle kam, wo die Büffel durch den Fluß gegangen waren und das Ufer niedergetreten hatten, so daß das erschöpfte Thier endlich ans Land kommen konnte. Nachdem ich mein Gepäck im Sonnenschein getrocknet, setzte ich meine Reise fort.

Der Osage-Fluß, den ich ebenfalls passiren mußte, war durch starken Regen so angeschwollen, daß er an einigen Stellen seine Ufer überschwemmt hatte. Da, wo ich ihn erreichte, war er etwa fünfzig bis achtzig Schritte breit, ich sattelte daher mein Pferd ab, band es mit dem Lasso fest und sammelte nun am Ufer Treibholz, woraus ich ein kleines Floß machte, um meine Kleider, den Sattel und andere Dinge hinüberzuschaffen. Als das Floß fertig war und ich Alles darauf gepackt hatte, trieb ich Charley ins Wasser, der auch bald das gegenüberliegende Ufer erreichte, wo er sofort anfing zu grasen. Nun sprang ich in den Fluß, stieß schwimmend das Floß vorwärts und erreichte endlich das andere Ufer, aber an einer Stelle, die mindestens eine halbe Englische Meile weiter stromabwärts lag! Als Alles, was sich auf dem Floß befand, glücklich gelandet war, wurde Charley eingefangen, gesattelt und bepackt und es ging wieder vorwärts.

Dies sind einige der Vorfälle meiner über hundert Meilen langen Reise, die ich ganz allein zurücklegte und die mich endlich nach Bonneville am westlichen Ufer des Missouri brachte. Dort traf ich den General Arbukle, der am folgenden Tage mit zwei Ärzten auf demselben Wege, den ich gekommen, nach dem Fort Gibson abreisen wollte. Ich erzählte ihm von dem Zustande des armen Wharton und er sandte sofort die beiden Ärzte voraus mit dem Befehl, sich so schnell wie möglich zu dem Kranken zu begeben und Alles aufzubieten, um ihm das Leben zu retten. Ich half ihnen noch mehrere Gegenstände, die er sich gewünscht hatte, z. B. Äpfel u. s. w. einkaufen und sah sie dann abreisen. Ein Jahr später erfuhr ich, daß die beiden geschickten Ärzte die Freüde hatten, den Kapitain Wharton völlig wiederherzustellen und nach seinem Posten zu begleiten.

Von Bonneville, einer sehr hübschen kleinen Stadt, deren steinerne Haüser im schönsten Styl erbaut sind, ging ich über den Fluß nach Neü-Franklin, wo ich des stürmischen Wetters wegen einige Tage zu bleiben gezwungen war, und erreichte endlich Alton am Mississippi, das Ziel meiner Reise, wo meine geliebte Frau in gastlichem Hause seit einem Jahre mich erwartete. Einige Tage nach meiner Ankunft reiste sie mit mir nach der Küste von Florida ab, 300 Meilen südwärts von hier, wo ich den Winter zubringen und mich für künftige Reisen stärken wollte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ausflug nach Florida und Texas und Rückkehr nach St Louis. — Kickapuhs. — Wiahs. — Potowatomih's. — Kaskaskias. — Peorias. — Piankischahs. — Delawaren. — Mohe-conniuhs oder Mohegans. — Oneidas. — Tuskaroras. — Senecas. — Irokesen.

Ich habe einen ganzen langen Winter an den Gestaden des Mexikanischen Meerbusens in Florida und Texas verlebt. Meine Gesundheit war in dem milden Klima bald wieder hergestellt und meine Frau begleitete mich überall hin. Wir besuchten die verschiedenen Posten und überhaupt Alles, was in diesen lieblichen Gegenden Interesse für uns hatte und kehrten endlich auf einem Dampfboote nach Neü-Orleans zurück.

Da ich fürchte, daß es den Leser langweilen möchte, mir auf meinen Kreüz- und Querzügen durch diese wilden Gegenden zu folgen, so will ich hier die von mir besuchten Stämme beschreiben, ohne mich zu speziell auf die Reise selbst einzulassen.

Kickapuhs.

Von diesem einst zahlreichen und kriegerischen Stamme sind nur 600 bis 800 Seelen übrig, die im Staate Illinois am Südende des Michigan-Sees in einer der schönsten Gegenden der Erde leben. Branntwein und Blattern haben ihre Reihen gelichtet, und da das Wild in ihrem Lande vertilgt ist, sie selbst aber wenig Lust zum Arbeiten haben, so befinden sie sich in einem sehr elenden Zustande. Sie haben allerdings wenig Anlaß, das Feld zu bauen, denn ihr schönes Gebiet ist bereits ganz von den Niederlassungen der Weißen umgeben, so daß sie aus Erfahrung wissen, es werde auch sie bald das allgemeine Schicksal treffen, ihren Grund und Boden für eine Kleinigkeit verkaufen und nach dem Westen wandern zu müssen.*)

Die Kickapuhs lebten lange im Bündnisse mit den Sakis und Foxes und ihre Sprachen sind sich so ähnlich, daß sie fast als zu derselben Sprachen-Familie gehörend zu betrachten sind. Der gegenwärtige Haüptling dieses Stammes, Kih-an-ni-kuk (der Vorderste), gewöhnlich der Schahnih-Prophet genannt, ist ein sehr scharfsinniger, talentvoller Mann. Als ich ihn malte, nahm er die Stellung eines Betenden an und ich erfuhr bald, daß er ein sehr frommer Christ sei; an jedem Sontage hielt er religiöse Zusammenkünfte, in welchen er predigte und seine Landsleüte ermahnte, die christliche Religion

*) Seitdem das Obige niedergeschrieben wurde, ist der ganze Stamm, nachdem er sein Gebiet im Staate Illinois an die Regierung verkauft hat, auf die Westseite des Missouri übergesiedelt; ein großer Theil von ihnen war bereits früher auf das Westufer des Missouri, etwas nördlich vom Fort Leavenworth, versetzt worden.

anzunehmen, und sich des Branntweins zu enthalten, der ihren unvermeidlichen Untergang herbeiführen werde, wenn sie dem Genusse desselben nicht gänzlich entsagten. Ich wohnte eines Sonntags einer Predigt im Walde bei und obgleich ich die Sprache nicht verstand, so war ich doch überrascht durch den natürlichen Fluß der Rede und das Gewandte und Ungezwungene seiner Gestikulationen.

Wie weit es dieser rüstige Kämpfer in der Bekehrung seiner Landsleüte zum Christenthum gebracht hat, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß es seinem Beispiel und seinen unausgesetzten Bemühungen gelungen ist, den Überrest seines Volkes vor dem tödtlichen Gifte zu retten, welches aufgeklärte Christen demselben zugeführt haben und daß der Gebrauch des Branntwein-Trinkens in diesem Stamme gänzlich abgeschafft worden ist. Dies allein ist schon lobenswerth und der erste unerläßliche Schritt zu anderweitigen Verbesserungen. Ich lebte einige Zeit unter diesen Indianern und war erfreüt und erstaunt über ihre Mäßigkeit und ihr friedliches Betragen; ich habe während meines Aufenthalts unter ihnen nicht ein Beispiel von Trunkenheit oder dem Genusse geistiger Getränke gesehen.

Ein anderer ausgezeichneter Kickapuh und Schüler des Propheten ist Ah-ton-wi-tuck (der Truthahn); ich malte ihn ebenfalls in betender Stellung, wie er von einem Holzstabe das in Karakteren darauf eingeschnittene Gebet abliest. Die Pelzhändler erzählten mir (ich kann jedoch die Wahrheit nicht verbürgen), daß der Prophet einem Methodisten-Prediger die Erlaubniß, im Dorfe zu predigen, verweigerte, ihn aber im Geheimen mit sich nahm und so lange bei sich behielt, bis er das Glaubens-Bekenntniß und die Weise zu predigen erlernt hatte, worauf er den Geistlichen entließ und nun selbst unter seinem Volke Vorträge hielt. Er gab vor, daß er eine Unterredung mit einem übermenschlichen oder inspirirten Wesen gehabt habe, und schloß sehr richtig, daß wenn durch die Verkündigung des Christenthums irgend ein Gewinn oder Einfluß zu erlangen sei, dies eben so gut durch ihn geschehen könne, wie durch jeden Anderen. Er fing daher an zu predigen und führte ein Gebet ein, welches er sehr sinnreich auf Ahorn-Stäbe von anderthalb Zoll Breite in Karakteren einschnitt, die einige Ähnlichkeit mit den Chinesischen haben. Da diese Gebet-Stäbchen sich gegenwärtig in den Händen eines jeden Kickapuh befinden, der Prophet aber sich die Anfertigung und den Verkauf allein vorbehalten, so hat er auf geschickte Weise den Ruhm mit dem Gewinn verbunden und auf doppelte Weise seinen Einfluß in dem Stamme zu vermehren gewußt. Alle Indianer dieses Stammes, Männer, Frauen und Kinder, so weit ich sie gesehen habe, pflegten am Abend vor dem Schlafengehen und am Morgen beim Aufstehen das Gebet herzusagen, wobei sie den Zeigefinger der rechten Hand unter das oberste Zeichen legten, bis sie die dadurch bezeichneten Worte hergesagt hatten, dann rückten sie mit dem Finger zu dem nächsten Zeichen und so fort, bis sie zu Ende waren; das Ganze, welches in der Weise eines Kirchenliedes abgesungen wurde, währte etwa zehn Minuten.

Man hat dies eine sehr sinnreiche Heüchelei von Seiten des Propheten

genannt; ich will nicht entscheiden, ob dies richtig ist, aber mögen nun seine Motive und sein Leben so rein sein, wie er behauptet, oder nicht, das Eine ist wenigstens wahr, daß sein Beispiel sehr viel zur Verbesserung der Sitten dieses Volkes beigetragen und es an Mäßigkeit und die fleißige Betreibung des Ackerbaues gewöhnt hat.

Wi-ahs.

Dieser einst mächtige Stamm ist durch dieselben Ursachen bis auf 200 Köpfe zusammengeschmolzen. Früher lebten die Wiahs im Staate Indiana, sind aber mit den Piankischahs acht bis zehn Meilen südlich vom Fort Leavenworth versetzt worden.

Pot-o-wat-o-mihs.

Auch dieser ehemals sehr zahlreiche und kriegerische Stamm ist durch Branntwein und Pocken bis auf 2700 Mann herabgesunken. Man kann diese Indianer halbcivilisirt nennen, da sie lange Zeit in Berührung mit den Weißen lebten, deren Sitten und Gebraüche sie in vieler Beziehung angenommen haben und deren Blut sich mit dem ihrigen vielfach vermischt hat. Die Ähnlichkeit der Sprache, sowie der Gebraüche und der persöhnlichen Erscheinung läßt keinen Zweifel darüber, daß sie früher einen Theil des großen Stammes der Tschippewäs oder Ot-ta-was bildeten, deren nördliche Nachbarn sie waren. Der Stamm lebt jetzt im Staate Michigan, wo er einen fruchtbaren und werthvollen Landstrich besitzt, den er, gleich den Kickapuhs, an die Regierung zu verkaufen und auf die Westseite des Missouri auszuwandern im Begriff steht; ein Theil des Stammes ist bereits dorthin gegangen und hat sich in der Nähe des Forts Leavenworth angesiedelt. Da diese Indianer einige Zeit lang in der Nachbarschaft und unter dem Einflusse der Kickapuhs gelebt haben, so sind viele von ihnen eifrige Schüler des Propheten geworden und bedienen sich der Gebet-Stäbchen auf die erwähnte Weise.

Kas-kas-ki-as.

Dies ist der Name eines Stammes, welcher früher zwischen dem Mississippi und Ohio einen weiten Landstrich einnahm, der jetzt einen Theil des großen und volkreichen Staates Illinois bildet. Die Geschichte gibt uns ausführlich Bericht über den ehemaligen kriegerischen Karakter und die Zahl der Kaskaskias, so wie über ihr trauriges Loos vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit ihren civilisirten Nachbarn, durch deren Habsucht sie ihr schönes Land verloren, während gleichzeitig der Branntwein und die Blattern, so wie die beispiellose Grausamkeit benachbarter feindseliger Stämme, ihre Zahl so sehr verminderten.

Es gibt vielleicht keinen zweiten Stamm auf dem Kontinent, der von

gleicher Macht so plötzlich zu so gänzlicher Unbedeütendheit herabsank und verschwand, wie die Kaskaskias. Die Reste dieses Stammes sind seit langer Zeit unter die Peorrias in Illinois aufgenommen worden und es ist zweifelhaft, ob überhaupt noch ein Dutzend von ihnen existirt. Mit diesen wird in wenigen Jahren eine schöne Sprache aussterben, die von allen, welche sie umgeben, verschieden ist. Kih-mon-sah (der kleine Haüptling), ein junger Mann, ist das Oberhaupt des Stammes, doch sollten, wie mir die Pelzhändler sagten, seine Mutter und sein Sohn seine einzigen Unterthanen sein; er ist halb civilisirt und, wie ich glaube, ein Halb-Indianer.

Pe-o-ri-as.

Dieser Stamm bewohnt einen Theil des Staates Illinois, zählt etwa noch 200 Seelen und wird, gleich den meisten anderen Stamm-Überresten an der Gränze, westlich vom Missouri versetzt werden.

Pi-an-ki-schahs.

Der Überrest dieses Stammes, etwa 170 Köpfe, welcher sein Gebiet in den Staaten Illinois und Indiana an die Regierung verkauft hat, wird sich ebenfalls im Westen des Missouri bei dem Fort Leavenworth niederlassen.

Delawaren.

Dieser Name, dessen bloße Nennung überall in der Indianischen Wildniß Schrecken verbreitete, war, gleich dem Volke, welches ihn führte, über einen sehr großen Theil des Kontinents bekannt. Der Stamm bewohnte ursprünglich einen großen Theil der östlichen Gränze von Pensylvanien und einen bedeütenden Theil der Staaten Neü-Jersey und Delaware. Kein anderer Stamm ist von den Weißen so viel hin und her getrieben worden, keiner hat sich so weit zurückgezogen und keiner sich so ehrenvoll und tapfer jeden Fuß breit Landes erkämpft. Durch Verträge mit der Regierung von den Ufern des Delaware an den lieblichen Susquehannah, von da an den Fuß des Alleghany-Gebirges und darüber hinaus bis an den Ohio, den Illinois und Mississippi und endlich westwärts vom Missouri getrieben, wurde dort den Wenigen, welche noch übrig sind, ein Landstrich *für ewige Zeiten*, wie schon ein Dutzend Mal zuvor, angewiesen. Bei jeder Vertreibung wurden sie wider ihren Willen von den Gräbern ihrer Väter und ihrer Kinder getrennt und nun hat man sie unter neüe Feinde versetzt, wo sie sogleich bei ihrer Ankunft die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen und für den Boden kämpfen mußten, auf den man sie versetzt hatte. Es gibt wohl keinen Stamm, für dessen Bekehrung zum Christenthum größere und anhaltendere Bemühungen gemacht worden wären; aber von den Missionaren der Mährischen Brüder, welche zuerst in dieser Absicht zu ihnen kamen, bis auf den heütigen Tag ist Alles vergeblich gewesen.

Diese Abneigung gegen das Christenthum hat wol ihren natürlichen Grund in der Treülosigkeit, mit der sie beständig von den Weißen behandelt wurden; es haben sich dadurch Vorurtheile bei ihnen festgesetzt, die jeden geistigen Fortschritt unmöglich machen.

Dieser Stamm, welcher einst aus 10,000 — 15,000 Köpfen bestand, zählt deren gegenwärtig kaum 800, die in den letzten fünfzig oder sechszig Jahren in den Staaten Ohio und Indiana wohnten. Dort wurde das ihnen vorbehaltene Land bald überall von den Weißen umgeben und da sie diese nicht gern zu Nachbarn haben, so verkauften sie ihr Land und wanderten westlich vom Mississippi. Es ist jedoch fast unmöglich, sie dort zu finden, indem sie beständig auf Jagd- oder Kriegs-Zügen umherschwärmen. Auch bietet ihnen das wilde Land, in welches man sie verpflanzt hat, hinreichende Gelegenheit, diesen Lieblings-Neigungen zu fröhnen, und da sie beständig in kleinen Parteien umherziehen, so werden sie bald von ihren Feinden vertilgt sein und die Regierung, welche ihnen versprach, daß diese Versetzung die letzte sein solle, wird ihre Ehre gerettet haben.

Auf meinen Reisen am oberen Missouri und im Felsen-Gebirge erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, daß diese kühnen Indianer in kleinen Trupps von sieben oder acht Mann jene mehr als 400 Meilen entfernten Stämme besucht hatten, und nachdem sie von diesen gastlich bewirthet worden, feierlich einen ewigen Frieden mit ihnen geschlossen, Geschenke von ihnen empfangen und herzlichen Abschied genommen, brachte doch jeder von ihnen einen Skalp mit nach Hause; dasselbe Spiel wiederholten sie auf dem Rückwege, der sie durch andere friedliche Stämme führte.

Es gibt unter diesem Stamme einige Haüptlinge, deren Leben so außerordentlich ist, daß eine genaue Schilderung desselben gewiß großes Interesse darbieten würde, und ich bin nicht abgeneigt, künftig einmal diese Arbeit zu unternehmen.

Mo-hi-con-niuhs oder Mohigans (gute Bootsleüte).

Nur 400 Personen sind von diesem einst mächtigen Stamme übrig; sie bewohnen einen fruchtbaren Landstrich, den ihnen die Regierung im Gebiete Wisconsin am Winnebago-See, nahe der Green-Bai, angewiesen hat, wo sie sich ganz wohl befinden, da sie aus ihrem früheren Wohnsitze im Staate Massachusetts die Kenntniß des Ackerbaues mitgebracht haben.

Es sind dies die Reste des früher mächtigen und berühmten Stammes der Pequots in Massachusetts. Während ihrer Kriege und Streitigkeiten mit den Weißen trennte sich ein beträchtlicher Theil des Stammes von den Übrigen und bildete unter der Anführung eines civilisirten Haüptlings einen eigenen Stamm, der sich Mo-hih-con-niuhs nannte, ein Name, den sie bis auf den heütigen Tag beibehalten haben. Der andere Theil des Stammes ist längst verschwunden.

Ich malte den Haüptling des Stammes Ih-tau-o-kaum (beide Seiten

des Flusses), einen sehr schlauen und intelligenten Mann und aufrichtigen Christen, so wie Waun-nah-cou (die Schüssel) und John W. Quinney, welcher eüropäische Kleider trug, gut Englisch spricht, baptistischer Missions-Prediger und ein tüchtiger Redner ist.

O-nei-da's.

Dieser einst zahlreiche Stamm ist durch Kriege mit den Weißen, durch Branntwein und Blattern auf 500—600 Seelen zusammengeschmolzen, die auf den ihnen vorbehaltenen Ländereien im Staate Neü-York, bei Utica an den Ufern des Mohawk-Flusses, im elendesten Zustande leben. Der Stamm gehörte zu dem Bunde der Sechs Nationen und ist sehr berühmt in der früheren Geschichte Neü-York's.

Tus-ka-ro-ra's.

Die Tus-ka-ro-ra's gehörten ebenfalls zu dem Bunde der Sechs Nationen, waren einst zahlreich, zählen aber jetzt nur 500 Köpfe, die gegenwärtig einen schönen Landstrich bei Buffalo im Staate Neü-York, von den Ansiedlungen der Weißen umgeben, bewohnen; Viele von ihnen sind tüchtige Landwirthe, die reiche Ärnten gewinnen. Der Sohn des Haüptlings Cusik, welcher in einem unserer öffentlichen Institute erzogen wurde, ist jetzt Baptisten-Prediger und, wie man mir sagte, ein sehr tüchtiger Redner.

Sen-e-ca's.

Der Überrest dieses Stammes, etwa 1200 Köpfe, wohnt im Staate Neü-York bei Buffalo, einige Englische Meilen vom Niagara-Falle. Früher lebte der Stamm an den Ufern der Seen Seneca und Cayuga, aber gleich allen anderen Stämmen, welche „dem Fortschreiten der Civilisation" im Wege standen, haben sie wiederholt ihre Ländereien verkauft und sind immer weiter nach dem Westen versetzt worden; hieraus erklärt sich die bei ihnen sehr übliche Phrase, daß „sie der untergehenden Sonne folgen."

Als diese Indianer zuerst der civilisirten Welt bekannt wurden, zählten sie 8000—10,000 Seelen und nahmen, wegen ihrer Stellung in der Mitte des Staates Neü-York, eine wichtige Stelle in der Geschichte desselben ein. Die Seneca's waren immer einer der mächtigsten und thätigsten Stämme der Sechs Nationen. Es war dies ein von den sechs Stämmen, den Senecas, Oneidas, Onondagas, Cayugas, Mohahks und Tuskaroras gebildeter Bund, der den Zweck hatte, sich mit vereinter Kraft gegen die Angriffe benachbarter Stämme zu vertheidigen oder sich den Einfällen der Weißen in ihr Gebiet zu widersetzen. Ehe die Neüerungen der Weißen mit ihren zerstörenden Kriegs-Werkzeügen, mit Branntwein und Blattern in das Land eindrangen, war der Bund stets siegreich und verbreitete überall Furcht und Schrecken. Die Kriegs-

züge desselben erstreckten sich bis Connecticut, Massachusetts, Virginien, ja selbst bis nach den beiden Carolinas, und überall waren sie siegreich. Aber ihre vereinigte Macht war nicht im Stande, der verheerenden Fluth zu widerstehen, die unaufhaltsam in ihr Gebiet einbrach, sie von Land zu Land vertrieb und die meisten in ihren Wellen begrub.

Von den Überresten dieses Bundes sind die Senecas noch die zahlreichsten; an ihrer Spitze stand ein bejahrter Haüptling, der in den Vereinigten Staaten unter dem Namen „Rothrock" bekannt ist. Ich malte ihn in ganzer Figur und zwar nach seinem Wunsche „auf dem Tafel-Felsen am Niagara-Falle stehend, weil nach seinem Tode sein Geist sich dort aufhalten werde."

Dieser Mann war viele Jahre lang der erste Haüptling der zerstreüten Überreste der Sechs Nationen, von denen ein Theil in der Nähe der Senecas lebt und die Alle zusammen vielleicht 4000 Köpfe zählen und 200,000 Acres trefflichen Landes besitzen. Von den Stämmen, welche den Bund bildeten, wanderten vor etwa 50 Jahren die Mohahks und Cayugas größtentheils nach Kanada und ließen die Senecas, Tuscaroras, Oneidas und Onondagas im Staate Neü-York im Besitze fruchtbarer Ländereien, ganz von Weißen umgeben, zurück. Jetzt haben die Senecas und die anderen Überreste der Sechs Nationen im Staate Neü-York in Folge eines Vertrages eingewilligt, sich in das ihnen westlich vom Mississippi angewiesene Land zu begeben, welches mehr als 250 Meilen von ihrem gegenwärtigen Wohnsitze entfernt ist.

Der Haüptling Rothrock galt für einen der größten Redner und er war jedenfalls ausgezeichneter durch seine Beredsamkeit und seinen Einfluß bei den Berathungen, als durch Kriegsthaten. Wenn die Geschichte in letzterer Beziehung nicht viel von ihm zu sagen weiß, so hat dies wol größtentheils darin seinen Grund, daß die Kriege seiner Nation ausgefochten wurden, ehe er daran Theil nehmen konnte und daß der größere Theil seines Lebens in die Zeit des Verfalls seines Stammes fiel, wo es, statt der Schrecken eines Indianer-Krieges, einen gefährlicheren und zerstörenderen Feind, nämlich die hinterlistigen Eingriffe der bleichen Gesichter, zu bekämpfen galt, denen er viele Jahre hindurch zu widerstehen bemüht gewesen ist. Armer alter Mann — nicht die Beredsamkeit eines Cicero oder Demosthenes würde das Unheil von Deinem untergehenden Volke abzuwenden, noch dem habsüchtigen weißen Manne zu widerstehen vermögen, der seine Hand nur freigebig öffnet, um die Arglosen und Unwissenden um so sicherer zu verderben.

Seit einer Reihe von Jahren hat dieser talentvolle alte Mann sowol bei dem Gouverneur von Neü-York, als bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Vorstellungen gegen die Eingriffe der weißen Männer gemacht, die, wie er sagte, alle Mittel aufböten, um den Rothen ihre Lande zu entreißen, das Wild zu vertilgen und sein Volk mit abscheülichen Lastern bekannt zu machen. Am heftigsten hat er aber gegen das Predigen der Missionare gesprochen; diese Schwarzröcke, wie er die Geistlichen nennt, hätten mehr Unheil als Gutes gestiftet, indem sie Zweifel und Uneinigkeit unter seinem Volke erregt, wodurch der Friede gestört, die Wohlfahrt gefährdet und selbst

die Existenz seines Stammes bedroht werde! Um seinen Kummer zu verscheüchen hatte er sich zuletzt dem Branntweintrinken ergeben und starb vor einigen Jahren in seinem Dorfe bei Buffalo. Der berühmte Schauspieler Herr Placide hat sein Grab mit einem schönen und passenden Denkmal geschmückt und wie ich höre wird mein Freünd William L. Stone ihm ein noch dauernderes Denkmal errichten, indem er im Begriffe steht, eine Lebens-Beschreibung dieses außerordentlichen Mannes herauszugeben.

Es gibt kein besseres Volk als die Seneca-Indianer; sie sind von Allen, die ich kenne, die talentvollsten und geistreichsten, und sie würden die besten Nachbaren sein, wenn man sie den Ränken, Verführungen und dem Branntwein der weißen Männer entziehen könnte. Sie haben die Jagd fast ganz aufgegeben und sind tüchtige Landbauer geworden, die reiche Ärnten gewinnen und einen Überfluß an Schweinen, Rindvieh und Pferden, so wie andere Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens besitzen.

Irokesen.

Die Irokesen bildeten einst einen der zahlreichsten und mächtigsten Stämme, die jemals in den nördlichen Gegenden dieses Landes gelebt haben und sind jetzt fast ganz vertilgt. Sie bewohnten einen weiten Landstrich zwischen den Ufern des Lorenz-Stromes und dem Champlain-See und beherrschten zuweilen durch Eroberung das ganze Land bis zu den Gestaden des Erie-, Huron- und Michigan-Sees; aber ihre beständigen Kriege mit den Franzosen, Engländern und Indianern, so wie Ausschweifungen und Krankheiten, haben sie fast ganz aufgerieben. Die wenigen Überreste sind längst in andere Stämme aufgenommen worden.*) Ich habe von diesem Stamme nur einen, Not-o-wä (Denker), gemalt. Er war ein vortrefflicher Mensch; ich unterhielt mich häufig mit ihm und gewann ihn sehr lieb. Die frühere Geschichte seines Stammes, so wie der gegenwärtige Aufenthalt und Zustand der wenigen noch vorhandenen, zerstreüten Überreste schienen ihm völlig unbekannt zu sein. Er erzählte mir jedoch, daß er immer gehört habe, die Irokesen hätten fast die ganze Welt erobert; aber der Große Geist, erzürnt darüber, daß sein Lieblings-Volk so viele Menschen erschlagen, beschloß, es zu strafen und sandte eine furchtbare Krankheit, welche die meisten Irokesen hinwegraffte, während alle übrigen, welche aufgefunden werden konnten, von ihren Feinden getödtet

*) Einige Schriftsteller haben die Sechs Nationen mit dem Namen Irokesen bezeichnet — in wie weit dies richtig ist, will ich nicht entscheiden; so viel ist indeß gewiß, daß nicht der ganze Stamm der Irokesen zu jenem Bunde gehörte. Ihre ursprüngliche Heimath waren die Ufer des Lorenz-Stromes, und obgleich ein Zweig ihrer Nation, die Mohahks, einen mächtigen Theil jenes Bundes bildeten, so redeten doch die übrigen Mitglieder desselben verschiedene Sprachen, und ein großer Theil der Irokesen zog weiter nach Norden und nach Osten, statt an den beständigen Kriegen der Sechs Nationen Theil zu nehmen. Diesen Theil des Stammes meine ich, wenn ich sage, daß derselbe fast ganz erloschen sei, und diesem Zweige gehört der von mir gemalte Irokese an.

wurden. Da ich gemacht hätte, daß er „nach dem Tode leben werde", so gestand er mir, er sei zwar stolz darauf, ein Irokese zu sein, wünsche aber doch allgemein für einen Tschippewäh gehalten zu werden, damit er so lange leben könne, als der Große Geist ihm bei seiner Erschaffung bestimmt habe.

Seitdem dies Kapitel geschrieben worden, hat die Regierung alle darin erwähnten Stämme und Überreste von Stämmen auf die Westseite des Mississippi und Missouri übergesiedelt, ihnen dort Land angewiesen und zugleich für die weiten, von ihnen abgetretenen Landstriche eine jährliche Rente ausgesetzt*) Unter der Präsidentschaft des Generals Jackson wurde, trotz vieler Opposition, die Politik, alle halbcivilisirten und Gränz-Indianer auf die West-Seite des Mississippi zu versetzen, eifrig durchgeführt. Es wird sich in wenigen Jahren zeigen, ob diese Politik die richtige war oder nicht. Ich werde später Gelegenheit haben, mehr über diesen Gegenstand zu sagen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Flachköpfe. Nez percés. — Gesandtschaft der Flachköpfe über das Felsen-Gebirge nach St. Louis. — Lee und Spalding gehen als Missionare über das Felsen-Gebirge hinüber. — Tschinuhks. — Das Flachdrücken der Köpfe. — Die Wiege. — Schädel der Flachköpfe. — Ähnlicher Gebrauch bei den Tschoktahs. — Sage der Tschoktahs. — Merkwürdige Geräthschaften der Tschinuhks, Klickatacks, Tschuhaylas und Na-as. — Karakter und Gesinnung der Indianer am Columbia-Flusse.

Nachdem wir die Stämme an der Atlantischen Küste, an den Gränzen von Mejico und Kanada flüchtig betrachtet haben, wollen wir uns einen Augenblick an die Gestade des Großen Oceans, an die Mündung des Columbia, versetzen.

Flachköpfe.

Der zahlreiche Stamm der Flachköpfe bewohnt die Ufer des Columbia-Flusses und einen weiten Landstrich im Süden desselben, welcher äußerst unfruchtbar und in manchen Gegenden ganz von Wild entblößt ist, so daß sie von Wurzeln, die sie aus der Erde graben, und von Fischen leben müssen. Sie sind daher im Allgemeinen arm und schlecht gekleidet und in keiner Be-

---

*) Die Lage ihrer gegenwärtigen Wohnsitze zwischen der Gränze der civilisirten Welt und den wilden ungebändigten Stämmen hat Catlin auf einer Karte dargestellt, deren Angaben ich auf die Karte Nr. 3 der 8ten oder Ethnographischen Abtheilung meines Physikalischen Atlas übergetragen habe, auf der auch noch andere ebenfalls dahin verpflanzte Stämme nachgewiesen sind, über die Catlin in den folgenden Kapiteln spricht. — Berghaus.

ziehung mit den früher erwähnten Indianern im Osten der Felsen-Gebirge, die im Lande der Büffel leben, zu vergleichen.

Die gewöhnlich mit dem Namen der Flachköpfe bezeichneten Indianer sind in viele Banden getheilt, und obgleich sie unstreitig ihren Namen von dem Gebrauche, den Kopf platt zu drücken, erhalten haben, so gibt es doch nur sehr wenige unter ihnen, welche diesen sonderbaren Gebrauch noch beibehalten haben.

Die Nez percés, welche an dem oberen Theile des Columbia-Flusses im Gebirge wohnen, gehören zu diesem Stamme, obgleich das Plattdrücken der Köpfe, wie es bei den weiter stromabwärts und an der Mündung wohnenden Indianern gebräuchlich ist, bei ihnen selten vorkommt. Ich malte zwei junge Männer, Hih-oh'ks-te-kin (Kaninchen-Beinkleider) und H'co-a-h'co-a-h'cotes-min (Kopf ohne Horn), die einen reich verzierten Anzug trugen, den sie von den Sioux erhielten, welche sie freündlich aufnahmen, als sie durch deren Gebiet passirten. Sie nahmen Theil an einer Gesandschaft, die vor einigen Jahren über die Felsen-Gebirge herüber nach St. Louis kam, um sich zu erkundigen, ob es wahr sei, was einige weiße Männer ihnen gesagt hätten, nämlich, „daß unsere Religion besser sei, als die ihrige und daß sie Alle verloren seien, wenn sie dieselbe nicht annähmen.“

Zwei alte, ehrwürdige Männer von dieser Gesandschaft starben in St. Louis und ich reiste mit jenen beiden jungen Männern über 400 Meilen weit zusammen, als sie in ihre Heimath zurükkehrten, und gewann sie sehr lieb. Der zuletzt Genannte starb in der Nähe der Mündung des Yellow Stone-Flusses an einer Krankheit, die er sich unter den Weißen zugezogen hatte; der Andere kehrte glücklich zu seinen Freünden zurück, um ihnen die traurige Nachricht von dem Tode seiner Begleiter zu bringen, zugleich aber auch zu verkündigen, daß, der Versicherung des Generals Clarke und mehrerer Geistlichen zufolge, Alles, was man ihnen über unsere Religion gesagt, wahr sei und daß bald Missionare, gute und fromme Männer, zu ihnen kommen würden, um sie im Christenthume zu unterrichten, damit sie Alle an den Segnungen desselben Theil nehmen könnten.

Als ich zuerst von dieser außerordentlichen Gesandschaft hörte, konnte ich kaum daran glauben, bis eine Unterredung mit dem General Clarke alle meine Zweifel beseitigte. Auch ist den beiden Geistlichen Lee und Spalding, die mit ihren Frauen den rauhesten und wildesten Theil der Felsen-Gebirge überstiegen, das schöne Werk, welches sie unternommen, vollständig gelungen und sie haben der Welt auf überzeügende Weise bewiesen, daß die Indianer in ihrem Natur-Zustande ein sanftes und freündliches Volk und geistiger Vervollkommnung fähig sind.

Ich bin stets der Meinung gewesen, daß die frommen Männer sich in die Wildniß, außer dem Bereich und dem Einflusse der civilisirten Verderbniß begeben müßten und ich sprach dies auch gegen Herrn Spalding und seine Frau aus, als ich Beide auf dem Wege nach ihrem fernen Bestimmungsorte in Pittsburgh traf. Einige Jahre später sprach ich Herrn Lee und andere

Mitglieder der Mission, so wie auch Personen, welche die Niederlassung besuchten, und nach Allem, was ich gehört habe, ist das Unternehmen jener edlen Männer durch den glänzendsten Erfolg gekrönt worden und hat die so oft gehörte Behauptung, „daß die Indianer niemals civilisirt oder Christen werden könnten," siegreich widerlegt. Auf ihrer langen Reise, so wie an dem Orte ihrer Ansiedlung wurden die Frauen von den Wilden stets mit der größten Freündlichkeit und Achtung behandelt, und es bestätigt dies abermals die Versicherungen der Reisenden in jenen Ländern, daß die Indianer in ihrem ursprünglichen Zustande ein freündliches und vortreffliches Volk sind.

Tschinuhks.

Sie bewohnen den unteren Theil des Columbia-Flusses, bilden nur einen kleinen Stamm und müßten eigentlich unter dem Namen der Flachköpfe aufgeführt werden, da sie die einzigen sind, welche streng an dem Gebrauche des Plattdrückens der Köpfe festhalten. Das Verfahren dabei ist folgendes: Man legt die Kinder auf ein starkes Brett, bindet sie darauf fest, so daß sie sich nicht rühren können, und während der Hinterkopf auf einem Kissen von Moos oder Kaninchen-Fellen ruht, wird an dem oberen Theile des Brettes ein anderes so befestigt, daß es schräg über den Kopf des Kindes hinwegliegt; dies Brett wird nun mittelst eines Strickes, welcher es in seiner Lage erhält, täglich etwas mehr herab gezogen, bis es endlich die Nase berührt, so daß der Kopf von dem Scheitel bis zur Nasenwurzel eine gerade Linie bildet.

Es scheint dies ein sehr grausames Verfahren zu sein, ich zweifele jedoch, daß es viele Schmerzen verursacht, da es in der frühesten Kindheit vorgenommen wird, wenn die Knochen noch weich sind und leicht sich in jede beliebige Form bringen lassen. Ein solcher Schädel hat im Profile oben nicht mehr als 1½ — 2 Zoll Breite, während er von vorn gesehen so breit ist wie anderthalb gewöhnliche Köpfe.

Zuweilen legt man die in Kaninchen-Felle gekleideten Kinder, deren Kopf man flach drücken will, in einen aus Holz geschnitzten Kasten, dessen Höhlung eben für den Körper groß genug ist. Hier bleiben sie mehrere Wochen liegen und das über der Stirn befestigte Brett wird nur hinweggenommen, wenn die Mutter dem Kinde die Brust geben will. An dem Kasten befindet sich ein Riemen, den die Mutter über die Stirn zieht, während das Kind auf ihrem Rücken hangt.

Die Kinder bleiben drei bis acht Wochen in dieser Lage und wenn sie während dieser Zeit sterben, so wird die Wiege zugleich ihr Sarg, der auf irgend einen heiligen Teich gesetzt wird, wohin sie auch oft die Kanoes mit den Leichen älterer Personen bringen, während sie dieselben auch in Felle eingewickelt auf Baüme legen, bis das Fleisch verwest und die Knochen getrocknet sind; dann werden dieselben, sorgfältig in Haüte eingewickelt und mit Rudern, Schaufeln zum Wasserausschöpfen, Lebensmitteln und Pfeifen versehen, in

ein Kanoe gelegt, damit es dem Verstorbenen „auf seiner langen Reise zu den Jagd-Gefilden“ an nichts fehle.

Das Plattdrücken der Köpfe ist gewiß einer der unerklärlichsten und sinnlosesten Gebraüche, der sich unter den Nordamerikanischen Indianern findet. Über den Ursprung und Zweck desselben weiß Niemand etwas anzugeben. Die Indianer haben viele wunderliche und lächerliche Gebraüche, die gewiß nur dem Zufall ihre Entstehung verdanken und, gleich manchen Gebraüchen in der civilisirten Welt, keinen wirklichen Nutzen haben, dennoch aber lange Zeit beibehalten werden, weil die Vorfahren es ebenso gemacht haben. Die meisten Indianischen Gebraüche, namentlich diejenigen, deren Ausübung mit großem Schmerze verbunden ist, sind auf höchst merkwürdige Weise mit der Erlangung irgend eines guten oder nützlichen Zweckes verbunden. Es dürfte aber wol nie gelingen, einen solchen Zweck bei dem in Rede stehenden unsinnigen Gebrauche nachzuweisen, der leider bei diesem unwissenden Volke entstanden ist, dessen Aberglauben ihm nicht gestattet, denselben aufzugeben.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß dieser auffallende Gebrauch nicht diesem Stamme eigenthümlich ist, sondern bis vor Kurzem auch bei den Tschoktahs und Tschickasahs üblich war, die einst einen großen Theil der Staaten Mississippi und Alabama inne hatten, wo Hunderte von ihren Schädeln das Gesagte unwiderleglich beweisen.

Die jetzt lebenden Tschoktahs drücken ihre Köpfe nicht mehr platt; sie haben diesen Gebrauch, so wie den Medicin-Beütel und so manches Andere, auf die Versicherung der Weißen Männer, daß dies Alles unnütz und lächerlich sei, aufgegeben. Während meines Aufenthaltes unter den Tschoktahs konnte ich über diesen Gebrauch weiter nichts erfahren, als daß „ihre alten Leüte sich erinnerten, davon gehört zu haben.“ Die Entfernung der Tschoktahs von den Tschinuhks beträgt gewiß 500 — 600 Meilen und da auf dieser ganzen Strecke kein Stamm lebt, bei welchem sich dieser Gebrauch findet, es auch nicht wahrscheinlich ist, daß zwei Stämme im Natur-Zustande gleichzeitig auf eine so eigenthümliche Abgeschmacktheit verfallen werden, so kommt man unwillkürlich zu dem Schlusse, daß diese Stämme in früherer Zeit einander benachbart gelebt oder zu derselben Familie gehört haben müssen, durch Zeit und Umstände aber allmälig so weit von einander getrennt worden sind. Es spricht dies keineswegs für die Annahme, daß alle Stämme aus einem gemeinsamen Stamme hervorgegangen sind, sondern es beweist nur, mit welcher Hartnäckigkeit dieses Volk an seinen Gebraüchen hangt. Viele dieser Gebraüche sind sicher nicht allgemein, sondern durch kleine Abtheilungen der Stämme von einem Ende des Kontinents zum anderen, oder von Ocean zu Ocean verpflanzt worden. Dergleichen Wanderungen sind, wie bereits mehrfach gezeigt worden ist, keineswegs unmöglich, da oft kleine Parteien im Kriege oder auf der Jagd vom Feinde abgeschnitten werden und in diesem Falle gezwungen sind weiter zu wandern, da sie sich im Lande ihrer Todfeinde nicht aufhalten dürfen. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß entweder die Tschinuhks vom Atlantischen Ocean nach Westen gewandert, oder die Tschoktahs von der Westseite des

Felsen-Gebirges her gekommen sind. Ich bedauere daher sehr, daß ich nicht im Stande gewesen bin, die Sprachen dieser beiden Stämme zu vergleichen, doch kann, wenn sie benachbart lebten, der eine Stamm von dem anderen jenen Gebrauch entlehnt haben, ohne daß eine Verwandschaft der Sprachen vorhanden zu sein braucht.

Während meines Aufenthalts bei den Tschoktahs erzählte mir einer ihrer Haüptlinge eine Sage, die sehr für die Annahme zu sprechen scheint, daß sie aus großer Entfernung von Westen, wahrscheinlich von jenseit der Felsen-Gebirge her gekommen sind; die Sage lautet: „Vor sehr vielen Wintern fingen die Tschoktahs an, das von ihnen bewohnte Land, welches weit im Westen von dem großen Flusse und den Schneebergen liegt, zu verlassen und waren viele Jahre unterweges. Ein großer Medicin-Mann führte sie den ganzen Weg, indem er mit einem rothen Stabe vor ihnen herging, den er an jedem Abend da, wo sie lagerten, in die Erde steckte. Diesen Stab fand man an jedem Morgen gegen Osten geneigt und der Medizin-Mann sagte ihnen, daß sie so lange ostwärts wandern müßten, bis der Stab in ihrem Lager aufrecht stehen bleibe; dies sei dann die Stelle, welche der Große Geist zu ihrem Wohnsitze bestimmt habe. An einem Orte, den sie Nah-ni-wa-ji (den abschüssigen Berg) nannten, stand endlich der Stab aufrecht in ihrem Lager, welches eine (Englische) Meile im Quadrat hatte, und worin die Männer auf der Außenseite, die Frauen und Kinder in der Mitte gelagert waren, und dies ist noch bis auf diesen Tag „der Mittelpunkt der alten Tschoktah-Nation.“

In der Umgegend der Mündung des Columbia-Flusses leben, außer den Tschinuhks, noch die Klick-a-taks, Tschihailas, Na-as und mehrere andere Stämme. Die Frauen der Na-as tragen in der Unterlippe einen Holzpflock, ein Gebrauch *), der eben so unerklärlich ist, wie das Plattdrücken des Kopfes. Diese Indianer weben aus gesponnenen Hundehaaren und Wolle des Bergschafes ein dauerhaftes und glänzendes Zeüg, welches vollkommen den Vergleich mit Erzeügnissen amerikanischer oder englischer Fabriken aushalten kann.

Die Indianer, welche die rauhen, wilden Felsen-Gebirge bewohnen, sind hauptsächlich die Schwarzfuß- und Krähen-Indianer, von denen bereits die Rede war; ferner die Schoschonihs oder Schlangen-Indianer, ein Theil der Camantschen, welche dieselbe Sprache reden; die Schoschokihs oder Wurzel-Gräber, welche mit den Arabohos und Nawahos die südlichen Theile dieses weiten und wilden Landstriches bewohnen, die westlichen Nachbarn der Camantschen sind und Santa-Fé im Süden, und die Küste von Californien im Westen haben. Von den Schoschonihs und Schoschokihs bezeügen alle Reisenden, welche sie besuchten, einstimmig, daß sie ein gutmüthiges, gastfreies und harmloses Volk sind; so Parker in seiner Reise über die Felsen-Gebirge, Lewis und Clarke, Kapitän Bonneville und Andere.

In Bezug auf die Indianer des Columbia-Stromes will ich hier noch das Zeügniß des Herrn Beaver, eines sehr achtungswerthen englischen Geist-

*) Derselbe Gebrauch findet sich bekanntlich auch bei den Botocuden in Brasilien.

lichen, der mehrere Jahre unter diesem Volke lebte, mittheilen; er schrieb mir Folgendes: „Ich bin stets mit Vergnügen bereit, meine vollkommene Übereinstimmung mit dem auszusprechen, was Sie, sowol in Ihren Vorlesungen, als in Privat-Unterhaltugen über den vielfach verleümdeten Karakter unserer rothen Brüder längs des ganzen Columbia-Flusses, namentlich in Bezug auf ihre Biederkeit, Gastlichkeit und Friedfertigkeit geaüßert haben. Wo sich dort einmal das Gegentheil gezeigt hat, da trägt nach meiner festen Überzeügung die Verworfenheit und Betrügerei der weißen Pelzhändler die Schuld.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Schawano's. — Der Schahnih-Prophet und seine Verrichtungen. — Tschirokihs. — Crihks. — Tschoktahs. — Ballspiel. — Adler-Tanz. — Sage von der großen Fluth und einem Zustande nach dem Tode. — Ursprung der Krebs-Bande.

Es ist bereits früher die Rede gewesen von den Stämmen, welche westlich vom Missouri und nördlich von St. Louis versetzt worden sind. Ich will jetzt über einen anderen in dieselbe Gegend verpflanzten Stamm einige Worte sagen und dann zu den in der Nähe des Forts Gibson angesiedelten Stämmen — den Tschirokihs, Crihks, Tschoktahs, Tschikasahs, Seminolen und Jutschihs (Euchees) übergehen.

Schawano's.

Die Geschichte dieses Stammes ist so eng mit derjenigen der vereinigten Staaten und des Revolutions-Krieges verbunden, daß sie im Allgemeinen gut bekannt ist. Der Stamm bewohnte früher einen großen Theil der Staaten Pennsylvanien, Neü-Jersey und in den letzten sechszig Jahren einen Theil der Staaten Ohio und Indiana, wohin sie versetzt worden waren. Gegenwärtig lebt ein beträchtlicher Theil von ihnen mehrere hundert Englische Meilen westlich vom Mississippi, wo die Regierung ihnen für das im Staate Ohio abgetretene Gebiet einen Landstrich angewiesen hat und man hofft, daß der Rest des Stammes auch bald dorthin wandern wird. Man hat behauptet, der Stamm sei aus Florida gekommen; allein ich kann dies nicht glauben, denn der Umstand, daß in Florida ein Fluß den Namen Su-wa-nih führt, worin man eine Ähnlichkeit mit dem Stamm-Namen Sha-wa-no hat finden wollen, ist kein hinreichender Beweis. Sie haben, so weit unsere beglaubigte Geschichte zurückgeht, an der Atlantischen Küste, an der Delaware- und der Chesapeak-Bucht gewohnt, von wo aus sie im Kampfe gegen alle Arten von Ränken, gegen Bajonette und Krankheiten, durch Pennsylvanien, Delaware,

Ohio, Indiana, Illinois und Missouri nach ihrem jetzigen Wohnsitz am Konzas-Flusse, mehr als 300 Meilen von ihrer Heimath, gezogen sind.

Sie waren an der Atlantischen Küste Nachbaren der Delawaren, bekämpften bald ihre Feinde gemeinschaftlich, bald sich unter einander, bis endlich die Reste beider Stämme, die das Unglück ihrer Nation überlebten, zusammen in die westliche Wildniß wanderten und sich dort als Nachbaren ansiedelten, wo sie der Tod hoffentlich von der Nothwendigkeit, abermals eine neüe, noch entferntere Heimath zu suchen, befreien wird. Auf ihrer langen Wanderung ließen sie sich in dem schönen und berühmten Thale von Wy-o-ming nieder und erklärten dort bleiben zu wollen, bald aber mußten sie auch die lieblichen Ufer des Susquehanah und die Gräber der Ihrigen verlassen, worauf sie zuerst in die Alleghany-Gebirge, dann an den Ohio und so immer weiter zogen, bis sie endlich durch den „großen Beschützer aller rothen Kinder“ in ihren gegenwärtigen Wohnort versetzt wurden.

Es sind gegenwärtig von diesem Stamme etwa noch 1200 Personen übrig, von denen eine geringe Zahl sich mit dem Ackerbau beschäftigt und ein fleißiges, mäßiges und religiöses Völkchen bildet, während der größere Theil ein elendes, abhangiges Leben führt und dem Branntwein übermäßig ergeben ist.

Kein Stamm hat eine interessantere Geschichte und keiner hat mehr berühmte Männer hervorgebracht, als die Schawanos. Der große Tecumseh, auf den ich hier nicht eingehen kann, war Haüptling dieses Stammes und wol der ausgezeichnetste Indianer seiner Zeit.

Der gegenwärtige Haüptling, Lä-lah-schih-kah (der den Fluß hinaufgeht) ist ein alter, ausgezeichneter Mann mit einem schönen, geistreichen Kopfe. Seine Ohren waren aufgeschlitzt und hingen bis auf die Schultern herab, so daß man die ganze Hand durch die Öffnung stecken konnte. Es ist dies ein Gebrauch, auf den sie großen Werth legen; sie trennen zu diesem Zwecke den Ohrrand mit einem Messer ab und hängen schwere Gegenstände daran, um ihn so weit als möglich herabzuziehen; in der dadurch entstehenden Öffnung tragen sie bei feierlichen Gelegenheiten ein Bündel Pfeile oder Federn.

Ten-squah-ta-wä (die offene Thür), gewöhnlich der Schahnih-Prophet genannt, ist wohl einer der merkwürdigsten Menschen, die seit langer Zeit an der Gränze gelebt haben. Er ist der Bruder Tecumseh's und ebenso berühmt durch seine „Medizin,“ als jener durch seine Waffenthaten. Er war auf dem linken Auge blind und mit seinem „Medizin-Feüer“ in der rechten und der „heiligen Perlen-Schnur“ in der linken Hand, besuchte er die meisten der nordwestlichen Stämme und warb überall Krieger für Tecumseh an, welcher eine Vereinigung aller Indianer an der Gränze zur Vertreibung der Weißen und zur Vertheidigung der Rechte der Indianer zu bilden beabsichtigte, da für dieselben, wie er sagte, auf andere Weise kein Schutz zu erlangen sei. Um diesen gewiß ganz richtig entworfenen, großartigen Plan auszuführen, wanderte nun sein Bruder, der Prophet, zu den Stämmen am oberen Missouri, wo seine Sendung einen erstaunlichen Erfolg hatte. Er besuchte die Dörfer seiner größten Feinde und andere, die niemals den Namen seines Stammes gehört hatten.

Überall verschaffte ihm seine Medizin freündliche Aufnahme und es gelang ihm, 8000 — 10,000 Krieger anzuwerben, die durch Berührung des „Medizin-Feüers“ und der „heiligen Perlen-Schnur“ sich eidlich verpflichtet hatten, ihm, sobald er sie aufrufe, zum Kampfe gegen die Weißen zu folgen und nicht umzukehren. Außer der genannten Medizin führte er noch die Figur eines todten Menschen mit sich, welche auf eine sinnreiche Weise aus einem leichten Stoffe gemacht, mit einem dünnen Musselin-Überzuge versehen war und niemals geöffnet wurde. Auch an dieser Figur befand sich eine heilige Perlenschnur, die jeder Angeworbene ebenfalls berühren mußte. Er hatte, wie ich bei meinem Aufenthalte unter diesen Stämmen erfuhr, auf diese Weise die Sioux, Puncahs, Riccarrier, Mandaner und selbst die Schwarzfüße besucht und überall sie ernstlich ermahnt, niemals das Feüer in ihren Wigwams ausgehen zu lassen, indem ihnen dies Unheil bringen werde. Als Alles vorbereitet war und die Krieger in wenigen Tagen aufbrechen wollten, wurden seine Pläne durch einige seiner politischen Feinde aus seinem eigenen Stamme, die ihm bis in jene fernen Gegenden gefolgt waren, vereitelt, indem sie überall erklärten, daß er ein Betrüger und wer ihm folge ein Narr sei. Um sein Leben zu retten, mußte er sich heimlich auf den Weg machen; er erreichte zwar seinen Stamm, aber der Tod Tecumseh's und die Ränke seiner Feinde zerstörten seine glänzenden Hoffnungen und zwangen ihn, den Rest seines Lebens in Verborgenheit und einer Art von Ungnade zuzubringen, gleich allen Indianern, die „große Medizin“ zu besitzen vorgeben und auf irgend eine Weise den dadurch beabsichtigten Zweck verfehlen, denn sie glauben, daß dies Mißlingen ein Beweis von dem Mißfallen des Großen Geistes sei, der stets gerecht richte.

Ich hatte mehrere Unterredungen mit diesem scharfsinnigen und einflußreichen Mann über seinen Bruder, von dem er sehr offen und, wie es schien, mit großem Vergnügen sprach; dagegen äüßerte er sich nie über seine großen Entwürfe. Er erzählte mir, daß Tecumseh die Absicht hatte, alle Indianer von Mejico bis zu den großen Seen in einen großen Bund zu vereinigen und auf diese Weise ein Heer aufzustellen, welches im Stande sei, die Weißen zurückzutreiben, die immer weiter vordrängen, und die Indianer zuletzt zwingen würden, ihr Land zu verlassen und in das Felsen-Gebirge zu fliehen. Tecumseh, sagte er, sei ein großer Krieger gewesen und nur sein frühzeitiger Tod habe die Ausführung seiner großen Pläne vereitelt.

Gleich den Überresten anderer Stämme, welche durch Vertilgung des Wildes in ihrem Gebiet und durch den Genuß des Branntweins in Armuth und gänzlichen Mangel versetzt wurden, sind die Schahwanohs Ackerbauer geworden und gewinnen jetzt Bohnen und Kartoffeln, und besitzen Schweine und Pferde. Die Regierung hat auch mit diesen, wie mit den meisten anderen zerstreüten Stämmen eine Übereinkunft wegen ihrer Versetzung westwärts vom Mississippi abgeschlossen; es soll ihnen dort Land zum ewigen Eigenthum angewiesen werden, allein die Dauer dieser „Ewigkeit“ wird von Zeit und Umständen abhangen.

Tschir-o-kihs.

Die Tschirokihs leben in der Nähe des Forts Gibson am Arkansas-Flusse, 150 Meilen westlich vom Mississippi; es ist dies etwa ein Drittheil des einst sehr zahlreichen und mächtigen Stammes, welcher einen bedeütenden Theil des Staates Georgia bewohnte, wo die Mehrzahl noch jetzt lebt. Die Trennung des Stammes wurde durch folgende Umstände herbeigeführt. Die Central-Regierung hatte die Tschirokihs durch feierliche Verträge als freie und unabhangige Nation anerkannt und ihnen zugleich das Recht zugestanden, sich selbst Gesetze zu geben. Einen solchen Staat im Staate wollte indeß die Regierung von Georgien nicht dulden und um die entstandenen Zwistigkeiten zu schlichten, machte die Regierung der Vereinigten Staaten den Indianern wiederholt den Vorschag, in die westlichen Gegenden auszuwandern, wo man ihnen einen schönen Landstrich anweisen wolle und wo sie ungestört nach ihren eigenen Gesetzen leben könnten.

Der erste Haüptling des Stammes, John Roß, ein civilisirter und sehr unterrichteter Mann, so wie mehrere der angesehensten, ihm untergebenen Haüptlinge weigerten sich jedoch entschieden, diesen Vorschlag anzunehmen und wohnen noch jetzt mit der bedeütenden Mehrzahl der Nation auf ihrem Gebiete in Georgien; nur ein Theil des Stammes, etwa 6000—7000 Köpfe, wanderten vor mehreren Jahren unter der Führung eines bejahrten, würdigen Haüptlings, Namens Dschol-lih, nach dem Arkansas-Flusse. Dieser Mann hat, gleich sehr vielen Tschirockihs, eine Mischung von weißem und rothem Blute in seinen Adern und namentlich bei ihm scheint das erstere zu überwiegen.

Ich habe sowol die westlichen, als die östlichen Wohnsitze dieses interessanten Stammes besucht und gefunden, daß die Tschirokihs, so wie ihre Nachbaren, die Tschoktahs und Krihks, in der Civilisation bereits sehr weit vorgeschritten sind.

Da, wie ich bereits mehrmals erwähnt habe, mein eigentlicher Zweck ist, mich mit denjenigen Stämmen bekannt zu machen, die noch im Natur-Zustande leben, so werde ich die Tschirokihs und andere Überreste von Stämmen, die einst die schönsten Theile der Vereinigten Staaten bewohnten und deren interessante und wichtige Geschichte allgemein bekannt ist, hier nur kurz berühren und dann wieder in die unbesuchte Wildniß zurückkehren. Ich verlasse jedoch diesen Gegenstand, wie ich das mir liebgewordene Volk verließ, mit schwerem Herzen und wünsche ihm Erfolg und Segen des Großen Geistes, der allein das Verderben von ihnen abzuwenden vermag.

Die Tschirokihs bestehen in Allem aus etwa 22,000 Seelen, von denen 16,000 unter ihrem Haüptlinge John Roß noch in Georgien leben. Mit diesem ausgezeichneten Manne war ich sehr genau bekannt und trotz der Schmähungen seiner politischen Feinde fühle ich mich ermächtigt, ja verpflichtet, ein Zeügniß abzulegen für sein anspruchsloses, feines Benehmen und

die Reinheit seiner Sprache, wovon er nie, weder in öffentlichen, noch in Privat-Unterredungen, abwich.*)

Außer den erwähnten Tschirokihs in Georgien und bei dem Fort Gibson leben noch einige hundert an den Ufern des Canadian-Flusses unter dem ausgezeichneten Haüptling Tutsch-ih (von den Weißen gewöhnlich „Dutch" genannt), der sowol durch seine Geschichte, als durch seine schöne, männliche Figur und den Ausdruck in seinem Gesicht einer der außerordentlichsten Menschen ist, die gegenwärtig an der Gränze leben. Er begleitete das Dragoner-Regiment auf dem Marsche zu den Camanschen als Führer und Jäger und ich hatte hier bei einem, mehrere Monate dauernden Beisammenleben Gelegenheit, seinen Karakter zu studiren und Zeüge seiner wunderbaren Geschicklichkeit auf der Jagd zu sein.

Aufgebracht über die beständigen Eingriffe, welche die Weißen an der Gränze des Landes der Tschirokihs in Georgien sich erlaubten und deren trauriges Resultat er vielleicht vorhersah, forderte er Freiwillige auf, die nach dem Westen auswandern wollten. Einige hundert Männer, Frauen und Kinder zogen mit ihm über den Mississippi und ließen sich an den Quellen des White River (weißen Flusses) nieder, wo sie blieben, bis auch dort die bleichen Gesichter erschienen; sie zogen dann über 100 Meilen weiter zu den Ufern des Canadian-Flusses, wo sie die Osagen, Camantschen und andere Feinde von einem weiten Landstriche vertrieben haben, den sie jetzt als unbestrittenes Eigenthum bewohnen. Sie gewinnen dem Boden reiche Ärnten ab von Mais, Kartoffeln u. s. w., gehen nach Belieben auf die Büffel-Jagd oder folgen ihrer natürlichen Neigung zur Ausschmückung ihrer Kleider und Kriegskeülen mit den Skalplocken ihrer Feinde.

Krihks oder Mus-ko-dschihs.

Sie bewohnten, 20,000 Köpfe stark, bis vor Kurzem in den Staaten Mississippi und Alabama einen weiten Landstrich, den sie durch Übereinkunft mit der Regierung gegen ihren jetzigen Wohnsitz im Süden des Arkansas neben den Tschirokihs vertauschten. Dort treiben sie Ackerbau und haben sich hübsche Haüser gebaut, die zum Theil mit ausgedehnten Mais- und Weizen-Feldern umgeben sind. Es gibt schwerlich ein schöneres Land auf der Erde, als das, welches die Krihks jetzt bewohnen und gewiß keinen Indianer-Stamm in Nord-Amerika, der weiter in den Handwerken und dem Landbau vorgeschritten

*) Seitdem das Obige niedergeschrieben wurde, ist es der Regierung gelungen, die Tschirokihs, welche in Georgien zurückgeblieben waren, zum Auswandern jenseit des Mississippi zu bewegen, wo sie sich neben ihren alten Freünden, die, wie erwähnt, vor mehreren Jahren unter Dscholli dorthin verpflanzt waren, ansiedelten. Auch mit den meisten der übrigen in den letzten Kapiteln besprochenen Stamm-Reste hat die Regierung in Bezug auf ihre Versetzung in den letzten Jahren Verträge geschlossen, sodaß gegenwärtig nur noch einige Hundert Rothe Männer im Osten des Mississippi leben, die wahrscheinlich den anderen auch bald folgen werden.

wäre. Es ist nichts Ungewöhnliches, einen Krihk zu sehen, auf dessen Pflanzung zwanzig bis dreißig Sklaven arbeiten, die sie aus ihrem frühern Wohnsitze, einem Sklaven-Staate, mitgebracht haben und von denen auf ihrem langen und beschwerlichen Marsche wol die Hälfte gestorben ist.

Sowol die Krihks als die Tschirokihs und Tschoktahs haben gute Schulen und Kirchen, die unter der Leitung trefflicher Männer stehen.

Zwei angesehene Männer dieses Stammes, Brüder und, wie ich glaube, Haüptlinge, habe ich gemalt, sie sind gewöhnlich in Calikot oder andere von den Weißen verfertigte Zeüge gekleidet, und ihren Anzug verzieren sie auf phantastische, aber oft sehr geschmackvolle Weise, und namentlich verbrauchen sie eine goße Menge von Glasperlen, die sie theils um den Hals tragen, theils zur Verzierung der Mokassins und des schönen Gürtels verwenden.

Tschoktahs.

Dieser, aus 15,000 Seelen bestehende Stamm, wurde vor einigen Jahren aus den nördlichen Theilen der Staaten Alabama und Mississippi südwärts vom Arkansas- und Canadian-Flusse versetzt, wo sie an das Gebiet der Krihks und der Tschirokihs gränzen, denen sie hinsichtlich der Civilisation und der Lebensweise gleichstehen.

Die Tschoktahs scheinen mit ihrem Zustande zufrieden zu sein und gleich den anderen Überresten von Stämmen haben sie noch ihre verschiedenen Spiele beibehalten. Während meines Aufenthaltes unter ihnen schien die Zeit der Belustigungen oder irgend ein Fest zu sein, denn fast der ganze Stamm versammelte sich täglich um die Wohnung des Agenten und unterhielt uns mit Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, Tanz, Ringen, Ballspiel u. s. w. Von allen diesen Spielen ist unstreitig das Ballspiel das interessanteste und die Lieblings-Unterhaltung der südlichen Stämme. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß bei einer solchen Gelegenheit 800 — 1000 junge Männer an dem Spiele Theil nehmen, während fünf bis sechs Mal so viel Zuschauer, Männer, Weiber und Kinder die Spielenden umgeben.

Während meines Aufenthalts im Lande der Indianer habe ich es nie versaümt, einem Ballspiele beizuwohnen und bin deshalb oft fünf bis sechs Meilen weit geritten. Ich blieb dann im Sattel sitzen, um Alles besser übersehen zu können und bin oft vor Lachen über die wunderlichen Sprünge und Stellungen der Spielenden beinahe vom Pferde gefallen.

Das Spiel beginnt gewöhnlich um neün Uhr Morgens und ich habe oft bis fast zum Sonnen-Untergange zugeschaut. Es ist unmöglich, selbst mit Hülfe des Pinsels, mehr als eine Karikatur eines solchen Schauspiels zu geben.

Als ich mich bei den Tschoktahs befand, wurde eines Tages angekündigt, daß einige Englische Meilen von der Wohnung des englischen Agenten entfernt, ein Ballspiel statt finden werde; ich begab mich dorthin und entwarf drei Skizzen des Spiels.

Ich ritt Nachmittags mit den Lieutenants S. und M. nach dem etwas über eine Meile entfernten Ballspiel-Platze der Tschoktahs, wo sich in zwei, etwa eine halbe Englische Meile von einander entfernten Gehölzen die Spiel-Parteien mit ihren Familien und Freünden gelagert hatten; zwischen beiden lag die Prairie, auf welcher das Spiel Statt finden sollte. Da wir nichts mitgebracht hatten, worauf wir schlafen konnten, so beschlossen wir, wach zu bleiben, um zu sehen, was in der Nacht geschehe. Während des Nachmittags gingen wir zwischen den Zelten und den geschmückten Indianern der beiden Lager umher und wohnten gegen Sonnen-Untergang der Ausmessung des Platzes und der Errichtung der Malzeichen bei; es sind dies zwei aufrechtstehende, etwa fünfundzwanzig Fuß hohe und sechs Fuß von einander entfernte Stangen, die oben durch eine dritte Stange verbunden werden. Beide Malzeichen waren etwa 40—50 Ruthen von einander entfernt und genau in der Mitte zwischen beiden wurde eine einzelne Stange errichtet, um den Ort zu bezeichnen, wo der Ball ausgeworfen werden sollte, nachdem durch Abschießen einer Flinte das Zeichen dazu gegeben worden. Alle diese Vorbereitungen wurden von einigen alten Männern getroffen, welche die Spiel-Richter zu sein schienen und zuletzt noch von einem Malzeichen zum andern eine Furche gezogen. Nun kamen aus beiden Gehölzen Frauen und alte Männer, Knaben und Mädchen, Pferde und Hunde in großer Menge herbei, stellten sich längs der Furche auf und die Wetten auf das Spiel begannen. Diese Wetten scheinen hauptsächlich den Frauen überlassen zu sein, die von Allem, was ihre Haüser und Felder enthielten, etwas mitgebracht hatten: Messer, Kleider, Decken, Töpfe, Kessel, Hunde, Pferde, Flinten u. s. w. Alle diese Gegenstände wurden einigen Personen übergeben, welche dieselben die Nacht hindurch bewachten.

Die Stöcke, deren man sich beim Spiel bedient, sind an dem einen Ende zu einem länglichen Reifen umgebogen, über den ein Netz gespannt ist, damit der Ball nicht hindurchfalle. Die Spieler halten in jeder Hand einen dieser Stöcke und indem sie hoch springen, fangen sie den Ball zwischen beiden Netzen und werfen ihn weiter, doch dürfen sie ihn nicht schlagen oder mit den Händen fangen.

Alle Mitspielenden gehen fast ganz nackt und tragen nur den Schurz (Breech-Cloth, ein Stück Zeüg zur Bedeckung des Unterleibs), einen prächtigen Gürtel von Glasperlen, woran ein „Schweif" von weißen Pferde-Haaren oder Federn befestigt ist, und außerdem um den Hals eine „Mähne" von bunt gefärbten Pferde-Haaren.

Das Spiel, dem ich beiwohnte, war schon vor drei oder vier Monaten auf folgende Weise angeordnet worden: Die beiden Spieler, welche die beiden Parteien anführten und abwechselnd die Mitspielenden in dem ganzen Stamme auswählen konnten, sandten Läufer, welche phantastisch mit Bändern und rother Farbe verzierte Ball-Stöcke trugen, die von den ausgewählten Spielern berührt wurden, wodurch diese sich verpflichteten, sich zur bestimmten Zeit bei dem Spiele einzufinden. Nachdem nun, wie eben erwähnt, alle

Vorbereitungen zum Spiele beendigt, die Wetten gemacht und die auf's Spiel gesetzten Gegenstände niedergelegt waren, brach die Nacht herein, ohne daß einer von den Spielern sich gezeigt hätte. Aber bald nachdem es dunkel geworden, setzte sich von jedem Lager aus ein Zug mit brennenden Fackeln in Bewegung, stellte sich um sein Malzeichen auf und begann beim Schalle der Trommeln und dem Gesange der Frauen den „Ballspiel-Tanz.“ Jede Partei tanzte in ihrem Spiel-Anzuge etwa eine Viertelstunde lang um ihr Malzeichen, wobei sie ihre Ball-Stöcke heftig zusammenschlugen und sangen, so laut sie konnten, während die Frauen, welche an den Wetten Theil genommen hatten, sich zwischen die beiden Parteien längs der Furche in zwei Reihen aufstellten, ebenfalls tanzten und einen Gesang anstimmten, worin sie den Großen Geist anflehten, das Spiel zu Gunsten ihrer Partei zu entscheiden, und zugleich die Spieler ermuthigten, in dem bevorstehenden Kampfe alle ihre Kräfte aufzubieten. Während dieser Zeit saßen vier alte Medizin-Männer, welche mit dem Auswerfen des Balles und mit dem Richter-Amte beauftragt waren, an der Stelle, wo der Ball ausgeworfen werden sollte, und rauchten eifrig, damit der Große Geist sie erleüchte und sie in den Stand setze, in einer so wichtigen Angelegenheit ein richtiges und unparteiisches Urtheil zu fällen.

Dieser Tanz wurde auf dieselbe Weise die ganze Nacht hindurch mit halbstündigen Pausen wiederholt. Um neün Uhr Morgens nahmen nun beide Parteien ihre Plätze ein und das Spiel begann damit, daß die Richter, nachdem eine Flinte abgeschossen worden, den Ball in die Höhe warfen. Es entstand nun ein augenblicklicher Kampf zwischen beiden Parteien, indem jeder von den 600—700 Spielern den Ball mit den Stöcken zu fassen und zwischen die Stangen des Malzeichens seiner Partei zu werfen suchte; gelingt dies, so zählt es Eins. Von diesem Kampfe, wo Alles läuft, springt, sich stößt und drängt und Jeder mit aller Kraft seiner Stimme schreit, kann sich Niemand eine Vorstellung machen, der nicht Zeüge davon war. Da der Vorderste die meiste Aussicht hat, den Ball zu erhaschen, so wird Alles aufgeboten, um dies zu verhindern und es kommt dabei oft zu Schlägereien, wobei indeß selten Jemand verletzt wird, da es allgemeine Vorschrift bei den Ball-Spielen ist, daß die Waffen im Lager zurückgelassen werden.

So oft der Ball zwischen die Stangen eines Malzeichens geworfen worden, wird eine Pause von etwa einer Minute gemacht; dann werfen die Richter den Ball wieder in die Höhe, das Spiel beginnt von Neüem und dies währt so lange, bis es einer Partei gelungen ist, den Ball einhundert Mal in ihr Malzeichen zu werfen. Das Spiel, welchem ich beiwohnte, endigte eine Stunde vor Sonnen-Untergang und nachdem die Sieger ihre Gewinne in Empfang genommen hatten, gaben sie, der Übereinkuft gemäß, einige Kannen Branntwein zum Besten, wodurch Alle in die heiterste Stimmung kamen, ohne betrunken zu sein.

Am folgenden Tage versammelten sich die Indianer in der Nähe der Wohnung des Agenten, wo sie verschiedene Tänze und andere Belustigungen aus-

führten, von denen ich die meisten schon beschrieben habe; einer dieser Tänze, der Adler-Tanz, war mir jedoch neü, weshalb ich einige Worte darüber sagen will. Dieser malerische Tanz, welcher zu Ehren des Adlers Statt findet, für den sie eine religiöse Verehrung zu hegen scheinen, wird von 12—16 jungen Leüten aufgeführt, die bis auf den Gürtel und den Schurz ganz nackt und mit weißem Thon bemalt sind. Ein Jeder hält in der Hand einen Adler-Schwanz und trägt einen Schmuck von Adler-Federn auf dem Kopfe. Die Tänzer sitzen in Reihen von je vier Mann hinter einander auf der Erde, von denen bei dem Schall der Trommel vier (denn nur so viel nehmen gleichzeitig am Tanze Theil) aufspringen und um einige in die Erde gesteckte Lanzen herumtanzen; die Pas, oder vielmehr Sprünge, waren von Allem, was ich früher gesehen, verschieden und sehr schwierig, indem die Tänzer nach jedem Sprunge niederhockten und mit dem Körper fast den Boden berührten.

Ich habe bereits oben die merkwürdige Sage dieses interessanten Stammes erwähnt, wonach sie behaupten, aus dem Westen gekommen zu sein; ich will hier noch einige ihrer Sagen mittheilen, wie sie mir von einem gebildedeten und sehr einflußreichen Indianer, von den Weißen gewöhnlich „Peter Pinchlin" genannt, erzählt wurden.

Die Sage von der großen Fluth. „Unsere Nation hat folgende Sage von der großen Fluth: Es war eine lange Zeit auf der ganzen Erde völlig finster; die Doktoren der Tschoktahs schauten lange nach dem Tageslichte umher, bis sie endlich verzweifelten, es jemals wieder zu sehen und das ganze Volk sehr unglücklich war. Endlich erschien im Norden ein Licht, worüber große Freüde entstand, bis man entdeckte, daß es ein großer Berg von fließendem Wasser sei, welcher Alle bis auf eine Familie vernichtete, die dasselbe erwartet und ein großes Floß gebaut hatte, worauf sie sich rettete."

Die Sage vom Zustande nach dem Tode. „Unser ganzes Volk glaubt, daß der Geist in einem künftigen Zustande fortlebt — daß er nach dem Tode weit nach Westen wandern und über einen furchtbar tiefen und reißenden Strom setzen muß, der auf beiden Ufern von hohen und steilen Bergen eingefaßt ist — über diesem Strom liegt von einem Berge zum anderen ein langer, schlüpfriger Tannen-Baum ohne Rinde, über den die Verstorbenen gehen müssen, um in die schönen Jagd-Gefilde zu gelangen. Auf der anderen Seite des Stromes stehen sechs Personen aus den schönen Jagd-Gefilden, welche auf die den Strom Überschreitenden, wenn sie sich auf der Mitte des Tannen-Stames befinden, große Felsstücke schleüdern. Die Guten kommen glücklich hinüber in die schönen Jagd-Gefilde, wo ein ewiger Tag herrscht, — wo die Baüme stets grünen — wo der Himmel wolkenlos ist — wo stets ein sanfter, kühler Wind weht — wo ununterbrochene Festlichkeiten und Tänze herrschen — wo man keine Mühe und Arbeit kennt, das Volk nie alt wird, sondern ewig jung bleibt und der Freüden der Jugend genießt.

„Die Schlechten dagegen, welche die geschleüderten Felsstücke ankommen sehen, suchen denselben auszuweichen, gleiten aus und stürzen viele taüsend Fuß tief hinab in das Wasser, welches von todten Fischen und anderen Thieren

übel riecht, wo sie durch Wirbel stets wieder auf dieselbe Stelle zurückgebracht werden — wo die Baüme alle abgestorben, die Gewässer mit Kröten, Eidechsen und Schlangen angefüllt sind — wo die Todten stets hungrig sind und nichts zu essen haben — wo sie stets krank sind und niemals sterben — wo die Sonne niemals scheint und wo die Bösen zu Tausenden beständig einen hohen Felsen hinanklettern, von wo aus sie die schönen Jagd-Gefilde, das Land der Seligkeit erblicken, aber niemals erreichen können."

Die Sage von der Entstehung der Krebsbande. „Es besteht unter unserem Volke ein Verein, welcher die «Krebs-Bande» heißt. Vor sehr langer Zeit lebten Dieselben unter der Erde und pflegten aus dem Schlamme hervorzukommen — sie waren eine Art Krebse und gingen auf Händen und Füßen und lebten in einer Höhle tief unter der Erde, wo auf viele Meilen weit kein Licht war. Sie hatten keine Sprache, auch verstanden sie keine. Der Eingang in ihre Höhle führte durch den Schlamm und sie gingen durch denselben in ihre Höhle und so konnten die Tschoktahs lange Zeit hindurch sie nicht fangen. Die Tschoktahs suchten ihnen aufzulauern, wenn sie hervorkamen und sich in den Sonnenschein legten, um sie anzureden und Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen.

„Eines Tages wurde ein Theil von ihnen so plötzlich von den Tschoktahs überrascht, daß sie nicht Zeit hatten, durch den Schlamm in ihre Höhle zu fliehen, sondern durch einen andern Eingang, der sich im Felsen befand, in dieselbe gelangten. Die Tschoktahs suchten lange Zeit sie durch Rauch herauszutreiben, was ihnen endlich gelang — sie behandelten sie gütig — lehrten ihnen die Tschoktah-Sprache und das Gehen auf zwei Beinen — schnitten ihnen die Zehen-Nägel ab, pflückten ihnen das Haar vom Körper und nahmen sie in ihre Nation auf — die übrigen leben unter der Erde bis auf diesen Tag."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Fort Snelling an den St. Anthony-Wasserfällen. — Schilderung des oberen Mississippi. — Aussicht am oberen Mississippi und Dubuque's Grab. — Die St. Anthony-Wasserfälle. — Fort Snelling. — Eine Wiege der Sioux und die Weise, die Kinder fortzuschaffen. — Trauer-Wiege. — Sioux-Bildnisse. — Feier des 4. Juli bei den St. Anthony-Wasserfällen. — Hunde-Tanz der Sioux. — Dorf der Tschippewäer. — Die Tschippewäer passiren den Trageplatz bei dem St. Anthony-Fall. — Rinden-Kanoes der Tschippewäer. — Leder-Kanoes der Mandaner. — Kanoes der Sioux. — Schneeschuhe der Sioux und Tschippewäer. — Bildnisse von Tschippewäern. — Schneeschuh-Tanz.

Da ich während des Winters an der Küste von Florida meine Gesundheit wiederhergestellt hatte, so eilte ich, einem Zugvogel gleich, mit den Schwä-

nen und wilden Gänsen der Kühle und Frische des Nordens zu, blieb aber weit hinter jenen schnellen Seglern der Lüfte zurück, denn als ich dort ankam, hatten sie nicht nur bereits gebrütet, sondern ihre Jungen waren auch schon flügge.

Ich habe den majestätischen Mississippi von dem Balize bis zu den St. Anthony-Wasserfällen befahren und bin gleich jedem Reisenden, der den verbrauchten Weg der Touristen verläßt, mit Bewunderung erfüllt. Denn Alles, was man unterhalb St. Louis und einige hundert Englische Meilen oberhalb dieser Stadt am Mississippi sieht, gibt keine Idee von der Großartigkeit der Scenen, die von der Mündung des Wisconsin bis zu den St. Anthony-Fällen beständig vor dem Auge des Reisenden wechseln und ihn, trotz Sonnenschein, Gewitter und Regen, auf dem Verdecke gefesselt halten.

Wenn man den Mississippi hinauffährt, so wird man bis Rock Island (Felsen-Insel) nur wenige malerische Landschaften sehen; von da an wird die Gegend allmälig interessanter und von Prairie du Chien bis zum Pepin-See enthüllt jede Biegung des Flusses dem Auge des erstaunten Reisenden immer neüe und großartigere Scenen und er wird nicht müde dieselben in stummer Bewunderung zu betrachten.

Das Land ist überall, es mag bewaldet sein oder nicht, mit üppigem Grase bedeckt, und die schönen Hügel, die sich zu beiden Seiten des Flusses als Kegel, Dome und Wälle erheben, sind vom Fuße bis zur Spitze mit einem Gras-Teppiche überzogen, auf welchem Baumgruppen, zuweilen wie von Menschenhand geordnet, mit dem dunkleren Grün ihres Laubes malerisch vertheilt sind.

Die Landschaften, die man zwischen Prairie du Chien und der Mündung der St. Peters-Flüsse mit Einschluß des Pepin-Sees passirt, entschädigen den Reisenden vollkommen für die Zeit und Kosten, welche ein Besuch dieser Gegenden erfordert. Ich schlage daher den fashionablen Touristen vor, ihren nächsten Ausflug nach St. Louis zu machen, von da mit dem Dampfboote nach Rock Island, Galena, Dubuque, Prairie du Chien, dem Pepin-See, St. Peters-Flusse und den St. Anthony-Fällen zu fahren, dann nach Prairie du Chien zurückzukehren, und Fort Winnebago, Green Bay, Mackinaw, Sault de St. Marie, Detroit, Buffalo und den Niagara-Fall zu besuchen und dann heimzukehren. Auf diese Weise werden sie zwar nur einen kleinen Theil, aber doch eine schöne Probe des großen „Fernen Westen" sehen; es ist dies zugleich derjenige Theil, welcher leicht und für Damen zugänglich ist.

Ein interessanter Punkt am oberen Mississippi ist Dubuque's Grab, welches etwa gleich weit von St. Louis und Fort Snelling entfernt ist. Dieser Punkt hat seinen Namen von dem ersten Bergmann, welcher sich hier anbaute, und auf der Spitze des Hügels neben seiner Wohnung sein Grabmal mit einem Kreüze und einer Inschrift errichtete. Nach seinem Tode wurde sein Körper, wie er es verordnet, in dem Grabmal, nur mit dem Sterbe-Hemde bekleidet, auf einen platten Stein gelegt, wo jetzt noch jeder Reisende, der sich die Mühe gibt, diesen mit Gras und Blumen bedeckten Hügel zu ersteigen,

seine Gebeine sehen kann. Am Fuße des Hügels befindet sich jetzt ein ausgedehntes Hüttenwerk, wo die in den umliegenden Hügeln gegrabenen Bleierze verschmolzen werden.

Auf der Landspitze zwischen dem Mississippi und dem St. Peters-Flusse hat die Regierung der Vereinigten Staaten ein starkes Fort erbaut, welches nach einem ausgezeichneten Offizier, der den Bau desselben leitete, den Namen Fort Snelling erhielt. Die Lage dieses Fort ist sowol in Bezug auf Gesundheit, als hinsichtlich der Vertheidigung, vortrefflich gewählt; es liegt mehr als hundert Fuß über dem Flusse und gewährt einen höchst malerischen Anblick. Es befindet sich dort gewöhnlich ein Regiment Soldaten, um den Frieden unter den die Umgegend bewohnenden Sioux und Tschippewäs zu erhalten und die Bürger der Vereinigten Staaten an der Gränze zu beschützen.

Die St. Anthony-Wasserfälle, etwa 190 Meilen oberhalb St. Louis und zwei Meilen oberhalb des Forts und der Vereinigung beider Flüsse, bieten zwar einen schönen Anblick dar, sind aber doch nur unbedeütend im Vergleiche mit dem Niagara und anderen Wasserfällen in Nord-Amerika, denn ihre senkrechte Höhe beträgt nur achtzehn Fuß, aber sie sind eine halbe Englische Meile breit und sowohl oberhalb als unterhalb befinden sich Stromschnellen.

Die Sioux, welche in der Nähe der Wasserfälle leben und das ganze umliegende Land westlich vom Mississippi bewohnen, sind ein Theil des großen Stammes am oberen Missouri, mit dem sie die meisten Gebraüche gemein haben, im äußeren Ansehen aber sich sehr von ihm unterscheiden. Das Land der Sioux erstreckt sich, wie bereits früher erwähnt, von dem Fuße des Felsen-Gebirges bis an die Ufer des Mississippi. Diejenigen, welche in der Umgegend des Forts wohnen, also in einer Gegend, wo es weder Biber noch Büffel gibt, sind arm und, im Vergleich mit denen am Missouri, denen die erwähnten, so wie andere Thiere die Haüte zu ihrem hübschen Anzuge liefern, schlecht gekleidet; aber auch in Hinsicht auf Moralität und Körperkraft stehen sie, wie überall an der Gränze in der Nähe der Ansiedlungen, wo Branntwein, Blattern und andere Krankheiten ihre Gesundheit untergraben, weit hinter den Letzteren zurück.

Die Horden der Sioux, welche das Fort Snelling besuchen und in der Nähe desselben wohnen, sind die Horde des schwarzen Hundes, die Horde des rothen Flügels und Wa-bi-scha's Horde. Die erste Horde wohnt nur wenige Englische Meilen oberhalb Fort Snelling an den Ufern des St. Peters-Flusses und zählt 500—600 Köpfe; die zweite Horde wohnt zwölf Meilen stromabwärts auf der Westseite des Flusses am Anfange des Pepin-Sees und die dritte Horde hat ihr Dorf zwölf Meilen unterhalb des Pepin-Sees, ebenfalls westlich vom Mississippi auf einer schönen Prairie, welche den Namen Wa-bi-scha's Prairie führt. Die hier genannten Horden, so wie mehrere andere in diesem Theile des Landes, treiben Ackerbau und sammeln Vorräthe für den langen Winter dieser Gegenden.

Während meines Aufenthalts in dem Fort war der größte Theil dieser Horden dort versammelt und unterhielt die in Menge dort anwesenden Wei-

ßen, Männer und Frauen, mit ihren Tänzen und Spielen. Das Fort wird im Sommer viel besucht, da in jeder Woche ein Dampfboot von St. Louis dorthin abgeht.

Die Gebraüche dieses Volkes erregen bei den Reisenden aus dem Osten, welche dieselben zum ersten Male sehen, großes Erstaunen und namentlich war die Art, wie die Frauen der Wilden ihre kleinen Kinder in den schön verzierten Wiegen tragen, für die Damen von großem Interesse. Das Kind wird nämlich von der Geburt an mittelst breiter Bänder auf ein gerades Bret gebunden; die Füße sind gegen einen breiten Reifen gestemmt, so daß das Kind, wenn die Mutter es an einem breiten, über ihre Stirn gehenden Bande auf dem Rücken trägt, sich in einer aufrechten Stellung befindet. Die Bänder, womit das Kind an das Bret befestigt wird, sind mit schöner Stickerei von Stachelschwein-Stacheln, mit Figuren von Pferden, Menschen u. s. w. verziert. Ein breiter Reifen von elastischem Holze geht über die Stirn des Kindes hinweg, ohne sie zu berühren, damit bei einem Falle der Kopf nicht beschädigt werde. Aus demselben Grunde werden auch, wenn die Mutter das Kind beim Reiten auf dem Rücken trägt, die Arme desselben festgebunden. Von dem erwähnten Reifen hängt ein kleines, hübsch verziertes Spielwerk nebst mehreren glänzenden und tönenden Gegenständen zur Unterhaltung des Kindes herab; denn sobald die Mutter nicht zu Pferde ist, werden die Arme des Kindes losgemacht, damit es nach Gefallen mit den erwähnten Gegenständen spielen kann.

Dieser Gebrauch mag auf den ersten Blick grausam erscheinen, allein ich bin der Meinung, daß er sehr zweckmäßig, und der Lebensweise dieses Volkes ganz angemessen ist, wofür schon der Umstand spricht, daß er seit Jahrhunderten bei allen Stämmen Nord-Amerika's eingeführt ist. Längs der Gränze, wo die Indianer wegen dieses Gebrauchs ausgelacht worden sind, haben sie in einigen Fällen denselben aufgegeben; aber selbst dort sieht man sie, wenn sie auch schon längst jeden anderen ihrer einheimischen Gebraüche verlassen, doch noch ihre Kinder auf diese Weise mit sich herumschleppen.

Das Kind bleibt in dieser Wiege fünf, sechs oder sieben Monate; dann wird es, in eine Decke gehüllt, auf dem Rücken getragen. Stirbt das Kind während dieser Zeit, so wird es beerdigt und die betrübte Mutter füllt nun die Wiege mit schwarzen Stachelschwein-Stacheln und Federn und trägt dieselben ein Jahr oder auch länger mit eben der Sorgfalt herum, als ob das Kind sich noch lebend darin befände. Oft sieht man diese Mütter, wie sie bei ihrer Arbeit die Trauer-Wiege neben sich an die Wand des Wigwams stellen und sich mit derselben unterhalten, als ob sie das Kind noch lebend vor sich hätten. Die Anhanglichkeit dieser Frauen an ihr verlorenes Kind ist so groß, daß sie die Trauer-Wiege stets sorgfältig mit sich führen, die Last, welche sie tragen, mag noch so schwer und der Weg, den sie zu machen haben, noch so beschwerlich sein.

In der Mitte des kleinen Spielzeügs, welches, wie oben erwähnt, vor dem Gesichte des Kindes herabhangt, wird die bei der Geburt aufgerollte und

getrocknete Nabelschnur sorgfältig aufbewahrt, weil sie glauben, es bringe dies dem Kinde Glück. Ich kaufte mehrere dieser kleinen Spielwerke von den Frauen, aber jedesmal öffneten sie dieselben und nahmen ein kleines Bündelchen Baumwolle oder Moos heraus, worin sich die kleine „Medizin" befand, die sie um keinen Preis mit verkauft haben würden, „weil dadurch die Gesundheit des Kindes gefährdet werde."

Während meines Aufenthalts in dem Fort malte ich To-toh-wah-kon-da-pih (blaue Medizin), einen alten Arzt der Ting-tah-to-a-Bande, der aber nicht sehr berühmt war, bis ihm der Arzt des Forts, Doctor Jarvis, aus der dortigen Apotheke allerlei Arzneien mittheilte und ihn im Gebrauche derselben unterrichtete. Seit dieser Zeit ist sein Ruf schnell gestiegen und er hütet sich wohl, zu verrathen, welcher Hülfe er den Erfolg seiner mysteriösen Operationen verdankt.

Sodann malte ich, außer einigen Haüptlingen und anderen angesehenen Sioux, die beiden geschicktesten Ballspieler des Stammes. Dies Spiel unterscheidet sich von der Art, wie ich es bei den Tschoktahs beschrieben habe, dadurch, daß jeder Spieler nur einen Ballstock hat, den man gewöhnlich mit beiden Händen hält und an dessen Ende sich ebenfalls ein Reifen befindet, worin der Ball aufgefangen und weiter geworfen wird — eine Spielweise, die, wie mich dünkt, ungleich schwieriger ist, als die bei den Tschoktahs übliche mit zwei Stöcken. Der Schweif, den die Spieler an den Gürtel befestigen, besteht nicht aus weißen Pferdehaaren, sondern aus Federn. Im Übrigen ist das Spiel bei allen Stämmen dasselbe.

Der vierte Juli (Jahrestag der Unabhangigkeits-Erklärung) wurde im Fort Snelling auf eine ungewöhnliche, aber nicht uninteressante Weise gefeiert. Die Anwesenheit von mehreren Hunderten der wildesten Tschippewäer und eben so vieler Sioux bot uns Stoff genug zu wilden und grotesken, ernsten und lächerlichen Schauspielen, und der Indianer-Agent, Major Talliafferro, benutzte diese Gelegenheit, um dem Zwecke meiner Reise, Skizzen von den Sitten und Gebraüchen der Urbewohner zu sammeln, förderlich zu sein; er sagte nämlich den Indianern, daß ich ein großer Medizin-Mann sei, der bereits sehr viele Stämme besucht und ihren Spielen beigewohnt habe, und der jetzt gekommen sei, um zu sehen, ob die Sioux und Tschippewäer im Ballspiel u. s. w. ihren Nachbarn gleich kämen. Wenn sie uns daher am nächsten Tage (4. Juli) ein Ballspiel und einige ihrer Tänze zum Besten geben wollten, so werde er die „dicke Flinte" 21 Mal (die übliche Zahl der Salutschüsse an jenem Tage) abfeüern lassen. Dies Versprechen, welches sie als eine ihnen dargebrachte Ehrenbezeigung betrachteten, so wie ein Faß Mehl, eine Quantität Schweinefleisch und Taback, welches ich ihnen gab, verschaffte uns an dem Tage der Unabhangigkeit folgendes Schauspiel:

Um elf Uhr Morgens (die gewöhnliche Zeit für den Beginn der Festlichkeiten bei den Indianern) erschienen die jungen Leüte, welche an dem Ballspiele Theil nehmen wollten, mit dem Ballstocke in der Hand, ganz nackt bis auf den Schurz und den Gürtel; an letzterem war ein fast bis auf die Erde

reichender Schweif von Stachelschwein-Stacheln und Federn oder weißen Pferde-Haaren befestigt. Nachdem das Spiel zwei Stunden gewährt, unterhielten uns die Spieler auf dem Platze vor dem Hause des Agenten wol drei Stunden lang mit mehreren ihrer höchst phantastischen und malerischen Tänze, als dem Bettler-, Büffel-, Bären-, Adler- und Krieger-Tanz.

Bei dem zuletzt genannten, welcher besonders hübsch und ergreifend ist, hören sie in gewissen Zwischenraümen auf zu tanzen, worauf einer der Tanzenden in den Kreis tritt und mit lauter Stimme und höchst bezeichnenden Geberden die von ihm während seines Lebens vollbrachten Heldenthaten herzählt — die Zahl der Skalpe, welche er geraubt, der Feinde, welche er besiegt hat, wobei er zugleich dieselben Bewegungen und Stellungen annimmt, wie bei der Vollbringung dieser Heldenthaten. Ist er mit der Aufzählung seiner Thaten zu Ende, so wird die Wahrheit seiner Erzählung von den übrigen durch den Ausruf „Wauh!" bestätigt, worauf der Tanz von Neüem beginnt, bis ein Anderer in den Kreis tritt und so fort.

Während dieses Tanzes wurde folgender Scherz ausgeführt, der große Heiterkeit und Gelächter erregte. Eine hübsche Frau trat plötzlich in den Kreis (was einiges Erstaunen zu erregen schien, da es den Frauen nicht gestattet ist, an dem Tanze Theil zu nehmen) und fing an ihre erstaunlichen Thaten aufzuzählen — die unglaubliche Menge Pferde, welche sie gestohlen, — die Skalpe, welche sie geraubt u. s. w., bis endlich ihrer Heldenthaten so viele waren, daß alle Krieger dadurch in den Schatten gestellt wurden. Dennoch bekräftigten Alle das, was sie gesagt hatte, und um so große Thaten einer Frau zu belohnen, schenkten sie ihr einen Kessel, eine Wiege, Glasperlen, Bänder u. s. w. Nachdem sie diese Geschenke einer anderen Frau zur Aufbewahrung übergeben hatte, fing sie an, sich zu entkleiden, stand plötzlich als Soldat, mit Rock und langen Beinkleidern da und lachte Alle wegen ihres Irrthums aus. Sie fing nun ihren Tanz und die Aufzählung ihrer Heldenthaten von Neüem an, indem sie versicherte, daß sie wirklich ein Mann und ein großer Krieger sei. Alle stimmten ihr bei, bekannten ihren Irrthum und machten ihr andere Geschenke, als eine Flinte, ein Pferd, Taback und eine Kriegs-Keüle. Als sie auch diese Geschenke in Sicherheit gebracht hatte, warf sie plötzlich den Soldaten-Anzug ab und zeigte sich zum großen Erstaunen Aller in einem reichen Frauen-Anzuge. Die Gewandtheit, womit sie dies Alles ausführte, gefiel so allgemein, daß sowol von den Indianern, als von den Zuschauern ein donnernder Beifall erscholl und der Haüptling ihren Kopf mit einem schönen Busch von Adler-Federn, die in einem Kamm von Schwan-Dunen befestigt waren, schmückte. Meine Frau, welche mich hierher begleitet hatte, so wie die Damen und Offiziere der Garnison, wohnten diesem Schauspiel bei.

Noch mehrere Tage nach diesem Feste hörte man auf den Ebenen am St. Peters-Flusse und bei dem Wasserfalle den Schall der Trommeln und Rasseln und das gellende Geschrei der Tänzer, bis endlich Alles verstummte. Als jedoch um diese Zeit der General Patterson mit seiner Familie aus Philadelphia ankam, wurden große Vorbereitungen zu einem neüen Tanze getroffen

und die Indianer sagten mir, wenn sie zwei Hunde erhalten könnten, die der Garnison von keinem Nutzen mehr seien, so wollten sie ihre Lieblings-Unterhaltung, den Hunde-Tanz, aufführen. Die beiden Hunde wurden von den Offizieren herbeigeschafft, in Gegenwart der Zuschauer geschlachtet und die Herzen und Lebern derselben ganz und ungekocht etwa in der Höhe des Gesichts eines Mannes an zwei Stangen befestigt, und dann in zollbreite Streifen zerschnitten. Es begann nun ein lebhafter Tanz, wobei Jeder seine eigenen Thaten besang, daß man hätte taub werden mögen; auf diese Weise tanzten immer je zwei zu den Stangen hin, nahmen einen Streifen des Herzens oder der Leber in den Mund, nachdem sie zuvor mehrmals darauf gespuckt hatten, bissen ein Stück ab und aßen es auf. Dies Alles geschah, ohne daß sie dabei aus dem Takte kamen, oder zu singen aufhörten. So ging es fort, bis nur noch zwei Bissen übrig waren, welche zwei der Tänzer in den Mund nahmen und den beiden Musikern brachten, welche dieselben aufaßen. Es ist dies einer der geschätztesten Tänze bei den Indianern, obgleich keinesweges der hübscheste; der Bettler-Tanz, der Entdeckungs-Tanz und der Adler-Tanz sind bei Weitem anmuthiger und graciöser. Der Hunde-Tanz ist jedoch sehr ehrenvoll, denn nur diejenigen dürfen daran theilnehmen, die dem Feinde einen Skalp geraubt, und sie rühmen sich dabei, ihren Feind im Kampfe erlegt und ein Stück seines Herzens auf dieselbe Weise verschlungen zu haben.

Wie die Sioux das Land am Westufer des Flusses in der Nähe des Forts in Besitz haben, so machen die Tschippewäer Anspruch auf das ganze Gebiet im Osten des Stromes von der Mündung des Tschippewä-Flusses in den Pepin-See bis zu den Quellen des Mississippi. Während eines Monats waren mehr als tausend der Letzteren bei dem Fort, um einige Streitigkeiten mit den Sioux zu schlichten, und so waren diese Todfeinde, welche seit Menschengedenken beständig sich bekriegen, auf verschiedenen Seiten des Forts gelagert, schlichteten durch Vermittelung ihres Agenten die Streitigkeiten, hielten ihre Reden, nahmen gegenseitig an ihren Spielen Theil, bewirtheten einander, rauchten zusammen und waren anscheinend die besten Freünde, die jedoch, sobald sie wieder auf ihrem Jagd-Gebiete angekommen, sogleich wieder den Kriegsruf erschallen lassen und den Tomahak schwingen.

Der Major Talliafferro, Agent der Regierung für die Sioux, bietet wahrscheinlich das einzige Beispiel eines Beamten an dieser Gränze dar, welcher die Pflichten seines Amtes funfzehn Jahre lang treü und redlich erfüllt hat. Die Indianer schätzen ihn sehr hoch, nennen ihn ihren Großen Vater und hören aufmerksam auf seinen Rath.

Die Wigwams der Tschippewäer bestehen aus dünnen in die Erde gesteckten Stangen, die oben gegen einander gebogen und mit Birken-Rinde bedeckt werden. Als ich eines Tages mit meiner Frau durch die Lager ging, kamen alle Frauen der Tschippewäer herbei, um ihr die Hand zu reichen und ihre Kinder vorzustellen; auch brachte jede etwas Ahorn-Zucker (Muk-kuks), den sie selbst bereiten und in großer Menge zum Verkauf mitgebracht hatten.

Nachdem die Tschippewäer ihre Geschäfte mit den Sioux abgemacht hatten,

brachen sie ihre Zelte ab, brachten die Rinden-Kanoes ins Wasser, packten Alles hinein und ruderten bis in die Nähe des St. Anthony-Wasserfalles, wohin wir uns begeben hatten, um zu sehen, auf welche Weise sie, wie der übliche Ausdruck ist, „den Tragplatz machen", d. h. den Wasserfall umgehen. Zu diesem Zwecke ruderten sie mit ihren Kanoes in eine kleine Bucht unterhalb des Wasserfalles, wo dieselben entladen, ans Ufer gezogen, und dann mit Allem, was sie enthalten hatten, von den Frauen zu Lande bis etwa eine halbe Englische Meile oberhab des Wafferfalles, getragen, dort wieder in den Fluß gebracht und von Neüem beladen wurden, worauf die Fahrt stromaufwärts weiter ging.

Die Rinden-Kanoes der Tschippewäer sind wol die hübschesten und leichtesten von allen Fahrzeügen. Die Rinde einer einzigen Birke reicht gewöhnlich hin zu einem Kanoe und sie haben eine so zweckmäßige Gestalt und sind mit der Wurzel des Tamarack, welche sie Wat-tap nennen, auf so künstliche Weise zusammengenäht, daß sie vollkommen wasserdicht sind und so leicht wie Kork auf dem Wasser schwimmen. Ihre Lenkung erfordert indeß große Übung und Gewandheit, und ein Weißer muß sehr geschickt im Balanciren sein, wenn er nicht augenblicklich mit dem Kanoe umschlagen will.

Die Kanoes der Sioux sind dagegen ausgehöhlte Baumstämme, deren Anfertigung äußerst mühsam ist. Mit diesen beiden Arten von Kanoes kontrastiren auffallend die runden Leder-Fahrzeüge der Mandaner (siehe das vierundzwanzigste Kapitel), die aus einem runden, mit einer Büffelhaut überzogenen Flechtwerke von Weiden-Zweigen bestehen und die Gestalt einer Wanne haben. Die Frau, welche ein solches Kanoe rudert, steht am vordern Rande desselben, streckt das Ruder so weit vor sich ins Wasser, als sie reichen kann, und zieht es dann nach sich, wodurch das Kanoe ziemlich schnell fortbewegt wird. Es ist gewiß ein sehr merkwürdiger Umstand, daß diese so roh construirten Kanoes ganz die Form der in Wales gebraüchlichen „Coracle" haben, die auf gleiche Weise fortbewegt werden, während die der umwohnenden Stämme aus ganz verschiedenen Stoffen und auf ganz andere Weise verfertigt werden.

Die Tschippewäer bedienen sich im Winter auf der Jagd auch der Schnee-Schuhe, mit denen sie leicht über den Schnee hinlaufen, während namentlich die Büffel tief in denselben einsinken und daher leicht von den Indianern eingeholt und getödtet werden, wie dies bereits früher erwähnt wurde. Wenn zu Anfang des Winters der erste Schnee fällt, so wird der Schneeschuh-Tanz mit Schnee-Schuhen aufgeführt.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Catlin fährt in einem Rinden-Kanoe den Mississippi hinab. — Sioux-Indianer schießen auf ihn. — Der Pepin-See und der Liebes-Sprung. — Sonderbar geformte Hügel: Pike's Zelt, Cap au l'ail, der Gesims-Hügel. — Prairie du Chien. — Ballspiel der Frauen. — Bildnisse der Winne-Bago's, Menomenihs. — Dubuque. — Lockwood's Höhle. — Camp des Moines. — Besuch in Kih-o-kuk's Dorfe.

Nachdem meine Frau in Gesellschaft mehrerer anderer Damen am Bord eines Dampfbootes nach Prairie du Chien abgereist war, schiffte ich mich mit dem Korporal Allen von der Garnison des Forts Snelling, welcher die Erlaubniß, mich zu begleiten, erhalten hatte, in einem leichten Rinden-Kanoe ein. Wir hatten Vorräthe auf zehn Tage und beschlossen, alles Merkwürdige oder Schöne, was uns auf unserem Wege vorkommen möchte, zu betrachten. So erreichten wir nach zehn Tagen Prairie du Chien, ohne daß uns, außer einem Vorfalle am ersten Tage unserer Reise und etwa sechs Meilen unterhalb der Mündung des St. Peters-Flusses, etwas Besonderes begegnet wäre. Wir entdeckten nämlich Nachmittags drei Zelte der Sioux am Ufer, deren Bewohner uns zuriefen und mit ihren Decken winkten, um uns einzuladen, ans Land zu kommen. Da wir nichts bei ihnen zu thun hatten, so ruderten wir weiter, als einer dieser Wilden in seine Hütte lief, seine Flinte holte und eine Ladung Rehposten auf uns abschoß. Einer dieser Posten traf in das Boot und ging durch mehrere Falten meines Mantels, der zusammengelegt vor meinen Knieen lag, und mehrere schlugen dicht neben unserem Boote ein, daß uns das Wasser ins Gesicht spritzte. Das war kein Scherz; ich ruderte schnell ans Ufer. Als das Kanoe das Land berührte und alle Indianer unter Geschrei und Gelächter herbeigelaufen kamen, stand ich rasch von meinem Sitze auf, schnitt ein so grimmiges Gesicht, als nur möglich, steckte meine beiden Pistolen in den Gürtel, nahm ein halbes Dutzend Kugeln in den Mund, ergriff meine Doppelflinte und sprang schnell ans Land. Indem ich mich nun zwischen die Indianer und ihre Wigwams stellte, drohte ich, sie Alle in wenigen Minuten zu vernichten. Da aber die Flinte bereits wieder in die Hütte zurückgebracht worden war, so konnte der Mann, welcher auf uns geschossen hatte, nicht ausfindig gemacht werden, was diesem Schurken das Leben rettete. So standen wir eine Weile einander gegenüber, ohne uns anders als durch Geberden verständlich machen zu können; es ist dies übrigens eine Sprache, die unter allen Völkern der Erde verstanden wird. Ich nahm nun mein Skizzenbuch zur Hand, zeichnete sie und deutete ihnen an, daß ich ihre Bildnisse an „Muzzabuckſa" (Eisenzahn, so nennen sie ihren Agenten, den Major Talliafferro) senden würde. Diese Drohung und die Versicherung des im Kanoe gebliebenen Korporals, daß ich ein „großer Kapitän" sei, schienen sie sehr zu beunruhigen. Ich zog mich endlich langsam zurück, behielt aber diese Kerle stets im Auge, die in düsterem

Schweigen dastanden und bald mich, bald den Korporal anblickten. Dieser hatte sie dadurch von dem Kanoe entfernt gehalten, daß er seine Patrontasche umhing und die Flinte mit aufgestecktem Bajonnet auf sie richtete. Wir nahmen unsere Sitze wieder ein und ruderten ungestört weiter.

Dieser Vorfall, gleich vielen anderen, welche unter diesem Theile des Stammes der Sioux sich ereigneten, läßt sich indeß einigermaßen entschuldigen; die Weißen, welche seit mehreren Jahren den Branntwein unter ihnen eingeführt haben, machen sie betrunken und betrügen sie dann auf alle Weise. Im trunkenen Zustande, wie in dem erwähnten Falle, suchen sie dann oft sich für die ihnen zugefügten Beleidigungen zu rächen.

Der übrige Theil unserer Reise ging ruhig von Statten; wir hatten Hirsche, Enten und Fische zur Nahrung, unser Lager war gewöhnlich auf dem Grase am Fuße eines Hügels, wo in der melancholischen Stille der Nacht die harmonischen Laute des Ziegenmelkers uns einschläferten, während häufig das klägliche Geheül des hungernden Wolfs oder der sonderbare Ruf „Huh! huh!" des beschwingten Herrschers der Finsterniß ertönte.

Wenn wir den Morgen-Thau abgeschüttelt, unseren Kaffee getrunken, unser leichtes Fahrzeug wieder flott gemacht und die Frische des Morgens durch angestrengtes Rudern überwunden hatten, während der Korporal seinen Boots-Gesang anstimmte, so gaben wir uns ganz der Betrachtung der umgebenden wilden Natur-Scenen hin. Wir fuhren in jede Bucht hinein, untersuchten jeden Stein, erforschten jede Höhle und bestiegen fast jeden der höchsten Hügel bis zum Gipfel. Den Reiselustigen empfehle ich ganz besonders die Ersteigung des unter dem Namen von Pike's Zelt bekannten Hügels, welcher etwa 20 Meilen oberhalb Prairie du Chien liegt und der höchste Punkt am Flusse ist; ferner der Hügel „La Montaigne qui tromps à l'eau", „Bad Axe Mountain" und des höchsten Hügels am Pepin-See, welcher dem sogenannten „Liebessprung gegenüber liegt und den besten Überblick über den See gewährt.

An den Ufern dieses schönen Sees verweilten wir mehrere Tage, zogen unser Kanoe häufig auf den Strand und sammelten eine Menge der schönsten Geschiebe, welche die Wellen dort ausgeworfen haben, als Agat, Karneol, Jaspis und Porphyr. Als der reichste Fundort am See galt in dieser Beziehung die Sandspitze (Point aux Sables); aber seitdem die Dampfboote und andere Fahrzeüge so haüfig dort landen, sind die schönsten Exemplare bereits aufgesucht worden und der Reisende muß sich daher in die kleinen Buchten begeben, welche weniger besucht werden.

Der „Liebes-Sprung" ist ein steiler, vorspringender Felsen, der sich auf der Ostseite des Sees 600 — 700 Fuß hoch erhebt. Von dem Gipfel desselben soll sich vor etwa Funfzig Jahren ein hübsches Indianisches Mädchen, die Tochter eines Haüptlings, in Gegenwart des ganzen Stammes hinabgestürzt haben, weil sie den von ihrem Vater für sie bestimmten Mann nicht heirathen wollte. Nachdem wir die schönen Ufer des Pepin-Sees verlassen hatten, kamen wir zu dem schönen Hügel, „Pike's Zelt" genannt. Er verdankt seinen Namen

dem Umstande, daß er sich wie ein Zelt erhebt und von dem Lieutenant Pike zuerst erstiegen wurde. Wir blieben hier einen halben Tag, erstiegen ebenfalls den Gipfel und erfreüten uns der lieblichen Landschaft, die sich an seinem Fuße ausbreitet. Es ist jedem Reisenden, dessen Zeit und Kräfte es gestatten, zu empfehlen, diesen Hügel zu ersteigen, indem ein ähnlicher Punkt sich wohl schwerlich irgendwo finden möchte.

Ein anderer schöner Punkt ist das „Knoblauchs-Kap" (Cap au l'ail), etwa vier Meilen oberhalb Prairie du Chien; ferner die „Gesims-Felsen" (Cornice Rocks) am westlichen Ufer, wo wir zwei Tage verweilten, bis wir in jeder Bucht, wo wir nur irgend die Angel hinwerfen konnten, Fische gefangen hatten. Wer das Angeln und wolschmeckende Fische liebt, dem rathe ich, einige Tage hier zu verweilen, wo er seine Leidenschaft und seinen Appetit vollkommen befriedigen kann.

In der Mitte der Längen-Erstreckung des Pepin-Sees, welcher durch eine fünf Meilen lange und eine Meile breite Erweiterung des Flusses gebildet wird, landeten wir an der Sand-Spitze, wo wir einige Tage verweilten, uns an Fischen und wildem Geflügel gütlich thaten, unsere Taschen mit Agat und Karneol füllten, und endlich unsere Reise nach dem Ausflusse des Sees fortsetzten. Ein frischer Nordwest-Wind brachte uns schnell vorwärts, indem ich am Steüer saß und der Korporal im Vordertheil des Kanoes einen großen Regenschirm aufgespannt hielt. So fuhren wir rasch vorwärts bis endlich der Wind immer stärker wurde, die Wellen mit weißem Schaum bedeckt waren und sich mit solcher Heftigkeit am Ufer brachen, daß wir nicht landen konnten, ohne Gefahr zu laufen, unser gebrechliches Fahrzeüg zerschmettert zu sehen. Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als in der Nähe des Ufers unsern Kurs weiter zu verfolgen und in die erste Bucht einzulaufen, oder um die erste Landspitze herumzusteüern, die sich uns darbieten würde. So trieb uns der Wind über drei Meilen weit, ohne daß wir einen zum Landen geeigneten Punkt gefunden hätten, bis wir endlich zu unserer Freüde am Ausgange des Sees die Mündung des Tschippewä-Flusses erreichten, wo wir völlig sicher waren. Es war aber auch die höchste Zeit, denn unser Kanoe war halb voll Wasser und vier oder fünf von den Strebehölzern waren zerbrochen, so daß wir nothwendig hätten sinken müssen, wenn die Fahrt noch etwas länger gewährt hätte. Wir blieben für den übrigen Theil des Tages hier, besserten das Kanoe aus und setzten dann die Reise weiter fort.

In Prairie du Chien, welches nahe der Mündung des Wisconsin-Flusses in den Mississippi und 120 Meilen oberhalb St. Louis liegt, traf ich meine Frau, die, nachdem ich einige Tage dort verweilt, am Bord des Dampfbootes nach Dübüque reiste, während ich hier von dem Korporal Abschied nahm und mich allein in meinem Kanoe einschiffte.

Prairie du Chien ist einer der ältesten und wichtigsten Handels-Posten der Pelz-Compagnie; doch werden gegenwärtig hier nur wenig Geschäfte gemacht, was wol theils der großen Sterblichkeit unter den Indianern in der Nachbarschaft, theils der Ausrottung des Wildes, welches in diesen Gegenden

fast ganz verschwunden ist, zugeschrieben werden muß. Die Prairie ist einige Englische Meilen breit und wird von einer schönen, mit Gras bewachsenen Hügelkette eingeschlossen. In dem von der Regierung dort errichteten starken Fort befinden sich gewöhnlich drei bis vier Kompagnien Soldaten, um, wie bei dem St. Anthony-Wasserfall, den Frieden unter den feindlichen Stämmen zu erhalten und die Gränz-Bewohner vor den Angriffen der Wilden zu schützen. Auf der Prairie leben 40 — 50 Familien, meistens Franzosen und einige Halb-Indianer, die den größten Theil ihres Lebens als Biberfänger (Trägger), Pelzhändler und Voyageurs [36]) hingebracht haben und daher wissen, wie man mit den Indianern umgehen muß; sobald diese Letzteren die ihnen von der Regierung bewilligten Jahrgelder in Empfang genommen haben, sind sogleich die Voyageurs bei der Hand, um ihnen für Branntwein und unnützen Tand das Geld aus der Tasche zu locken. Die Indianer, welche dorthin kommen, um Handel zu treiben und ihre Jahrgelder in Empfang zu nehmen, sind daher fast beständig betrunken und krank, und das Herz des Reisenden empört sich bei den Scenen der Verworfenheit, die sich seinem Auge darbieten.

Als ich mich in dem Fort aufhielt, kamen die Sioux der Wa-bi-scha's Bande dorthin, um ihre Jahrgelder zu empfangen, die augenblicklich fast ganz in die Taschen der Pelzhändler übergingen, indem diese ihnen stets Waaren auf ein Jahr Kredit geben. Dabei wird ihnen so viel Branntwein verabreicht, als sie trinken mögen, um sie desto sicherer zu übervortheilen. Diese Schwelgerei währt zwei bis drei Wochen und endigt gewöhnlich mit dem Verlust einiger Menschenleben.

Nachdem die Sioux sich mehrere Tage im Branntwein gütlich gethan hatten, beschlossen sie, auch dem schönen Geschlecht ein Vergnügen zu bereiten; es wurde daher in dem Dorfe bekannt gemacht, daß die Frauen ein Ballspiel aufführen würden. Die Männer wählten von den ihnen auf Kredit gegebenen Gegenständen eine Menge Bänder, Zeüge und andere Dinge aus, die an einer auf zwei Stäben ruhenden Querstange als Preis für die Siegerinnen aufgehangen wurden. Das Ballspiel der Frauen unterscheidet sich dadurch von dem der Männer, daß zwei Bälle durch ein, etwa einen halben Fuß langes Band verbunden sind, und jede Frau sucht nun die Bälle mittelst eines Stabes über das Malzeichen ihrer Partei hinauszuwerfen. Die Männer, größtentheils halb betrunken, stehen oder liegen in Gruppen um die Spielenden herum und ergötzen sich an den possirlichen Stellungen derselben.

Prairie du Chien ist der Versammlungsort der Winnebagos und Menomonihs, welche die Ufer des Wisconsin- und Fox-Flusses, so wie den größten Theil des Landes östlich vom Mississippi und westlich von der Green- (Grünen) Bai bewohnen.

Die Winnebagos, einst ein mächtiger und kriegerischer Stamm, zählen jetzt etwa noch 4000 Seelen, die in einem Lande, wo es weder Wild noch Menschen zu bekämpfen gibt, in einem höchst elenden und ärmlichen Zustande leben. Die meisten verkaufen selbst ihre Flinten und ihren Schießbedarf für

Branntwein, und gleich den Sioux und Menomonihs, welche diesen Handelsposten besuchen, haben sie viel durch die Blattern gelitten.

Unter den Winnebagos, welche ich hier malte, befand sich auch Wah-tschi-hahs-ka (der Mann, welcher alle zur Thür hinaus wirft), gewöhnlich der „Boxer" genannt. Er war der größte Mann seines Stammes und trug, als ich sein Bildniß malte, an jedem Arm die Haut einer Klapperschlange und in der einen Hand die Kriegskeule. Als in dem Sommer nach meiner Anwesenheit die Blattern so fürchterlich in der Prairie wütheten, wurde auch der Boxer von dieser Krankheit ergriffen; in der Fieberhitze sprang er in den Fluß und schwamm nach einer Insel, wo er starb und die Hunde seinen Korper verzehrten und kein Freünd ihn bestattete.

Die Menomonihs sind, gleich den Winnebagos die Ueberreste eines weit mächtigeren und unabhängigen Stammes, durch Branntwein und Blattern ebenfalls sehr entnervt und an Zahl vermindert worden, so daß sie gegenwärtig nur etwa noch aus 3000 Seelen bestehen, die hauptsächlich an den Ufern des Fox-Flusses und der Green-Bai wohnen. Sie besuchen Prairie du Chien, um ihre Jahrgelder zu empfangen und ergeben sich dort denselben Ausschweifungen, wie die oben erwähnten Stämme. Da es in dem von ihnen bewohnten Lande keine Büffel gibt, so tragen sie Decken und schmücken sich mit Glasperlen, Wampum und anderen Dingen. Auch von diesem Stamme malte ich Mehrere und unter Anderen einen mehr als hundert Jahre alten Indianer, der früher ein berühmter Haüptling und jetzt ein Liebling der Offiziere und Ärzte des Forts war.

In Dubuque, wo ich mit meinem Kanoe landete, fand ich meine Frau in dem gastlichen Hause einer befreündeten Familie und verwendete hier einige Wochen auf die Untersuchung der ausgedehnten Blei-Gruben. Als ich eines Tages mit meiner Frau, einer anderen Dame und einem Manne Namens Jeffries die Lockwoods-Höhle besuchte, drängte sich dieser durch eine Spalte, die mir den Durchgang nicht verstattete, in eine noch unerforschte Abtheilung der Höhle, welche Wasser enthielt, das so durchsichtig war wie die Luft. Jeffries ging hinein in das Wasser und wir standen lautlos in stiller Bewunderung der Scene, die sich vor uns entfaltete. Die brennende Fackel in seiner Hand ließ die Ausschmückung dieses prachtvollen Palastes erkennen; die glänzenden Stalagmiten, welche sich von dem Boden erhoben, reflektirten ein goldenes Licht durch das Wasser, während die mit Stalaktiten behangenen Wände gleich Diamanten blitzten. Die Gestalt Jeffries erschien riesenhaft und mit der brennenden Fackel in der einen und einem Hammer in der anderen Hand erschien er einem Cyklopen nicht unähnlich. Das Wasser hatte das Ansehen eines Sees von flüssigem Feuer und als er mit dem Hammer auf die Stalaktiten schlug, rollte es wie ein Donner durch die Höhle.

Dubuque, eine kleine Stadt von 200 Haüsern, die sämmtlich in zwei Jahren erbaut worden sind, liegt an einem der schönsten Punkte des Flusses und in einem der reichsten und ergiebigsten Theile des Bergwerks-Bezirks. Auch hat diese Gegend vor den meisten anderen Bergwerks-Ländern noch den

Vortheil voraus, daß unmittelbar über den reichsten Bleigruben das Land Mais und alle andere Vegetabilien in reichlicher Fülle erzeügt. Es ist dies gewiß der reichste Theil des Kontinents, und Diejenigen, welche einige Jahre hier leben, werden mir gewiß beistimmen, wenn ich diese Gegend die Fundgrube des Landes nenne.

Von Dubuque begleitete ich meine Frau auf dem Dampfboote bis nach dem Lager Des Moines, welches der Überwinterungs-Posten der drei Schwadronen Dragoner des Obersten Kearney ist. Als wir hier angekommen waren, brachte ich meine Frau und zwei meiner Freünde in meinem Rinden-Kanoe durch die Stromschnelle von Des Moines, eine Strecke von drei Meilen, die wir in sehr kurzer Zeit zurücklegten. Am Fuße der Stromschnelle bestieg meine Frau mit den beiden Herren das nach St. Louis fahrende Dampfboot, während ich nach Des Moines zurückkehrte, wo ich mich dem Indianer-Agenten, General Street, anschloß, welcher eine Reise nach dem Kih-o-kucks-Dorf der Sakis und Fuchs-Indianer machte.

Der Oberst Kearney gab uns acht Dragoner nebst Pferden u. s. w. mit und wir erreichten das etwa zwölf Meilen oberhalb Des Moines liegende Dorf nach einem Marsche von zwei Tagen. Das Land, durch welches wir kamen, hatte das Ansehen eines Gartens und bedarf nur der Kultur; das Dorf hat eine schöne Lage auf einer großen Prairie am Ufer des Des Moines-Flusses. Die Indianer schienen mit allen Lebens-Bedürfnissen und selbst mit Luxus-Gegenständen reichlich versehen zu sein.

Der Haüptling Kih-o-kuck, ein schöner, stattlicher Mann, mit großer Würde und Anmuth in seinen Manieren, hörte nebst den übrigen Haüptlingen mit großer Geduld der Vorlesung der Aktenstücke zu, welche der General Street aus Washington erhalten hatte. Nach beendigter Vorlesung brachte er uns guten Branntwein und Wein und lud uns ein, zu trinken und bei ihm zu wohnen. Sodann rief er fünf seiner Laüfer oder Ausrufer herbei und theilte ihnen mit leiser Stimme den Inhalt der von dem Agenten vorgelesenen Aktenstücke mit, — dem Einen war die Bekanntmachung in dem Dorfe, wo wir uns befanden, übertragen, die übrigen eilten mit demselben Auftrage nach dem anderen Dorfe. Beide Dörfer umfaßten die ganze Nation.

Kih-o-kuck kam mit zwanzig der Angesehensten seines Stammes und seiner ganzen Garderobe zu uns, damit ich denjenigen Anzug auswählen möchte, den ich zu seinem Bildnisse für den passendsten hielte; ich wählte mit seiner Zustimmung einen ganz Indianischen Anzug. Auf seinen Wunsch malte ich ihn zu Pferde, denn er ist stolz auf seine Reitkunst und er macht sich in der That sehr stattlich auf seinem schwarzen Rosse, welches wol das schönste im Lande ist *). Sein Bildniß fiel zu seiner Zufriedenheit aus und der Gedanke, sich

---

*) Zwei Jahre später hielt ich in dem Stuyvesant Institute in Neü-York Vorträge über die Gebraüche der Indianer. Unter den 1500 Zuhörern befand sich auch Kih-o-kuck, seine Frau und sein Sohn nebst zwanzig Haüptlingen und Kriegern seines Stammes, die, auf dem Wege nach Washington, damals gerade in Neü-York anwesend waren. Ich zeigte den

auf diese Weise unsterblich gemacht zu sehen, hat seine Eitelkeit gewiß nicht wenig vermehrt. Ich malte sodann noch seine Lieblingsfrau (er hat deren sieben), seinen Lieblings-Sohn, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hat, und zehn der angesehensten Männer und Frauen. Als sämmtliche Bildnisse vollendet waren, reichten mir Alle die Hand, wünschten mir wohl zu leben und ließen mir, als Zeichen der Anerkennung, die werthvollsten Gegenstände ihres Anzuges zurück, unter denen sich auch eine reiche Wampum-Schnur befand, welche Ke-o-kuck von dem Nacken seiner Frau nahm. Sie zogen sodann in guter Laune nach ihrem Dorfe, um sich zur Herbst-Jagd vorzubereiten.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Catlin's Boot schlägt um in den Stromschnellen von Des Moines. — Die Insel Mascotin. — Tod Joe Chadwick's. — Der Westen, nicht der ferne Westen. — Der wahrscheinliche künftige Zustand des großen Mississippi-Thales.

In St. Louis, wohin ich mich zuerst begab, fand ich auch meinen treüen Freünd Joe Chadwick wieder, den ich schon öfter als meinen Gefährten auf dem unglücklichen Marsche zu den Camantschen erwähnt habe. Da wir seit

---

Zuhörern eine Anzahl von Bildnissen, die alle von den Indianern erkannt wurden, und als ich endlich Kih-o-kuk's Bildniß auf die Staffelei stellte, sprangen sie Alle auf und begrüßten es mit einem gellenden Schrei. Als die Stille wieder eingetreten war, erhob sich Kih-o-kuk und richtete folgende Worte an die Versammlung: „Meine Freünde, ich hoffe, Ihr werdet es meinen Leüten verzeihen, daß sie so großen Lärm machen; aber sie waren zu aufgeregt, mich auf meinem Lieblings-Kampf-Rosse zu sehen, das sie sogleich Alle wieder erkannten.“

Ich sagte hierauf zu der Versammlung, daß diese Äüßerung mich um so mehr freüe, da einige Personen gemeint hätten, die Zeichnung könne nicht richtig sein, denn ein so schönes Pferd habe kein Indianer an der Gränze. Als dies der Dolmetsch dem Kih-o-kuk übersetzte, stand er unwillig auf und sagte, daß die meisten seiner Begleiter von dem Bilde gar nichts gewußt, dennoch aber das Pferd sogleich erkannt hätten; auch möchte er wohl wissen, warum Kih-o-kuk nicht eben so gut ein schönes Pferd sollte reiten können, als die weißen Männer? Diese Worte wurden von der Versammlung mit lautem Beifall aufgenommen und der Dolmetsch, Herr Le Clair, fügte noch hinzu, daß er das Pferd, welches er im Bilde ebenfalls sogleich erkannt, für 300 Dollars an Kih-o-kuk verkauft habe, und daß es von allen Pferden, sowol der Weißen, als der Rothen Männer an der Gränze das schönste sei.

Als ich bald darauf von der Büffel-Jagd mit Bogen und Pfeil sprach und erwähnte, daß der Pfeil oft durch den Körper des Büffels quer hindurchgehe, wovon ich selbst mehrmals Zeüge gewesen sei, schienen einige von den Zuhörern es zu bezweifeln. Ich wandte mich daher abermals an Kih-o-kuk, der auch meine Angabe bestätigte, und hinzufügte, daß er glaube, einer seiner jungen Begleiter habe dies auch gethan, worauf der bezeichnete junge Mann sogleich aufstand, einen Bogen unter seiner Büffelhaut hervorzog und der Versammlung erzählte, daß er mit demselben einen Pfeil quer durch den Körper eines Büffels hindurchgeschossen habe. Auch ein Haüptling, welcher mit vierzig Sioux vom oberen Missouri dem Vortrage beiwohnte, erklärte auf Befragen, daß dies von den Jägern seines Stammes sehr oft geschehe.

zwei Jahren uns nicht gesehen, und ich in dieser Zeit Manches erlebt hatte, was meinen Freünd interessiren konnte, so erzählte ich ihm einige meiner Abenteüer, während ich sein Bildniß malte, das er seiner Mutter schicken wollte, da er im Begriffe stand, sich zur Texanischen Armee zu begeben, in welcher der Gouverneur Hauston ihm eine Anstellung verschafft hatte. Vor Allem gefielen ihm die nachstehenden beiden Erlebnisse außerordentlich:

„Nachdem ich, wie oben erwähnt, meine Frau nebst einigen anderen Damen in meinem Rinden-Kanoe durch die Stromschnellen gerudert und an Bord des nach St. Louis fahrenden Dampfbootes gebracht hatte, zog ich mein Kanoe längs des Ostufers der Stromschnellen an einer Leine etwa eine Meile weit fort und machte dann Halt, um an Bord des ersten vorüberfahrenden Dampfbootes nach Des Moines zurückzukehren.

Nach längerem Warten entdeckte ich mehrere Englische Meilen stromabwärts ein Dampfboot, welches sich langsam durch die Stromschnellen hindurcharbeitete. Ich legte daher meine Flinte und ein paar schöne Pistolen, die ich bei allen Büffel- und anderen Jagden im Westen stets im Gürtel getragen, vor mir ins Kanoe und fuhr bis in die Mitte des hier etwa anderthalb Meilen breiten Stromes. Als das Dampfboot näher kam, rief ich meinem alten Freünde, dem Kapitain Rogers, zu, er möge die Maschine nicht anhalten, denn ich glaubte durch geschicktes Rudern nach Indianischer Art das Boot zu erreichen. Aber die Wellen der Stromschnelle waren zu stark für mein kleines Fahrzeüg und in dem Augenblick als ich es nach dem Dampfboote hinlenken wollte, wurde vom Bord desselben ein Tau so ungeschickt geworfen, daß eine Schlinge sich mir über die Schulter und um die Ecke des Kanoes schlang, und da es in demselben Momente vom Bord aus angezogen wurde, so stürzte ich kopfüber in den Fluß. Ich tauchte indeß sogleich wieder auf und zwar neben meinem Mantelsack, der meine Reise-Notizen und manche andere werthvolle Dinge enthielt, während meine Flinte und die beiden Pistolen auf dem Boden des Flusses lagen. Der Kapitän Rogers zog mich nun beim Kragen ins Boot zur großen Belustigung aller auf dem Verdeck befindlichen Reisenden, unter denen ich mehrere Bekannte fand, die das Vorhergehende nicht angesehen hatten und daher über mein plötzliches Erscheinen so erstaunt waren, als ob ich gerades Weges aus dem Bauche eines Wallfisches käme. Mein Mantelsack, welcher eine halbe Englische Meile stromabwärts aufgefischt wurde, war nebst Allem, was er enthielt, ganz durchnäßt, auch mein Kanoe wurde an Bord gebracht und war mir nun nur noch lieber geworden; aber meine Flinte und Pistolen liegen noch heüt auf dem Boden des Flusses, wo es einem Jeden frei steht, sie sich zu holen. Nachdem das Dampfboot mehrere Englische Meilen zurückgelegt hatte und wir eine wilde romantische Felsenküste erreichten, brachte ich mein Kanoe wieder ins Wasser und ruderte der Küste zu, wo ich den ganzen Inhalt meines Mantelsacks im Sonnenschein ausbreitete. Mein Nachtlager schlug ich an einem kleinen Bache auf, in welchem ich einige schöne Fische für meinen Tisch fing und am nächsten Morgen brachte mich eine Fahrt von wenigen Stunden wieder nach dem Lager Des Moines.“

Mein Freünd Joe lachte herzlich über dies Abenteüer; und ich erzählte ihm dann weiter, daß ich einige Tage später mit meinem Kanoe an Bord eines Dampfboots ging, welches mich nach Rock Island brachte, wo ich mit dem General Street Geschäfte abzumachen hatte. Von da kehrte ich mit einer schönen doppellaüfigen Vogelflinte, die ich in der Garnison gekauft hatte, nach dem Lager Des Moines zurück.

„Ich verließ Rock Island an einem schönen October-Tage um elf Uhr Morgens und um 3½ Uhr Nachmittags landete ich an der Insel Mas-co-tin und zog wie gewöhnlich mein Kanoe auf den Strand. Diese schöne Insel, welche ihren Namen von einer Bande der Illinois-Indianer erhalten hat, die früher auf derseben wohnte, ist sechs bis sieben Meilen lang, gegenwärtig unbewohnt, mit hohen Ufern und mit hohem, üppigen Grase bewachsen. Ich erstieg mit dem Ruder in der Hand das Ufer und wollte eben die Insel etwas näher in Augenschein nehmen, als mein Blick zufällig auf den Fluß fiel und ich zu meinem größten Schrecken bemerkte, daß mein kleines Kanoe etwa dreißig Ruthen vom Ufer schwamm und vom Winde quer über den Fluß getrieben wurde. Alle Flüche, die ich in meinem Umgange mit der „civilisirten" Welt gelernt hatte, drängten sich unwillkührlich über meine Lippen, als ich an den Strand hinunterlief, schnell meine Kleider abwarf, in den Fluß sprang und mit der größten Schnelligkeit vorwärts schwamm. Da aber das Boot vom Winde eben so schnell vorwärts getrieben wurde, so blieb mir nichts übrig, als nach dem Lande zurück zu schwimmen wozu ich nur eben noch so viel Kräfte hatte, um bis dahin zu gelangen, wo ich Grund erreichte und ans Ufer gehen konnte. Wäre ich noch einige Ruthen weiter geschwommen, so würden meine Kräfte nicht ausgereicht haben, mich ans Ufer zurück zu bringen, denn es war Herbst und das Wasser bereits so kalt, daß ich an allen Gliedern wie gelähmt war. Ich zog schnell meine Kleider an, die ich beim Hinablaufen an den Strand an verschiedenen Stellen abgeworfen hatte, stieg auf das hohe Ufer hinauf und verfolgte mein Kanoe, welches mit meiner Flinte, meinem Mundvorrathe, dem Feüerzeüge und Schlaf-Apparat dem gegenüberliegenden Ufer zutrieb, mit dem Blicke.

„Der Fluß war hier fast eine Englische Meile breit und ich sah, wie das unglückliche Kanoe am andern Ufer in ein Weiden-Gebüsch hineinschwamm. Ich ging eine Zeit lang am Ufer auf und ab, einsam wie ein Neüseeländischer Pinguin; endlich setzte ich mich nieder und stellte folgende wenig erbauliche Betrachtungen an: „„Ich bin hier allein auf einer unbewohnten Insel, ohne etwas zu essen und ohne Mittel mir etwas zu verschaffen; und wenn ich die Nacht oder ein halbes Dutzend Nächte hier zubringen muß, so habe ich weder Feüer noch Decken, um mich zu wärmen. Es bleibt mir daher nichts übrig, als ich muß mein Kanoe wieder zu erhalten suchen."" Ich ging daher sogleich ans Werk und schleppte von allen Seiten die am Strande liegenden angeschwemmten Baumstämme zusammen, um ein Floß zu bauen, mit dem ich über den Fluß, hinübersetzen könnte. Es war dies keine leichte Arbeit, denn ich hatte nur wenig Material und kein Werkzeüg, um Baüme zu fällen. Ich fügte

daher die wenigen Stämme, wie ich sie von der verschiedensten Länge und Dicke fand, so gut es gehen wollte zu einem Flosse zusammen, schob es mit dem Ruder vorsichtig vom Ufer und fand, daß es eben hinreichend war, mich zu tragen. Ich setzte mich in der Mitte auf ein Bündel Rinde und befand mich so einige Zoll hoch über dem Wasser, während meine Füße auf dem Flosse ruhten, welches etwas unter die Oberfläche sank. Ich steckte das Ruder durch eine Öffnung zwischen den Baumstämmen und ruderte quer über den Fluß, während die Strömung mich abwärts trieb; dennoch war ich froh, daß ich überhaupt nur vorwärts kam. Endlich erreichte ich das gegenüberliegende Ufer etwa drei Englische Meilen unterhalb des Punktes, wo ich mich eingeschifft hatte.

„Da einige Baumstämme meines Flosses verfault waren, so hatten sie, als ich mich in der Mitte des Flusses befand, so viel Wasser eingesogen, daß sie ganz unter die Oberfläche gesunken waren und ich fast bis zum Gürtel im Wasser saß. Als ich endlich das Ufer erreichte, stießen einige der längsten Baumstämme unter dem Wasser an, das ganze Floß ging auseinander, ich wollte ans Ufer springen, allein die Entfernung war noch zu groß und ich stürzte der ganzen Länge nach ins Wasser. Ich war jedoch sogleich wieder auf dem Trocknen und machte mich nun auf, um mein Kanoe zu suchen, das ich denn auch glücklich etwa eine Englische Meile oberhalb meines Landungsplatzes in dichtem Weidengebüsche fand. Ich ruderte nun nach derselben Stelle der Insel zurück, wo mein Unglück begonnen hatte, um mich ganz der Freüde hinzugeben, die aus dem Gegensatze zwischen meiner frühern und meiner jetzigen Lage entstand.

„Die Insel Mas-co-tin hatte auf diese Weise alle ihre Schrecken für mich verloren und ich verweilte zwei Tage und zwei Nächte an ihren einsamen Ufern, wo sich zahlreiche Gräber der Rothen Männer befinden. Als ich in meinem kleinen Kanoe diese liebliche Insel verließ, konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „Schlafet dort in Frieden, ihr tapferen Männer, bis die ruchlose Hand des weißen Mannes und die gefühllose Pflugschar dereinst eüre Gebeine aus dieser stillen und schönen Ruhestätte aufwühlt!"

„Nach zwei oder drei Tagen traf ich wieder im Lager Des Moines ein, wo ich mich mit meinem Kanoe am Bord eines Dampfbootes nach St. Louis einschiffte, das ich ohne weitere Fährlichkeiten erreichte."

Als ich die Erzählung meiner Abenteüer beendigt hatte, war auch das Bildniß Joe's fertig und ich freüte mich, daß es all das Feüer und den „Jägerblick" wiedergab, die mich auf unseren frühern Streifzügen in den fernen Wildnissen so oft ergötzt hatten. Einige Tage später sandte er das Bildniß seiner Mutter und reiste nach Tejas ab, wo er sich der Tejanischen Armee anschloß. Er wurde in dem ersten Gefecht, an dem er Theil nahm, gefangen und befand sich unter den vierhundert Kriegern, welche Santana erschießen ließ!

Als ich in St. Louis landete, eilte ich sogleich zu meiner Frau und ließ mein kleines Kanoe unter der Obhut des Kapitains. Bei meiner Rückkehr

war es jedoch, gleich einem anderen, früher erwähnten, durch irgend eine „Medizin-Operation" verschwunden und es blieb mir nichts davon als die Abbildung, welche ich nach meinem Abenteüer an dem Ufer der Insel Mascotin entworfen habe.

Nachdem ich meinen Freund Joe gemalt hatte, schrieb ich die nachstehenden Bemerkungen in mein Notizbuch:

Der Westen — nicht der „Ferne Westen," denn dieser ist ein Phantasie-Gebilde — sondern der einfache Westen — die weite und herrenlose Wildniß, welche sich zwischen den gegenwärtigen Wilden und der civilisirten Welt ausdehnt — der große und fast gränzenlose Garten der Erde — ist das Thema des Tages. Ich meine die endlosen, schönen Ebenen, wo die Natur in ihrem reichsten Schmucke erscheint, auf deren grünen Gefilden, die sich gränzenlos wie der Ocean ausdehnen, die stolzesten, edelsten Menschen Jahrhunderte lang ihre wilden Rosse tummelten, zum Großen Geiste in der Sonne beteten und ihm für ihr freies und glückliches Leben ihren Dank darbrachten. — Jenes schöne und berühmte Land, das keinen Geschichtschreiber hatte, der seine Schönheit und seinen Ruhm geschildert hätte, — wo zu einer Zeit, als die „civilisirte" Welt noch im Embryo lag, unerschrockene, muthige Männer wohnten, deren ritterliche Thaten Niemand aufgezeichnet hat — wo einst das mit Federn geschmückte Schlachtroß sich baümte, der gellende Kriegsruf ertönte und der Dampf der Adler-Pfeife zur Bekräftigung der eingegangenen feierlichen Verpflichtungen emporstieg. Ich meine das neutrale Gebiet, wo man den Dampf der Wigwams nicht mehr sieht, aber wo die bleichenden Gebeine der Büffel und die Gräber der Wilden die Geschichte vergangener Zeiten und Tage erzählen — das Land des Schweigens, wohin die rothen Männer zuweilen zurückkehren und sich auf den Gräbern ihrer Väter düsteren Betrachtungen überlassen, und wohin die civilisirten Männer, voll Freüde und Fröhlichkeit vordringen.

So ist das große Thal des Mississippi und Missouri, welches ich fast in allen Richtungen durchzogen habe und über dessen gegenwärtigen und künftigen Zustand ich allerlei erbauliche Betrachtungen anstellte.

Ich sah den Menschen in dem ungekünstelten und unschuldigen Natur-Zustande, in dem vollen Besitz der Genüsse, die Gott ihm bescheert; ich sah ihn, mit seiner Pfeife und im Kreise seiner Kinder glücklicher als Könige sein können; ich sah ihn vor der Annäherung der Civilisation zurückweichen, die mit allen ihren Lastern gleich dem Diebe in der Nacht zu ihm kam; ich sah auch, wie in jener Finsterniß das Licht der Religion angezündet wurde und wie er staunte und dann sich zurückzog gleich dem erschreckten Hirsch, der durch das Licht geblendet wird; ich sah ihn, wie er den Schauplatz seiner Kindheit verließ und die stärksten Bande zerriß, welche ihn an die Erde und ihre Freüden fesselten, wie er Thränen vergoß (und dies ist der einzige Fall, in dem es geschah) und schweigend die Hand vor den Mund hielt, wenn er den letzten Blick auf die schönen Jagd-Gefilde warf und dann traurig nach der untergehenden Sonne hin seine Wanderung begann. Alles dies geschah

mit jener Würde und jenem Anstande, die den Indianern auch in dem höchsten Grade des Unglücks und der Verzweiflung nicht verlassen. Andererseits sah ich auch die Annäherung des lärmenden, geschäftigen, schwatzenden, pfeifenden, hüpfenden, aufgeblasenen und fröhlichen weißen Mannes; ich sah, wie zum ersten Male die frevelnde Hand den geheiligten Boden mit der Pflugschaar durchwühlte und die Gebeine, die Pfeife und den Tomahak der tapferen Krieger an das Tageslicht brachte.

Dies weite Land, wo die Natur-Menschen vor dem modernen Kreüz-Zuge immer mehr verschwinden, ist das Mississippi-Thal, welches im Osten von dem Alleghany-, im Westen von dem Felsen-Gebirge, im Süden von dem Meerbusen von Mejico, im Norden von der großen Seen-Kette begränzt und auf eine Strecke von mehr als 850 Meilen von dem mächtigen Mississippi durchströmt wird, dessen Ufer und Plateaus, welche fast überall den fruchtbarsten Boden und einen großen Reichthum an Blei, Eisen und Steinkohlen besitzen, eine Bevölkerung von hundert Millionen Menschen zu ernähren im Stande sind. Das Fluß-System dieses ungeheüren Landstriches bietet, außer der großen Seen-Kette im Norden, eine Binnen-Schiffahrt für Dampfboote von mehr als drittehalbtausend Meilen dar. In dem südlichen Theil lebt bereits eine zerstreüte Bevölkerung von fünf Millionen Menschen, aber der größere Theil, wo der Acker (etwa 1⅓ Magdeburgische Morgen) für 1 Thaler 20 Silbergroschen verkauft wird, liegt noch herrenlos da und wartet der kultivirenden Hand des Menschen.

Dies reiche Land, welches die unternehmende Jugend der östlichen Staaten zur Einwanderung anlockt, hat den Vortheil, daß ein Jeder sich in der geographischen Breite seines Heimath-Landes, und zwar auf einem fruchtbareren Boden, ansiedeln kann; Die Besitzer von Zucker-, Reis-, Baumwollen- und Taback-Pflanzungen, von Mais-, Roggen- und Weizen-Feldern, von Louisiana bis Montreal, dürfen nur nach dem Westen gehen, wo ein Jeder von ihnen die passende Bodenart und das passende Klima findet.

Bis zu den Ufern des Mississippi ist die große Woge der Civilisation bereis westlich vorwärts gerollt und hat das hinter ihr liegende Land mit größeren und kleineren Städten bedeckt. Aber noch mehrere hundert Englische Meilen weiter gegen Westen sind die unternehmenden Pioniere mit ihren Familien vorgedrungen, in das Land, wo der in die Erde vergrabene Tomahak kaum vom Rost angegriffen und das Kriegsgeschrei so eben erst verhallt ist. Unter diesen Leüten bin ich herumgestrichen. Am Red River (Rothen Fluß) sah ich den reichen Louisianer, wie er seine Baumwollen- und Zucker-Pflanzungen abgränzte und seine Neger die erste Bearbeitung des Bodens mit der Hacke begannen. Ich saß mit ihm an seiner gastlichen Tafel in seinem Blockhause und trank mit ihm Jeres und Champagner, während er von „Orhoften" und dem „Stande der Papiere" sprach oder „nach Baumwolle geht." In den westlichen Theilen von Arkansas und Missouri genoß ich die aufrichtigste Gastfreündschaft des barschen, aber ehrenwerthen Kentuckiers und des ruhigen, freündlichen und geselligen Tennessiers. Dieser hat „eine schmähliche Aussicht

auf Mais", Jener eine „mächtige Baumwollen-Ärnte", oder er rechnet, daß er einen „mächtigen Haufen Taback erhalten werde." — Das Fieber macht in diesem Lande „mächtig schwach" und zuweilen ist es fast unmöglich, es „abzuschütteln." — Aber unter allen diesen bescheidenen Dächern herrschen Intelligenz, Gastfreündschaft und Heiterkeit und der Reisende, welcher diese Dinge zu würdigen weiß, kann bei einer guten Tasse Kaffee, Mais-Brot und frischer Butter mit dem bescheidenen Pionier sehr angenehme Augenblicke verleben.

Die Gegend am oberen Missouri und Mississippi, funfzig bis sechzig Meilen oberhalb St. Louis, gehört zu den schönsten Ländern der Erde, mit beständigem Wechsel von Wald und grünen Feldern, und ihrer Breite nach für die Bewohner der nördlichen und östlichen Staaten geeignet; auch ist „Jonathan" von „da unten aus dem Osten" bereits dort angekommen und hat seine weißen Einfriedigungen aufgestellt, die sich wie weiße Bänder über die grüne Prairie hinziehen.

Auf diese Weise füllen sich jene weiten Landstriche mit Bewohnern, die alle ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Vorurtheile in ihre neüen Wohnsitze mit hinüber nehmen. Aber der gewaltige Mississippi, diese große Verbindungs-Straße aller dieser verschiedenen Bewohner, wird die Sitten und Gebraüche derselben vermischen, die Vorurtheile vertilgen; aus dieser Vermischung wird ein neües Volk hervorgehen und hier wird sich, wenn alle locale Schroffheiten abgeschliffen sind, der wahre Karakter des Amerikaners ausbilden. Der Kern, aus dem derselbe hervorgehen wird, ist bereits vorhanden: es ist der biedere Kentuckier, welcher zuerst die Lebensweise des Ostens verließ und mit seiner Flinte kühn in die Wälder des Mississippi eindrang, dessem Antlitz der Stempel der Redlichkeit deütlich aufgeprägt ist und dessen biederer Händedruck einem Jeden, auch ohne Worte, sagt, daß er willkommen sei.

Im Osten hört man zuweilen sagen, daß der Mississippi „zu weit — daß er außerhalb der Welt sei." Wie lächerlich und wie schwach muß ein solcher Einwurf Demjenigen erscheinen, der den Mississippi bis zu dem St. Anthony-Wasserfalle hinauf verfolgte, der die Staaten Missouri, Illinois, Michigan und Wisconsin durchreiste und sich überzeügt hat, daß er eine Welt für sich ist, die an Genüssen und Unterhaltung keiner anderen nachsteht.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Coteau des Prairies. — Mackinaw und Sault de Ste. Marie. — Das Fangen der Weißfische. — Kanoe-Wettfahrt. — Reise in einem Rinden-Kanoe den Fox-Fluß hinauf und den Wisconsin hinab. — Der Steinbruch des rothen Pfeifenthons auf dem Coteau des Prairies. — Indianische Sagen in Bezug auf den rothen Pfeifen-Thon. — Der Sprung-Felsen. — Catlin und sein Gefährte werden auf ihrer Reise von den Sioux angehalten. — Monsieur La Tromboise. — Lager am Pfeifenthon-Steinbruch. — Baptiste's „Erzählung von dem Medizin-Beütel". — Einleitung zu der „Geschichte des Hundes" — Abreise von den Mandanern in einem Kanoe. — Catlin fährt in der Nacht bei den Rikkariern vorüber. — Lager an einem Thonhügel während eines Gewitters.

Von St. Louis reiste ich über das Alleghanny-Gebirge nach meinem Geburtslande, wo meine Frau bei meinen Ältern blieb; von da ging ich nach Buffalo am Erie-See, ließ dort meine Sammlung und folgte dann den Windungen der Seen von Buffalo bis Detroit, von da nach dem Maria-Wasserfalle (Sault de Ste. Marie), nach Mackinaw und der Green [Grün]-Bai) und von da, den Fox- (Fuchs-) und den Wisconsin-Fluß entlang, nach Prairie du Chien, von wo ich zum zweiten Male den mächtigen Mississippi bis zu dem St. Anthony-Wasserfalle hinauffuhr, dann den trägen, aber mit schönen Ufern eingefaßten St. Peter's-Fluß bis zu seiner Quelle hin verfolgte und von da zu Pferde zu den allmälig in Terrassen aufsteigenden, baumlosen, aber mit Gras bewachsenen Ebenen der Coteau des Prairies (welche die Wasserscheide zwischen dem St. Peters-Flusse und dem Missouri bilden), wo ich bei dem Steinbruche des rothen Pfeifenthons mein Lager aufschlug.

Diese Reise — ein Weg von mehr als 800 Meilen — hat mir Gelegenheit verschafft, einige Punkte zu besuchen, die ich noch nicht gesehen hatte und einige berühmte Indianer der Tschippewäer, Menomonihs und Winnebagos zu malen. Ich kann die Bewohner des Ostens völlig über die Gesinnungen der Indianer in diesem Theile des Landes beruhigen, denn ich bin mitten durch alle jene Stämme hindurch gereist und kann versichern, daß sie, eben so wie die Sioux, sehr friedlich gegen die Weißen gesinnt sind.

Es waren zwei Schwadronen Dragoner und zwei Kompagnien Infanterie von Prairie dü Chien nach der Green-Bai gesandt worden, weil man Feindseligkeiten befürchtete, obwol zu einer Besorgniß dieser Art, wie es mir schien, gar keine Veranlassung vorhanden war, denn der Haüptling der Winnebagos erwiderte dem Offizier, welcher ihn fragte, ob sie fechten wollten, daß sie nicht könnten, wenn sie auch wollten, da sie weder Flinten noch Munition, noch auch etwas zu essen hätten, auch liege die Hälfte ihrer Krieger an den Blattern krank. „Wenn Ihr uns", fügte er hinzu, „Flinten, Schießbedarf, Schweinefleisch und Mehl geben und für unsere Frauen und Kinder sorgen wollet, so wollen wir für Euch kämpfen, bedürft Ihr aber unserer, so wollen wir es versuchen, für Euch zu fechten, wie wir sind."

Die Blattern hatten arge Verwüstungen unter den Winnebagos und Sioux angerichtet. Auch der berühmte Sioux-Haüptling Wa-be-schah und der größte Theil seiner Horde sind dieser Krankheit zum Opfer gefallen und die Überlebenden sind auf das Furchtbarste entstellt. In Prairie du Chien starben viele Halb-Indianer und Franzosen an dieser Krankheit und man erzählte mir dort, daß die bereits mehrere Jahre zuvor geschehene Impfung sich vollkommen als Schutzmittel bewährt habe, daß dagegen in allen Fällen, wo die Impfung erst vor Kurzem statt gehabt, nicht nur Erkrankung, sondern auch fast immer der Tod erfolgte.

Bei dem Sault de St. Marie sah ich eine große Anzahl Tschippewäer, die, gleich den in dortiger Gegend lebenden Franzosen, Engländern und Amerikanern, fast ausschließlich von Fischen leben. Es ist dieß der Weiß-Fisch, welcher dem Lachse gleicht, aber kleiner ist, und von den Indianern und Franzosen in dem bewegten Gewässer der Stromschnellen mit einem Streich-Netze gefangen wird und an keinem anderen Orte so groß und so wohlschmeckend wird. Diese Fischerei war lange Zeit von großer Wichtigkeit für die Indianer, welche sich zur Betreibung derselben stets in großer Menge versammelten; aber vor Kurzem haben einige Spekulanten gefunden, daß dieselbe viel zu werthvoll sei, um im ausschließlichen Besitze von Wilden zu bleiben, und sie werfen jetzt ihre Netze dort aus, während der arme Indianer, welcher ein Eindringling genannt wird und gezwungen ist, sich mit einem dürftigen Fange in den Buchten zu begnügen, ruhig zusehen muß, wie der unersättliche weiße Mann seine Fässer und Boote mit den schönsten Fischen füllt und sie auf die Märkte sendet, um sie zu Gelde zu machen.

Ich war hier so glücklich, einer Indianischen Regatta oder Kanoe-Wettfahrt beizuwohnen, die unter großem Geschrei, Abschießen von Flinten u. s. w. Statt fand und zu der sich eine bedeütende Menge Indianer eingefunden hatte. Die in dieser Gegend wohnenden Indianer sind alle Tschippewäer und ihre Kanoes sind von Birken-Rinde gemacht und fast sämmtlich von gleicher Form, außerordentlich leicht, und werden mit wunderbarer Schnelligkeit gerudert.

Von Sault de St. Marie machte ich mehrere Ausflüge auf dem Oberen See, sowol auf der Seite der Vereinigten Staaten, als von Kanada, und malte mehrere Tschippewäer. Von Mackinaw ging ich nach Green-Bai, einer aufblühenden Stadt, im Herzen eines fruchtbaren Landes und Hauptsitz der Land-Spekulanten. Dort schiffte ich mich in einem großen Rinden-Kanoe ein, welches von fünf Französischen Voyageurs [36]) gerudert wurde. Ich hatte das Glück vier lustige Reise-Gefährten zu finden, die nach dem Fort Winnebago und dem Mississippi wollten; diese waren Herr C. Jennings, früher Besitzer des City-Hotels in Neü-York, Herr Irving, ein Verwandter von Washington Irving, Herr Robert Serril Wood, ein Engländer, (die beiden letztern besaßen eine unerschöpfliche Unterhaltungs-Gabe), und der Lieutenant Reed von der Armee der Vereinigten Staaten. Alle unsere Vorräthe wurden Herrn Jennings übergeben, den wir zum Major der Expedition ernannten und

bald sowol wegen der philosophischen Würde und Geduld, womit er seinem schwierigen Amte vorstand, als auch wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und Erfahrung in der Kochkunst zum Obersten beförderten. Die kleinen unterhaltenden Ereignisse unserer Fahrt auf dem vielfach gewundenen Fox-Flusse, in den Stromschnellen, längs der von schönen Prairien, Eichen-Lichtungen und unabsehbaren Feldern wilden Reises begränzten Ufer, begleitet von Herrn Wood's Guitarre oder den „chansons pour rire" unserer gebraünten Bootsleüte, sind alle sorgfältig aufgezeichnet worden und sollen künftig einmal anderweitig benutzt werden; hier möge es genügen zu bemerken, daß unsere leichte Barke uns glücklich nach dem Fort Winnebago brachte, wo wir einen Tag verweilten. Herr Wood und ich kauften hier ein leichtes Rinden-Kanoe, da unsere Reisegefährten einen andern Weg einschlugen, und ruderten am nächsten Tage den Wisconsin hinab nach Prairie du Chien, welches wir nach einer angenehmen Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten glücklich erreichten. Wir kamen nun in den mächtigen Mississippi und fühlten uns für unsere Anstrengungen hinreichend belohnt durch die unvergleichlichen Schönheiten, welche sich unaufhörlich unserem Auge während der Fahrt dargeboten hatten.

Der Wisconsin, den die Franzosen mit Recht „den schönen Fluß" nennen, kann sich wegen seiner schönen Ufer und Prairien-Hügel jedem anderen Flusse Nord-Amerika's und vielleicht der Welt an die Seite stellen. Er ist an Lieblichkeit und Schönheit, wenn auch nicht an Größe, dem Mississippi bei Prairie du Chien vollkommen gleich.

Mein trefflicher und hochgeschätzter Reise-Gefährte hat, gleich einem echten Engländer, alle Beschwerlichkeiten der Reise auf dem oberen Mississippi, dem St. Peters-Flusse, und auf dem Landwege nach dem schönen Plateau der Westwelt getreülich mit mir getheilt.

So weit bin ich in wenigen Wochen herumgezogen, um klassischen Boden zu erreichen.

Man wundere sich nicht, daß ich in diesem entlegenen Winkel die Indianische „Muse" aufgesucht habe, denn hier weilt sie, hier muß sie angerufen werden — und man deüte es mir nicht übel, wenn meine Erzählung jetzt einen etwas poetischen Anstrich gewinnt. Ich will es versuchen, bevor ich diese berühmte Gegend verlasse, einige ihrer karakteristischen und geheimnißvollen Legenden mitzutheilen. Dieser Ort ist berühmt — nicht in der Geschichte, denn er hat keine — sondern in den Sagen und Erzählungen, an denen diese westliche Welt so reich ist.

„Hier fand, nach den Sagen der Indianer, die geheimnißvolle Entstehung der rothen Pfeife statt, die ihren Rauch des Friedens und des Krieges in die entferntesten Gegenden des Kontinents entsendet hat, und aus deren roth gefärbtem Rohr jeder Krieger raucht, wenn er den unwiderruflichen Eid des Krieges und der Zerstörung leistet. Hier entstand auch die friedliche Kalumet, deren Rauch die Wuth des unbarmherzigen Wilden mildert."

„Hierher berief vor langer Zeit der Große Geist die Indianischen Nationen; er selbst stand an dem Abhange des rothen Pfeifenthon-Felsens, brach ein

Stück von demselben ab und machte eine große Pfeife daraus, die er über ihnen, sowie gegen Norden, Süden, Osten und Westen rauchte, und ihnen sagte, daß dieser Stein roth, daß er ihr Fleisch sei — daß sie denselben zu ihren Friedens-Pfeifen nehmen sollten — daß er ihnen Allen gehöre und daß die Kriegskeüle und das Skalpir-Messer auf diesem Boden nicht erhoben werden dürfen. Bei dem letzten Zuge aus der Pfeife verwandelte sich sein Kopf in eine große Wolke und die ganze Oberfläche des Felsens war auf mehrere Meilen weit geschmolzen und verglast; unten öffneten sich zwei große Ofen und zwei Frauen (die Schutzgeister dieses Ortes, Tho-mec-cos-tih und Tho-me-coste-won-dih) gingen in die Flammen hinein und noch jetzt antworten sie auf die Anrufungen der Oberpriester oder Medizin-Männer, welche sie um Rath fragen, wenn sie diesen Ort besuchen."

In der Nähe dieses Ortes auf einem hohen Hügel befindet sich das „Nest des Donners", wo „ein sehr kleiner Vogel bei schönem Wetter auf den Eiern sitzt, und der Himmel wird von Blitzen zerrissen bei der Annäherung eines Sturmes, welcher durch das Auskriechen der Brut verursacht wird!"

„Dieser Vogel lebt ewig, ist aber unfähig, sein Geschlecht fortzupflanzen; die Medizin-Männer haben ihn oft gesehen, er ist etwa so groß, wie das letzte Glied des kleinen Fingers! Sein Gefährte ist eine Schlange, deren feürige Zunge die Jungen tödtet, so wie sie auskriechen und das feürige Getöse an dem Himmel dahinfährt."

Dies sind einige Sagen dieses berühmten Landes, welches schon an und für sich, wegen seiner Schönheit und Lieblichkeit, auch ohne seine berühmten Sagen, ein Paradies genannt zu werden verdient.

Auf diesem Hügel, auf welchem der große Geist stand, als er die Friedens-Pfeife einweihte, wo man in der Ferne nichts sieht, als die Tausende von baum- und buschlosen Grashügeln, deren lebhaftes Grün in das lebhafteste Blau übergeht — lagerten wir, mein trefflicher Reisegefährte und ich, dicht in unsere Büffelhaüte gehüllt, und sprachen von den Mühseligkeiten des Lebens, von Freünden, die wir verloren, von Plänen, die uns fehlgeschlagen, von den Beschwerden, die wir zu überwinden hatten, um in unsere Heimath zurückzukehren. Wir haben hier ein Gewitter in seiner ganzen furchtbaren Schönheit gesehen, und es liegt eine erhabene Größe in dieser Naturerscheinung, die nur Der sich vorstellen kann, der sie hier selbst gesehen hat.

Wir befanden uns auf der Oberfläche eines dreißig Fuß hohen Absturzes, der sich zwei Englische Meilen weit erstreckte und größtentheils so platt war, als ob flüssiges Glas über seine Oberfläche wäre ausgegossen worden. Nicht weit von unserem Lagerplatze sah man die tief eingedrückten „Fußstapfen des Großen Geistes, wo er stand, als das Blut der Büffel, die er verzehrte, in die Felsen eindrang und sie roth färbte." Diese Fußstapfen haben Ähnlichkeit mit denen eines großen Vogels. Wenige Schritte weiter stürzt ein kleiner Bach über den Abhang hinab in ein kleines Becken und hier zwischen Felsen von den schönsten Farben, aber von wildester Gestalt, vollzieht der arme Indianer seine Abwaschung. Etwas weiter abwärts auf der Ebene bei fünf ge-

waltigen Granit-Blöcken, sucht er die Schutzgeister dieses Ortes durch ein Opfer von Taback zu gewinnen und bittet sie um die Erlaubniß, ein kleines Stück des rothen Thons zu einer Pfeife nehmen zu dürfen. Noch weiter hin, auf einer weiten Ebene, sieht man, gleich den Hügeln der Gaffers oder Sandratten, die älteren und neüeren Ausgrabungen und auf der Oberfläche der Felsen verschiedene Zeichen und Hieroglyphen — ihre Wakons, Totems und Medizin.

Auf dem Wege dorthin wurden wir, mein Englischer Reisegefährte und ich, von einem Trupp Sioux aufgehalten, weil wir es gewagt hatten, uns dem „heiligen Entstehungsorte der Pfeife" zu nähern! Als wir uns an einem „Traverse des Sioux" genannten Orte in der Handels-Hütte von Le Blanc am St. Peters-Flusse, noch etwa dreißig Meilen von dem Steinbruche befanden, sammelte sich ein Haufe Krieger um unsere Wohnung, um uns zu sagen, daß wir Gefangene seien und nicht weiter gehen dürften. Zuerst erhob sich Ti-o-kun-hko (der schnelle Mann) und sagte:

„Meine Freünde, ich bin kein Haüptling, aber der Sohn eines Haüptlings — ich bin der Sohn meines Vaters — er ist ein Haüptling — und wenn er weggegangen ist, so ist es meine Pflicht, für ihn zu sprechen — er ist nicht hier — aber was ich sage, ist die Rede seines Mundes. Man hat uns gesagt, daß Ihr nach dem Pfeifen-Steinbruch geht. Wir kommen nun, um zu fragen, zu welchem Zwecke Ihr dorthin gehet und welche Geschäfte Ihr dort habt." (Hier riefen Alle „Hau, hau!", wodurch sie ihre Zustimmung zu dem, was gesagt worden, ausdrücken, denn „Hau" bedeütet „Ja.")

„Brüder — ich bin ein Tapferer, aber kein Haüptling — mein Bogen steht auf dem Gipfel des Sprung-Felsens; Alle können ihn sehen und Alle wissen, das Ti-o-kun-hko's Fuß dort gewesen ist." (Hau, hau!) „Brüder — Wir betrachten Eüch und sehen, daß Ihr Tschi-mo-ki-mon-Kapitäne (weiße Offiziere) seid; wir wissen, daß Ihr von Eürer Regierung abgesandt worden seid, um zu sehen, was jener Ort werth ist und wir glauben, daß die weißen Männer ihn kaufen wollen." (Hau, hau!)

„Brüder — Wir haben immer gesehen, daß die weißen Männer, wenn sie in unserem Lande etwas erblicken, was sie brauchen können, Offiziere abschicken, um es zu schätzen und wenn sie es nicht kaufen können, so nehmen sie es auf andere Weise." (Hau, hau!)

„Brüder — ich spreche stark, mein Herz ist stark und ich spreche schnell; diese rothe Pfeife wurde dem Rothen Manne von dem Großen Geiste gegeben — sie ist ein Theil unseres Fleisches und daher große M e d i z i n." (Hau, hau!)

„Brüder — wir wissen, daß die Weißen Männer gleich einer großen Wolke sind, die im Osten aufsteigt und unser ganzes Land bedecken wird. Wir wissen, daß sie unser ganzes Land haben werden; aber wenn sie uns jemals unseren Pfeifen-Thon nehmen, so werden sie schwer dafür büßen müssen." (Hau, hau, hau!)

„Brüder — wir wissen, daß niemals ein weißer Mann in dem Stein-

bruche des rothen Pfeifenthons gewesen ist und unsere Haüptlinge haben oft im Rathe beschlossen, daß nie ein weißer Mann dorthin gehen soll. (Hau, hau!)

„Brüder — Ihr habt gehört, was ich gesagt habe, und ihr könnt nicht weiter gehen, sondern Ihr müßt umkehren. (Hau, hau, hau!)

„Brüder — Ihr seht, daß der Schweiß mir vom Gesichte herablaüft, denn ich habe mich angestrengt."

Hierauf erwiderte ich:

„Meine Freünde, es thut mir leid, daß Ihr uns und den Zweck unseres Besuches in Eürem Lande so sehr verkannt habt. Wir sind keine Offiziere — wir sind von Niemandem abgesandt worden — wir sind zwei schlichte Männer, welche reisen, um die Sioux zu sehen, ihnen die Hand zu reichen und zu erforschen, was es Merkwürdiges in ihrem Lande gibt. Dieser Mann ist mein Freünd, er ist ein Sa-ga-nosch (ein Engländer)."

Alle schrieen jetzt: „Hau, hau, hau!", sprangen auf, reichten meinem Begleiter die Hand und mehrere zeigten ihm Englische Medaillen, die sie auf der Brust trugen.

„Wir haben gehört, daß der Steinbruch des rothen Pfeifenthons eine große Merkwürdigkeit ist; wir sind deshalb gekommen, um dorthin zu gehen und werden uns nicht aufhalten lassen."

Hier wurde ich von einem schwarzen, grimmig aussehenden Burschen unterbrochen, welcher aufsprang, sein langes zottiges Haar schüttelte, seine Augen, in welchen sich der wüthendste Haß kundgab, auf mich richtete und mit der Faust wenige Zoll vor meinem Gesichte herumfuhr, während er folgende Rede hielt:

„Bleiche Gesichter! Ihr dürft nicht sprechen, bis wir Alle gesprochen haben; Ihr seid unsere Gefangenen — unsere jungen Männer (Soldaten) stehen um das Haus herum und Ihr müßt anhören, was wir sagen. Was zu Eüch gesprochen wurde, ist wahr, Ihr müßt umkehren. (Hau, hau!)

„Wir hörten das Wort «Saganosch» und es macht unsere Herzen froh; wir reichten unserem Bruder die Hand — sein Vater ist unser Vater — er ist unser Großer Vater — er lebt jenseit des großen Sees — sein Sohn ist hier und wir freüen uns — wir tragen unseren Großen Vater, den Saganosch, auf unserer Brust und wir halten sein Gesicht glänzend — wir reichen Eüch die Hand, aber kein weißer Mann war jemals bei der rothen Pfeife und keiner soll jemals dorthin gehen." (Hau!)

„Ihr seht, daß diese Pfeife (er hielt eine rothe Pfeife neben seinen nackten Arm) ein Theil unseres Fleisches ist. Die Rothen-Männer sind ein Theil des rothen Steines." (Hau, hau!)

„Wenn die weißen Männer ein Stück des rothen Pfeifensteines hinwegnehmen, so machen sie dadurch ein Loch in unser Fleisch und das Blut wird immer fließen. Wir werden das Blut nicht stillen können." (Hau, hau!)

„Der Große Geist hat uns gesagt, daß wir aus dem rothen Stein nur Pfeifen machen und aus denselben zu ihm rauchen sollen." (Hau!)

„Warum wollen die weißen Männer dorthin gehen? Ihr habt keine gute Absicht; wir wissen, Ihr habt keine und je eher Ihr umkehrt, um so besser.“ (Hau, Hau!)

Nach diesem Redner sprach Mussa (Eisen):

„Meine Freünde, wir wollen Eüch kein Leid zufügen; Ihr habt die Worte unserer Haüptlinge gehört und Ihr sehet nun, daß Ihr umkehren müßt.“ (Hau, hau!)

„Tschan-dih-pah-scha-kah-frih (der rothe Pfeifenstein) ist uns von dem Großen Geiste gegeben worden und Niemand darf nach seinem Preise fragen, denn er ist Medizin.“ (Hau, hau!)

„Meine Freünde, ich glaube, was Ihr zu uns gesprochen habt; ich glaube, daß Eüre Absichten gut sind; aber unsere Haüptlinge haben uns immer gesagt, daß es keinem weißen Manne erlaubt ist, dorthin zu gehen — und ihr könnt nicht dorthin gehen.“ (Hau, hau!)

Ein anderer Indianer sagte: „Meine Freünde, Ihr sehet, ich bin ein junger Mann; Ihr sehet an meiner Kriegskeüle zwei Skalpe von den Köpfen meiner Feinde, meine Hände sind in Blut getaucht, aber ich bin ein guter Mensch. Ich bin ein Freünd der Weißen, der Pelzhändler, und sie sind unsere Freünde. Ich bringe ihnen jährlich 3000 Haüte von Bisam-Ratten, die ich in meinen eigenen Fallen fange.“ (Hau, hau!)

„Wir gehen gerne nach dem Pfeifenstein und holen uns ein Stück zu unseren Pfeifen; aber wir fragen vorher den Großen Geist. Wenn die weißen Männer dorthin gehen, so werden sie etwas davon nehmen und die Öffnung nicht wieder ausfüllen und der Große Geist wird beleidigt werden.“ (Hau, hau, hau!)

Der nächste Redner ließ sich in folgender Weise vernehmen:

„Meine Freünde, höret mich an! Was ich sagen werde, ist die Wahrheit.“ (Hau!)

„Ich brachte ein großes Stück Pfeifenstein mit und gab es einem weißen Manne, um sich eine Pfeife daraus zu machen; er war unser Pelzhändler und ich wünschte, daß er eine gute Pfeife haben möchte. Als ich das nächste Mal zu ihm kam, war ich unglücklich, denn ich sah, daß er aus dem Stein eine Schüssel gemacht hatte.“ (Juch!)

„Auf diese Weise würden die weißen Männer den Pfeifenstein benutzen, wenn sie ihn erhalten könnten. Ein solches Verfahren würde den großen Geist beleidigen und das Herz des Rothen Mannes krank machen. (Hau, hau!)

„Brüder, wir wollen Eüch kein Leid zufügen — wenn Ihr umkehrt, wird es gut sein für Eüch und Eüre Pferde — Ihr könnt nicht vorwärts gehen. (Hau, hau!)

„Wir wissen, daß wenn Ihr nach dem Pfeifenstein geht, der Große Geist auf Eüch sieht — die Weißen Männer denken nicht daran. (Hau, hau!)

„Ich habe nichts mehr zu sagen.“

Nachdem noch ein Dutzend ähnlicher Reden gehalten worden, erwiderte ich:

„Meine Freünde, Ihr habt uns völlig verkannt; wir sind keine Offiziere, wir sind von Niemandem abgesandt — die Weißen Männer bedürfen der rothen Pfeife nicht — es ist nicht werth, sie so weit bis nach Hause mitzunehmen, wenn Ihr ihnen auch Alles schenken wolltet. Sie bedienen sich nicht der Pfeifen — sie wissen nicht, wie sie daraus rauchen sollen. (Hau, hau!)

„Meine Freünde, ich glaube eben so wie Ihr, daß der Große Geist jenen Ort den Rothen Männern zu ihren Pfeifen gegeben hat. (Hau, hau, hau!)

„Ich billige das Verfahren, welches Ihr beobachtet, um ihn zu erhalten und zu beschützen und ich werde Alles thun, was ein Mann vermag, um die Weißen zu verhindern, ihn Eüch zu nehmen. (Hau, hau!)

„Aber wir sind gekommen, um ihn zu sehen und wir können nicht glauben, daß man uns daran verhindern wird."

Hier sprang wieder ein Indianer auf und rief:

„Weißer Mann! Deine Worte sind sehr freündlich; Ihr habt irgend eine Absicht, sonst würdet Ihr nicht so entschlossen sein zu gehen — Ihr habt keine gute Absicht, und je schneller Ihr umkehrt, um so besser. Es ist unnütz, noch mehr hierüber zu sagen — wenn Ihr es für das Beste haltet zu gehen — versucht es. Das ist Alles, was ich zu sagen habe." (Hau, hau!)

Da dieser Indianer während seiner Rede einige Male die Faust dicht vor mein Gesicht hielt, so trat der junge Le Blanc auf ihn zu und sagte ihm, daß wenn er sich nicht in gebührender Entfernung halte, so werde er ihn sogleich zu Boden schlagen.

Als alle diese Reden gehalten waren, erklärte ich, daß wir dennoch dorthin gehen würden. Am nächsten Morgen bestiegen wir unsere Pferde und ritten, ohne im Mindesten belästigt zu werden, mitten durch sie hindurch.

Wie uns Herr Le Blanc erzählte, waren dies die unruhigsten und treülosesten von allen Sioux, die ihm wiederholt mit dem Tode gedroht hatten, und er befürchtete, daß sie einst ihre Drohung ausführen würden. Er rieth uns umzukehren, wie sie es verlangt hätten; wir folgten jedoch seinem Rathe nicht.

Die merkwürdigen Schilderungen, welche die Indianer schon vor längerer Zeit mir von diesem Orte entworfen, hatten den lebhaftesten Wunsch in mir erregt, denselben zu besuchen.*) Aus den Sagen der Indianer ergibt sich, daß dieser Ort früher von allen Stämmen besucht und von ihnen als neütraler Boden betrachtet wurde. Seit einigen Jahren haben jedoch die Sioux ihn ausschließlich in Besitz genommen und da derselbe in der Mitte ihres Landes liegt und sie mächtiger sind, als irgend ein anderer Stamm, so ist es ihnen

---

*) Es war bereits mehrmals die Rede von den rothen Pfeifen der Indianer, die sich fast bei allen Stämmen finden, und wol sämmtlich von Coteau des Prairies herstammen, denn alle Stämme, die ich besucht habe, nannten immer jenen Ort als den Fundort des Steines. Auch ist das Material, aus dem sie gemacht werden, stets genau dasselbe, und unterscheidet sich von jeder anderen bis jetzt in Eüropa oder Amerika entdeckten Mineral-Masse. In meinem Indianischen Museum befinden sich Exemplare von den zahlreichen Varietäten dieses Steines, die ich selbst an dem Fundorte gesammelt habe.

gelungen, alle Übrigen davon entfernt zu halten. Wahrscheinlich ist dies auf Antrieb der Weißen geschehen, die ihnen vorgestellt haben, daß sie großen Einfluß und Reichthum dadurch erlangen könnten, wenn sie den übrigen Stämmen den Besuch des Steinbruchs nicht gestatteten, sondern selbst die Pfeifen anfertigten und sie dann jenen verkauften.

Daß früher und selbst noch bis vor Kurzem jene berühmte Gegend von den meisten Stämmen besucht wurde, haben mir nicht nur Hunderte von Indianern versichert, die selbst dort waren, sondern es geht dies auch noch aus den in den Quarz-Felsen eingegrabenen Totems und Wappen der verschiedenen Stämme hervor, welche diesen Ort seit Jahrhunderten besucht haben.*) Die unzähligen Inschriften und Zeichnungen, welche sich dort auf den Felsen befinden, sowie die alten Nachgrabungen nach dem Pfeifenstein, werden indeß niemals irgend einen Aufschluß geben über die Zeit, wann diese Ausgrabungen begonnen oder wann die Sioux sich das ausschließliche Besitz-Recht angemaßt haben.

Von den vielen Sagen, die ich selbst unter den verschiedenen Stämmen gesammelt habe, wurde mir die nachstehende von einem ausgezeichneten Knisteneaux am oberen Missouri mitgetheilt, als er mir eine schöne rothe Pfeife schenkte. Nachdem er mir erzählt, daß er dort gewesen sei und eine genaue Schilderung der Gegend entworfen, fuhr er fort:

„Zur Zeit der großen Überschwemmung, die vor vielen Jahrhunderten Statt fand, und alle Völker der Erde vertilgte, versammelten sich alle Stämme der rothen Männer auf dem Côteau des Prairies, um sich aus dem Wasser zu retten. Nachdem sie hier von allen Seiten her zusammen gekommen waren, stieg das Wasser immer mehr, bis es endlich sie Alle bedeckte, worauf ihr Fleisch in den rothen Pfeifen-Thon verwandelt wurde. Daher ist jene Gegend stets als neütrales Land betrachtet worden — es gehörte allen Stämmen zugleich und es war allen erlaubt, dorthin zu gehen und zu rauchen.

„Als Alle zusammen ertranken, ergriff eine junge Frau Kwaptahw (Jungfrau) den Fuß eines vorüber fliegenden sehr großen Vogels und wurde nicht weit von da auf die Spitze einer hohen Klippe geführt, die sich über dem Wasser befand. Hier gebar sie Zwillinge, deren Vater der Kriegs-Adler war, und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert."

„Aus dem Pfeifenstein, welcher das Fleisch ihrer Vorfahren ist, rauchen sie zum Zeichen des Friedens und die Adler-Federn schmücken das Haupt der Tapferen."

Die Sioux haben folgende Sage:

---

*) Wenn etwa spätere Reisende an der Wahrheit des hier Gesagten zweifeln sollten, weil sie nur Sioux dort antreffen, so verweise ich sie auf den Reisebericht von Lewis und Clarke, welche vor etwa vierzig Jahren jene Gegend besuchten, ehe der Einfluß der Pelzhändler den Zustand der Dinge dort verändert hatte. Der General Clarke, mit dem ich in St. Louis oft über diesen Gegenstand sprach, sagte mir, daß jeder Stamm am Missouri ihm erzählt habe, er sei dort gewesen und der Große Geist habe auf jenem Boden, wo sie mit ihren Feinden geraucht hätten, den Frieden unter ihnen erhalten.

„Vor der Erschaffung des Menschen pflegte der Große Geist die von ihm getödteten Büffel an dem Rande der rothen Felsen oben auf dem Côteau des Prairies zu verzehren, und ihr Blut rann auf die Felsen und färbte sie roth. Eines Tages, als eine große Schlange in das Nest des Vogels gekrochen war, um die Eier zu verzehren, kroch das eine Junge mit einem Donnerschlage aus und der Große Geist, welcher ein Stück des Pfeifenthons in der Hand hielt, um es nach der Schlange zu werfen, formte es zu einem Menschen. Die Füße dieses Menschen wuchsen in dem Boden fest und er stand hier viele Menschenalter gleich einem großen Baum und wurde daher sehr alt; er war älter als heüt zu Tage hundert Menschen zusammengenommen. Endlich wuchs noch ein anderer Baum neben ihm hervor und es kam eine große Schlange, welche beide an den Wurzeln abnagte, worauf sie zusammen weggingen; und von diesen stammen alle Menschen ab, die die Erde bewohnen."

Diese Sage fand ich bei den Sioux am oberen Missouri, aber ein Stamm dieser Indianer am unteren Mississippi, dem ich sie erzählte, schien sie nicht zu kennen. Der Grund hiervon liegt vielleicht in dem Betruge oder der Unwissenheit des Dolmetsch, von dem man in diesem Lande häufig ganz abhangig ist, oder auch — und dies ist sogar wahrscheinlicher — in den sehr unbestimmten und zahlreichen Fabeln, die in den verschiedenen Horden oder Familien desselben Stammes von demselben Ereignisse erzählt werden.

Ich werde später noch einige sehr sonderbare und unterhaltende Sagen mittheilen, woraus hervorgeht, daß die Meinungen über ihren Ursprung, die Erschaffung der Welt u. s. w. keineswegs bei den verschiedenen Stämmen, ja nicht einmal bei einem und demselben Stamm gleich lauten und daß sehr viele dieser Theorien von den Medizin-Männern erfunden worden sind, um sich in einem Theile des Stammes, dem sie angehören, einen großen Einfluß zu verschaffen.

Unter den Sioux am Mississippi, die in der Gegend des rothen Pfeifensteins leben, fand ich folgende Sage über denselben Gegenstand:

„Viele Jahre nach der Erschaffung der Rothen Männer, als alle die verschiedenen Stämme im Kriege mit einander waren, sandte der Große Geist Boten zu ihnen und berief sie nach der „Rothen Pfeife." — Er stand auf dem Gipfel der Felsen und die Rothen Männer waren auf der darunter liegenden Ebene versammelt. Er nahm ein Stück von dem rothen Felsen und machte eine große Pfeife daraus; er rauchte über Allen und sagte, daß es ein Theil ihres Fleisches sei; daß, wenn sie auch Krieg mit einander führten, sie doch an diesem Orte als Freünde zusammen kommen müßten; daß dieser Stein Allen gehöre; daß sie ihre Pfeifen aus demselben machen und daraus zu ihm rauchen sollten, wenn sie ihn besänftigen oder sein Wohlwollen zu erlangen wünschten. — Der Rauch seiner großen Pfeife zog über sie Alle hin und er verschwand in den Wolken desselben; bei dem letzten Zuge aus seiner Pfeife fuhr eine Feüerflamme über den Felsen und schmolz ihre Oberfläche — in diesem Augenblicke gingen zwei Frauen, in Flammen gehüllt, unter

die beiden Medizin-Felsen hinein, wo sie noch bis auf den heütigen Tag sich aufhalten und man muß sie um Rath fragen und zu gewinnen suchen, wenn man sich Pfeifenstein holen will."

Während meines Aufenthalts in dem Dorfe der Mandaner hielt einer dieser Indianer, dessen Bildniß ich gemalt hatte, folgende Rede an mich:

„Mein Bruder — Du hast mein Bild gemacht und ich liebe es sehr. Meine Freünde erzählen mir, daß sie die Augen sich bewegen sehen und es muß sehr gut sein — es muß etwas leben. Ich freüe mich, daß es geschehen ist — obgleich viele von unserem Volke sich fürchten. Ich bin ein junger Mann, aber mein Herz ist stark. Ich bin auf den Medizin-Felsen gesprungen — ich habe meinen Bogen dort aufgestellt und kein Mandaner kann ihn wegnehmen.*) Der rothe Stein ist schlüpfrig, aber mein Fuß war sicher — ich glitt nicht aus. Mein Bruder, diese Pfeife, welche ich Dir gebe, habe ich von einem hohen Berge mitgebracht, der nach dem Aufgange der Sonne hin liegt — wir haben viele Pfeifen von dort mitgebracht — und wir brachten sie in Frieden mit. — Wir ließen unsere Totems (Zeichen) an den Felsen zurück — wir schnitten sie tief in die Steine ein und sie sind noch dort. Der Große Geist sagte allen Völkern, sie sollten friedlich dort zusammenkommen und alle Völker verbargen die Kriegskeüle und den Tomahak. Die Dah-co-tahs, welche unsere Feinde sind, sind sehr stark — sie haben den Tomahak aufgenommen und das Blut unserer Krieger ist auf die Felsen geströmt. Mein Freünd, es ist nöthig, daß wir unsere Medizin besuchen — unsere Pfeifen sind alt und abgenutzt. Mein Freünd, ich wünsche, daß Du mit unserem Großen Vater darüber sprichst."

Der Haüptling der Puncahs am oberen Missouri erwähnte ebenfalls jenes Ortes als er mir eine schöne Pfeife zum Geschenk überreichte; er sagte:

„Mein Freünd, diese Pfeife, von der ich wünsche, daß Du sie annimmst, ist von meinen eigenen Händen aus der Erde gegraben, geschnitten und polirt worden, wie Du sie jetzt hier siehst. Ich wünsche, daß Du sie annimmst und wenn Du daraus rauchst, Dich erinnerst, daß dieser rothe Stein ein Theil unseres Fleisches ist. Dies ist eine von den letzten, die wir jemals verschenken können. Unsere Feinde, die Sioux, haben die rothe Blut-Flagge über dem

---

*) Der Medizin- oder Sprung-Felsen steht von der Hauptmasse sieben bis acht Fuß entfernt, gleich einer Saüle von 35 Fuß Höhe und etwa sieben Fuß Durchmesser; er ist oben und an den Seiten wie polirt. Es erfordert einen tüchtigen Sprung, um den Felsen zu erreichen, und es ist ungemein schwierig, auf der glatten Fläche nicht auszugleiten. Einige junge Indianer haben den Sprung mit Erfolg gewagt und ihre Bogen in die Spalten des Felsens gesteckt, wo man sie noch sieht; Andere glitten aus und stürzten in die Tiefe, wo sie auf dem zackigen Felsen augenblicklich den Tod fanden. Nicht weit von dem Sprung-Felsen befindet sich auf der Ebene ein zehn Fuß hoher, kegelförmiger Hügel, unter welchem ein junger Sioux-Indianer begraben liegt, der bei dem Versuche, den Sprung-Felsen zu erreichen, sein Leben verlor, und dessen Vater mit dreißig anderen Sioux während meiner Anwesenheit in dem Steinbruche das Grab seines Sohnes besuchte und mir das unglückliche Ende desselben erzählte.

Pfeifen-Steinbruch aufgesteckt und unsere Medizin wird dort von ihnen mit Füßen getreten. Die Sioux sind zahlreich und wir können nicht mehr nach dem Berge der rothen Pfeife gehen. Wir haben gesehen, daß alle Völker dort zusammen rauchten — aber, mein Bruder, es ist nicht mehr so."

Dies sind einige von den Erzählungen in Bezug auf jene merkwürdige Gegend; ich könnte deren noch mehrere mittheilen, allein sie laufen alle auf dasselbe hinaus.

Der Steinbruch des Pfeifenthons liegt sechzig Meilen fast genau westlich von dem St. Anthony-Wasserfalle, auf dem Rücken der Wasserscheide zwischen dem St. Peters-Flusse und dem Missouri, gleich weit von beiden entfernt. Dieser Scheide-Rücken wird von den Franzosen Côteau des Prairies genannt, der Steinbruch liegt nahe dem Südende desselben und folglich nicht genau auf dem höchsten Punkte, denn er streicht im Allgemeinen von Norden nach Süden und dacht sich gegen Süden allmälig ab.

Wir kamen von Osten her und stiegen unaufhörlich über eine Aufeinanderfolge von Abhängen und Terrassen, die sich unmerklich zu einer großen Höhe zu erheben schienen; die westliche Abdachung dieses majestätischen Walles, nach dem Missouri hin, hat denselben eigenthümlichen Charakter. Von dem höchsten Punkte dieses Rückens sieht man keinen Baum und keinen Strauch, obgleich das Auge nach Osten und Westen in unbegränzte Fernen schweift; die Oberfläche ist nur mit kurzem Grase bewachsen, welches in der Ferne allmälig eine blaue Färbung annimmt und dadurch dem weiten Ocean gleicht.

Die ganze Oberfläche dieses unermeßlichen Landstriches ist fest und eben, fast ohne Steine oder Kies, und mit einem Rasen von drei bis vier Zoll hohem Grase bedeckt. Ein Wagen würde hier so leicht, wie auf einer macadamisirten Landstraße dahin rollen und die Abhänge sind so sanft, daß ein Reiter sie ohne Gefahr im Galopp hinauf- und hinabreiten kann.

Die Ausdehnung und der wahre Charakter dieser weiten Prairieen ist der Welt nur unvollkommen bekannt. Ich kann versichern, daß man auf denselben (natürlich mit Ausnahme der Flüsse und Schluchten, die allerdings an manchen Orten nicht zu passiren sind) mit einer Kutsche von dem St. Anthony-Wasserfalle bis zu der Ansiedlung des Lords Selkirk am nördlichen Red River (rothen Fluß), von da bis an die Mündung des Yellow Stone-Flusses in den Missouri — von da zum Platte- und Arkansas-Flusse und dem südlichen Red River durch Texas bis zum Meerbusen von Mexico — eine Strecke von mehr als 600 Meilen Länge — beständig über grüne Fluren fahren kann.

Nach dem oben erwähnten Zusammentreffen mit den Sioux kamen wir bei mehreren ihrer Dörfer vorüber und überall kündigte man uns an, daß wir umkehren müßten; wir setzten aber unseren Weg dennoch fort und als wir etwa zwanzig Meilen über ein schönes Prairie-Land zurückgelegt hatten, brachte unser indianischer Führer uns zu der Wohnung eines alten Bekannten von mir, des Herrn Fromboise, der hier am Fuße des Côteau des Prairies

und etwa acht bis zehn Meilen von dem Pfeifensteinbruche, im Dienste der Amerikanischen Pelz-Compagnie ganz behaglich lebt.

Als wir im vollen Galopp auf sein Haus zusprengten, kam er uns an der Thür mit den Worten entgegen:

„Ah, **Monsieur**, wie geht es Ihnen? — **Quoi! ha, est ce vous, Monsieur Cataline — est il possible? Oui, oui, vraiment le même — mon ami, Cataline — comment se va-t-il? et combien** — aber verzeihen Sie, daß ich Französisch spreche. — Wie ist es Ihnen ergangen, seitdem ich Sie zum letzten Male sah? Und wie, beim Himmel, sind Sie in diese wilde Gegend, so weit von der civilisirten Welt gekommen? Steigen Sie ab, meine Herren, und seien Sie willkommen in meiner kleinen Hütte."

„Monsieur La Fromboise, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freünd und Reise-Gefährten, Herrn Wood aus England, vorzustellen."

„Monsieur Wood, ich bin erfreüt, Sie zu sehen und hoffe, Sie werden die Einfachheit meiner Hütte und meine schlechte Unterhaltung entschuldigen."

„Ich versichere Ihnen, mein theürer Herr, daß es gar keiner Enschuldigung bedarf, denn Herrn Catlin und mir, die wir so lange unter freiem Himmel zugebracht haben, erscheint ihr Haus wie ein Palast."

„Treten Sie ein, meine Herren; wir sind von Rothen Männern umgeben, die nicht wenig erstaunt sein werden, Sie zu sehen."

„Das ist es eben, was wir wünschen. Catlin! das ist herrlich — oh! wie glücklich sind wir."

„Nun, meine Herren, gehen Sie ins Zimmer; Sie sehen, ich habe zwei Zimmer in meinem Hause, oder vielmehr in meiner Hütte, aber sie sind klein und unbequem. Was ich habe, steht Ihnen von Herzen zu Diensten, und ich versichere Ihnen, daß dies der glücklichste Augenblick meines Lebens ist. Ich kann Ihnen keine Feder-Betten zum Schlafen geben; aber ich habe viele neüe Büffel-Haüte und Sie, Monsieur Cataline, wissen jetzt, wie man ein Bett daraus macht. Wir haben Büffel-Fleisch, Büffel-Zungen, wilde Gänse, Enten, Prairie-Hühner, Wildpret, Forellen, junge Schwäne, Biber-Schwänze, Tauben, Pflaumen, Trauben, junge Bären, etwas grünen Mais, Melonen-Kürbisse, Zwiebeln, Wasser-Melonen und Kartoffeln, etwas Kaffee und Thee."

„Mein Freünd, die Hälfte oder ein Drittel von allen diesen Dingen, die sämmtlich Luxus-Gegenstände für uns sind, würde uns glücklich machen; geben Sie sich unsertwegen keine Mühe, wir werden ganz glücklich unter Ihrem Dache sein."

„Ich bedaure, meine Herren, daß ich sie nicht so empfangen kann, wie ich es gern möchte; aber wenn sie die Jagd lieben, so kann es Ihnen als Ersatz dienen, daß es hier viele Büffel gibt; in geringer Entfernung von hier sind die Prairien ganz damit bedeckt, auch gibt es hier in den Prairien und auf den Seen unzählige Prairie-Hühner, Enten, Gänse und Schwäne. Sie werden lange bei mir bleiben, meine Herren, und es soll uns an Unterhaltung nicht fehlen. Ich versichere Ihnen, daß ich mich glücklich schätze, Sie bei mir zu sehen. Verzeihen Sie, wenn ich mich einen Augenblick entferne, um

Ihnen eine Mahlzeit zu besorgen und einige Indianer abzufertigen, die sich in meinem Waarenlager befinden, um zu handeln und ihre Jahres-Rente in Empfang zu nehmen."

„Das ist ein prächtiger Mensch," sagte mein Begleiter.

„Ja, das ist er. Ich kenne ihn schon länger, er ist ein echter Gentleman. Sie sehen hier ein Beispiel, wie bleibend die Manieren eines waren Gentleman sind und wie wenig ein in der Wildniß und unter den Wilden zugebrachtes Leben dieselben vernichten kann. Ich könnte Ihnen noch mehrere Personen dieser Art nennen, deren Antlitz mit Schmutz überzogen zu sein scheint, das aber, wenn derselbe einmal entfernt ist, sich nur um so glänzender darstellt.

Wir blieben einige Tage bei diesem höflichen und gastlichen Mann bis wir uns von den Beschwerden der Reise erholt hatten. Er versah uns dann mit frischen Pferden und begleitete uns nach dem Steinbruch, den er früher besucht hatte, und dessen Sagen ihm größtentheils bekannt waren.*) In seinen Adern rollte Indianisches Blut und wie alle Franzosen in diesen wilden Gegenden, war er ein leidenschaftlicher Sänger und Geschichten-Erzähler; auch Herr Wood sang sehr gut, da ich aber nicht zu singen vermag, so blieb mir, um auch meinerseits etwas zur Unterhaltung beizutragen, nichts anderes übrig, als einige Erlebnisse meiner früheren Reisen zu erzählen. Eines Abends trug ich daher nach meinem Notiz-Buche die Schilderung der Abenteüer einer Nacht vor, wie mein früherer Reise-Gefährte Baptiste dasselbe zu erzählen pflegte, als ich ihn am oberen Missouri beauftragt hatte mir einen Medizin-Beütel zu verschaffen. Er begann in folgender Weise:

„Je commence...."

„Hole der Teüfel Eüer commence", sagte Bogard, sprecht doch Englisch."

„Pardon, Monsieur, en Americaine —"

„Nun ja, meinetwegen Amerikanisch, nur nicht das verdammte Parlez vous."

„Bien, excusez — nun, Monsieur Bogard, zuerst müssen Sie wissen, der „Medizin-Beütel" ist nichts als Betrug, es ist keine „Medizin" darin — keine Pillen; er ist etwas misterieux; etwas Hexerei, wie ich glaube. Sie müssen wissen, que tous les sauvages dergleichen bei sich tragen, um Glück zu haben. Ce n'est que — pardon — es ist nichts als Hokuspokus, um die Zauberer abzuhalten. Sie müssen wissen, que ces articles niemals können verkauft werden, sie sehen daher, daß man sie nicht kaufen kann. So mein Freünd hier, Monsieur Cataline, der alle curiosités des pays sauvages sammelt, hatte große applique zu mir gemacht, pour um zu erhalten einen dieser Medizin-Beütel für seine collection curieuse und ich hatte pour moi

*) Als ich ein Jahr zuvor mit ihm in Prairie du Chien zusammen traf, gab er mir eine sehr ausführliche Beschreibung des Steinbruchs und entwarf aus der Erinnerung eine Karte von demselben, die sehr genau ist, und die ich noch besitze.

même la curiosité extrème pour für zu sehen, wie ces étranges aussehenden Dinge seien composés.

„Gut. Eines Tages, als wir an der Mündung des Yellow Stone waren, dachte ich, nun ist es Zeit und sagte zu Monsieur Cataline: que pensez vous? Kon-te-wonda, un des chefs — pardon, einer der Haüptlinge der Knisteneaux, ist heüt gestorben. Er hatte einen magnifique et extrêmement curieux Medizin-Beütel; er seien gemacht aus der Haut von die weiße Wolf und gefüllt mit tausend Dingen, die wir sehen werden. Wie? Ich habe gesehen, Monsieur Cataline, den Beütel legen auf seine Brust und die Hände im Kreüz darüber. Que pensez vous? Ich kann ihn holen diese Nacht, wie? Wenn Sie wollen ihn holen und nicht erzählen, wie? Es ist kein Unrecht, es ist kein Diebstahl — er ist todt, wie? — Aber werdet Ihr Eüch nicht fürchten, Baptiste, sagte Monsieur Cataline, diesem armen Burschen den Medizin-Beütel zu nehmen, worauf er alle seine Hoffnungen in dieser und in jener Welt gesetzt hat? — Pardon, je n'ai pas peur; non, Monsieur, rien de peur. Ich haben nie einen Geist gesehen — ich haben keine Furcht, mais, ich vermuthen, es ist doch nicht ganz recht; aber ich haben große disposition pour für zu obliger meinen Freünd et la curiosité moi même, pour um zu sehen, woraus er sein gemacht; ich werden gehen in der Nacht, wie?

„Gut, Baptiste, ich habe nichts dagegen, sagte Monsieur Cataline, wenn Ihr den Muth nicht verliert; ich werde mich sehr freüen, wenn ich ihn habe und Eüch ein gutes Geschenk dafür geben; aber ich glaube, es wird ein unangenehmes Geschäft sein." — Thut nichts, Monsieur Cataline, sagte ich, vorausgesetzt, daß er todt sein, vollkommen todt! Gut, ich hatten gesehen, wie sie den Knisteneaux begraben — ich gaben genau Acht und ich sah, wo sie den Medizin-Beütel hingelegt. Er wurden mit einem Strick fest an den Leib gebunden und dann einige Felle umgewickelt — dann sie haben den Mann in die Grube gelegt und flache Steine darauf und etwas Erde, aber nur für den nächsten Tag, dann eine große Cérémonie sollte sein über ihm und dann wollten sie die Grube ausfüllen. Nun war die einzig mögliche Zeit für zu holen den Medizin-Beütel, wie? Ich hatte damals eine hübsche kleine Frau, eine Assiniboin-Squah, und wir schliefen in einem der Magazine im Fort, Sie wissen — wie?

„So ich war den ganzen Tag perplex zu wissen, wie ich sollte gehen; es konnte Jemand da wachen — oder er seien nicht todt, nicht ganz todt! Wie? Aber das thut nichts — le jour war bien long et la nuit schauerlich, oh, wahrlich schauerlich! voll Besorgniß, mais sans peur, je n'avais pas peur! So bald nach Mitternacht, als es war Zeit pour gehen, ich gehen ganz leise, daß meine Frau nicht aufwachen. Oh, diable, l'imagination! quelle solitude! Ich passiren die Thür, ich passiren das Thor, ich endlich ankommen bei die Grab! Nun Baptiste, courage, courage! nun seien der Zeit gekommen. Gut, ich mich nicht fürchten vor todter Mann, mais, vielleicht dieser Medizin-Beütel sein gegeben von dem grand Esprit dem India-

ner für etwas? Möglich; ich will ihn lassen behalten. Ich will umkehren! Nein, Monsieur Cataline wird mich auslachen. Ich muß ihn haben, ma foi, mon courage! So ich steige vorsichtig nieder in das Grab; aber mein Herz stieg herauf in meinen Mund. Oh, mon Dieu! courage, Baptiste, courage! ce n'est pas l'homme, den ich fürchten, la médecine, la médecine. Als ich haben aufgehoben die großen Steine, ich haben gestreckt meinen Kopf hinaus in die Dunkelheit und haben mich umgesehen über die ganze contrée; personne, personne — Niemand zu sehen! Gut, ich haben sacht niederknieen über ihm (oh, courage, courage oui) und wenn ich haben weggenommen die Robe, ich habe immer gesagt „pardon, courage! pardon, courage!" bis ich haben entfernt alle die Felle von dem Körper; dann ich haben wollen den Strick aufbinden, mais! dans l'instant, zwei kalte Hände fassen mich an die Arme! und ich waren ganz todt, ganz zu Stein. Oh, St. Esprit! ich konnten genau sehen in der Dunkelheit zwei Augen starren wie Feüer sur auf mich! und dann, oh! er sprechen zu mir: „Wer bist Du?" (Sacré, vengeance! es will nicht gehen, ihn zu täuschen, nein). „Ich bin Baptiste, der arme Baptiste!" — „Dann bist Du mein" (und er schlingen beide Arme meinen Körper) „lieg still, Baptiste." — Oh, heilige Jungfrau, oh, mon Dieu! ich konnten nicht athmen! Miserable! je sui perdu! oh pourquoi ich bin gewesen ein solcher Narr, in diese kalten Arme zu gehen! — „Baptiste? (er ziehen die Arme immer enger um mich!) gehörst Du mir nicht, Baptiste?" — Ja, oh diable! gehören? Oui, oui, je suis certainement perdu, verloren, verloren für immer! O! könnt Ihr mich nicht lassen gehen? — „Nein Baptiste, wir müssen uns niemals trennen." — „Grand Dieu! c'est fini, fini, fini avec moi!" — „Liebst Du mich denn nicht mehr, Baptiste?" — „Quoi, nein! est ce vous, Wih-né-on-ka?" — „Ja, Baptiste, es ist «die sich beügende Weide», die Dich umfaßt hält; sie liebt Dich und will Dich nicht gehen lassen. Traümst Du, Baptiste?" — „Oui, diable!" —

„Das war eine sehr hübsche Geschichte, Baptiste, und sehr gut erzählt; Ihr habt es aber wohl niemals wieder versucht, einen Medizin-Beütel zu holen?"

„Non, Monsieur Bogard, je vous assure, ich hatten genug an der Irrthum von die Nacht, pour denn je crois qu'il fut l'esprit, le Grand Esprit."

Als ich diese Erzählung beendigt hatte, sangen meine Gefährten einige hübsche Lieder und forderten mich dann auf, wieder etwas zu erzählen und zwar

Die Geschichte von dem Hunde.

„Vor einiger Zeit fuhr ich mit Bogard und Baptiste in einem kleinen Kanoe den mächtigen Missouri hinab von der Mündung des Yellow Stone-Flusses bis St. Louis, eine Strecke von nur etwas mehr als 200 Meilen. Bogard und Baptiste ruderten und ich saß am Steüer; so fuhren wir zwischen versunkenen Baumstämmen und Sandbänken, zwischen Treibholz und schwimmenden Büffel-Heerden hindurch — wir lagerten uns im Grase, oder,

um die Moskitos zu vermeiden, auf einem kahlen Strande; gegen Sonnen-Untergang zündeten wir unser Feüer am Fuße eines Hügels an, kochten und verzehrten unser Mahl und ruderten dann noch etwa eine Meile, worauf wir ans Land gingen, unsere Büffel-Haüte auf dem Boden ausbreiteten, die Pistolen neben uns legten, die Flinte in den Arm nahmen, eine andere Büffelhaut über uns deckten und nun getrost einschliefen. So lagen wir vor allen Feinden gesichert und nur der schleichende Wolf brachte uns allnächtlich eine übelklingende Serenade und versuchte oft, die Enden der Büffelhaut, welche uns als Decke diente, abzunagen; auch „Kaleb" (der greüliche Bär) stattete uns öfters einen Besuch ab, und ging, wie wir aus seiner tief eingedrückten Fußfigur erkannten, rund um unser Lager herum, ohne uns weiter zu belästigen. Unsere Nahrung bestand täglich von früh bis spät aus Büffel-Fleisch, denn Kaffee und Brot hatten wir nicht. Der höchste Luxus war der Höcker einer fetten Büffel-Kuh, und um uns diesen Leckerbissen zu verschaffen, gingen wir oft ans Land, oder schossen von unserem Kanoe aus auf das schönste Exemplar der am Ufer grasenden Heerde. Zuweilen lieferten die Antilope, das Bergschaf und der stattliche Hirsch einen köstlichen Vorrath für unsere Speisekammer; während wir ein ander Mal, wenn wir in der Nähe von Streifparteien waren und unsere Flinten nicht abzuschießen wagten, schweigend in eine kleine Bucht ruderten und die Angelschnur auswarfen, um einen Katzenfisch zu fangen, der, wenn wir ihn hatten, zuweilen zu groß und zu zähe war; fingen wir nichts, so gingen wir zu Bett. Unsere Mahlzeiten hielten wir gewöhnlich auf einem Haufen Treibholz, wo unser Feüer leicht zu unterhalten war, während wir rittlings auf den Stämmen saßen, die uns zugleich als Sessel und als Tisch dienten.

„Auf diese Weise fuhren wir den Strom hinab und suchten uns die Zeit mit Anekdoten und Scherzen zu verkürzen, bis wir endlich, vierzig Meilen von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses, das Dorf der freündlichen und gastlichen Mandaner erreichten, von denen ich bereits ausführlich gesprochen habe, über die ich aber später einmal noch mehr zu sagen hoffe. Nachdem ich dort einige Zeit verweilt, brachte ich mein kleines Kanoe wieder ins Wasser und setzte die Reise nach St. Louis fort. Als wir bereits das Dorf und den kühnen Vorsprung, auf dem es steht, aus dem Gesichte verloren hatten, hörten wir auf einmal den gellenden Ruf der Indianer und sahen einen Trupp derselben, der uns mit den Händen und den Büffelhaüten winkte, ans Land zu kommen. Ich ruderte ans Ufer und als sie uns erreichten, riefen sie: „Mei-nihk-i-sunk-ti-ka (Wiesel) stirbt! das Bild, welches Du von ihr gemacht hast, ist ihr zu ähnlich — Du hast so viel von ihr in das Bild hineingebracht, daß das Boot mit dem Bilde zugleich einen Theil ihres Lebens hinwegführte — sie blutet aus dem Munde — sie verliert all ihr Blut; Du hast die Bande ihres Herzens zerrissen und es wird bald brechen; wir müssen ihr Bild zurück haben, dann wird sie wieder gesund werden — Deine Medizin ist groß, zu groß; aber wir wünschen Dir Gutes." Als Herr Kipp, welcher die Indianener begleitete, mir diese Anrede übersetzt hatte, suchte ich das Bild hervor, und

obgleich ich mich ungern von demselben trennte, so gab ich es ihnen doch und wünschte ihnen eine glückliche Reise. Sie ritten in vollem Jagen mit dem Bilde nach dem Dorfe zurück; allein das Mädchen ist, wie ich später erfuhr, dennoch gestorben und man wird mich nun für immer als die Ursache ihres Todes betrachten. Dies ist nicht die „Geschichte," aber ich werde sie erzählen, sobald ich dazu kommen kann.

„Wir fuhren nun weiter ruhig den Strom hinab, bis der aufsteigende Rauch uns die Nähe des Dorfes der Rikkarier verkündete! Wir erschraken nicht wenig, denn alle Boote, die nicht stark bewaffnet sind, suchen sich in der Nacht bei dem Dorfe vorüber zu schleichen. Wir ruderten daher vorsichtig unter ein Weiden-Gebüsch, wo wir bis zum Einbruch der Nacht blieben, die aber zu unserem Mißvergnügen nicht finster wurde, indem der Mond in vollem Glanze am Himmel aufstieg. Um elf Uhr Abends ruderten wir leise bis in die Mitte des Flusses und überließen uns dann der Strömung. Wir hatten uns im Boote niedergelegt und mit einem Haufen grüner Zweige bedeckt, damit man uns für die Krone eines schwimmenden Baumstammes halten sollte. An dem Ufer vor dem Dorfe fand in diesem Augenblicke ein ergreifendes Schauspiel statt. Hunderte von Fackeln wurden in allen Richtungen geschwenkt und ließen uns die Gruppen so wie einige an Stangen hangende frische Skalpe deütlich erkennen; es wurde der Skalp-Tanz gefeiert.*)

„An der Spitze einer Sandbank am unteren Ende des Dorfes badeten sich einige hundert Frauen und Mädchen, und dorthin trieb die Strömung unser kleines Fahrzeüg, so daß wir die gleich Wassernixen halb aus dem Wasser hervorragenden Gestalten deütlich im Mondlichte erkennen konnten. Sie starrten uns an und sangen dann: „Tschih-na-sih-nun, Tschih-na-sih-nun ke mon-schuh, kih-ne-he-na, ha-way-tah? schih-scha, schih-scha!" („Wie geht es Dir, wie geht es Dir? Wohin gehst Du, alter Baum? Komm her, komm her!") — „Lah-kih-huhn! Lah-kih-huhn! notoh, catogh!" („Ein Kanoe, ein Kanoe! sehet das Ruder!") — Augenblicklich verstummte der Gesang, die Fackeln wurden ausgelöscht und das ganze Dorf war plötzlich finster! Wir ruderten schnell vorwärts, bis beim Anbruch des Tages das Fernrohr uns die Gewißheit gab, daß auf den grünen Prairieen zu beiden Seiten des Flusses weder Freünd noch Feind zu sehen war, und obgleich wir in der Nacht nicht geschlafen hatten, so ruderten wir dennoch den ganzen Tag unausgesetzt fort.

„Die Nacht brach an, als wir am Fuße eines steilen Hügels landeten, wo uns die Stiche der Moskitos fast zur Verzweiflung brachten. Wer nicht Gelegenheit hatte, an den Ufern des Missouri oder Mississippi unter einen

*) Einige Wochen vor meiner Abreise von der Mündung des Yellow Stone-Flusses traf dort die Nachricht ein, daß eine Partei Träpper und Pelzhändler in der Prairie zwei Rikkarier verbrannt hätten. Herr M'Kenzie gab mir daher den Rath, das Dorf der Rikkarier nicht zu besuchen, sondern in der Nacht bei demselben vorüberzufahren. Später erfuhr ich, daß die Rikkarier aus Rache für jene unmenschliche That der Träpper zwei Weiße erschlagen und skalpirt hatten und daß sie in der oben erwähnten Nacht um die Skalpe derselben tanzten.

Schwarm dieser Plagegeister zu gerathen, der hat keine Vorstellung von der fürchterlichen Qual, welche diese kleinen Insekten verursachen. [37].)

Da nicht weit von unserem Landungsplatze stromabwärts eine mit Baumstämmen angefüllte Krümmung des Flusses sich befand, wie wir an dem Geraüsch des Wassers erkannten, so blieb uns, da wir nicht wagen durften, sie in der Nacht zu passiren, nichts anderes übrig, als zu einem Hügel unsere Zuflucht zu nehmen, der sich, unter einem Winkel von 45°, etwa 200 Fuß aus dem Wasser erhob, ganz kahl war und aus Thon bestand. Baptiste, welcher zuerst die steile, von der Sonne getrocknete Wand auf Händen und Füßen hinaufkletterte, rief uns zu: „Montons, montons! essayez-vous, essayez! ce n'est pas difficile Monsieur Cataline! Nous avons ici une belle place pour für zu machen eine Schlaf, eine gute Schlaf, denn die verdammte Rikkarih und die verdammte Muskit kommen niemals si haut, montez, montez en haut!"

Bogard und ich nahmen unsere Büffel-Haüte und unsere Flinten und stiegen mit Mühe, auf Händen und Füßen kriechend, zu Baptiste hinauf. Wir fanden dort, in der Höhe von etwa 100 Fuß über dem Flusse, einen ebenen Raum von zehn bis funfzehn Fuß im Durchmesser, während über uns der steile Abhang sich auch noch ungefähr 100 Fuß erhob. Hier, außer dem Bereiche der Moskitos und aller anderen irdischen Hindernisse, hofften wir nun, uns von den Gefahren und Mühen der vergangenen Nacht erholen zu können. Wir waren indeß kaum eingeschlafen, als das Geraüsch von fallenden Regentropfen auf unsere Büffel-Haüte uns sehr unangenehm weckte und zugleich aus der schwärzesten Wolke, die jemals über die Berge gezogen, ein furchtbares Gewitter mit unaufhörlichen Blitzen und Donnern losbrach. Der Regen goß in Strömen herab und von dem steilen Abhange über uns stürzte eine Fluth von Wasser und aufgeweichtem Thon auf uns hernieder. Der arme Baptiste, welcher im Schlafe von der Büffel-Haut herunter gerutscht war, wollte sich aufrichten, sank aber tief in den aufgeweichten Schlamm."

„Unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke unerträglicher; wir wickelten die Büffel-Haut, auf welcher wir gelegen, zusammen, setzten uns darauf, mit dem Rücken gegen einander gelehnt, und breiteten die andere Büffel-Haut über unsere Köpfe aus, um so doch wenigstens den Oberkörper gegen den Regen zu schützen, während unsere Füße und Beine dem Regen und Schlamm preisgegeben waren.

„Wir bilden hier eine hübsche Gesellschaft," sagte ich, „wir sitzen hier wie die drei Grazien!" — „Die drei Grazien!" rief Baptiste, und Bogard fügte hinzu: „Grazien! ja, wahrhaftig, es ist Alles hier sehr graziös und ich glaube, wir werden in weniger als einer Stunde mit aller Grazie begraben sein!"

„Monsieur Cataline! excusez meinen Rücken, s'il vous plait. Bogard! comment, comment? — Bonne nuit, Messieurs. Oh, mon Dieu, mon Dieu! Je vous rends grace — je vous prie pour für mich zu retten cette nuit — delivrez nous! delivrez nous! Je vous adore, Saint

Esprit — la Vierge Marie — oh, je vous rends grace! pour für de m'avoir conservé von die verdammte Rikkarih und die verteüfelte Moskit. Eh bien, eh bien!"

„Trotz aller seiner Muthlosigkeit fiel der arme Baptist dennoch sehr bald in einen tiefen Schlaf, während Bogard und ich die Enden der Büffel-Haut festhielten und die Erlebnisse der letzten Tage und früherer Zeit besprachen. Baptiste, welcher jetzt laut schnarchte, fiel im Schlafe vorn über und zog dadurch die Büffel-Haut über uns weg; indem wir nun die Haut wieder an uns zogen, erwachte er.

„Bon jour, Monsieur Bogard, bon jour Monsieur Cataline: n'est-ce-pas Morgen bald?

„Nein es ist etwa Mitternacht."

„Quel temps?"

„Nun, es regnet noch immer sehr stark."

„Oh, Diable, ich wünschen, ich sein in der Hölle!"

„Da könnt Ihr noch vor Tagesanbruch sein."

„Pardon! pardon, Monsieur Bogard; das sein hier schlechter Spaß — oh, vengeance! Ich sein bedeütend herabgerutscht von die Sitz!"

„Wie, Ihr sitzt im Schlamme?"

„Oui, Bogard, in der Schlamm! mais, ich sein froh, mein Kopf ist nicht in der Schlamm. Seht, Bogard, ich war eingeschlafen und heben meinen Kopf sehr plötzlich und halten mich grade und bin heruntergerutscht von der Sitz. Nun, — remercie, Bogard, remercie, — eh bien, — ah, sehr gut — ha, ha, ha! wahrhaftig, Bogard, das sein ein guter Witz. Monsieur Cataline wird zeichnen mein Bild, wie ich aussehen jetzt — er wird zeichnen uns Alle — das wird sehr schön sein, nicht? Ha, ha, ha, ha — wir müssen abgeben eine sehr schöne Landschaft, wie? Ha, ha, ha, ha, ha!

„Aber, Baptiste, um des Himmels willen, höret auf zu lachen und schlaft, wir wollen morgen so viel lachen und sprechen, als es Eüch beliebt."

„Pardon, Monsieur Cataline, haben Sie geschlafen?

„Nein Baptiste, ich habe nicht geschlafen; Bogard hat mich, während Ihr schlieft, mit der Schilderung einer Büffeljagd unterhalten, die vor etwa einem Jahre an der Mündung des Yellow Stone-Flusses Statt fand. Ich werde sie aufschreiben und nach Neü-York senden."

„Das gefallen mir sehr und ich werde sehr gern vous donner eine Beschreibung von etwas, wenn Ihr ihn wollt aufschreiben, wie?"

„Gut, ich höre gern Alles, was es in diesem Lande Merkwürdiges und Unterhaltendes gibt."

„Sehr gut, Monsieur Cataline, ich werden Eüch erzählen sehr viel Interessantes; mais, aber, Ihr werden niemals erzählen, wie wir sein gewesen fest, diese Nacht, wie?"

„Nein Baptiste, ich werde es weder erzählen, noch malen."

„Gut, je commence, — diable, Bogard! Ihr müssen sitzen grad, ou il n'est pas possible für zu halten die Haut über Alle. Je commence,

Monsieur Cataline, zu beschreiben ein Hunde-Fest, wobei ich war zugegen bei die verdammten Pieds noirs; ich werde beschreiben eine grande, magnifique Cérémonie und Ihr werden sie aufschreiben?"

„Ja, ich werde sie zu Papier bringen."

„Pardon, pardon, ich sein sehr müde, ich werden erzählen morgen, vielleicht ich werden — eh bien, — aber Ihr werden Niemand sagen, wie wir aussehen, Monsieur Cataline?

„Nein, Baptiste, niemals."

„Eh bien — bonne nuit."

So verbrachten wir die Nacht, bis endlich die Sonne aufging und uns gestattete, einen Blick auf unsere Umgebung zu werfen. Unsere Lage war keineswegs erfreülich. Der ganze Hügel war eine zähe Thonmasse und ein Schritt über den Rand unseres Lagerplatzes hätte uns unvermeidlich hundert Fuß tief in den Fluß hinabbefördert. Wir selbst sahen aus wie Büffel, die sich im Schlamme gewälzt haben, und es blieb uns nichts übrig, als still zu sitzen, bis die Sonne die Oberfläche des Thons so weit getrocknet hatte, daß wir es wagen konnten, vorsichtig hinabzusteigen. Dies geschah um elf Uhr Morgens und als wir glücklich unten angekommen waren, rief Baptiste aus: „Nun haben wir doch die verdammten Muskit betrogen, wie?"

Dies ist nun freilich noch immer nicht die versprochene „Geschichte", aber einer von den kleinen Vorfällen, der nicht gut übergangen werden konnte, da er zum besseren Verständniß der Erzählung selbst dient. Die Geschichte selbst ist blutig und gibt einen Begriff von der Macht des Aberglaubens bei den Indianern. Drei mächtige, stolze und tapfere Krieger sanken ins Grab und mein Leben wurde als Sühnopfer gefordert, und das Alles in Folge eines Bildnisses, welches ich gemalt hatte.

Neünundvierzigstes Kapitel.

Die Geschichte des Hundes. — Die Geschichte Wei-dschun-dschen's (Taubenei-Kopf). — Fernere Nachrichten über den Steinbruch des rothen Pfeifenthons. — Geschiebe in der Prairie. — Chemische Analyse des rothen Pfeifenthons.

Ich komme nun endlich zu der lange versprochenen „Geschichte des Hundes." Nachdem wir, nämlich Baptiste, Bogard und ich, von der Mündung des Yellow Stone-Flusses etwa 170 Meilen stromabwärts zurückgelegt hatten, landeten wir bei dem Handels-Posten der Amerikanischen Pelz-Compagnie, welcher der Obhut des Herrn Laidlaw anvertraut ist und etwa 250 Meilen oberhalb St. Louis liegt. Wir wurden herzlich willkommen geheißen und nachdem wir an einer wohlbesetzten Tafel Platz genommen, sagte Herr Laidlaw

zu mir: „Nun, lieber Freünd, ich freüe mich, Sie wohl zu sehen. Sie haben gewiß, seit Sie uns verließen, viel schöne Indianer gesehen und gewiß manches interessante Bild mitgebracht. Aber hier in unserer Nähe ist seit Ihrer Abreise wegen der Gemälde viel Lärm gewesen. Sie haben natürlich am Yellow Stone nichts davon erfahren, aber ich versichere Ihnen, daß bei uns kein Tag ohne irgend einen Lärm oder Auflauf in dieser Beziehung vergangen ist. Der „Hund" ist noch nicht todt, obgleich mehrmals nach ihm geschossen worden und ihm der Arm zerbrochen ist. Die Freünde des „kleinen Bären" haben den Bruder des „Hundes", einen braven Mann, überfallen und getödtet. Sie bereüen es jetzt, daß sie statt des größten Schurken einen der besten Männer der Nation getödtet haben und sinnen daher mehr als je auf Rache. Sie haben bereits mehrmals nach Ihnen gefragt; sie wissen, daß Sie den Fluß hinauf gefahren sind und erklären, daß Sie an allem Unglück schuld seien und wenn sie den „Hund" nicht finden könnten, so würden sie sich aufmachen, um Sie zu suchen! Diese unglückliche Angelegenheit hat eine Aufregung unter den Sioux bewirkt, wie ich sie noch nicht erlebt hatte, seit ich in diesem Lande bin. Mein theürer Freünd, Sie dürfen deshalb Ihre Reise in diesem schutzlosen Zustande nicht stromabwärts fortsetzen. Eine starke Streifpartei der Horde des „kleinen Bären" lagert jetzt weiter unten an dem Flusse und es würde Ihr Leben in Gefahr bringen, wenn Sie dort anhielten, wozu Sie vielleicht gezwungen würden." —

Ich muß hier für einen Augenblick etwas weiter zurückgehen. Als ich etwa vier Monate vor der Zeit, von welcher ich hier spreche, am Bord des Dampfbootes „Yellow Stone" den Missouri hinauf fuhr, verweilte ich mehrere Wochen in diesem Handels-Posten, wo 600 Sioux-Familien versammelt waren, die auf einer weiten Prairie an dem Ufer des Flusses ihre Zelte aufgeschlagen hatten.

Dieser Handels-Posten, welcher unter Herrn Laidlaw's Aufsicht steht, ist der Versammlungs-Ort und die Haupt-Handelsniederlage für den mächtigen Stamm der Sioux, die wol noch aus 50,000 Seelen bestehen mögen. Zu der erwähnten Zeit befanden sich dort etwa 5000—6000 dieser Indianer, um das Dampfboot zu sehen und den Agenten für die Indianer-Angelegenheiten zu sprechen. Während unseres dortigen Aufenthalts war ich sehr fleißig mit Malen beschäftigt, denn die angesehensten Haüptlinge und Medizin-Männer des Stammes waren dort anwesend. Das Malen war etwas ganz Neües und Unerklärliches für dieses Volk und erregte das größte Erstaunen; alles Andere, selbst das Dampfboot, wurde darüber vergessen.

Anfangs hegten sie einige Besorgnisse über die Folgen, welche eine so auffallende und unerklärliche Operation für diejenigen haben könnte, die sich ihr unterwarfen; nachdem man sie aber mit dem Zwecke derselben bekannt gemacht hatte, betrachteten sie es als eine Ehre und ich hatte vollauf zu thun. Mein Zimmer war beständig mit den Haüptlingen angefüllt, die sich nach ihrem Range auf die Erde setzten und in dieser Reihenfolge mußte ich sie malen, wobei diejenigen ausgeschlossen wurden, welche sich durch nichts ausgezeichnet hatten.

Der Erste, welchen ich malte, war der schon früher erwähnte Ha-wan-ghi-ta (Eichhorn), Oberhaupt der Nation, und nach ihm kamen die geringeren Haüptlinge ihrem Range gemäß an die Reihe, da ich aber unmöglich Alle malen konnte, so befürchtete ich Unannehmlichkeiten. Die Medizin-Männer oder Oberpriester, welche von Vielen als die Orakel und die wichtigsten Personen des Stammes betrachtet werden, wurden in der That eifersüchtig und redeten außerhalb der Hütte zu dem Volke, sagten, daß sie Alle Narren seien; daß diejenigen, welche sich malen ließen, bald sterben würden; daß die Bildnisse, welche einen bedeütenden Theil Leben in sich hätten, in den Händen der Weißen fortleben, diejenigen aber, welche sie vorstellten, nach dem Tode keine Ruhe haben würden.

Obgleich die bereits von mir Gemalten durch diese Reden etwas beunruhigt wurden, so wollten sie es sich doch nicht merken lassen, während die, welche noch nicht gemalt waren, jenen an Muth nicht nachstehen wollten, und daher der Gefahr, die sie Alle mehr oder weniger fürchteten, Trotz boten. Um diese Zeit entstanden Streitigkeiten unter den Haüptlingen und Kriegern der verschiedenen Banden, und an die Stelle der bunten Fröhlichkeit trat das furchtbare Kriegs-Geschrei und der ganze Lärm eines Indianischen Gefechts. Ich war damals mit dem Bildnisse Mah-to-tschih-ga's (Kleiner Bär), eines edlen schönen Mannes von der One-pa-pa-Horde, beschäftigt, und zwar malte ich das Gesicht fast im Profil, sodaß ein Theil desselben in den Schatten trat. Das Bild war beinahe vollendet, als ein Indianer Namens Schon-ka (der Hund), Haüptling der Kas-a-schi-ta-Bande, ein böser, mürrischer, von den Haüptlingen aller anderen Banden verachteter Mann, in die Hütte trat, sich dem Bilde gegenüber setzte, und nachdem er es einige Zeit betrachtet hatte, die Worte sprach: „Mah-to-tschih-ga ist nur ein halber Mann!"

Eine Todtenstille herrschte bei diesen Worten in dem Wigwam, während die Haüptlinge sich ängstliche Blicke zuwarfen, und offenbar wegen der Folgen dieser Aüßerung besorgt waren. Endlich fragte Mah-to-tschih-ga, ohne die Augen zu bewegen, mit festem Ton: „Wer sagt das?" — „Schon-ka sagt es, und Schon-ka kann es beweisen," war die Antwort. Bei diesen Worten richtete Mah-to-tschih-ga seine Augen mit einem Blicke, worin sich die tiefste Verachtung aussprach, auf Schon-ka und fragte: „Warum sagt Schon-ka das?" — „Frage We-tschasch-a-wa-kon (den Maler), er wird es Dir sagen; er weiß, daß Du nur ein halber Mann bist — er hat nur die eine Hälfte Deines Gesichts gemalt, und weiß, daß die andere Hälfte nichts taugt!"

„Wenn der Maler es sagt, will ich es glauben, aber wenn der „Hund" es sagt, so muß er es beweisen."

„Schon-ka sagt es und Schon-ka kann es beweisen; wenn Mah-to-tschih-ga ein Mann ist und es nöthig hat, daß ihm die Weißen Männer Ehre erzeigen, so möge er sich nicht schämen, sondern thun, was Schon-ka gethan hat; gib dem weißen Mann ein Pferd und dann laß ihn Dein ganzes Gesicht sehen, ohne Dich zu schämen."

„Wenn Mah-to-tschih-ga einen weißen Mann tödtet und ein Pferd

stiehlt, so mag er sich schämen, einen weißen Mann anzublicken; bis er ihm ein Pferd bringt! Wenn Mah-to-tschih-ga sich in einen Hinterhalt legt und einen ehrenwerthen und tapferen Sioux ermordet, weil er ein Feigling und nicht tapfer genug ist, ihm in ehrlichem Kampfe entgegenzutreten, dann mag er sich schämen, einen weißen Mann ins Angesicht zu blicken, bis er ihm ein Pferd gegeben hat." Mah-to-tschih-ga kann jedem ins Gesicht schauen und blickt jetzt auf ein altes Weib und eine Memme!"

Bei diesen Worten stand der Hund plötzlich auf, hüllte sich in seine Büffelhaut und verließ, unter dem Gelächter aller Haüptlinge, den Wigwam.

Der „kleine Bär" verfolgte ihn mit den Augen bis er die Hütte verlassen hatte, und nahm dann ruhig seine frühere Stellung wieder ein. Als sein Bildniß fertig war, stand er auf und überreichte mir einen schönen Rock von Hirschleder, der reich mit Stachelschwein-Stacheln und Skalplocken verziert war und auf dem er alle seine Kämpfe dargestellt hatte. Er verließ sodann den Wigwam und an der Thür des seinigen trat der Hund auf ihn zu und fragte ihn: „Was meint Mah-to-tschih-ga mit den letzten Worten, die er zu Schon-ka sagte?" — „Ma-to-tschih-ga sagte es und Schon-ka ist kein Dummkopf — das ist genug." Bei diesen Worten ging der Hund schnell nach seiner Hütte und der kleine Bär trat ebenfalls in die seinige, wo er sogleich seine Flinte lud und dann, wie es bei ihnen gebraüchlich ist, sich mit dem Gesicht auf die Erde warf, um den großen Geist um Beistand anzuflehen. Seine Frau, welche seinen aufgeregten Zustand bemerkte und üble Folgen befürchtete, zog, ohne von dem Vorgefallenen etwas zu wissen, heimlich die Kugel aus der Flinte.

In diesem Augenblicke rief der Hund außerhalb der Hütte: „Wenn Mah-to-tschih-ga ein ganzer Mann ist, so möge er herauskommen und es beweisen; Schon-ka ist es, der ihn ruft!" — Die Frau schrie auf, aber es war zu spät; er hatte die Flinte ergriffen und sprang zur Thür hinaus. Beide schossen gleichzeitig. Der Hund entfloh unverwundet; aber der kleine Bär wälzte sich in seinem Blute und sonderbarer Weise war die ganze Seite des Gesichts, welche im Bilde fehlte, und die, wie der Hund sagte, nichts tauge, vom Kinn bis zum Ohr, mit Einschluß eines Theiles der Nase und des einen Auges, weggeschossen. Wer mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer bekannt ist, der kann sich einen Begriff machen von der Aufregung, welche dieser Vorfall unter mehreren tausend in eifersüchtige Horden getheilten Sioux hervorrief. In einem Augenblicke waren Alle mit Flinten oder Bogen bewaffnet; die Freünde des Hundes sammelten sich um ihn und er floh unter einem Hagel von Pfeilen und Kugeln; aber die Mitglieder der One-pa-pa-Horde, welcher der Ermordete angehörte, eilten von allen Seiten zur Rache herbei, es entspann sich ein Kampf auf der Prairie und dem Hunde wurde der eine Arm zerschossen, doch gelang es ihm endlich, zu entkommen.

Am folgenden Tage starb der kleine Bär an seinen Wunden und wurde beerdigt. Seine Frau war untröstlich bei dem Gedanken, daß sie die unmittelbare, wenn gleich unschuldige Ursache seines Todes geworden war.

Dieser wunderbare und unglückliche Vorfall wurde bald das allgemeine Gespräch im ganzen Dorfe und die aberglaübige Menge betrachtete mich als die Ursache alles Unheils. Ich packte daher schnell meine Gemälde und Geräthschaften ein und Alle, sowohl die Pelzhändler, als die Reisenden, waren bereit, mich zu schützen. Ich entging indeß der unmittelbaren Rache wol hauptsächlich dadurch, daß ich mein aufrichtiges und herzliches Bedauern zu erkennen gab, indem ich der Wittwe und den Verwandten des Getödteten ansehnliche Geschenke gab und nebst Herrn Laidlaw und den übrigen Herren ihm ein ehrenvolles Begräbniß veranstaltete und über seinem Grabe eine schöne Sioux-Hütte errichtete, auf deren Spitze eine weiße Flagge wehte.

Dem ehrenwerthen und tapferen Mah-to-tschih-ga wurden viele Thränen nachgeweint und alle Krieger seiner Horde schwuren, nicht eher zu ruhen, als bis der Hund den Tod ihres Haüptlings und Führers mit dem Leben gebüßt habe.

An dem Tage der Beerdigung reiste ich am Bord des Dampfbootes nach der Mündung des Yellow Stone-Flusses ab, und während meiner Abwesenheit hatten die Freünde des Ermordeten fast das ganze Land der Sioux durchstreift, ohne den Hund auffinden zu können. Unglücklicherweise kommt sein Bruder, ein ehrenwerther und von Allen, die ihn kannten, geachteter Mann, ihnen in den Weg und der Durst nach Rache verleitet sie, ihn zu tödten. Tiefe Reüe folgte jedoch dieser raschen That, und der Gedanke, einen so edlen Mann statt eines solchen Nichtswürdigen getödtet zu haben, steigerte ihre Erbitterung gegen den Hund auf das Höchste und sie schwuren, ihre Waffen nicht eher niederzulegen und weder Weib noch Kind zu umarmen, bis vollständige Rache das Haupt des Schuldigen getroffen habe. So stand diese Angelegenheit, als ich auf meiner Reise den Fluß abwärts Herrn Laidlaw wieder besuchte, wie ich zu Anfang dieses Kapitels erzählt habe.

Die Aufregung unter den Sioux hatte den ganzen Sommer hindurch fortgewährt. Viele von ihnen betrachteten mich als den alleinigen Urheber alles Mißgeschickes; ich hätte, meinten sie, gewußt, daß die eine Hälfte von des Mannes Gesicht nichts tauge, sonst würde ich sie nicht auf dem Bilde weggelassen haben; ich müsse folglich auch alles aus dieser Weglassung entstandene Unheil vorher gewußt haben; ich sei daher ein gefährlicher Mann und wenn der Hund nicht aufzufinden sei, so müsse ich für meine Vermessenheit büßen. Es wurden Raths-Versammlungen gehalten und in aller Feierlichkeit mein Tod beschlossen. In einer dieser Versammlungen erhob sich ein junger Mann von der Onc-pa-pa-Horde und sagte: „Das Blut zweier Haüptlinge ist so eben auf die Erde geflossen und hundert Bogen sind gespannt, um noch mehr Blut zu vergießen! Auf wen sollen wir sie richten? Ich bin ein Freünd der weißen Männer, aber es ist Einer hier, dessen Medizin zu groß ist — er ist ein großer Medizin-Mann! Seine Medizin ist zu groß! Er war der Tod Mah-to-tschih-ga's'! Er machte nur eine Seite seines Gesichts! Er wollte nicht die andere machen — die Seite, welche er machte, war lebend, die andere war todt und Schonka schoß sie weg! Wie ist das? Wer soll sterben?"

Nach diesem sprach Ta-sih-kih-da-tscha von der Jankton-Horde: „Vater! dieser Medizin-Mann hat uns großen Kummer verursacht! Du sagtest zu unseren Haüptlingen und Kriegern, sie müßten sich malen lassen — Du sagtest, er sei ein guter Mann und wir glaubten Dir! — Du dachtest so, mein Vater, aber Du siehst, was er gethan hat! Er sieht unsere Haüptlinge und Frauen an und macht sie dann lebend! Auf diese Weise hat er unsere Haüptlinge hinweggeführt und wenn sie todt sind, kann er ihre Geister quälen! — Sie werden unglücklich sein. Wenn er sie dadurch lebend machen kann, daß er sie erblickt, so kann er uns viel Unglück zufügen! — Du sagst, sie lebten nicht — wir sehen ja ihre Augen sich bewegen! ihre Augen folgen uns, wohin wir auch gehen, das ist genug! Ich habe nichts mehr zu sagen! —

Auf diesen Redner folgte ein junger Mann der Onc-pa-pa-Horde: „Vater! Du weißt, daß ich der Bruder Mah-to-tschi-gas bin! Du weißt, daß ich ihn liebte — beide Seiten seines Gesichts waren gut und der Medizin-Mann wußte dies auch! Warum ließ er die Hälfte seines Gesichts weg? Er brauchte sich nie zu schämen, sondern blickte dem weißen Mann immer gerade ins Gesicht! Warum wurde jene Seite seines Gesichts weggeschossen? Dein Freünd ist nicht unser Freünd und er hat sein Leben verwirkt. Du mußt uns sagen, wo er ist — wir müssen ihn sehen!"

Sodann nahm Toh-kei-i-to (ein Medizin-Mann der Jankton-Horde, einer der besten Redner) das Wort: „Mein Freünd, es sind junge Leüte, die so eben gesprochen haben — ich fürchte mich nicht! Dein weißer Medizin-Mann hat mein Bildniß gemalt und es war gut — ich freüe mich darüber — ich bin sehr froh, zu sehen, daß ich leben soll, nachdem ich todt bin! — Ich bin alt und fürchte mich nicht! — Einige unserer jungen Leüte sind närrisch. Ich weiß, daß dieser Mann viele unserer Büffel in sein Buch hineingesteckt hat! denn ich war bei ihm und wir haben seitdem keine Büffel zu essen gehabt; es ist wahr — aber ich fürchte mich nicht! Seine Medizin ist groß und ich wünsche ihm alles Gute — wir sind Freünde!"

Auf diese Weise wurde die Angelegenheit während meiner Abwesenheit von dem aberglaübigen Volke erörtert und deshalb gab Herr Laidlaw mir den Rath, einen anderen Weg einzuschlagen, weil an der Mündung des Cabri-Flusses, siebenzehn Meilen stromabwärts, einige hundert Indianer von der Horde des kleinen Bären gelagert seien, die mich ihrer Rache opfern würden. Allein trotz dieses wohlgemeinten Rathes setzte ich meine Reise mit Baptiste und Bogard in dem kleinen Kanoe stromabwärts fort. Als wir bei dem erwähnten Lager der Sioux vorüber kamen, hilten wir uns am entgegengesetzten Ufer, und obgleich die gewöhnliche Einladung (welche darin besteht, daß mehrere Kugeln einige Ruthen vor dem Fahrzeüg ins Wasser geschossen werden) auch an uns erging, so ließ man uns doch, als wir nicht darauf achteten, ruhig weiter ziehen, da wir nicht erkannt wurden. In St. Louis erzählte mir der Major Bean, welcher einige Wochen später dort ankam, daß der Hund endlich bei den Black Hills (schwarzen Bergen) getödtet worden und diese Angelegenheit somit für immer abgemacht sei.

Dies ist die „Geschichte des Hundes", die den Tod dreier tapferer Krieger veranlaßte und auch beinahe einem „großen Medizin-Mann" das Leben gekostet und den Leistungen seines Pinsels für immer ein Ziel gesetzt hätte! Übrigens wird diese Geschichte unstreitig zu einer höchst wunderbaren Sage unter den Sioux Veranlassung geben und durch Erzählung und Gesang von Geschlecht zu Geschlecht unter diesem aberglaübigen Volke fortgepflanzt werden.

Nachdem ich diese merkwürdige und unglückliche Geschichte beendigt hatte, wurde ich aufgefordert, die

Geschichte von Wei-dschun-dschoe (Taubenei-Kopf)

zu erzählen und ich that dies so, wie ich sie zuerst Baptiste erzählt hatte.

„Nun, Baptiste, ich versprach Dir gestern Abend eine Geschichte zu erzählen; war es nicht so?"

„Oui, Monsieur, oui, von der Tauben-Kopf."

„Nein, Baptiste, von dem Taubenei-Kopf. Der Indianische Name dieses Mannes in der Sprache der Assinneboiner war Wei-dschun-dschoe."

„Wie! comment? Wei-dschun-dschoe, le frère de ma douce Wih-nion-ka, le fils du Chef Assinneboin? Aber, excusez, fahren Sie fort, s'il vous plait."

„Wei-dschun-dschoe war ein Krieger der Assinneboiner — jung, stolz, schön, tapfer und voll Anstand. Er war Sieger in manchem Kamfe gewesen, zahlreiche Skalpe von den Köpfen seiner Feinde schmückten seinen Anzug und er hatte gerechte Ansprüche auf die höchsten Ehrenstellen des Landes, denn sein Vater war Haüptling der Nation."

„Le même! derselbe — mon frère — mon ami! Bien, ich seien composé, fahren Sie fort, Monsieur!"

„Dieser junge Assinneboiner wurde vom Major Sanford, dem Indianer-Agenten, auserwählt, um seinen Stamm bei der Gesandtschaft zu vertreten, die sich im Winter des Jahres 1832 unter der Führung des genannten Offiziers nach Washington begab."

„Als die Gesandtschaft von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses den Missouri hinabfuhr und die ersten Ansiedlungen der Weißen erreichte, fingen Wei-dschun-dschoe und ein anderer Indianer seines Stammes an, für jedes Haus, bei welchem sie vorüber kamen, einen Einschnitt in das Rohr ihrer Pfeife zu machen, um bei der Rückkehr ihren Landsleüten zeigen zu können, wie viele Haüser der weißen Männer sie auf ihrer Reise gesehen hätten. Anfangs ging dies ganz gut, aber je weiter sie den Fluß hinabfuhren, um so zahlreicher wurden die Wohnungen und bald waren nicht nur die Pfeifenröhre, sondern auch die Handgriffe ihrer Kriegskeülen mit Einschnitten bedeckt. Als daher das Boot eines Tages anlegte, stiegen Wei-dschun-dschoe und sein Begleiter ans Land, schnitten sich lange Stäbe, schälten die Rinde ab und begannen nun die Einschnitte von den Pfeifenröhren und der Kriegskeüle auf die Stäbe zu übertragen, zugleich aber auch für jedes Haus, an dem sie vorüberfuhren, ein neües Zeichen hinzuzufügen. Auch diese Stäbe waren bald mit Einschnitten bedeckt und in den nächsten Tagen noch mehrere andere,

so daß sie zuletzt nicht wußten, was sie mit ihren Stäben machen sollten, und als sie nun gar St. Louis, eine Stadt von 15,000 Bewohnern, erreichten, da warfen sie, nach einer kurzen Berathung, alle ihre Stäbe in den Fluß!

„Ich befand mich bei der Ankunft der Gesandtschaft in St. Louis und benutzte den Aufenthalt derselben, um mehrere Indianer zu malen. Der Erste war Wei-dschun-dschoe, der nur mit Widerstreben den von dem Major Sanford und von mir an ihn gerichteten Anforderungen nachgab, indem seine Furcht und sein Stolz einen harten Kampf zu bestehen hatten. Er erschien mürrisch in meinem Zimmer, hatte aber glänzende Toilette gemacht. Er trug seine National-Tracht; die Beinkleider und der Rock waren von dem Fell des Bergschafes, reich mit Stachelschwein-Stacheln und Skalplocken verziert; darüber hing sein langes Haar in Flechten fast bis auf die Erde; den Kopf bedeckte der Schmuck aus den Federn des Kriegs-Adlers — sein Mantel war die Haut eines jungen Büffel-Stiers, auf welcher seine Kriegsthaten abgebildet waren — Köcher und Bogen hatte er umgehängt und sein Schild war aus der Halshaut eines Büffels gemacht."

„Nachdem ich ihn und seinen Gefährten gemalt hatte, reisten sie in Begleitung des Majors Sanford nach Washington ab. Dort war Wei-dschun-dschoe überall voran — er war der Erste, der dem Präsidenten die Hand reichte — der Erste, der ihn anredete und der Letzte, der ihn verließ — aber er war auch nicht unempfindlich gegen den Beifall und die Bewunderung des schönen Geschlechts. Er besuchte die größeren Städte, sah die Forts, die Schiffe, die Kanonen, Dampfboote, Luftballons u. s. w. und kehrte im nächsten Frühjahr nach St. Louis zurück, von wo ich auf meinem ersten Ausfluge nach dem Yellow Stone-Flusse die Reise in seine Heimath auf demselben Dampfboote mit ihm machte.

Er hatte in Washington sein prächtiges National-Kostüm gegen einen vollständigen Militair-Anzug ausgetauscht; vielleicht war dieser ein Geschenk des Präsidenten. Als er auf dem Verdecke des Dampfbootes erschien, trug er einen Rock vom feinsten blauen Tuche mit Goldtressen besetzt, auf den Schultern zwei gewaltige Epauletten, um den Hals eine glänzend schwarze Binde, und seine Füße waren in ein Paar wasserdichter Stiefel mit hohen Absätzen gezwängt, wodurch sein Gang unsicher und schwankend wurde."

„Ha, ha, ha! — pardon, Monsieur Cataline, ich muß lachen — er waren ein fein Gentleman, wie?"

„Auf dem Kopfe trug er einen hohen Biber-Hut mit breiter Silbertresse und einem zwei Fuß langen rothen Federbusch; der steife, gerade Rock-Kragen reichte ihm bis über die Ohren hinauf und über den Rücken hing sein langes, mit rother Farbe geschmücktes Haar in Flechten herab. Um den Hals trug er eine große silberne Medaille an einem blauen Bande und an einem breiten über die rechte Schulter gehenden Riemen hing ein breiter Säbel. Die Hände waren mit ziegenledernen Handschuhen bekleidet, in der Rechten trug er einen großen Fächer, in der Linken einen blauen Regenschirm. So hatte man in Washington den armen Wei-dschun-dschoe ausstaffirt und in diesem Aufputze

stolzirte er; das „Yankee Doodle" (National-Lied der Amerikaner) pfeifend, auf dem Verdecke des Dampfbootes umher."

„So reiste ich mit diesem neugebackenen Gentleman von St. Louis aus über 400 Meilen weit und ich konnte ihn nie ansehen, ohne zu lachen, denn er sah wirklich aus wie ein gestiefelter Kater!

„Diable! das sein ein guter Vergleich! Ich haben ihn gesehen, wenn er sein angekommen bei der Yellow Stone; Sie wissen, ich waren dort. Ich mußten lachen, wenn er sein herunter gekommen von der Boot und alle die Assineboins waren dort, ihn zu sehen. Ich waren fast todt vor Lachen."

„Nachdem Wei-dschun-dschoe in seiner Heimath angekommen und die üblichen Begrüßungen unter seinen Freünden vorüber waren, begann er die einfache Erzählung seiner Erlebnisse unter den Weißen; aber seinen Landsleüten erschien Alles so unglaublich, daß sie ihn für einen Lügner erklärten. „Er ist," sagten sie, „unter den Weißen gewesen, die große Lügner sind und Alles, was er dort gelernt hat, ist, daß er zurückkehrt und Lügen erzählt." Er verfiel schnell in Ungnade, verlor alle Aussicht auf eine bedeutende politische Stellung, wurde von den Haüptlingen gemieden und als ein verlorenes Glied des Stammes betrachtet. Nur der große Haufe des Stammes lauschte noch am Feüer den Erzählungen des „vielgereisten Indianers."

„Am Tage nach seiner Ankunft verfertigte seine Frau sich aus den Schößen, als einem überflüssigen Theile des Rockes (es war ein Frack), ein Paar Beinkleider und aus der silbernen Hut-Tresse ein Paar Strumpfbänder. Den so verkürzten Rock trug nunmehr sein Bruder, während er selbst mit Köcher und Bogen, aber ohne Rock, erschien und seine staunenden Freünde sein feines Hemd mit kostbaren Hemdknöpfen bewunderten. Der Säbel behauptete noch immer seinen Platz, aber schon um Mittag vertauschte er die Stiefeln mit Mokassins, und in diesem Aufzuge saß er erzählend unter seinen Freünden, wobei er jedoch einem Fäßchen Branntwein, welches er aus Washington mitgebracht, so fleißig zusprach, daß ihm endlich die Zunge zu schwer wurde."

„Eine seiner Geliebten hatte ihre Blicke auf seine schönen seidenen Tragebänder gerichtet und am nächsten Tage sah man ihn, Yankee Doodle und Washington's Marsch pfeifend, mit dem Branntwein-Fäßchen unter dem Arme nach der Hütte seiner alten Bekanntschaft hinschwanken. Sein weißes Hemd, oder derjenige Theil desselben, welcher im Winde geflattert hatte, war auf anstößige Weise verkürzt worden — seine blauen, mit Goldtressen besetzten Pantalons waren in ein Paar komfortable Beinkleider verwandelt — dabei hatte er Bogen und Köcher umgehängt und der breite Säbel, welcher auf der Erde nachschleppte, war ihm zwischen die Beine gekommen und diente ihm so gewissermaßen als Steüer, um ihn sicher über die „unruhige Oberfläche der Erde" hinwegzuführen.

„Auf diese Weise waren zwei Tage vergangen, das Fäßchen war leer und von seinem ganzen stattlichen Aufzuge war ihm nur noch der Regenschirm übrig geblieben, an dem nun sein ganzes Herz hing und den er in jedem Wetter bei sich führte, während er übrigens wieder eine Leder-Kleidung trug.

In diesem Aufzuge, mit dem Regenschirm, als dem einzigen noch übrigen Beweis seiner ehemaligen Größe, in der Hand, fing er nun an, in nüchternen Augenblicken seinem Volke einfach und wahr zu erzählen, was er auf seiner Reise im Osten gesehen und erlebt hatte. Aber zum Unglück für ihn war dies Alles für sie zu wunderbar und zu unwahrscheinlich, als daß sie es hätten glauben können. Er erzählte der staunenden Menge, die sich stets um ihn versammelte, von der großen Menge Haüser, die er gesehen — von den großen und kleinen Städten mit all' ihrem Reichthum und Glanz — von dem Reisen auf Dampfbooten, Postwagen und Eisenbahnen. Er beschrieb unsere Forts, die Schiffe von 74 Kanonen, — die großen Brücken — das große Rathhaus in Washington und was darin geschehe — die wunderbaren Maschinen in dem Patent-Büreau, welches er die „größte Medizin-Hütte" nannte, die er jemals gesehen — er schilderte die große Militair-Parade, welche er in Neü-York sah — das Aufsteigen des Luftballons in Castle Garden — die Menge der weißen Menschen, die Schönheit der weißen Squahs (Frauen) — aber dies Alles überstieg so sehr das Fassungs-Vermögen seiner Zuhörer, daß es „unmöglich wahr sein konnte" und er mußte daher „der größte Lügner in der ganzen Welt" sein.*)

„Er erlangte indeß einen Ruhm anderer Art: man nannte ihn den Medizin-Mann, und zwar einen von der außerordentlichsten Art, denn wer im Stande sei, so außerordentliche und sinnreiche Dinge zu ihrer Unterhaltung zu erfinden und heraufzubeschwören, der müsse mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein. Seine „Medizin" war jedoch so groß, daß die Haüptlinge und Alle ihn als das außerordentlichste Wesen betrachteten und ihm diejenigen Ehrenbezeigungen und Hochachtung erwiesen, die in dem Indianer-Lande denen zu Theil werden, die sich durch ihre „Medizin" oder „Mysterien" auszeichnen. Man nannte ihn nicht nur die „größte Medizin", sondern auch die „Lügen-Medizin." Allein die Achtung und Bewunderung, welche man ihm anfangs bewies, ging bald in Scheü, dann in Furcht und zuletzt in Schrecken über, so daß sie endlich übereinkamen, die Welt von einem Ungeheüer zu befreien, welches so übermenschliche Fähigkeiten besitze.

„Wie! Monsieur Cataline, sie haben gesucht, ihn zu tödten?"

„Ja, Baptiste. Der Unglückliche lebte auf diese Weise drei Jahre lang, während welcher Zeit er fortfuhr „Alles, was er auf seiner Reise in den „Fernen Osten" erlebt hatte, zu erzählen, bis seine Medizin so beunruhigend groß wurde, daß sie glaubten, ihn als Zauberer tödten zu müssen. Ein junger Mann des Stammes übernahm die Ausführung dieses Vorhabens. Er hatte mit den anderen Verschworenen die feste Überzeügung, daß Wei-dschun-dschoe's Medizin zu groß und daß er ein so gewaltiger Lügner sei, daß eine Flinten-Kugel ihn nicht tödten werde. Die Ungewißheit, was zu thun sei, währte mehrere Wochen, bis der junge Mann einen Traum hatte, der alle Schwierig-

*) Zum Unglück für diesen armen Teüfel war sein Reisegefährte, welcher seine Aussagen hätte bestätigen können, auf dem Heimwege an der Braüne gestorben.

keiten hob. Er begab sich nämlich, der Vorschrift des Traumes gemäß, in das Fort an der Mündung des Yellow-Stone-Flusses, und trieb sich so lange um das dortige Vorrathshaus herum, bis es ihm gelang, den Henkel eines eisernen Topfes zu stehlen, der, wie er glaubte, die erforderlichen Eigenschaften besaß. Er ging nun in den Wald, und feilte so lange an dem Henkel bis derselbe in den Flintenlauf hineinpaßte. Nun kehrte er mit der Flinte unter der Büffelhaut wieder in das Fort zurück, stellte sich hinter Wei-dschun-dschoe, der mit dem Pelzhändler sprach, und zerschmetterte ihm den Kopf!

„Sacré! vengeance! oh, mon Dieu! Lassen Sie mich schreien, immer! Oh, es seien nicht wahr, ich hoffe Monsieur, nicht wahr?“

„Ja, Baptiste, es ist wahr. So endigten die Tage und die Größe und aller Stolz und alle Hoffnungen Wei-dschun-dschoe's, des Taubenei-Kopfes. Er war ein tapferer Krieger, der an 2000 Meilen weit reiste, um den Präsidenten und die großen Städte der civilisirten Welt zu sehen, und der, weil er bei seiner Rückkehr die Wahrheit und nichts als die Wahrheit erzählte, verachtet und als Zauberer ermordet wurde.“

Von dem St. Anthony-Wasserfalle reisten wir, d. h. Herr Wood, ich und unser Indianischer Führer O-kup-pih, längs des St. Peters-Flusses etwa 17 Meilen weit, überschritten ihn zuerst an einem Punkte, welcher „Traverse des Sioux“ heißt und dann etwa sechs Meilen oberhalb der Mündung des Terre Bleu. Hier verließen wir den St. Peters-Fluß und nachdem wir in nordwestlicher Richtung etwa 25 Meilen weit über eine der schönsten Prairieen der Welt zurückgelegt hatten, erreichten wir den Fuß des Côteau des Prairies, wo sich, wie bereits erwähnt, Herr La Tromboise uns anschloß. Dieser Landstrich, so wie die Gegend am St. Peters-Flusse, hat größtentheils sehr fruchtbaren Boden und einen Überfluß an trefflichem Wasser, welches aus tausend Quellen hervorsprudelt. Schon in der Entfernung von mehreren Meilen sahen wir den Bergrücken wie eine am Horizont stehende blaue Wolke vor uns und wir merkten es kaum, als wir an seinem Fuße angekommen waren, so allmälig erhebt sich das umliegende Land. Über diese Schwellen oder Terrassen, welche sich allmälig übereinander erheben, reisten wir acht bis zehn Meilen weit, bis wir endlich den Rücken erreichten. Von dem Rücken bis an den Fuß, eine Strecke von acht bis zehn Meilen, sieht man nach allen Richtungen hin weder Baum noch Gebüsch, dagegen ist das ganze Land mit einem grünen Rasen von fünf bis sechs Zoll langem Grase bedeckt, und unser Führer versicherte uns, daß der Westabhang, nach dem Missouri hin, dem östlichen hinsichtlich der Neigung, der Länge und der Baumlosigkeit ganz gleich sei.

Oben auf der Höhe dieses Walles oder Rückens fanden wir den berühmten Steinbruch oder Fundort der rothen Pfeife. Das Merkwürdigste ist hier eine senkrechte Mauer von Quarz, 25—30 Fuß hoch, die sich, mit der entblößten Seite nach Westen gerichtet, etwa zwei Englische Meilen weit von Nor-

den nach Süden erstreckt und sich dann an beiden Enden unter die Prairie verliert, die dort etwas höher ist und jene Quarz-Masse wahrscheinlich noch auf viele Meilen weit bedeckt. Ein kleiner Bach, welcher etwas hinter der Quarz-Mauer aus mehreren Quellen entspringt, hat die Erde hinweggespült und fließt nun auf eine Strecke von zwei Englischen Meilen über einer vollkommen ebenen Quarz-Fläche und stürzt sich dann über den Rand der Mauer in ein kleines Bassin hinab, von wo er dem Missouri zufließt, in den er sich unter dem Namen „Big Sioux-Fluß“ ergießt.

Diese schöne Mauer besteht aus mehreren horizontalen Schichten von hellgrauem, rosenrothem und fleischfarbigem Quarz und ist, fast auf der ganzen senkrechten Seite, und auf mehreren Morgen der horizontalen Oberfläche wie polirt oder durch Schmelzung verglast.

Am Fuße dieser Mauer liegt eine ebene, etwa eine halbe Englische Meile breite Prairie und hier ist der Fundort des rothen Pfeifensteins. Die Indianer graben zu diesem Zwecke durch mehrere schiefrige Schichten des rothen Steins hindurch bis zu der Tiefe von vier oder fünf Fuß.*) Aus den zahlreichen Spuren von älteren nnd neüeren Ausgrabungen ergibt sich, daß dieser Ort seit vielen Jahrhunderten des rothen Steins wegen besucht worden ist, und aus der großen Anzahl von Gräbern und Überresten alter Befestigungs-Werke, sowie aus den noch vorhandenen Sagen scheint hervorzugehen, daß die Indianer-Stämme seit langer Zeit eine aberglaübige Verehrung für diesen Ort gehegt und daß die verschiedenen Stämme regelmäßige Wanderungen dorthin unternahmen, um ihre Pfeifen zu erneüern.

Einige Ruthen von der Quarz-Mauer entfernt und auf der Prairie, wo der Pfeifenstein gegraben wird, liegen fünf gewaltige Gneis-Blöcke in einer Reihe neben einander, von denen der kleinste 12—15 Fuß, der größte 25 Fuß im Durchmesser hat. Der Feldspath dieser Geschiebe ist sehr großkörnig und es liegen Krystalle darin von einem Zoll Dicke. Die abgerundete Oberfläche der Blöcke ist ganz mit grauem Moose überzogen, wodurch sie ein sehr altes und ehrwürdiges Ansehen erhalten. Unter denselben befinden sich die beiden oben erwähnten Löcher oder Öfen, worin, nach der Erzählung der Indianer, die beiden Frauen, die Schutzgeister dieses Ortes, sich aufhalten.

Die Indianer hegen eine so große Ehrfurcht vor diesen Steinen, daß sie stets dreißig bis vierzig Schritte von denselben entfernt bleiben, wenn sie um die Erlaubniß bitten, etwas von dem rothen Stein für ihre Pfeifen holen zu dürfen.

Diese fünf Geschiebe unterscheiden sich wesentlich von den vielen tausend Blöcken, die in dem großen Thale des Missouri und Mississippi, von dem

*) In den vielen älteren und neüeren Ausgrabungen konnte ich erkennen, daß diese Schichten an verschiedenen Punkten eine sehr verschiedene Mächtigkeit hatten und an einigen Stellen von einer vier bis fünf Fuß mächtigen Schicht eines Gesteins überlagert wurden, welches der untersten Schicht der Quarz-Mauer ähnlich oder in der That ein Theil derselben war.

Yellow Stone-Flusse bis fast an den Meerbusen von Mejico, zerstreüt sind. Diese letzteren zeigen eine unendliche Manchfaltigkeit in der Färbung, und man sieht sie vom Weißen durch alle Schattirungen bis zum Dunkelrothen, so wie gelbe, blaue (?) und fast pechschwarze.

Der Côteau des Prairies bildet die Wasserscheide zwischen dem St. Peters-Flusse und dem Missouri. Das Südende desselben liegt etwa in der Breite des St. Anthony-Wasserfalles und gleich weit von beiden Flüssen entfernt. Von hier streicht er in nördlicher, etwa 2—3° gegen Westen abweichender Richtung 50—60 Meilen weit und dacht sich dann allmälig gegen Norden ab. An seinem Ost-Fuße entspringen der St. Peters-Fluß und seine Nebenflüsse, am Nord-Fuße der Red River (rothe Fluß) nebst mehreren anderen in die Hudsons-Bai sich ergießenden Flüssen, am West-Abhange der Jaques-Fluß und einige andere Nebenflüsse des Missouri und am Süd-Fuße der Red Cedar- (rothe Ceder-), Joway- (Aiowä-) und der Moines-Fluß.

So erstreckt sich dieser wunderbare, zehn bis zwanzig Meilen breite Wall mehrere hundert Englische Meilen weit. Er steigt von allen Seiten ganz allmälig an, ohne Baum, ohne Strauch und, ausgenommen bei dem Pfeifenstein-Bruche, ohne Felsen — überall sieht man, so weit das Auge reicht, nur eine gleichförmige Grasdecke. Dagegen sind sowol der Rücken als die Abhänge mit Granit-Geschieben besäet. *)

*) Der Dr. Jackson in Boston, ein tüchtiger Mineralog und Chemiker, dem ich einige Stücke des Pfeifensteins übersandte, sagt in Silliman's American Journal of Science, vol. XXXVII. pg. 394., daß derselbe kein Steatit (Speckstein) sondern ein neües Mineral sei, härter als Gyps, aber weicher als Kalkspath. Er theilt an dem erwähnten Orte folgende Analyse dieses Minerals mit:

Wasser. . . . . —	8,4.
Kieselerde. . . . . —	48,2.
Thonerde. . . . . —	28,2.
Talkerde. . . . . —	6,0.
Kohlensaure Kalkerde. —	2,6.
Eisen-Suboxyd. . . . . —	5,0.
Mangan-Oxyd. . . . . —	0,6.
	99,0.
Verlust (wahrscheinlich Talkerde) . . . . . . —	1,0.
	100,0.

Fünfzigstes Kapitel.

Catlins Rückkehr vom Côteau des Prairies. — Der Schwan-See. — Fangen der Moschus-Ratte und Einsammeln des wilden Reises. — Catlin schifft sich bei Traverse des Sioux auf dem St. Peters-Flusse ein. — Ankunft bei dem St. Anthony-Wasserfalle. — Der Pepin-See. — Prairie-du Chien. — Cassville. — Rock Island. — Sakis und Fuchs-Indianer. — Kih-o-kuck zu Pferde. — Der Sklaven-Tanz. — Das Rauchen der Pferde. — Der Bettler-Tanz. — Das Segeln in Kanoes. — Der Entdeckungs-Tanz. — Der Tanz für die Medizin des Tapferen. — Vertrag mit den Sakis und Fuchs-Indianern.

Nachdem wir unsere Wißbegier an dem Fundorte des rothen Pfeifensteins hinlänglich befriedigt hatten, brachten unsere Pferde uns in fünf Tagen über die weite Ebene am Fuße des Côteau des Prairies nach Traverse des Sioux am St. Peters-Flusse.

Unser Weg führte uns durch einige der lieblichsten Prairie-Landschaften und ich zeichnete mehrere derselben. Eine der anmuthigsten Gegenden war der Schwan-See, welcher mehre englische Meilen lang und mit unzähligen kleinen, dicht bewaldeten Inseln angefüllt ist. Auf dieser Reise sahen wir Indianer mit dem Fange der Bisam-Ratte (Fiber zibethicus, Cuvier.) beschäftigt. Diese Thiere leben in großer Menge auf den nördlichen Prairien, wo sie ihre Wohnungen in seichtem Wasser aus den Stielen des wilden Reises erbauen. Diese haben die Gestalt eines kleinen Heü-Haufens, in dessen oberen Theile sich eine trockene Abtheilung befindet, worin das Thier über dem Wasser schläft; den Eingang bildet eine Öffnung unter der Oberfläche des Wassers. Die Indianer fangen diese Thiere in ungeheürer Menge und verkaufen die Felle derselben, welche sehr gesucht sind, an die Pelzhändler. Um sie zu fangen, waten zwei Indianer bis zu ihren Wohnungen, und während der Eine mit einem Stabe an die Rückseite derselben schlägt, tödtet der Andere das Thier, so bald es zu entfliehen sucht.

Der erwähnte wilde Reis (Zizania aquatica), welcher in den Flüssen und Seen längs der Ufer in großer Menge wild wächst, wird von den Indianern eingesammelt und als Nahrungsmittel benutzt. Dies Einsammeln, welches den Frauen obliegt, geschieht in der Weise, daß die eine das Boot rudert, während eine andere die Reis-Stengel in das Kanoe hineinbiegt, sie mit einem Stabe festhält und nun mit einem zweiten Stabe darauf schlägt, wodurch der Saame ausfällt; dies wird so lange fortgesetzt, bis das Kanoe gefüllt ist. Die Sioux bedienten sich hierbei der Rinden-Kanoes, die sie von den Tschippewäern gekauft hatten.

Während wir diese schönen Gegenden durchzogen, begegneten wir den Sioux, die uns an dem Besuche des Pfeifenstein-Bruches verhindern wollten, uns aber diesmal nicht weiter belästigten.

In Traverse des Sioux ließen wir unsere Pferde zurück und schifften uns in einem Kanoe, welches aus einem einzigen Baumstamme gezimmert war, nach dem St. Anthony-Wasserfalle ein, den wir am zweiten Tage spät Abends erreichten, obgleich das Kanoe stets umzuschlagen drohte, wenn wir uns nicht ganz ruhig verhielten. Da wir kein Dampfboot vorfanden, wie wir gehofft hatten, so mußten wir unsere Reise auf dem Mississippi bis Prairie du Chien, eine Strecke von mehr als 80 Meilen, in unserem kleinen Kanoe fortsetzen.

„Das wird eine schwere Arbeit sein in unserem kleinen Kanoe bis Prairie du Chien zu rudern, und wir das nicht leisten können, Catlin."

„Ach, lassen Sie das gut sein, mein lieber Freünd, wir müssen rudern, es bleibt uns nichts anderes übrig. Und dann bedenken Sie, welches Vergnügen eine solche Fahrt gewährt! Unsere Flinten und unsere Angeln sind in guter Ordnung und wir sind vollkommen Herren unseres Bootes — wir können nach Belieben in jede Bucht, in jeden Winkel hineinrudern, jeden Berg ersteigen und uns an den kieselreichen Gestaden des Pepin-Sees nach Herzenslust herumtreiben". — „Vortrefflich! das ist gerade, was ich liebe; wir werden Vergnügen und Arbeit in Fülle haben. Lassen Sie uns sogleich aufbrechen". — Wir nahmen daher Abschied von unseren Freünden und vertrauten uns in dem kleinen schwankenden Fahrzeüge abermals den grünen Gewässern des Mississippi an.

So ruderten wir zehn Tage lang bei gutem und schlechtem Wetter, tranken unseren Kaffe und lebten von Fischen, Geflügel, Muscheln, Schnecken, Fröschen und Klapperschlangen; letztere, gehörig zubereitet, schmeckten köstlich.

An dem östlichen Ufer des Pepin-Sees wurden wir durch heftige widrige Winde drei Tage aufgehalten. Als wir endlich unsere Reise fortsetzen konnten, landeten wir am Fuße des Berges Strombolo, wie ihn die Soldaten nennen, während er eigentlich von den Franzosen La Montaigne que tromps à l'eau genannt wird. Wir erstiegen ihn ohne große Mühe und hatten von seinem Gipfel eine der herrlichsten Aussichten, welche die westliche Welt zu bieten vermag. Der Berg erhebt sich in Pyramiden-Form 700 Fuß über den Wasserspiegel des Flusses, der ihn auf allen Seiten umfließt, und die Gestein-Schichten, aus welchen er besteht, korrespondiren genau mit denen der vorspringenden Vorgebirge an beiden Ufern des Stromes.

Als wir in Prairie du Chien ankamen, fanden wir dort kein Dampfboot und ebenso erging es uns in dem sechs Meilen entfernten Cassville; wir blieben daher auf unser kleines Fahrzeüg angewiesen, mit dem wir endlich auch Rock-Island (die Felsen-Insel) glücklich erreichten, wo die Sakis und Fuchs-Indianer versammelt waren, um einen Vertrag mit dem Gouverneur Dodge abzuschließen. Wir kamen noch zur rechten Zeit, um der Abschließung beizuwohnen, die mit kriegerischen Aufzügen und Tänzen gefeiert wurde. Die Sakis und Fuchs-Indianer hatten in der letzten Zeit so viel von ihren Ländereien verkauft, daß sie für reich gelten konnten und daher sich vor den meisten andern halbcivilisirten und verarmten Stämmen vortheilhaft auszeichneten.

Im 46. Kapitel erwähnte ich eines Besuchs, den ich in dem Dorfe Kihokuk's abstattete, bei welcher Gelegenheit ich ihn und mehrere andere Indianer

seines Stammes malte. Kih-o-kuk (der laufende Fuchs), der Haüptling des Stammes, ist ein würdevoller, stolzer Mann, mit großen Fähigkeiten. Nach Beendigung des unheilvollen Krieges, den ein Haüptling der Sakis, der berühmte „Schwarze Falke", im Jahre 1833 führte, wurde Kih-o-kuh, mit Zustimmung des ganzen Stammes, vom General Scott zum Haüptling der Sakis und Fuchs-Indianer ernannt, weil er während der Dauer des Krieges neütral geblieben und durch sein Ansehen zwei Drittheile der Krieger bewogen hatte, an dem Kampfe nicht Theil zu nehmen. Der Schwarze Falke, seine beiden Söhne und die angesehensten seiner Rathgeber und Krieger wurden bekanntlich gefangen genommen. Kih-o-kuk ist als Redner berühmt und einer der bekanntesten Haüptlinge, da er Washington und andere Atlantische Städte mehrmals besucht hat, wo er die, kraft der Verträge mit der Regierung der Vereinigten Staaten seinem Volke zustehenden Rechte vor Tausenden unerschrocken vertheidigte. Ich malte seinen Lieblings-Sohn, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, und die älteste seiner sieben Frauen, welche die Mutter jenes Knaben zu sein schien; ihr Anzug bestand zwar aus Stoffen von Amerikanischer Fabrik, war aber von ihr selbst auf wahrhaft prächtige Weise verziert worden.

Die Sakis und Fuchs-Indianer, welche einst zwei besondere Stämme, jedoch mit sehr verwandter Sprache, bildeten, haben sich vor nicht sehr langer Zeit zu einem einzigen Volke vereinigt, welches den Namen „Sakis und Fuchs-Indianer" führt [38]). Diese Indianer scheeren und schmücken den Kopf wie die früher erwähnten Osagen und Pahnis; sie gehören zu den Stämmen, welche vor kurzem ihre ausgedehnten Ländereien verkauft und sich westlich vom Mississippi angesiedelt haben. Ihre Zahl beträgt jetzt nicht über 6000 Köpfe, aber sie bilden noch immer einen kriegerischen und mächtigen Stamm.

Der oben erwähnte „Schwarze Falke" (Makotä-Mischokiakiah) [39]), dessen Name überall Schrecken verbreitete, war ausgezeichneter als Redner in den Raths-Versammlungen, denn als Krieger, und ich glaube, daß Nah-pope und der „Prophet" die Haupt-Urheber und Leiter des Krieges waren. Als ich ihn malte, war er mit einem schlichten Leder-Anzuge bekleidet, in den Ohren und um den Hals trug er Wampum-Schnüre und in der Hand hielt er den aus der Haut eines schwarzen Falken gemachten Medizin-Beütel, von dem er seinen Namen führt und dessen Schwanz ihm als Fächer diente. Sein Sohn, Nah-se-us-kuk (der wirbelnde Donner), ist einer der schönsten Indianer, die ich je gesehen habe. Er hat eine starke Partei in dem Stamme für sich, die ihn an Kih-o-kuks Stelle zu setzen wünscht, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß Kih-o-kuk in kurzem aus dem Wege geschafft werden wird.

Die Tänze und anderen Belustigungen dieses Stammes sind sehr unterhaltend; ich habe mehrere derselben gezeichnet und will hier nur einige kurz erwähnen.

Der Sklaven-Tanz gründet sich auf einen höchst sonderbaren Gebrauch. Es befindet sich nämlich in diesem Stamme ein Verein, dessen Mitglieder Sklaven genannt werden und aus jungen Männern der angesehensten Familien bestehen, die sich freiwillig dazu verstehen, zwei Jahre lang Sklaven zu sein

und während dieser Zeit jede von den Haüptlingen ihnen übertragene Arbeit, mag diese auch noch so verächtlich und erniedrigend sein, zu verrichten. Sind die zwei Jahr vorüber, so sind sie für die übrige Lebenszeit, der Stamm mag sich befinden, wo er will, von allen niedrigen Beschäftigungen, wie Kochen, Feüer anzünden u. s. w. befreit. Sie wählen einen aus ihrer Mitte zu ihrem Gebieter, der die Befehle von dem Haüptlinge empfängt und ihm wird unbedingter Gehorsam geleistet. An einem bestimmten Tage haben sie ein großes Fest, dessen Einleitung der erwähnte Tanz bildet.

Ein anderer, nicht weniger sonderbarer Gebrauch dieses Stammes ist das sogenannte Rauchen der Pferde. Als ich mit dem General Street in Kih-o-kuk's Dorfe ankam, hatten wir Gelegenheit, diesem Schauspiele beizuwohnen. Die Fuchs-Indianer, welche einen Kriegszug gegen die Sioux unternehmen wollten, hatten Mangel an Pferden und zeigten deshalb den Sakis an, daß sie am nächsten Tage kommen würden, um zwanzig Pferde „zu rauchen", sie möchten daher diese bereit halten. An dem bestimmten Tage fanden sich zwanzig junge Männer ein, setzten sich auf der Prairie hinter dem Dorfe auf die Erde und begannen zu rauchen. Bald darauf erschienen in der Entfernung einer halben englischen Meile zwanzig berittene junge Sakis, welche übereingekommen waren, jeder ein Pferd herzugeben. Sie galoppirten mehrmals um die Fuchs-Indianer herum, wobei sie sich ihnen immer mehr näherten; als sie endlich ganz nahe herangekommen waren, hieb ein jeder Reiter denjenigen, welchem er sein Pferd geben wollte, mit der Peitsche über die nackte Schulter und wiederholte dies so lange, bis das Blut herunterlief, dann stieg er ab, überreichte dem Geschlagenen den Zügel und sagte: „Du bist ein Bettler — ich schenke Dir ein Pferd, aber Du trägst mein Zeichen auf Deiner Schulter". Damit ist das Pferd bezahlt und der Geber hat das Recht, bei Tänzen und anderen feierlichen Gelegenheiten sich seiner Freigebigkeit zu rühmen.

Eine sehr haüfig vorkommende Unterhaltung ist der Bettler-Tanz; sie suchen dabei durch Gesang und wunderliche Stellungen die Zuschauer zur Darreichung von Geschenken zu bewegen, indem sie versichern, daß dieselben die Herzen der Armen erfreüen und dem Geber Segen bringen würden.

Die Sakis und Fuchs-Indianer lieben es, gleich allen anderen Indianern, an den Ufern der Flüsse zu leben und sind treffliche Schwimmer und Schiffer. Ihre Kanoes bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamme und sind ungemein leicht. Bei günstigem Winde stellen sich die Männer in das Vordertheil des Kanoes, fassen zwei Zipfel ihrer Decke mit den Händen und befestigen die beiden anderen Zipfel an ihre Beine, oder halten sie mit den Füßen fest, und segeln auf diese Weise schnell vorwärts, während die Frau am Hintertheile des Schiffes sitzt und steüert.

Der Entdeckungs-Tanz ist sehr komisch und sie entwickeln dabei ein bedeütendes mimisches Talent. Dieser Tanz wird nicht mit Musik, Gesang oder Geschrei begleitet und man hört nur das im Takte erfolgende Stampfen der Füße. Es tanzen je zwei oder vier auf einmal in gebückter Stellung vorwärts, schauen sich nach allen Seiten um, als ob sie ein Thier oder Feinde erspähen

wollten und wenn sie etwas entdeckt haben, so geben sie dem Leiter des Tanzes ein Zeichen.

Der Tanz für die Medizin der Tapferen verdient der Erwähnung wegen der schönen Moral, die darin liegt. Wenn die Krieger von einem Streifzuge siegreich und mit Scalpen zurückgekehrt sind, aber einen der Ihrigen verloren haben, so tanzen sie fünfzehn Tage lang täglich eine Stunde vor dem Wigwam des Gefallenen, vor dessen Thür die Wittwe den Medizin-Beütel ihres Mannes an einem grünen Zweige aufhängt, während sie selbst weinend und klagend in der Hütte sitzt. Die Krieger erzählen bei ihrem Tanze die Heldenthaten des getödteten Waffengefährten, wobei sie zugleich Geschenke für die Wittwe niederlegen, um ihr die Mittel zur Existenz zu verschaffen.

Die Sakis und Fuchs-Indianer bezogen bisher schon für die nächsten dreißig Jahre eine Jahres-Rente von 27,000 Dollars, die durch den erwähnten, während meiner Anwesenheit in Rock-Island abgeschlossenen Vertrag auf 37,000 Dollars erhöht wurde. Dieser Vertrag betraf die Abretung eines am Joway-(Aiowä-) Flusse, westlich vom Mississippi gelegenen Gebietes von etwa 340,000 Morgen, welches ihnen in dem Landstriche vorbehalten war, der nach Beendigung des Krieges mit den Sakis unter dem Namen „Schwarzer Falken-Ankauf“ an die Regierung übergeben wurde. Der Gouverneur Dodge ergänzte den Vertrag, indem er einen Paragraphen hinzufügte, worin sich die Regierung verpflichtete, den Indianern für den Acker (1⅓ Morgen) 75 Cents (d. h. für das ganze abgetretene Gebiet 192,000 Dollars) zu zahlen und zwar in folgender Weise: 30,000 Dollars sollten im nächsten Juni an dem Orte, wo der Vertrag abgeschlossen, dann, in den nächsten zehn Jahren jährlich 10,000 Dollars eben daselbst gezahlt, der Rest von 62,000 Dollars aber zur Bezahlung ihrer Schulden und zu kleinen Schenkungen an Wittwen und Kinder von Halb-Indianern verwendet werden. Die Amerikanische Pelz-Compagnie hatte von diesen Indianern nahe an 50,000 Dollars für Waaren zu fordern; es wurde daher in dem Vertrage festgesetzt, daß die eine Hälfte dieser Forderung sogleich nach der Ratificirung des Vertrages, dann aber jährlich 5000 Dollars bis zur Tilgung der Schuld bezahlt werden sollten.

Kih-o-kuk trug in seiner Rede darauf an (wie es übrigens bei allen Verträgen mit den Indianern, denen ich beiwohnte, der Fall war), daß die Regierung sich in dem ersten Paragraphen verpflichte, vor Allem die Summe zu zahlen, welche hinreiche, um die anwesenden Glaübiger der Indianer, deren Rechnungen vorgelegt und anerkannt worden, zu befriedigen.

Der Kaufpreis für diesen Landstrich (75 Cents für den Acre) ist verhältnißmäßig bedeütend zu nennen, denn bisher wurde ein Acre der Indianer-Ländereien gewöhnlich nur mit 1½ — 1¾ Cents bezahlt, während die Regierung denselben für 10 Schillinge wieder verkaufte. Früher hatten diese Indianer einen großen Theil der reichen Staaten Illinois und Missouri für den erwähnten niedrigen Preis an die Regierung verkauft; es war daher nicht mehr wie billig, daß man bei dem letzten Theile ihres Gebietes, welches sie zu veraüßern hatten, sich freigebiger gegen sie bewies.

Als Beweis, wie unaufhaltsam der Strom der Einwanderung in den „Fernen Westen" vorwärts dringt, möge folgender Vorfall dienen: Nachdem der Vertrag unterzeichnet war, richtete der Gouverneur Dodge einige Worte an die Haüptlinge und Krieger und forderte sie zuletzt auf, mit ihren Familien und ihrem Eigenthum in einem Monat das Land zu verlassen und den Weißen Platz zu machen.

Bei diesen Worten entstand eine große Bewegung und gewaltiges Gelächter unter den Indianern, dessen Ursache einer von ihnen mit folgenden Worten angab:

„Mein Vater, wir müssen lachen — wir brauchen keine Zeit, um uns zu entfernen — wir Alle haben bereits die Ländereien verlassen und schon ehe wir des Vertrags wegen hierherkamen unsere Wigwams an die Tschimokimon (Weiße Männer) verkauft — Einige für hundert, Andere für zweihundert Dollars. Es sind schon vierhundert Tschimokimon in dem Lande und mehrere Hundert dorthin unterweges — und drei Tage vorher, ehe wir kamen, verkaufte ein Tschimokimon seinen Wigwam an einen anderen Tschimokimon für 2000 Dollars, um eine große Stadt zu bauen".

Auf diese Weise füllt sich dies schöne Land bis auf mehr als hundert englische Meilen westlich vom Mississippi mit aufgeklärten und intelligenten Bewohnern aus dem Osten, deren Fleiß und Ausdauer bald alle Bequemlichkeiten und Genüsse der civilisirten Welt dorthin verpflanzen wird.

Die Verhandlungen bei Abschließung des Vertrages boten ein höchst anziehendes Schauspiel dar. Kih-o-kuk, das anerkannte Oberhaupt des Stammes, war der Haupt-Redner. Er ist ein schlauer, würdiger Mann und ganz dazu geeignet, das Geschick dieses Volkes zu lenken. Der alte, entthronte Haüptling, der „Schwarze Falke", war ebenfalls dort anwesend und bot einen bemitleidenswerthen Anblick dar. Mit einem alten Leibrock und einem braunen Hute bekleidet und mit einem Stocke in der Hand stand er nebst seinen Söhnen, seinem ehemaligen Adjutanten Nah-pope und dem Propheten, während der Verhandlungen schweigend außerhalb der Gruppe; es wurde ihm und seinen Begleitern nicht gestattet, zu sprechen und den Vertrag zu unterzeichnen. Nah-pope erhob sich zwar und fing an über die Mäßigkeit zu sprechen, allein der Gouverneur Dodge gebot ihm, sich zu setzen, und dies ersparte ihm eine weit ernstere Zurechtweisung von Seiten Kih-o-kuk's, der sich bereits mit einem Gesichte erhoben hatte, welches den Teüfel selbst hätte erschrecken mögen.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Fort Moultrie. — Seminolen. — Der Florida-Krieg. — Kriegs-Gefangene. — Osceola; die Wolke; König Philipp; Co-ih-hä-dscho; Crihk Billy; Mickenopah. — Osceola's Tod.

Von Rock Island durchwanderte ich wie gewöhnlich das Land bis ich endlich nach dem etwa 400 Meilen von dort entfernten Fort Moultrie in Süd-Carolina kam.

Hier befanden sich 250 kriegsgefangene Seminolen und Jutschihs (Euchees), die von hier nach dem ihnen angewiesenen Lande, 150 Meilen westlich vom Mississippi und 300 Meilen vom Fort Moultrie, versetzt werden sollten. Unter den Gefangenen waren der berühmte Os-ce-o-la, der Haüptling des Stammes, Mick-i-no-pah, und mehrere Andere, die sich in dem Kriege mit den Vereinigten Staaten ausgezeichnet haben.

Ich will mich hier nicht darauf einlassen, die frühere Geschichte und den gegenwärtigen Zustand dieses Stammes, so wie den mehrjährigen Kampf desselben mit den Vereinigten Staaten ausführlich zu schildern; dies will ich Anderen überlassen. Für diejenigen, welche von den Seminolen nichts wissen, will ich nur bemerken, daß dieser Stamm aus 3000—4000 Seelen besteht, die Halbinsel Florida bewohnt und die Sprache der Krihs redet, welche bereits früher erwähnt wurden.

Das Wort „Siminole" stammt aus der Krih-Sprache und bedeütet „Ausreißer, Flüchtling"; dieser Name wurde einem Theile der Krihs gegeben, die nach einem südlicheren Lande wanderten, wo sie bis auf die gegenwärtige Zeit gewohnt haben. Sie dehnten ihr Gebiet dort allmälig immer weiter aus, indem sie den einst zahlreichen Stamm der Jutschichs, welcher das Südende von Kap Florida bewohnte, fast ganz vertilgten und zuletzt die, welche noch übrig waren, unter ihren Stamm aufnahmen. Mit diesem Stamme hat die Regierung der Vereinigten Staaten fünf Jahre lang einen mörderischen Krieg geführt, der dadurch veranlaßt wurde, daß die Regierung die Abtretung des von den Seminolen bewohnten Landes verlangte, wozu sie kraft eines Vertrages verpflichtet seien, während die Indianer behaupteten, der Vertrag sei nicht in gehöriger Form abgefaßt und folglich nicht bindend für sie. Aus dem Bericht des Kriegs-Sekretärs vom Jahre 1840 ergiebt sich, daß damals dieser Krieg bereits 36 Millionen Dollars und 1200—1400 Offizieren und Soldaten, nebst vielen wehrlosen Einwohnern das Leben gekostet hatte, und im August 1841 ersah ich aus den Zeitungen, daß der Krieg noch in derselben Weise fortwährte und daß noch ebenso wenig Aussicht auf Beendigung desselben vorhanden war, wie fünf Jahre früher.

Es befanden sich, wie bereits erwähnt, bei meiner Anwesenheit im Fort Moultrie 250 Gefangene Männer, Frauen und Kinder daselbst; der Bemerkenswertheste unter diesen war jedenfalls Os-ce-o-la, gewöhnlich Powell genannt,

weil man allgemein glaubt, daß er ein Halb-Indianer, d. h. der Sohn eines weißen Mannes Namens Powell und einer Krih-Indianerin sei. Auf dem Kopfe trug er einen Turban von einem bunten baumwollenen Shawl mit drei Strauß-Federn; seine Kleider waren aus Kalico gemacht und um den Leib trug er einen schönen Gürtel von Glasperlen. Dieser junge Mann wurde, obgleich er kein Haüptling ist, von den Seminolen als die Seele des Krieges betrachtet. Von seinen Knaben-Jahren an hatte er sich durch Energie und Kühnheit ausgezeichnet und als der Krieg ausbrach, gewann er sehr bald einen solchen Ruf, daß sein Name in den entferntesten Theilen der Union und unter den Indianer-Stämmen bis zu dem Felsen-Gebirge genannt wurde Als er, wenige Monate vor meiner Ankunft, mit mehreren Haüptlingen und Kriegern gefangen genommen wurde, brachte man sie zuerst nach dem Fort Mellon in Florida, später aber, der Sicherheit wegen, nach Fort Moultrie, wo er dem Gram erliegt. Der Doctor Weedon, welcher stets um ihn ist, erklärte, daß er nicht mehr lange leben werde.

Während meines Aufenthaltes in dem Fort Moultrie besuchten mich an jedem Abend Os-ce-o-la, Mick-e-no-pa, Ji-hau-lo-dschih (die Wolke), und Ih-mat-la (König Philipp) und erzählten mir, oft bis spät in die Nacht hinein, von dem Kriege und von der Art, wie sie in Gefangenschaft gerathen waren, worüber sie sich bitter beklagten.

Os-ce-o-la war von mittlerer Größe und gewandt in seinen Bewegungen; sein Gesicht hatte einen etwas weiblichen, aber zugleich einen so eigenthümlichen Ausdruck, daß man schwerlich seines Gleichen finden möchte. In seinem Wesen war er sehr fein und höflich, sprach aber nur seine Landes-Sprache und zeigte sich überhaupt als ein ächter, wilder Indianer.

Ji-hau-lo-dschich, gewöhnlich die „Wolke“ genannt, ein Haüptling und ein gutmüthiger, fröhlicher Mann, der in der Gefangenschaft sehr beleibt wurde, da er vollauf zu essen und zuweilen auch von den Offizieren, bei denen er sehr beliebt war, etwas Branntwein erhielt.

Ih-mat-la (König Philipp), ebenfalls ein Haüptling und einst ein sehr berühmter Mann, aber zu alt, um noch am Kriege Theil nehmen zu können, starb wenige Monate, nachdem ich sein Bildniß gemalt hatte.

Co-ih-ha-dscho, ein sehr angesehener Haüptling, hatte sich in dem Kriege sehr ausgezeichnet.

Unter den Gefangenen befand sich auch ein Knabe von neün Jahren, Namens Os-ce-o-la Nick-a-no-tschih, den der Doctor Welch, der sich mehrere Jahre in Florida aufgehalten, nach London mitgenommen hat, wo er väterlich für seine Erziehung sorgt. Dieser Doctor hat ein interessantes Werk herausgegeben, welches eine Geschichte dieses Knaben, so wie ausführlichere Nachrichten über Os-ce-o-la und den Krieg in Florida enthält.

Mick-e-no-pah, Oberhaupt des Stammes, ein sehr kräftiger, würdiger Mann, fand ein großes Vergnügen daran, täglich in mein Zimmer zu kommen und zuzusehen, wie ich seine Landsleüte malte, allein ich konnte ihn nicht bewegen, sich auch malen zu lassen, bis er endlich eine Flasche Branntwein und eine Flasche

Wein entdeckte, die mit Bewilligung meines Freündes, des Kapitain Morrison, für diejenigen bestimmt waren, die zu ihrem Bildnisse saßen. Dies bewog ihn endlich, sich auch malen zu lassen, wenn ich „seine Beine getreü darstellen könne", die er mit rothen Beinkleidern geschmückt hatte.

Als ich Os-ce-o-la's Bildniß vollendet hatte, wurde er von einer Hals-Entzündung befallen, die an dem Tage nach meiner Abreise seinem Leben ein Ziel setzte. Der Doctor Weedon theilte mir über die letzten Augenblicke desselben nachstehende interessante Einzelnheiten mit:

Etwa eine halbe Stunde vor seinem Tode schien er die Annäherung desselben zu fühlen und da er nicht sprechen konnte, so gab er durch Zeichen zu verstehen, daß die Haüptlinge und die Offiziere der Garnison zu ihm kommen möchten; sodann befahl er seinen beiden Frauen, die sich nebst zwei hübschen kleinen Kindern bei ihm befanden, seinen vollständigen Anzug, wie er ihn im Kriege trug, herbeizubringen. Als dies geschehen war, erhob er sich von seinem Bette, kleidete sich vollständig an, umgürtete sich mit dem Kriegs-Gürtel, hing Kugelsack und Pulverhorn über die Schulter und legte sein Messer neben sich auf die Erde. Dann forderte er rothe Farbe und einen Spiegel und während ihm der letztere vorgehalten wurde, bemalte er die eine Hälfte des Gesichtes, den Hals, die Knöchel und die Oberfläche der Hände und den Griff seines Messers mit rother Farbe, als ob er in den Krieg ziehen wollte, steckte das Messer in die Scheide und Beides in den Gürtel und brachte dann seinen Turban mit den drei Straußfedern sorgfältig in Ordnung. So geschmückt legte er sich nieder, erhob sich aber nach wenigen Minuten wieder, reichte lächelnd allen Offizieren, Haüptlingen, sowie seinen Frauen und Kindern die Hand und gab dann das Zeichen, man möge ihn niederlegen; als dies geschehen war, zog er sein Skalp-Messer mit der rechten Hand hervor, legte sie über die linke auf der Brust und starb ruhig und ohne allen Kampf.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Die Nordwest-Gränze. — Aüßere Erscheinung und Gewohnheiten der Nordamerikanischen Indianer. — Jüdische Gebraüche und Aehnlichkeiten mit den Juden. — Wahrscheinlicher Ursprung der Indianer. — Sprachen. — Regierungs-Weise. — Grausame Strafen. — Fragen der Indianer über die Gebraüche der Weißen Männer. — Kriegs- und Friedens-Gebraüche. — Tanz der Friedens-Pfeife. — Religion. — Bilder-Schrift. — Die Politik der Versetzung der Indianer. — Der Handel und die Blattern, die Hauptursachen des Aussterbens der Indianer-Stämme. — Ermordung der Wurzel-Gräber und der Rikkarier. — Schluß-Bemerkungen.

Zum Schlusse dieses Werkes will ich noch einige Bemerkungen über die „Gränze" und über das Thun und Treiben der Rothen und Weißen Männer, welche dieselbe bewohnen, mittheilen.

Die gewöhnlich sogenannte Gränze ist eine unbestimmte Linie, die sich vom

Meerbusen von Mejiko bis zum Wälder-See (Lake of the Woods) erstreckt, eine Länge von mehr als 6000 Meilen hat und auf unbestimmte Weise die civilisirte Bevölkerung von den Indianern trennt — eine bewegliche Schranke, wo die ungezügelten und natürlichen Leidenschaften zweier Völker zusammentreffen, die bestimmt zu sein schienen, sich niemals zu begegnen.

Ueber die äußere Erscheinung des Nordamerikanischen Indianers im Allgemeinen ließe sich noch Vieles sagen, was neü und belehrend sein dürfte. Es giebt, wie ich bereits erwähnt habe, viele Stämme, welche die gewöhnliche Mannes-Größe beträchtlich überschreiten, während andere offenbar unter derselben zurückbleiben, so daß sie im Durchschnitt die Größe ihrer civilisirten Brüder haben. Sie sind weniger fleischig und man findet fast nie starkbeleibte Personen unter ihnen. Ihre Knochen sind leichter, ihre Schädel dünner als die ihrer civilisirten Nachbarn; auch sind ihre Muskeln weniger hart und nur die an den Schenkeln und Füßen machen hiervon eine Ausnahme, indem die beständige Anstrengung derselben beim Gehen und Reiten sie oft eben so stark entwickelt, wie die Muskeln an den Schultern und Armen der Arbeiter unter den Weißen.

Obgleich die Indianer gewöhnlich schmal in den Schultern sind und weniger Kraft in den Armen besitzen, so sind sie doch keineswegs so schwächlich, wie man aus den weichen und runden Formen ihrer Arme zu schließen geneigt sein möchte. Der Kontrast zwischen den Formen eines weißen Arbeiters und eines Indianers ist allerdings groß, aber es giebt dafür verschiedene Ursachen. Der weiße Arbeiter, welcher den größeren Theil seines Lebens hindurch seine Arme durch das Heben schwerer Lasten stärkt, trägt beständig Kleidungsstücke über denselben, wodurch die Haut und das Fleisch, welches sie bedecken, eine gewisse Weiche behalten und daher die Muskeln mehr hervortreten lassen, während bei dem Indianer, welcher seine Arme größtentheils unbedeckt trägt, sich eine stärkere Lage von Fleisch über den Muskeln bildet und diese daher dem Auge entzieht, so daß derjenige, welcher sie nur ruhend sieht, sie für schwächer hält, als die, welche er bei Personen seiner Farbe gesehen hat. Von Muskelkraft in den Schenkeln habe ich im Indianer-Lande die außerordentlichsten Beispiele gesehen, die mir jemals vorgekommen sind. So werden z. B. bei ihren Tänzen die Muskeln so angestrengt, daß ihre Beine zuletzt einem Bündel Stricke ähnlicher sehen als menschlichem Fleisch. Nach Allem, was ich gesehen, bin ich geneigt zu glauben, daß aller Unterschied, welcher in obigen Beziehungen zwischen den Nordamerikanischen Indianern und ihren civilisirten Nachbaren besteht, lediglich in der Lebensweise und der Erziehung, keineswegs aber in der allgemeinen Körper-Beschaffenheit seinen Grund hat. Ueberhaupt muß man den Indianer in Bewegung sehen, um über seine Muskelkraft urtheilen zu können, und wer ein vollkommenes Modell eines Herkules oder Atlas zu haben wünscht, der nehme den Oberkörper eines weißen Steinhauers und einen Camantschen oder Schwarzfuß-Indianer vom Gürtel abwärts.

In den Gesichtszügen des Nordamerikanischen Indianers liegt etwas ungemein Kühnes und Freies, wodurch er sich sogleich von den Eingeborenen aller anderen Theile der Erde unterscheidet. Die Nase ist gewöhnlich vorsprin-

gend und adlerförmig, und das ganze Gesicht würde, wenn man die Kupferfarbe entfernen könnte, sich dem Eüropäischen Typus nähern. Viele Reisende haben behauptet, die Augen der Indianer seien kleiner als die der Eüropäer, und dies hat allerdings etwas für sich, wenn man oberflächlich nach dem ersten Eindrucke urtheilt, ohne eine nähere Untersuchung anzustellen. Auch mir ist die geringe Ausdehnung und anscheinende Kleinheit der Augen der Indianer aufgefallen, allein dies hat seinen Grund darin, daß sie im Freien beständig ohne allen Schutz den Sonnenstrahlen und in den Wigwams dem Rauche ausgesetzt sind; beide Ursachen bewirken eine Zusammenziehung der Augenlieder und verhindern die volle Entwickelung des Auges.

Die Zähne der Indianer sind gewöhnlich regelmäßig und gesund, und erhalten sich wunderbar bis ins hohe Alter. Es ist dies offenbar dem Umstande zuzuschreiben, daß sie sich nicht der Gewürze, namentlich des Zuckers und Salzes, bedienen. Dagegen sind sie nicht weiß, sondern gelblich, aber derselbe Grund, welcher den Zähnen des Negers das Ansehen von Elfenbein giebt, nämlich der Kontrast der Farbe, läßt auch die Zähne des Indianers weiß erscheinen.

Bärte haben sie gewöhnlich nicht, und wenn sie damit versehen sind, so wenden sie alle möglichen Mittel an, um sie zu vertilgen. Es ist seit den ersten Berichten über diese Völker viel über diesen Gegenstand gestritten worden. Nach dem, was ich unter den 48 von mir besuchten Stämmen erfahren habe, fühle ich mich ermächtigt zu behaupten, daß bei den wilden Stämmen, die sich noch nicht bemüht haben, den Weißen nachzuahmen, von zwanzig Männern wenigstens achtzehn von Natur ohne Bart sind und von den Wenigen, welche die Natur damit versehen hat, neünzehn unter zwanzig ihn sorgfältig ausreißen, so oft er hervorkeimt. In der Regel geschieht dies sogleich bei dem Eintritt der Mannbarkeit, wird es aber zu dieser Zeit versaümt, so zupfen sie fast täglich die Barthaare mittelst zweier Muschelschalen oder irgend einer anderen Vorrichtung aus. Zuweilen, obwol sehr selten, findet man einen Indianer, der seinen Bart am Kinn einen oder zwei Zoll lang wachsen läßt; in diesem Falle ist der Bart sehr weich, aber auch sehr schwach. Wo eine Vermischung des Indianischen Blutes mit Eüropäischem oder Afrikanischem vorhanden ist, wie es längs der Gränze haüfig vorkommt, da findet sich auch der Bart; in diesem Falle lassen sie den Bart wachsen, oder zupfen ihn mit vieler Mühe und großen Schmerzen aus.

Ueber die Folgen des Verkehrs der Europäischen und Afrikanischen Bevölkerung mit der Indianischen an der Gränze ist viel geschrieben und gestritten worden, und obgleich ich es nicht unternehmen will, eine so schwierige Frage zu entscheiden, so kann ich doch nicht umhin, meine auf viele Beispiele gestützte Ueberzeügung auszusprechen, daß diese Mischlinge im Allgemeinen entschieden eine Verschlechterung der beiden Rassen sind, aus denen sie entsprangen. Vielleicht hat dies mehr in der Verachtung, womit sie von beiden Seiten behandelt werden, als in körperlicher Beschaffenheit seinen Grund.

Die schönsten und kräftigsten Mischlinge, welche ich gesehen habe, waren aus der Vermischung von Neger- und Indianer-Blut entsprossen. Beispiele

dieser Art sind allerdings selten, kommen aber doch zuweilen unter den Seminolen und Tschirokihs und selbst unter den Camantschen und Caddos vor. Es läßt sich dies vielleicht auf folgende Weise erklären. Um von den Staaten, welche Sklaven halten, in das Gebiet der wilden Indianer zu gelangen, muß man mehrere hundert Englische Meilen durch weite und fast unzugängliche Wildnisse und Sümpfe wandern, wozu ein kräftiger Körper und viel Muth und Ausdauer gehört. Ein Neger, welcher seinem Herrn entflieht, um unter einem wilden und feindseligen Indianer-Stamme frei zu leben, wird von den Wilden mit Bewunderung aufgenommen und die Fertigkeiten und Künste, welche er sich in dem Umgange mit civilisirten Menschen erworben, verschaffen ihm bald ein gewisses Ansehen, er verheirathet sich gewöhnlich mit der Tochter eines Häuptlings und aus dieser Vermischung mit dem edelsten Blute der Nation enspringen jene schönen und kräftigen Mischlinge, von denen ich oben gesprochen habe.

Obgleich diejenigen Indianer Nordamerika's, unter denen Ausschweifungen und Krankeiten noch nicht einheimisch geworden, unstreitig länger leben, gesunder sind und größere Entbehrungen und Anstrengungen ertragen können, als civilisirte Völker, so glaube ich doch nicht, daß diese Verschiedenheit in der Körper-Beschaffenheit, sondern lediglich in der verschiedenen Erziehung begründet ist. Einen Beweis für diese Behauptung liefern die Hunderte von Männern, mit denen ich zusammen gereist bin, die im Dienste der Pelz-Compagnieen seit Jahren im Felsen-Gebirge lebten, ganz die Lebensweise der Indianer angenommen hatten und, gleich diesen, stets der freien Luft und allem Ungemach des Wetters und allen Entbehrungen und Anstrengungen, die mit einem solchen Leben verbunden sind, ausgesetzt waren, und ich muß bekennen, daß ich niemals einen abgehärteteren und gesunderen Menschenschlag gesehen habe; doch gilt dies nur, so lange sie in diesem Lande diese Lebensweise fortführen; kehren sie in ihre Heimath zurück, so werden sie bald siech, wozu freilich der Umstand wesentlich beiträgt, daß sie sich dann gewöhnlich Ausschweifungen ergeben.

Die Indianischen Frauen, welche ein mühevolles, beschwerliches Leben führen, sind ungemein kräftig und gesund und gebären sehr leicht; auch die Kinder sind sehr kräftig und Krankheiten oder gar Todesfälle kommen selten unter ihnen vor. Wäre das Verhältniß der Todesfälle unter den Kindern der Indianer dem in den civilisirten Theilen der Welt gleich, so würde das Indianer-Land, wegen des entschiedenen Mißverhältnisses der Geburten, längst entvölkert sein. Denn eine Indianerin gebärt in der Regel nur zwei oder drei Kinder; vier oder fünf kommen sehr selten vor. Auch habe ich nie von Zwillings- oder gar Drillings-Geburten gehört. Für diese auffallende Ungleichheit zwischen den beiden Völkern weiß ich nur den einen Grund anzuführen, daß die Indianischen Frauen ihre Kinder zwei, drei und selbst vier Jahre lang saügen!

Was frühere Reisende über das erstaunlich leichte und glückliche Gebären der Indianischen Frauen berichten, habe ich vollkommen bestätigt gefunden. Man hat gemeint, die Natur habe dies weislich so eingerichtet, damit bei dem Mangel an geschickten Aerzten und Geburtshelfern das Volk nicht aussterbe. Ich kann nicht glauben, daß die Natur den Indianischen Frauen zu Gefallen von ihren

Gesetzen abweichen sollte, ich bin vielmehr geneigt zu glauben, daß erst die Verweichlichungen des civilisirten Lebens das Gebären so schwierig und gefahrvoll gemacht haben und daß unsere Frauen, wenn sie von Jugend auf wie die Indianerinnen auf langen Reisen und über hohe Berge schwere Lasten getragen, breite Flüsse durchschwommen und gleich den Männern zu Pferde gesessen hätten, eben so leicht gebären würden, wie jene, die oft, auf der Reise von den Wehen befallen, ihr Pferd an einen Baum binden, auf der Erde gebären und nach einer halbstündigen Ruhe das Pferd wieder besteigen, um mit dem Kinde im Arm ihren Gefährten zu folgen.

Ueber die wahrscheinliche Abstammung der Nordamerikanischen Indianer — eine Frage, die sich zuerst dem forschenden Geiste aufdrängt, die aber wohl zuletzt entschieden werden wird — habe ich hier nur wenig zu sagen, da ein so dunkler und aller positiven Beweise so sehr ermangelnder Gegenstand dem Plane dieses Werkes zu fern liegt.

Viele betrachten die Wilden dieses weiten Landes als eine Anomalie in der Natur und verlangen, daß man zugleich über ihre Abstammung und ihre Wohnsitze Rechenschaft gebe. Ich bin der Meinung, daß jener Ausdruck der „Anomalie" mit weit größerem Rechte auf diejenigen angewendet werden kann, die sich am meisten von der einfachen Natur entfernt haben. Es scheint natürlich, zu fragen, woher dies Volk gekommen ist; allein diese Frage ist nur natürlich, weil wir außer der Natur stehen. Dem Indianer würde eine solche Frage albern erscheinen, er würde gewiß sehr erstaunt sein, wenn ein Fremder, ein „bleiches Gesicht", von jenseit des großen Wassers ihn auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinen Wäldern, „wo der große Geist ihn erschaffen", fragte, wie und von wo er hierhergekommen sei! Der Indianer würde vielleicht seinerseits fragen: „Weißer Mann, woher kommst Du?" — „Von England, über das große Wasser." — Und wie ist der Weiße Mann nach England gekommen? Wie ist sein Gesicht weiß geworden? —

Ich habe mich nie überzeugen können, daß es nothwendig sei, darzuthun, wie dieses Volk in seine jetzigen Wohnsitze gekommen, oder daß es überhaupt von irgendwo hergekommen ist. Und dennoch möchte ich noch eher diese Nothwendigkeit zugeben, als das, was nothwendig daraus folgen muß, z. B. wie es den Wilden möglich gewesen ist, von Amerika oder Asien aus in ihren Kanoes bis zu den Inseln des Großen Oceans zu rudern. Ich meinerseits begnüge mich vollkommen mit der feststehenden Thatsache, daß Amerika und die meisten Inseln des Großen Oceans bei der Entdeckung von Wilden bewohnt gefunden wurden, und ich überlasse es gern den Theoretikern, der Welt zu beweisen, wie die rohen Wilden in ihren Rinden-Kanoes im Stande waren, ohne Kompas so weite Strecken zurückzulegen.

Ich glaube gleich vielen Anderen, daß die Nordamerikanischen Indianer ein gemischtes Volk sind — daß sie Jüdisches Blut in ihren Adern haben; obwol ich damit keinesweges denen beipflichten will, die zu beweisen gesucht haben, daß sie „Juden" oder „die verschwundenen zehn Stämme Israels" sind. Die Form ihres Schädels zwingt mich, sie als eine Misch-Rasse, aber immer noch

als Wilde zu betrachten. Diese Kopf-Form, so wie viele ihrer Gebraüche haben mir die Ueberzeügung aufgedrungen, daß einige jener alten Stämme, die auf vielfache Weise und zu verschiedenen Zeiten von den Christen vertrieben wurden, nach Amerika gekommen sind, wo sie unter den Indianern lebten und sich mit ihnen verheiratheten, bis sie endlich unter der größeren Zahl verschwanden und nichts von ihnen übrig blieb, als der bestimmte Karakter, den sie der Indianischen Rasse aufgeprägt, und diejenigen Gebraüche, weche die Wilden von ihnen annahmen und bis auf die Gegenwart beibehalten haben.

Ich gewann diese Ueberzeügung durch die Beobachtung sehr vieler Gebraüche, die entschieden Jüdischen Ursprungs und zum Theil so eigenthümlich sind, daß es fast unmöglich und jedenfalls höchst unwahrscheinlich ist, daß zwei von einander getrennte und im Natur-Zustande lebende Völker dieselben Gebraüche annehmen und sie genau auf die nämliche Weise ausüben sollten. Man wird nicht von mir erwarten, daß ich es hier unternehmen werde, eine so interessante und schwierige Frage zu entscheiden; ich gebe hier bloß meine einfache Meinung und unterwerfe mich gern dem Urtheile derer, die andere Ansichten über einen Gegenstand hegen, welcher bereits von geschickteren Händen behandelt worden ist, der aber wol, gleich Allem, was sich auf den Ursprung und die Geschichte dieser Völker ohne Geschichte bezieht, niemals aufgeklärt werden wird.

Ich sehe mich genöthigt, anzunehmen, daß Amerika, wie jeder andere Kontinent, seine Urbewohner gehabt hat, die an Farbe und Karakter verschieden waren, aber in Zeiten, von denen die Geschichte nichts meldet, durch Kolonieen, die von außerhalb kamen und sich mit ihnen vermischten, mehrfache Veränderungen erlitten. Aus derselben Ursache sind auch die Nordamerikanischen Indianer, selbst da, wo wir sie noch in ihrem wildesten Zustande finden, schon weit von ihrem ursprünglichen Karakter entfernt und eines der hauptsächlichsten fremden Elemente, welches sie in sich aufgenommen haben, ist ein Theil jenes zerstreüten Volkes, das sein Blut und seine Gebraüche mit den ihrigen vermischt hat und selbst in dieser neüen Gestalt noch der Unterdrückung und Verfolgung ausgesetzt ist.

Der erste und auffallendste Umstand, welcher bei den Nordamerikanischen Indianern an die Juden erinnert, ist, daß sie den Großen Geist, wie die Hebräer Jehovah, anbeten und nicht wie die Heiden mehrere Götter; sie sind nirgends Götzen-Anbeter und wissen von keinem Vermittler, weder von einem symbolischen, noch von einem persönlichen.

Alle Indianer-Stämme sind in Horden getheilt, mit Haüptlingen, Symbolen, Abzeichen u. s. w. und viele ihrer gottesdienstlichen Gebraüche gleichen denen, welche das Mosaische Gesetz vorschreibt. Die Juden hatten ihr Allerheiligstes und bei den Indianern vertritt die Versammlungs- oder Medizin-Hütte, welche stets heilig gehalten wird, diese Stelle. Auch sie haben, gleich den Juden, ihre Hohepriester und Propheten. Bei den Indianern, wie bei den alten Hebräern, ist es den Frauen nicht gestattet, gemeinschaftlich mit den Männern dem Gottesdienste beizuwohnen, auch aßen sie abgesondert. Die Indianer glauben gleich den Juden, daß sie das Lieblings-Volk des Großen Geistes sind, und gleich

jenem alten Volke werden sie verfolgt und Jedermanns Hand scheint wider sie erhoben, — wie die Juden scheinen sie von dem Allmächtigen verflucht und von den Menschen verachtet zu sein.

Die Indianer kaufen ihre Frauen durch Geschenke, wie es bei den alten Juden üblich war und bei manchen Stämmen sind die anderen Heiraths-Gebraüche den Jüdischen sehr ähnlich.

Dieselbe Aehnlichkeit findet sich bei den Vorbereitungen zum Kriege, bei Friedensschlüssen, bei der Behandlung der Kranken, bei der Beerdigung der Todten und bei der Trauer um dieselben, sowie bei den Bädern und Abwaschungen, die zu allen Jahreszeiten, und zwar von Männern und Frauen getrennt, vorgenommen werden und einen Theil ihrer religiösen Vorschriften bilden. Ein anderer Gebrauch, der genau mit den Mosaischen Gesetzen übereinstimmt, ist die Absonderung der Frauen während der monatlichen Reinigung. Diesen Gebrauch, er mag nun Jüdischen Ursprungs sein oder nicht, habe ich bei allen Stämmen gefunden, die noch im Urzustande lebten. Es befindet sich zu diesem Zwecke in der Nähe einer jeden größeren Hütte eine kleinere, die groß genug ist, um eine Person aufzunehmen, und in dieser Hütte wohnt die Frau oder Tochter, so lange die Periode dauert. Während dieser Zeit darf sie nichts berühren, was dem Familien-Haupte gehört, weder seine Hütte, noch seine Flinte, noch irgend ein Hausgeräth; geschieht dies dennoch, so wird sie mit dem Tode bestraft. Bei einigen Stämmen ist diejenige Frau, welche sich diesem Gebrauch entzieht, für jedes Unglück verantwortlich, welches während der Zeit den Einzelnen oder den ganzen Stamm betrifft. Ist die Periode vorüber, so muß sie sich, wie bei den Juden, einer Reinigung in fließendem Wasser unterwerfen. Diese Gebraüche finden sich jedoch nur noch bei den im Urzustande lebenden Stämmen, während diejenigen, welche an der Gränze wohnen, dieselben längst aufgegeben haben.

Ihre Feste, Fasten und Opfer haben ebenfalls außerordentlich viel Aehnliches mit denen des Volkes Gottes. Mehrere Stämme haben ein Fest, welches genau dem Jüdischen Passah-Feste, ein anderes, welches dem Laubhütten-Feste der Israeliten gleicht, wobei sie die ersten Früchte und das Beste von allen Dingen opfern, wie es bei dem Sünd- und Versöhnungs-Opfer der Juden geschah *).

Diese Uebereinstimmung mit dem Jüdischen Ceremonial-Gesetze beweist wohl unwiderleglich, daß eine Vermischung des Indianischen Blutes mit Jüdischem statt gefunden hat, denn die Gebraüche sind zum Theil so eigenthümlicher Art, daß es nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern fast unmöglich wäre, daß sie sich zugleich bei zwei Völkern finden sollten, die niemals mit einander in Berührung gekommen. Die Indianer feiern allerdings nicht den Sabbath, haben nicht die Beschneidung und essen bei allen ihren Festen Hunde-Fleisch, welches

*) Ueber die vier Tage dauernde religiöse Ceremonie der Mandaner, über den Gebrauch der Weiden-Zweige und das Opfern der Finger vergl. Kapitel 22, und über das Tragen von Hörnern auf dem Kopfputze berühmter Krieger siehe Kapitel 15.

den Juden ein Graüel war; allein dies erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die Indianer nur diejenigen Gebraüche annahmen, die ihnen gefielen, während sie ihren früheren, allgemein eingeführten Gewohnheiten treü blieben.

Viele Schriftsteller sind der Meinung, daß alle Urbewohner Amerika's von einem gemeinsamen Stamme und ihre Sprache von einer gemeinsamen Wurzel entsprungen sind — daß dieser Stamm aus einem anderen Erdtheile herübergekommen sei und diese Sprache eingeführt habe. Als Grund für diese Annahme wird die Aehnlichkeit der verschiedenen Stämme und ihrer Sprachen angeführt.

Dieser Meinung kann ich jedoch nicht beistimmen, denn es ist eine auffallende und unerklärliche Thatsache, daß die Nordamerikanischen Indianer gegenwärtig mindestens 150 Sprachen reden, von denen zwei Drittheile gänzlich verschieden sind, während die Stämme, welche dieselben sprechen, im Aussehen und in den Gebraüchen einander so sehr gleichen, daß man sie als eine Familie betrachten kann. Ich bin nicht der Ansicht einiger gelehrten Schriftsteller, daß die Sprachen der Nordamerikanischen Indianer sich auf eine oder mehrere Wurzeln, oder auf eine Anzahl bestimmter Idiome zurückführen lassen, noch daß es jemals gelingen wird, ihren fremden Ursprung nachzuweisen.

Am Schlusse dieses Werkes habe ich ein Wörter-Verzeichniß von den Sprachen mehrerer im Nordwesten einander benachbart lebender Stämme mitgetheilt. Ich habe alle diese Wörter selbst so niedergeschrieben, wie die Indianer sie mir vorsprachen, und es wird, wie ich glaube, Jedermann sich überzeügen, daß wenig oder gar keine Aehnlichkeit unter diesen Sprachen vorhanden ist. Ich habe Wörter aus der Sprache der Schwarzfuß-Indianer mitgetheilt, doch sind die Sprachen der Cotonnehs und der Grosventres der Prairien, die zu demselben großen Stamme gehören, von jener und unter sich ganz verschieden; dasselbe gilt von den benachbarten Stämmen der Schaienner, Knisteneaux, Schoschonihs, Pahnis und Krähen-Indianer.

Ich habe auf meinen Reisen haüfig gefunden, daß Stämme, welche lange benachbart gewohnt, gegenseitig Wörter und Redensarten ihrer Sprachen angenommen haben, deren sie sich bedienen, wie wir Französische Redensarten in unsere Unterhaltung mit einfließen lassen. Oberflächliche Beobachter haben hieraus haüfig auf eine Aehnlichkeit der Sprachen geschlossen, während dieselben doch bei genauerer Untersuchung sich als gänzlich verschieden ergeben. Von den 48 Stämmen, die ich besuchte, reden 30 ganz verschiedene Sprachen und die übrigen 18 sprechen Dialekte von drei oder vier Sprachen.

Aus dem, was in den vorhergehenden Kapiteln gesagt worden ist, ergiebt sich, daß die Nordamerikanischen Indianer sich unter drei Abtheilungen bringen lassen, nämlich: die ausgestorbenen Indianer, die, welche im Aussterben begriffen sind und die, welche noch im Natur-Zustande leben. Von den Ausgestorbenen habe ich für jetzt wenig zu sagen, auch kann ich ihnen nichts mehr nützen; von den Lebenden wäre dagegen noch viel zu sagen und ich bedaure, daß der Raum es mir nicht gestattet, Alles mitzutheilen, was ich über ihren Zustand sagen möchte.

Die Vergleichung des früheren Zustandes dieses einst zahlreichen Volkes mit dem, was es gegenwärtig ist und in Kurzem sein wird, ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit und das Mitgefühl der gebildeten Welt zu erregen. Die Geschichte dieses Landes bietet hinreichende Beweise dar, daß die Urbewohner, welche zur Zeit der ersten Ansiedlung der Anglo-Amerikaner in den verschiedenen Theilen Nord-Amerika's lebten, sich auf 14 Millionen Seelen beliefen, die seit dem, offenbar in Folge jener Ansiedlung, auf weniger als zwei Millionen zusammengeschmolzen sind! ([39].)

Die schnelle Abnahme dieses Volkes, welche früher oder später das gänzliche Aussterben desselben herbeiführen muß, kann nicht bezweifelt werden, wenn man die Geschichte seiner bisherigen Vertilgung liest und bedenkt, daß es von zwei Drittheilen des Kontinents verschwunden ist. Es leben gegenwärtig noch 400,000—500,000 Indianer im Urzustande und etwa 1½ Millionen kann man halb civilisirte nennen; Letztere, welche die Gebraüche der weißen Männer nachäffen und vergeblich gegen die Ränke derselben sich zu behaupten suchen, bieten nicht das Interesse dar, wie die Ersteren, deren persönliche Erscheinung, Kleidung und Lebensweise ich bereits geschildert habe. Diese verdanken ihre Regierungsform, welche ihnen allein von der Natur und der Nothwendigkeit vorgeschrieben wurde, keiner fremden, einheimischen oder civilisirten Nation; ihre Religion, welche ein reiner Deismus ist, verdanken sie nicht dem Christenthum; in ihrer Kriegführung haben sie nichts von den gebildeten Völkern entlehnt — sie bedienen sich nur der Waffen, welche sie selbst verfertigen können.

Wenn wir daher in ihrer Politik und ihrer Jurisprudenz nicht die Kraft und die Gerechtigkeit der Institutionen der civilisirten Welt, in ihrer Religion nicht das Licht und die Milde des christlichen Glaubens finden — wenn sie in ihren Kriegen weniger ehrenwerth sind und dieselben mehr aus mörderischen Kriegslisten bestehen, so müssen die civilisirten Völker mit ihrer Unwissenheit Nachsicht haben und zugleich anerkennen, daß sie oft weniger heüchlerisch und weniger mörderisch sind.

Ihre Regierungs-Form (wenn dieser Ausdruck überhaupt hier angewendet werden kann) ist im Allgemeinen überall dieselbe; an der Spitze eines jeden Stammes steht ein Haüptling und zwar meistentheils ein Kriegs- und ein Friedens-Haüptling, von denen der Erstere oder der Letztere den Vorrang führt, je nachdem Krieg oder Frieden ist. Diese Haüptlinge, deren Würde in der Regel erblich ist, bekleiden dieselbe nur so lange, als sie im Stande sind, die Führung von Kriegs-Zügen u. s. w. zu übernehmen; ist dies nicht mehr der Fall, so geht die Würde auf den Nachfolger über. Dies ist gewöhnlich der älteste Sohn, jedoch nur in dem Falle, wenn die anderen Haüptlinge erklären, daß er dessen ebenso würdig sei, wie jeder andere junge Mann des Stammes; ist dies nicht der Fall, so wird der Nachfolger aus den Unter-Haüptlingen gewählt, so daß also diese Würde nur bedingungsweise erblich ist.

Der Haüptling hat kein Recht über das Leben und die Freiheit seiner Unterthanen und besitzt nur denjenigen Einfluß, den ihm seine Tugenden und seine Kriegsthaten erwerben, wodurch die Krieger und Tapferen bewogen werden,

ihm als ihrem Führer in den Kampf zu folgen oder in den Versammlungen auf seinen Rath zu hören. Er ist in der That nichts weiter als ein Führer, dem jeder junge Krieger nach Belieben folgen oder den er auch verlassen kann, wenn er sich der Verachtung aussetzen will, die denjenigen trifft, welcher seinen Haüptling in der Stunde der Gefahr verläßt.

Es ist schwierig zu entscheiden, ob ihre Regierungs-Form mehr demokratisch oder mehr aristokratisch ist; in einigen Beziehungen ist sie rein demokratisch, in anderen rein aristokratisch. Der Einfluß von Namen und Familien wird streng aufrecht erhalten und die Eigenschaften und Auszeichnungen derselben werden in Familien-Wappen aufbewahrt. Dagegen giebt es keinen Einfluß des Reichthums, denn eben die Haüptlinge und andere angesehene Personen müssen, um sich beliebt zu machen, sehr freigebig sein und daher sind sie oft die Aermsten des ganzen Stammes und von Allen am schlechtesten gekleidet.

Sie haben weder geschriebene noch andere Gesetze und nur für gewisse Verbrechen giebt es bestimmte Strafen, die entweder durch den Gebrauch oder durch die Entscheidung der Haüptlinge festgesetzt werden. Die Haüptlinge bilden zugleich eine Art von Gerichtshof und Kongreß, indem sie sowol die Verbrechen untersuchen, als auch die öffentlichen Angelegenheiten verhandeln. Für die Sitzungen dieser Würdenträger hat jeder Stamm in der Mitte des Dorfes eine Regierungs- oder Versammlungs-Hütte. Hier entscheiden sie über verübte Verbrechen, deren Bestrafung aber dem nächsten Verwandten überlassen wird, auf den Aller Augen gerichtet sind und der sich auf keine Weise dieser Verpflichtung entziehen kann, wenn er nicht die Verachtung des ganzen Stammes auf sich laden will. Der Gebrauch, welcher das Gesetz dieses Landes bildet, erlaubt ihm zu diesem Zwecke jedes Mittel und es ist ihm selbst gestattet, sich in einen Hinterhalt zu legen und den Verbrecher zu erschießen, so daß dieser also niemals die Hoffnung hat, durch die „glorreiche Unbestimmtheit der Gesetze" *) unbestraft zu bleiben.

Die Gefangenen werden bei einigen Stämmen den grausamsten Martern unterworfen und man hat deshalb die Indianer der Grausamkeit und Gefühllosigkeit beschuldigt; allein man möge bedenken, daß die Verwandten der Sieger früher dasselbe Loos getroffen hat, und daß diese eine solche Wiedervergeltung für nothwendig halten, um die Schatten ihrer getödteten Freünde zu versöhnen. Auch trifft diese grausame Behandlung immer nur Einzelne, während die Übrigen dem Stamme einverleibt werden, indem sie die Wittwen der im Kampfe Gefallenen heirathen und dadurch völlig gleiche Rechte mit den anderen Mitgliedern des Stammes erlangen. Ein merkwürdiger Umstand, der den Wilden zur höchsten Ehre gereicht, ist, daß sie sich niemals gegen die gefangenen Frauen irgend eine Gewaltthat oder Grausamkeit erlauben.

Mit Ausnahme der Kapital-Verbrechen giebt es keinerlei Strafen unter

*) Diese Äußerung Catlin's bezieht sich darauf: daß in einer Versammlung von Advokaten in London einer derselben den Toast ausbrachte: „Möge die glorreiche Unbestimmtheit der Englischen Gesetze ewig währen!"

ihnen, weder körperliche noch entehrende, und Alle, vom Haüptling bis zu dem Ärmsten des Stammes, besitzen gleiche Rechte, deren sie Niemand berauben kann.

Als ich einst am oberen Missouri einen Haüptling der Sioux über ihre Regierungs-Weise, ihre Strafen und die an den Gefangenen verübten Martern befragte und ihm den Vorwurf der Grausamkeit machte, richtete auch er mehrere Fragen über die Gebraüche der civilisirten Völker an mich, die ich hier mittheilen will.

„Bei den Weißen Männern nimmt keiner Deine Frau, Deine Kinder, Deine Mutter, schneidet die Nase ab — — sticht die Augen aus — verbrennt sie lebendig?" — „Nein". — Nun, daher schneidet Ihr auch keine Nasen ab — stecht keine Augen aus — verbrennt Niemanden lebendig — sehr gut!"

„Man hat mir erzählt, die Weißen Männer hingen ihre Verbrecher am Halse auf und erwürgten sie gleich Hunden, und zwar von ihrem eigenen Volke". — „Ja". — „Die Weißen Männer werden ins Gefängniß gesetzt und bleiben darin einen großen Theil ihres Lebens, weil sie nicht bezahlen können!" — Als ich auch dies bejahte, erregte dies großes Erstaunen und Gelächter selbst unter den Frauen. — „Als ich in Eürem Fort Council Bluffs war, wurden von den vielen dort anwesenden Kriegern drei auf die Prairie hinausgeführt, an einen Pfahl gebunden und fast todt gepeitscht und man hat mir gesagt, dies geschehe, um etwas Geld zu erhalten". — „Ja". — „Man hat mir erzählt, daß wenn die Weißen Frauen gebären, die Weißen Medizin-Männer dabei stehen — die Frauen im Lande der Indianer würden dies nimmer gestatten, sie würden sich schämen. Ich habe gesehen, daß die Weißen ihre kleinen Kinder schlagen, das ist sehr grausam. — Die Weißen Medizin-Männer haben mir erzählt, daß der Große Geist der Weißen Männer das Kind einer Weißen Frau sei; daß die Weißen Männer ihn getödtet haben! Der Große Geist der Rothen Männer hatte keine Mutter — die Rothen Männer tödten ihn nicht, denn er stirbt nie!" — Er richtete sodann noch eine Menge Fragen an mich über die Eingriffe der Weißen Männer in das Gebiet der Indianer, über ihre beständigen Versuche, die Moralität der Indianischen Frauen zu untergraben, über das Aufwühlen der Gräber um sich der Gebeine der Rothen Männer zu bemächtigen. Da ich alle diese Beschuldigungen nicht in Abrede stellen konnte, so war ich froh, endlich diesen ungestümen Frager los zu werden, und mich aus der Menge, die sich um uns versammelt hatte, entfernen zu können.

Ueber die Kriegführung der Indianer könnte ich viel sagen, muß mich aber hier auf einige Bemerkungen beschränken. Alle Kriege, sowohl Angriffs- als Vertheidigungs-Kriege, werden in der Versammlung der Haüptlinge und Medizin-Männer beschlossen und es entscheidet stets die Mehrzahl der Stimmen. Nachdem der Krieg beschlossen worden, sendet der Haüptling durch seine Boten die roth bemalte Pfeife in dem Stamme herum und ein Jeder, der an dem Kampfe Theil nehmen will, raucht aus dieser Pfeife; er ist dann, gleich allen anderen Kriegern, ein Freiwilliger, der durch keinen Zwang zurückgehalten wird, außer durch den Stolz und die Furcht vor der Verachtung des Stammes, wenn er den Haüptling verläßt. Hat die Pfeife die Runde durch den ganzen Stamm

gemacht, so beginnt der Kriegs-Tanz, wobei jeder Krieger in voller Rüstung und mit den Waffen in der Hand einzeln tanzt, den roth bemalten Pfahl berührt und sich dadurch feierlich verpflichtet, seine Partei nicht zu verlassen.

Der Haüptling legt seinen besten Schmuck an, um sich dem Feinde so bemerklich wie möglich zu machen, während die übrigen Krieger fast ganz nackt sind und sich das Gesicht und den Körper so mit rother Farbe und zuweilen auch noch mit Kohlen und Fett bemalen, daß sie oft von ihren besten Freünden nicht erkannt werden.

Sind die Feindseligkeiten beendigt, so kommeu beide Parteien oft mit der Waffenstillstands-Flagge zusammen, um Frieden zu schließen, der durch das Rauchen aus der Friedens-Pfeife (Kalumet) feierlich besiegelt wird. Ist dies geschehen, so tanzen sie, mit der Friedens-Pfeife in der linken und der Kriegs-Keüle in der rechten Hand, den Friedens-Tanz.

In ihrem Betragen gegen einander sind die Indianer stets gütig und ehrenwerth und ich habe bei ihnen dieselbe Aeltern-, Kindes- und Gatten-Liebe gefunden, wie bei den civilisirten Völkern. Sie sind sehr moralisch und religiös und sehr eifrig in der Verehrung des Großen Geistes. Viele ehrenwerthe Männer, und selbst solche, die das Christenthum unter den Indianern predigten, haben behauptet, die Rothen Männer hätten gar keine Religion, ihre ganze Anbetung des Großen Geistes sei nur thörichter Aberglaube, die Verehrung der Sonne und des Mondes, die von Einigen als der Wohnsitz des Großen Geistes betrachtet werden, sei nichts als abgeschmackter Götzendienst. Auf dergleichen Äüßerungen habe ich niemals eine Antwort gegeben und diejenigen, von denen sie ausgingen, von Herzen bemitleidet.

Ich behaupte dreist und ohne Furcht vor Widerlegung, daß der Nordamerikanische Indianer überall im Naturzustande ein höchst moralisches und religiöses Wesen ist, an das Dasein eines Schöpfers der Menschen und der Welt glaubt, sich scheüet, denselben zu beleidigen und in einem zukünftigen Leben Belohnung oder Bestrafung erwartet, je nachdem er hier gelebt hat. Ich behaupte, daß der Indianer Moralität und Tugend nicht erst von den civilisirten Völkern zu lernen braucht und ich berufe mich deshalb auf die interessante Beschreibung der Reise des Herrn Parker unter den Stämmen im Felsen-Gebirge und jenseit desselben, des Kapitain Bonneville, der dieselben Gegenden bereiste, und auf die Berichte der Geistlichen Spalding und Lee, welche das Gebirge überstiegen und ihre kleine Kolonie unter den Indianern gründeten, so wie endlich auf den Bericht des Herrn Beaver, welcher die Stämme am Columbia-Flusse und am Großen Ocean besuchte.

Mit gleicher Zuversicht kann ich auch von der außerordentlichen Weise und Aufrichtigkeit ihres Gottesdienstes sprechen, und wenn ich sie auch wegen ihrer Unwissenheit bemitleiden muß, so bin ich doch genöthigt, zu sagen, daß ich niemals ein anderes Volk von irgend einer Farbe gesehen habe, welches so viel Zeit auf die Verehrung des Großen Geistes verwendete und das man doch so wenig der Heüchelei beschuldigen könnte.

Daß die Bekehrungs-Versuche bis jetzt so geringen Erfolg gehabt, hat nicht

in der Unfähigkeit der Wilden oder dem Mangel an Eifer von Seiten der Missionäre, sondern lediglich darin seinen Grund, daß die Versuche am unrechten Orte, nämlich an der Gränze angestellt wurden, wo die Indianer, obgleich ebenso der christlichen Lehre und des christlichen Beispiels am meisten bedürftig, doch am wenigsten fähig waren, dieselbe zu empfangen und zu ihrem Vortheil zu benutzen; wo seit zwanzig, dreißig oder funfzig Jahren der Branntwein-Genuß bei ihnen eingeführt worden; wo die geldgierigen Weißen Männer sich jede Art von Betrug und Ungerechtigkeit gegen die Wilden erlauben, und eben die, aus dem Gefühl der gegen sie verübten Ungerechtigkeiten entspringenden, unauslöschlichen Vorurtheile sind es nach meiner Ansicht allein, die der Einführung des Christenthums, des Ackerbaues und anderer Wohlthaten der Civilisation bisher im Wege standen. Die Indianer argwöhnen bei allen Versuchen dieser Art von Seiten der Weißen Männer irgend einen neüen Kunstgriff, wobei diese nur ihren eigenen Vortheil, keineswegs aber das Beste der Rothen Männer im Auge hätten.

Der fromme Missionär hat dort mit Lastern und roher Unwissenheit zu kämpfen, die ihn zuletzt entmuthigen; denn haüfig geschieht es, daß der Indianer, welcher die Lehren des Christenthums als ein Mysterium aufnimmt, von den Pelzhändlern mittelst der Branntwein-Flasche verführt, wieder zu seiner früheren lasterhaften Lebensweise zurückkehrt und nun für die Unterweisung der Missionäre verloren ist. Aber trotz der Hindernisse kommen doch an der Gränze noch immer Fälle vor, in denen der von diesen frommen Männern ausgestreüte Samen auf guten Boden fällt und ich habe in den vorhergehenden Kapiteln selbst einige dieser Fälle angeführt.

Ich bin stets ein Vertheidiger der Bemühungen der Missionäre gewesen und werde es auch stets sein, aber ich habe niemals großes Vertrauen zu dem Erfolge derselben gehabt, wenn nicht jene frommen Männer sich zu den noch im Natur-Zustand lebenden Stämmen begeben und dieselben, unter dem Schutze der Regierung, zugleich im Ackerbau und den nützlichen Künsten des civilisirten Lebens unterrichten; dann, aber auch nur dann, ließe sich der moralische und physische Zustand dieses interessanten und reichbegabten Volkes verbessern. Der Geist des Indianers ist ein schönes weißes Blatt, worauf sich Alles schreiben läßt, wenn man nur die richtige Weise dabei anwendet.

Hätte man den Indianer von Anfang an mit dem aufgeklärten und tugendhaften Theile der Bevölkerung des Ostens in Verbindung bringen, ihm Verbesserungen und Gewohnheiten, die der Nachahmung würdig sind, vor Augen stellen und die störende Einwirkung der ihn jetzt umgebenden Laster von ihm fernhalten können, so würden die Lehren der Religion auch bei ihm Wurzel gefaßt haben und die Nachwelt würde dann, wenn dereinst die ganze Rasse von der Erde verschwunden ist, nicht behaupten können, daß der Indianer nicht fähig gewesen sei, bekehrt und civilisirt zu werden.

Aber seit dem ersten Augenblicke der Bekanntschaft der Weißen mit den Rothen Männern haben diese stets an denen, welche zu ihnen kamen, nur so abscheüliche Laster wahrgenommen und sie haben so große Ungerechtigkeiten von

ihnen erduldet, daß sie jetzt auch an die redlichen Absichten derjenigen nicht glauben, die es gut mit ihnen meinen.

Die Indianer sind von Natur sittsam, bescheiden und harmlos, und soweit die Geschichte geht, wurden die Weißen bei der ersten Ankunft in ihren Dörfern überall freündlich und gastlich aufgenommen. Ich selbst unterschreibe gern und mit Stolz die Worte, welche sich in dem Briefe befinden, den Columbus von dem Punkte, wo er zuerst den Kontinent betrat, an den König und die Königin von Spanien richtete: „Ich schwöre Ew. Majestäten, daß es in der Welt kein besseres Volk giebt als diese, keines das wohlwollender, freündlicher und sanfter wäre. Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst und sprechen stets lächelnd". —

Sie sind sinnreich und talentvoll, wie viele ihrer Erzeügnisse beweisen. In den mechanischen Künsten haben sie nur geringe Fortschritte gemacht, wahrscheinlich weil sie derselben nur wenig bedurften und auch Niemand sie darin unterrichtet hat. Ihre Leistungen in den schönen Künsten sind noch roher und unbedeütender; ihre ganze Naturkunst beschränkt sich auf die Büffel-Haüte, von denen bereits oben die Rede war und über die ich noch einige Worte sagen will.

Von einem System einer Hieroglyphen-Schrift habe ich nirgend etwas bemerkt, obwohl ihre Bilderschrift auf den Felsen und den Büffelhaüten sich dem einigermaßen nähert. Die erstere habe ich auf meinen Reisen in großer Menge gesehen und mich überzeügt, daß sie nur die Totems oder symbolischen Namen derjenigen enthalten, welche jene Orte besuchten; unter diesen Namen, die von vierfüßigen Thieren, Vögeln oder Reptilien entlehnt sind, ist jede Familie oder jeder Einzelne allgemein bekannt. Viele dieser Zeichen hat man den Normannen zugeschrieben und ich war auch dieser Meinung, bis ich in dem Steinbruche des rothen Pfeifensteins und an mehreren anderen Orten selbst sah, wie die Indianer ihre Totems in die Felsen eingruben, wodurch ich mich überzeügte, daß hierbei an keine eigentlich sogenannte Hieroglyphen-Schrift zu denken ist.

Die Zeichnungen auf den Büffel-Haüten sind zuweilen äußerst merkwürdig und stellen gewöhnlich ihre Kriegsthaten dar, worauf sie ungemein stolz sind.

Eine dieser Büffel-Haüte, die ich von einem Pahnih-Indianer kaufte, stellt eine Prozession von Doctoren oder Medizin-Männern dar, von denen der Vorderste seinem Lieblings-Rosse die Freiheit giebt. Es ist dies ein sehr sonderbarer Gebrauch, den ich fast bei allen Stämmen gefunden habe. Hat ein Medizin-Mann diesen Entschluß gefaßt, so zeigt er allen seinen Kollegen an, daß er an einem bestimmten Tage seinem treüen Rosse, welches ihm am längsten gedient hat, die Freiheit geben wolle und er hoffe, daß Alle dabei zugegen sein würden. Sie erscheinen dann Alle zu Pferde, bewaffnet und höchst phantastisch bemalt und aufgeputzt, vorauf reitet der Eigenthümer des freizulassenden und ebenfalls bemalten und gebrannten Pferdes, welches er an einem langen Lasso führt. Hat man den bestimmten Ort erreicht, so wird das Pferd freigelassen und gesellt sich sogleich zu den wilden Pferden. Wird es später von einem Indianer mit dem Lasso gefangen, so giebt er ihm sofort die Freiheit wieder, denn es gehört nunmehr dem Großen Geiste und Niemand darf sich ungestraft dasselbe zueignen.

Zuweilen opfern die Medizin-Männer dem Großen Geiste oder dem Bösen

Geiste ihre Pferde und Hunde auf andere Weise, indem sie dieselben tödten, doch muß hierbei stets das Beste geopfert werden; geschieht dies nicht, so zieht sich der Opfernde nicht nur die Verachtung seines Stammes zu, sondern auch den Zorn des Großen oder Bösen Geistes, für den das Opfer bestimmt war. Diese Opfer werden unmittelbar dem Medizin-Beütel des Opfernden oder der Familien-Medizin dargebracht, denn außer der jedem Einzelnen gehörenden Medizin scheint jeder Haushalt noch eine besondere Medizin zu besitzen *).

Was die Übersiedlung der verschiedenen Stämme in das Land westlich vom Mississippi betrifft, so sind die Regierung und diejenigen Geistlichen, welche diesen Plan vornämlich beförderten, gewiß überzeügt gewesen, daß sie dadurch den Indianern eine Wohlthat erzeigten. Auch ich war anfangs dieser Meinung, als ich aber jene verpflanzten Stämme besuchte, die, nachdem sie in ihren früheren Wohnsitzen den Gebrauch der Pflugschar erlernt und Geschmack an den Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens gewonnen hatten, plötzlich 200—300 Meilen westwärts in die Wildniß versetzt wurden, wo alle ihre Bedürfnisse ihnen von den Kaufleüten um einen acht- bis zehnfach höheren Preis, als sie früher dafür zahlten, geliefert werden, wo der Verkauf des Branntweins ungehindert Statt findet und wo die Heerden der Büffel und anderer wilden Thiere eine beständige Lockung für sie sind, sich dem Vergnügen der Jagd zu ergeben und die Beschäftigung mit dem Ackerbau zu vernachlässigen — seit dieser Zeit habe ich die feste Überzeügung gewonnen, daß jenes System der Übersiedlung nur dazu dient, die Land-Spekulanten und die Handels-Leüte zu bereichern — jene, indem sie die von den Indianern verlassenen Ländereien an sich reißen, diese, indem sie die an 120,000 rothe Männer gezahlte Jahres-Rente in ihre Taschen hinüberzuspielen wissen. Das System mag allerdings dazu geeignet sein, den Wohlstand der civilisirten Gränz-Bewohner zu vermehren, aber auf der anderen Seite wird es nur dazu dienen, die Verarmung und den Untergang der Rothen Männer zu beschleünigen, die das Unglück haben, daß ihre Interessen sich nie mit denen ihrer Nachbarn, der bleichen Gesichter, vereinigen lassen.

Dies Handels-System und die Blattern sind es gewesen, welche dies arme Volk von der atlantischen Küste bis zu seinem jetzigen Wohnsitze vernichtet haben, und beiden wird wol nicht Einhalt gethan werden, so lange diesseits und jenseits der Rock-Mountains noch ein einziger Indianer übrig ist. Von den ersten Ansiedlungen an der Atlantischen Küste bis zu denen am Fuße des Felsen-Gebirges haben Hunderte und Tausende von Weißen Männern sich auf Kosten der arglosen Kinder der Wildniß zu bereichern gesucht und es ist ihnen gewöhnlich gelungen. Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Groß-Britanniens haben stets den Pelz-Handel auf jede Weise unterstützt und ihn als eine Quelle des Reichthums für beide Nationen betrachtet; aber es kann ihnen wol nie in den Sinn gekommen sein, zu glauben, daß ein solcher Verkehr auch vortheilhaft für die Wilden sei.

---

*) Lewis und Clarke erzählen in ihrem Reiseberichte, daß ein Haüptling der Mandaner siebenzehn Pferde geopfert habe, um den Großen Geist sich geneigt zu machen.

Außer den Tausenden, welche täglich und stündlich den Indianern in den Vereinigten Staaten, in Kanada, an den Gränzen von Texas und Mejico Branntwein, Rum und allerlei unnützen Tand verkaufen, giebt es kühne, bewaffnete Abenteürer in den Rocky Mountains und jenseit derselben, von denen tausend im Dienste der Pelz-Compagnieen der Vereinigten Staaten, eine gleiche Anzahl im Dienste der Britischen Faktoreien, und die doppelte Zahl in den Russischen und Mejicanischen Besitzungen sich befinden; Alle durchziehen das Gebiet der wildesten Stämme mit der Flinte und anderen, dem einfachen Wilden unbekannten Todes-Werkzeügen, um ihn zu schrecken und zu vortheilhafteren Handels-Bedingungen zu zwingen, und überall maßen sie sich das Recht an (und suchen es nöthigenfalls durch die Überlegenheit ihrer Waffen zu beweisen) auf und an den Flüssen in dem Gebiete der Wilden zu jagen.

Diese Pelzhändler bringen nicht nur den Branntwein und die Blattern in jene entfernten Gegenden, sondern bewaffnen auch einen Stamm nach dem andern mit Feüergewehren, wodurch sie ihren Nachbaren im Kampfe überlegen werden, die sich nun ebenfalls auf diese Weise bewaffnen und dann wieder ihre Feinde im Westen überfallen. Auf diese Weise verliert ein Stamm nach dem anderen seine tapfersten Krieger und verschwindet gänzlich, noch ehe die eigentliche Civilisation ihn erreicht und eine genaue Kenntniß von ihm erhalten kann.

Ich will hier weder in eine detaillirte Geschichte dieses Systems, noch in eine Untersuchung der Motive der dabei betheiligten Personen eingehen, sondern nur bemerken, daß in Folge des weiten Transports der Waaren über Berge und reißende Flüsse, die armen Indianer dieselben so theüer bezahlen müssen, daß sie in Kurzem verarmen. Dazu kommt noch, daß sie unglücklicherweise Geschmack am Branntwein und Rum finden, deren übermäßiger Genuß den Indianer viel schneller tödtet, als den Weißen. Da der Branntwein ihnen von den Weißen geliefert wird, die sie für weiser zu halten gewohnt sind, so betrachten sie den übermäßigen Genuß geistiger Getränke nicht als ein Laster, und trinken, so lange sie noch die Mittel dazu besitzen. Sind diese erschöpft, so betteln sie um Branntwein und wenn dann der ehrenwerthe Pionier ihr Nachbar wird, so erhalten sie, und zwar mit Recht, den Namen der „armen, herabgewürdigten, nackten und betrunkenen Indianer".

Ich kann keinen bessern Kommentar zu diesem System des Handels geben, als einige Stellen aus dem sehr interessanten und beliebten Werke: „Das Felsen-Gebirge, oder Abenteüer im Fernen Westen, von Washington Irving". Die darin erzählten Vorfälle sind von dem Kapitain Bonneville, offenbar mit großer Aufrichtigkeit, mitgetheilt worden. Dieser ausgezeichnete Offizier hielt sich fünf Jahre in der Gegend des Felsen-Gebirges auf, wo er mit mehreren anderen Personen unter einigen der wildesten Stämme jener Gegend Pelzhandel trieb.

„Der würdige Kapitain (sagt der Verfasser) begab sich in jenes Land mit 110 Mann, deren Ansehen und Ausrüstung, halb civilisirt und halb wild, — ein sehr buntes Bild darstellte. Sie durchzogen das Land bis zu den Rocky Mountains und der Kapitain sagt von den Nez percés und den Flachköpfen, daß sie freündlich gesinnt und in ihrem Verkehr mit den Weißen im höchsten

Grade redlich waren. Auch waren sie so fromme Leüte, daß man sie ein Volk von Heiligen nennen könne.

Von den „Wurzel-Gräbern“, einer Horde der Schlangen-Indianer in der Nähe des Großen Salz-Sees, sagt er: „Sie sind ein einfaches, schüchternes, harmloses Völkchen, das kaum andere Waffen als zur Jagd besitzt. Eines Morgens bemerkte einer von den Träppern des Kapitains, ein wilder und roher Mensch, daß seine Fallen während der Nacht entwendet waren; er schwur daher, den ersten Indianer, der ihm begegnen würde, zu tödten, derselbe möge schuldig oder unschuldig sein. Als er mit mehreren Anderen nach dem Lager zurückkehrte, sah er zwei unglückliche Wurzel-Gräber, die am Fluße mit Fischen beschäftigt waren, er eilte sogleich auf sie zu, schoß den einen nieder und warf den blutigen Leichnam in den Fluß.

„Als einige Zeit darauf die Träpper des Kapitains über der Ogden-Fluß setzen wollten, bemerkten sie auf dem gegenüberliegenden Ufer eine große Anzahl Schoschokis oder Wurzel-Gräber und da sie vermutheten, daß dieselben feindliche Gesinnungen hegten, so schossen sie auf der Stelle fünfundzwanzig derselben nieder. Die Übrigen flohen eine kurze Strecke, standen dann still und wandten sich um unter ergreifenden Klagegeschrei. Die Träpper verfolgten die Unglücklichen, die keinen Widerstand leisteten, sondern voll Entsetzen flohen, nach allen Richtungen“.

Nach diesem Vorfalle wanderte die buntscheckige Bande der Träpper nach Monterey an der Küste von Californien und kehrte zu Pferde durch das Land der Wurzel-Gräber zurück. Der Verfasser entwirft von diesem Zuge folgende Schilderung:

„Auf ihrer Reise durch das Land der armen Wurzel-Gräber scheinen sie mit einander gewetteifert zu haben, wer die größten Schandthaten gegen die armen Wilden verüben könne. Die Träpper betrachteten diese noch immer als gefährliche Feinde und die Mejicaner haben sie wahrscheinlich als Pferdediebe geschildert, denn auf andere Weise lassen sich die abscheülichen Grausamkeiten, welche die Träpper nach ihrer eigenen Erzählung dort verübten, nicht erklären — sie jagten die armen Indianer gleich wilden Thieren und tödteten sie ohne Gnade — sie warfen ihnen die Schlinge des Lasso um den Hals und schleiften sie so lange auf der Erde hinter sich her, bis sie todt waren“.

Man ist es übrigens dem Kapitain Bonneville schuldig, zu bemerken, daß alle diese Abscheülichkeiten von seinen Leuten verübt wurden, während er sich mehrere hundert englische Meilen von ihnen entfernt an den Ufern des großen Salz-Sees befand. Sowol er als der Verfasser sprechen in dem Buche ihre große Entrüstung über diese Vorfälle aus.

Während diese Träpper sich im Lande der Rikkarier befanden, um Biber zu fangen, wurden in der Nacht einige Pferde gestohlen. Am Morgen ergriffen sie zwei dieser Wilden, die in das Lager kamen und wahrscheinlich von dem Diebstahl nichts wußten, banden ihnen Hände und Füße, um sie als Geißeln zurückzuhalten, bis die Pferde zurückgegeben seien; geschehe dies nicht, so würden die beiden Gefangenen lebendig verbraunt werden. Um dieser Drohung mehr

Nachdruck zu geben, wurde ein Scheiterhaufen errichtet. Die Rikkarier sandten zwei Pferde zurück, da sie aber sahen, daß nur die Zurückgabe aller Pferde das Leben ihrer Gefährten retten könne, so überließen sie dieselben ihrem Schicksale und zogen ab. Die beiden Unglücklichen wurden darauf im Angesichte ihrer fortziehenden Landsleute lebendig verbrannt *).

„Solche Grausamkeiten verüben die weißen Männer, welche sich dem Leben in der Wildniß ergeben, und solche Vorfälle sind es, welche die furchtbaren Wiedervergeltungen von Seiten der Indianer hervorrufen. Sollte man von Grausamkeiten der Rikkarier gegen weiße Gefangene hören, so möge man sich an den erwähnten Vorfall erinnern. Einzelne Fälle dieser Art leben in der Erinnerung ganzer Stämme und es ist eine Ehren- und Gewissens-Sache, sie zu rächen".

Der Verfasser bemerkt ferner, daß die in diesem Werke mitgetheilten Thatsachen darthun würden, wie nothwendig es sei, Militair-Posten zu errichten und eine bewaffnete Macht zur Beschützung der Pelz-Händler auf ihren Zügen durch die westliche Wildniß zu halten, um dort einigen Einfluß auszuüben und dem bisherigen System ein Ende zu machen.

Die hier mitgetheilten Grausamkeiten bedürfen keines Kommentars und es gebührt sowohl dem Verfasser, als dem Kapitain der wärmste Dank dafür, daß sie dieselben so freimüthig veröffentlich haben. Würden alle Vorfälle dieser Art in jenen Regionen zur Kenntniß der übrigen Welt gebracht, so würde jeder gefühlvolle Mensch schaudern über die Abscheülichkeiten, welche civilisirte Menschen zu verüben im Stande sind. Aber schon aus den oben, so wie in früheren Kapiteln mitgetheilten Thatsachen erklärt sich wol hinlänglich die Abneigung der Wilden gegen die bleichen Gesichter und die große Zahl der an Weißen verübten Mordthaten, die man allgemein der muthwilligen Grausamkeit und der Raublust der Wilden zuschreibt; wollte man sich indeß die Mühe geben, den armen Indianer nach der Ursache zu fragen, so würde es ihm wahrlich an Gründen nicht fehlen. Da es in jenem Lande keine Gesetze gibt, welche die gegen die Rothen Männer verübten Abscheülichkeiten bestrafen, so übernimmt der Indianer selbst die Rächung derseben und die Tödtung eines Weißen ist in den Augen des Wilden kein Mord, sondern eine Hinrichtung nach dem allgemeinen Gesetze seines Landes. Auch darf man nicht vergessen, daß alle diese Grausamkeiten in dem Gebiete der Indianer selbst verübt werden, daß diese niemals in dem Gebiete der Weißen jagen, daß sie diesen kein Land entreißen, daß sie nicht die Gräber aufwühlen, welche die Gebeine ihrer Väter, ihrer Frauen, ihrer Kinder enthalten.

Ich habe oben gesagt, daß der Handel und die Blattern die Haupt-Ursachen der Vernichtung der Indianer sind. Jeder Stamm, mit welchem die Weißen in Berührung gekommen sind, ist von jener Krankheit heimgesucht worden und hat durch sie in wenigen Monaten oft mehr als die Hälfte seiner Mitglieder

---

*) Es ist dies der oben von mir erwähnte Vorfall, wegen dessen Herr M'Kenzie mir rieth, das Dorf der Rikkarier bei Nacht zu passiren. Sie hatten damals einen Pelzhändler ermordet und ta zten um seinen Skalp, als ich in meinem Rinden-Kanoe bei ihrem Dorfe vorüber ruderte.

verloren. Es ergiebt sich sowol aus den Erzählungen noch lebender Personen, als aus den Traditionen, daß diese furchtbare Krankheit vor unserer Zeit mehrmals unter den westlichen Stämmen bis über das Felsen-Gebirge hinüber und bis an die Gestade des Großen Oceans gewüthet und ihre Reihen auf eine Weise gelichtet hat, die nur allein dem Allmächtigen bekannt ist*).

Ich bin weit herumgereist und habe Alles sorgfältig geprüft, um den Zustand und die Gebraüche dieses unglücklichen Volkes getreu schildern zu können, und wenn man mich, indem ich von den Lesern Abschied nehme, einer Indiskretion oder eines Irrthums beschuldigen sollte, so werde ich mich damit trösten, daß ich wenigstens Niemanden Unrecht gethan habe. Sollte ich in meinem Eifer, den Indianern nützlich zu werden, hinter meiner Aufgabe zurückgeblieben sein, so wird man mir wenigstens nicht den Vorwurf machen können, daß ich ungerecht gegen sie gewesen bin. Was die oben erwähnten Ursachen des Unterganges der Indianer betrifft, so habe ich den zerstörenden Einfluß derselben längs der ganzen Gränze beobachtet und ich bin der Meinung, daß, so lange das bisherige System des Handels und des Branntwein-Verkaufs unter den Wilden geduldet wird, an eine Verbesserung ihres Zustandes und eine Erhaltung der Rasse nicht zu denken ist. Ich habe den Karakter der Indianer sowol im Natur-Zustande, als in seiner sekundären (oft fälschlich civilisirt genannten) Form längs der Gränze sorgfältig studirt. Ich habe sie in allen Phasen beobachtet und obgleich es ehrenwerthe Ausnahmen giebt, mit denen ich zum Theil persönlich bekannt bin, so sind doch die meisten von denen, die an der Gränze leben, wo sie von den Weißen gleich Hunden herumgestoßen und in eine Art von Civilisation hineingezwängt werden, keineswegs so, wie ich sie gern und mit Stolz zu sehen wünschte, civilisirt durch das Beispiel guter und moralischer Menschen. Ich habe in dem Anhange C. eine vergleichende Übersicht der verschiedenen Eigenschaften der sogenannten civilisirten Indianer längs der Gränze und derer, die noch im Urzustande leben, zusammengestellt und hoffe, daß diese Vergleichung des verschiedenen Karakters der Wahrheit so nahe als möglich kommen wird, obgleich natürlich auch hier Ausnahmen Statt finden.

Dies sind die Resultate, welche das gegenwärtige Civilisirungs-System für die Wenigen dieses armen unglücklichen Volkes herbeiführt, die das erste Unglück ihres Landes überleben, und in diesem entwürdigten und bemitleidenswerthen Zustande endigen die meisten ihr Leben in Armuth und Elend, ohne die Kraft sich zu erheben, auf dem Boden, den sie von Kindheit an bewohnt und von ihren Vätern ererbt haben, während sie die „bleichen Gesichter“ zugleich fürchten und hassen, weil durch ihren zerstörenden Einfluß der größere Theil der Freunde

*) Herr Parker sagt in der Beschreibung seiner Reise über die Rocky Mountains, daß in den Jahren 1829—1836 von den Indianern unterhalb der Wasserfälle des Columbia-Flusses mindestens sieben Achtel, oder, wie Dr. Laughlin behauptet, neün Zehntel, durch die Blattern getödtet worden sind. „Die Todesfälle waren so zahlreich und so plötzlich, daß die Ufer mit den unbeerdigten Leichen bedeckt waren; ganze Dörfer starben aus und ganze Stämme verschwanden. Diese Sterblichkeit erstreckte sich nicht nur von den Wasserfällen bis an das Meeres-Ufer, sondern auch von der Küste Californiens bis weit nach Norden hinauf“.

und Verwandten der Rothen Männer ins Grab gesunken ist und denen, die noch übrig sind, nur die traurige Aussicht bleibt, einige Jahre länger zu leben und dann ihr Land und ihr schönes Jagd-Gebiet ihren Feinden überlassen zu müssen, welche die Gräber aufwühlen und ihre Gebeine auf den Feldern umherstreüen oder in den Museen aufstellen.

Für den Christen und den Menschenfreünd in jedem Theile der Welt findet sich in dem Karakter, dem Zustande und der Geschichte dieses unglücklichen Volkes wahrlich hinreichender Stoff, um sein Mitgefühl zu erregen — für die Nation bietet die Geschichte der Rothen Männer ein ungetilgtes Sünden-Register dar, welches früher oder später einmal Vergeltung fordern wird — und für die Amerikanischen Bürger, welche überall stolz auf ihren wachsenden Reichthum und Luxus über den Gebeinen jener Unglücklichen einherschreiten, die ihre Jagd-Gebiete und ihr Leben ihren Unterdrückern zum Opfer brachten, giebt es, wie ich fürchte (wenigstens für die Denkenden unter ihnen) einen lauernden Schrecken anderer Art, wenn sie erwägen, daß auch ihre Gebeine sich bald mit denen ihrer rothen, beleidigten Brüder unter derselben Scholle mischen und daß sie dereinst mit dem Bewußtsein der Schuld zitternd neben den Tausenden anklagender Geister stehen werden, die sich am Tage der Auferstehung auf ihrem eigenen Gebiete erheben!

Anhang A.

Aussterben der Mandaner.

Im Herbste des Jahres 1838 brachten die Herren Mackenzie, Mitschell u. A. vom oberen Missouri die Nachricht nach Neü-York, daß im Sommer des genannten Jahres durch die Pelzhändler die Blattern unter die Mandaner eingeschleppt worden seien, daß in zwei Monaten der ganze Stamm bis auf 30 oder 40 ausgestorben und daß der feindliche Stamm der Rikkarier, welcher etwa zwanzig Meilen weiter stromabwärts wohnte, nach dem Aufhören der Krankheit das verödete Dorf in Besitz genommen und die wenigen übrig gebliebenen Mandaner zu Sklaven gemacht habe. Über das fernere Schicksal der Letzteren und das endliche Erlöschen dieses interessanten und einst so zahlreichen Stammes erfuhr ich Folgendes:

Nachdem die Rikkarier bereits einige Monate in dem Dorfe der Mandaner gewohnt hatten, wurden sie von ihren Feinden, den Sioux angegriffen und während sie sich tapfer vertheidigten, hatten die gefangenen Mandaner den Entschluß gefaßt, gemeinschaftlich den Tod zu suchen. Sie verließen daher die Verpallisadirung, liefen auf die Prairie hinaus und forderten die Sioux, sowohl Männer als Frauen, auf, sie zu tödten; „sie seien Hunde der Rikkarier, sagten sie, alle ihre Freünde seien gestorben und sie wollten nicht mehr leben". Sie drangen darauf voll Verzweiflung mit ihren Waffen auf die Sioux ein, um diese zu reizen und wurden sämmtlich getödtet.

Die Erzählungen einiger weißen Männer, welche während der Krankheit bei den Mandanern waren, sind im höchsten Grade ergreifend. Die Krankheit wurde durch das von St. Louis kommende Dampfboot der Pelz-Compagnie eingeschleppt. Einige von der Mannschaft waren von den Blattern befallen, als das Boot bei dem Dorfe der Mandaner anlegte und unvorsichtigerweise den Indianern gestattete, an Bord zu kommen, die sogleich angesteckt wurden. Zur Ehre derjenigen, die das Dampfboot befehligten, will ich glauben, daß sie die Natur der Krankheit nicht kannten, und es nicht anzunehmen ist, daß sie im entgegengesetzten Falle den Mandanern erlaubt haben würden, an Bord zu kommen.

Es scheint, daß die Mandaner damals von Streif-Parteien ihrer mächtigeren Feinde, der Sioux, eingeschlossen waren; sie konnten daher das Dorf nicht ver-

lassen und sich nicht auf der Ebene zerstreüen, wodurch vielleicht manche gerettet worden wären, sondern waren genöthigt, innerhalb der Verpallisadirung desselben zu bleiben. Die Krankheit wurde in wenigen Tagen so bösartig, daß in einigen Stunden der Tod erfolgte und die Hoffnungslosigkeit war so groß, daß fast die Hälfte derjenigen, welche erkrankten, sich mit dem Messer, der Flinte oder durch einen Sturz von dem dreißig Fuß hohen Felsen-Abhang selbst den Tod gab. Die größte Verzweiflung bemächtigte sich Aller und Tag und Nacht riefen sie den Großen Geist, sie von dieser Plage zu befreien. Niemand dachte mehr daran, die Todten zu bestatten, und in den Wigwams lagen die Leichen ganzer Familien, nur mit einigen Büffel-Haüten bedeckt, wo sie in Verwesung übergingen und von ihren eigenen Hunden verzehrt wurden.

Das Aussterben eines so zahlreichen Stammes in so kurzer Zeit mag unerklärlich scheinen; allein es ist Thatsache, daß diese Krankheit stets unter den Indianern weit furchtbarer auftritt, als unter den Weißen. Vielleicht hat dies in einer größeren Empfänglichkeit, oder, was wahrscheinlicher ist, in der Lebensweise seinen Grund. Man hat diese große Bösartigkeit der Krankheit auch dem Umstande zugeschrieben, daß diese Indianer ausschließlich von Fleisch-Speisen leben; ich muß zwar die Entscheidung dieser Frage Anderen überlassen, allein ich bin überzeügt, daß eben diese ausschließlich animalische Nahrung sie vor einer anderen Krankheit geschützt hat, die unter den civilisirten Menschen nicht minder große Verheerungen angerichtet hat. Während die Cholera in dem größten Theile des westlichen Landes und längs der Indianer-Gränze wüthete, durchreiste ich jene Gegenden und habe mich theils selbst überzeügt, theils von Anderen gehört, daß diejenigen Stämme, welche die Lebensweise der civilisirten Völker angenommen hatten und Pflanzen-Kost und Salz genossen, in vielen Fällen von jener Krankheit befallen wurden, während die nur von Fleisch-Speisen ohne Salz lebenden Stämme gänzlich verschont blieben. Genaue Nachforschungen, die ich angestellt, haben es bestätigt, daß die Gränze von der Cholera nicht überschritten wurde und daß die wenigen Erkrankungs- und Todesfälle, welche jenseit derselben vorgekommen, Pelzhändler betroffen haben, die natürlich nach der Weise der civilisirten Völker lebten *).

Der Pelzhändler, welcher Augenzeüge des Unterganges der Mandaner war, hat mir viele Einzelheiten jenes Unglücks erzählt, die ich aber hier zu wiederholen Anstand nehme. Nur über den edlen Mah-to-toh-pah, von dem ich bereits im 13., 16. u. 21. Kapitel gesprochen habe, muß ich noch einige Worte sagen. Nachdem er selbst von der Krankheit genesen war, saß er in seinem Wigwam und sah, wie seine Frauen und seine Kinder nach und nach erkrankten und starben; als alle die Seinigen dem Tode zur Beüte geworden waren, ging er durch das Dorf und weinte über den Untergang seines Stammes; alle tapferen Krieger, von denen allein die Erhaltuug des Stammes abhing, waren nicht mehr

*) Diese Bemerkung Catlin's ist von großem Interesse, wenn man sich erinnert, daß in Ostindien, dem Heerde der Cholera, die Urbewohner sich aller Fleisch-Speisen enthalten und nur von Pflanzen-Kost leben.

unter den Lebenden. Er kehrte in seine Hütte zurück, legte die Leichen der Seinigen auf einen Haufen, bedeckte sie mit einigen Büffel-Haüten, hüllte sich ebenfalls in eine Haut und ging nach einem in der Nähe befindlichen Hügel, wo er, trotz aller Bitten der Pelzhändler mehrere Tage liegen blieb und den Hungertod zu sterben beschloß. Am sechsten Tage hatte er noch eben so viel Kraft, nach dem Dorfe zurückzukehren; er begab sich in seinen Wigwam, legte sich neben die Leichen seiner Familie, zog die Büffelhaut über sich und starb am neünten Tage, nachdem er das Dorf verlassen hatte.

Dies sind die glaubwürdigsten Nachrichten über das Aussterben der freündlichen und gastlichen Mandaner; es ist möglich, daß noch Einzelne von ihnen leben, obwohl ich es nicht für wahrscheinlich halte, aber selbst wenn dies der Fall wäre, so haben sie doch als Nation aufgehört zu existiren.

Die furchtbare Krankheit beschränkte ihre Verheerungen jedoch nicht auf die Mandaner; nach den Aussagen des Majors Pilcher, gegenwärtigen Oberintendanten der Indianer-Angelegenheiten in St. Louis, so wie des Herrn M'Kenzie und Anderer, starben von den Mönnitarriern, Knisteneaux, Schaiennes, Schwarzfuß- uud Krähen-Indianern in vier bis fünf Monaten etwa 25,000 Personen.

Man wird hier die Frage aufwerfen, ob denn die Regierung der Vereinigten Staaten keine Maßregeln ergriffen habe, um den Verheerungen dieser furchtbaren Krankheit ein Ziel zu setzen. Hierauf diene als Antwort, daß es den Agenten der Regierung gelungen ist, bei allen Stämmen, die jemals von der Krankheit befallen worden sind, die Impfung einzuführen, daß dagegen die im Naturzustande lebenden Stämme, welche die Krankheit noch nicht heimgesucht hat, bisher aus abergläubischen Vorurtheilen sich allen Versuchen zur Einführung der Impfung widersetzt haben. Sie begreifen nicht, wie ein so kleiner Stich in den Arm den ganzen Körper gegen eine so furchtbare Krankheit schützen könne, und da sie sehen, daß die Weißen so ernstlich darauf dringen, so argwöhnen sie dabei irgend eine neüe List der bleichen Gesichter, wodurch diese einen neüen Vortheil über sie zu erlangen hofften. Während meines Aufenthalts am oberen Missouri bemühten sich die mit den Indianer-Agenten dorthin gesandten Aerzte vergebens, die Wilden zu impfen. Sie setzen unbedingtes Vertrauen in die Geschicklichkeit ihrer eigenen Aerzte, sobald aber die Blattern einmal unter ihnen gewüthet haben und sie sich nun durch den Augenschein überzeügen, daß die geimpften Weißen von der Krankheit nicht ergriffen werden, sind sie bereit, sich der Operation zu unterwerfen.

Die Wälische Kolonie. (10.)

Nach den Angaben zahlreicher und glaubwürdiger Schriftsteller ging zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Prinz Madoc oder Madawc von Nord-Wales mit Kolonisten in zehn Schiffen unter Segel und soll irgendwo an der Küste von Nord- oder Süd-Amerika gelandet sein. Es geht nun, wie ich glaube, aus den besten Autoritäten ziemlich deütlich hervor, daß sie entweder an der Küste von Florida oder an der Mündung des Mississippi landeten und,

der Geschichte und Poesie ihres Vaterlandes zufolge, sich irgendwo im Innern Nord-Amerika's niederließen, wo sie, vermischt mit einigen Stämmen der Wilden, noch jetzt leben.

Ich habe Seite 146 die Vermuthung ausgesprochen, daß die Mandaner, bei denen ich so viel Eigenthümliches in ihrem Aussehen und ihren Gebraüchen fand, die mit einem Stamme der Urbewohner vermischten Überreste dieser verlorenen Kolonie sein möchten, woraus sich das ungewöhnliche Aussehen dieses Indianer-Stammes und die Veränderung des Karakters und der Gebraüche der Wälischen Kolonisten, vorausgesetzt, daß jene die Ueberreste derselben sind, erklären würde.

Als ich von dem Dorfe der Mandaner den Missouri hinab nach St. Louis fuhr, fand ich an den Ufern dieses Stromes mehrmals Überreste ehemaliger Wohnsitze der Mandaner (siehe oben Seite 185) bis in die Nähe der Mündung des Ohio, und einige Jahre später fand ich ähnliche Überreste im Innern des Staates Ohio. Ich bin daher vollkommen überzeügt, daß sie früher in diesem Theile des Landes wohnten, aus irgend einer Ursache denselben verließen und so allmälig weiter wanderten, bis sie den Punkt am oberen Missouri erreichten, wo sie ihren Untergang fanden.

Außer den verschiedenen Überresten der ehemaligen Wohnsitze der Mandaner, hab' ich auch den sehr zahlreichen, nicht Indianischen Befestigungs-Werken am Ohio und Muskingum-Flusse, in deren Nähe die Mandaner, wie ich glaube, ehemals lebten, meine Aufmerksamkeit zugewendet. Diese Befestigungs-Werke, welche zum Theil mehrere Morgen Landes einschließen, sind am Fluß-Ufer errichtet, mit zuweilen zwanzig bis dreißig Fuß hohen Wällen und bedeckten Wegen zum Wasserversehen, und verrathen eine Kenntniß der Befestigungs-Kunst, welche die Annahme, daß sie von den Indianern herrühren könnten, unmöglich machen. Sie liefern vielmehr den unwiderleglichen Beweis von dem ehemaligen Dasein eines in den Künsten der Civilisation sehr vorgeschrittenen Volkes, das aus irgend einer Ursache verschwunden ist und diese unvergänglichen Beweise seines Daseins hinterlassen hat.

Ich bin nun geneigt, zu glauben, daß die zehn Schiffe Madoc's, oder wenigstens einige derselben, den Mississippi bei Balize hinauffuhren oder irgend wo an der Küste von Florida landeten, und daß die tapferen und beharrlichen Kolonisten in das Innere bis an den Ohio vordrangen, wo sie sich niederließen und in einem der schönsten Länder eine blühende Kolonie gründeten. Sie wurden jedoch endlich von den Wilden, die sie vielleicht dadurch gereizt hatten, daß sie in ihr Jagd-Gebiet eindrangen, angegriffen und sahen sich endlich genöthigt, zu ihrer Vertheidigung die Befestigungs-Werke zu errichten, worin sie durch mehrere mit einander verbündete Stämme belagert und, nachdem ihr Schießbedarf verbraucht und ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, sämmtlich getödtet wurden. Nur die Wenigen, welche sich durch Heirathen mit den Indianern verbunden hatten, wurden nebst ihren Kindern bei der Niedermetzelung verschont; da diese aber später, als Halb-Indianer, von den Wilden verachtet wurden, so vereinigten sie sich zu einem besonderen Stamme und wanderten an dem Missouri

hinauf bis zu dem Punkte, wo sie lange Zeit unter dem Namen der Mandaner gewohnt haben. Dieser Name ist vielleicht eine Corruption oder eine Abkürzung von Madawgwys, wie die Wäleser die Begleiter Madawc's nannten.

Die folgenden Bemerkungen werden diese von mir aufgestellte Hypothese, die vielleicht Manchem überraschend erscheinen mag, unterstützen, und sollte dies auch nicht der Fall sein, so mögen sie vielleicht zu weiterer Forschung anregen.

Wie oben gesagt, erkennt man die alten Dörfer der Mandaner an den zwei oder mehrere Fuß tiefen, und 30 – 40 Fuß im Durchmesser haltenden, kreisförmigen Ausgrabungen des Bodens für die Fundamente ihrer Wigwams, die sich Jahrhunderte lang erhalten und sogleich auf den ersten Blick zu erkennen sind. Nachdem ich das Dorf der Mandaner verlassen hatte, fand ich die Ueberreste ihres früheren Wohnsitzes etwa zwölf Meilen weiter stromabwärts, von wo sie, ihrer eigenen Aussage nach, vor sechszig oder achtzig Jahren nach dem erwähnten Dorfe wanderten. Aus der Zahl der Wigwams scheint sich zu ergeben, daß sie früher dreimal so zahlreich waren, als während meines Aufenthaltes unter ihnen. An der Mündung des großen Shienne- (Schaienne-) Flusses, etwa 40 Meilen unterhalb ihres letzten Wohnsitzes, fand ich abermals Reste ihrer Wohnungen, und von hier bis an die Mündung des Ohio noch an sechs bis sieben verschiedenen Punkten.

Da diese Überreste um so älter erschienen, je weiter sie von dem Dorfe, welches die Mandaner zur Zeit meiner Anwesenheit unter ihnen bewohnten, entfernt waren, so bin ich zu der Überzeügung gelangt, daß dies Volk, woher es auch gekommen sein mag, allmälig an dem Missouri hinaufgewandert ist, bis zu dem Punkte, wo ich es fand.

Auf dem größten Theile dieses Weges zogen sie durch das Land der Sioux, von denen sie natürlich als Eindringlinge betrachtet und daher von diesem zahlreichen Stamme fortwährend bekämpft wurden. Da die Mandaner sich aber stets durch eine starke Verpallisadirung schützten, so gelang es ihnen, den Angriffen ihrer Feinde Widerstand zu leisten.

Man wird hier vielleicht den Einwurf machen, daß die Rikkarrier und Mönnitarier ihre Wigwams auf dieselbe Weise erbauten; allein dies beweist nichts, denn die Mönnitarier sind Krähen-Indianer aus dem Nordwesten, die nach ihrer eigenen Erzählung sich unter den Schutz der Mandaner begaben, ihr Dorf in der Nähe derselben errichteten und die Bauart ihrer neüen Freünde nachahmten.

Die Rikkarrier, ein sehr kleiner Stamm und weit geringer an Zahl als die Mandaner, haben, nach den Aussagen der Letzteren und den Berichten von Lewis und Clarke u. A., bis vor Kurzem in freündschaftlichen Verhältnissen mit den Mandanern gelebt, deren Dörfer sie in Besitz nahmen, sobald jene sie verließen, wie sie es auch thaten, als die Mandaner ausstarben.

Ob die von mir oben mitgetheilte Ableitung des Wortes Mandan von Madawgwys die richtige ist, will ich nicht entscheiden; ich gebe sie bloß als eine Vermuthung in Ermangelung einer besseren, bemerke aber zugleich, daß das Wälische Wort Mandon eine Pflanze bezeichnet, welche zum Rothfärben gebraucht wird, und vielleicht haben die Wäleser jenen Indianern wegen der

schönen rothen Farbe, die sie den Stachelschwein-Stacheln, womit sie ihren Anzug schmückten, zu geben wußten, diesen Namen beigelegt.

In ihrer eigenen Sprache nennen sie sich Sipuske-Nümanghkä (das Volk der Fasanen); es ist dies wahrscheinlich der Name des ursprünglichen Stammes, bevor sich derselbe mit anderen vemischte. Aus dieser Benennung folgt zugleich, daß sie aus einem Lande gekommen sein müssen, wo es Fasanen (Prairie-Henne = Tetrao phasianellus) gab; diese Vögel finden sich indeß erst in dem bewaldeten Lande am Fuße der Rocky Mountains, 100—200 Meilen westwärts, oder in den Wäldern der Staaten Ohio und Indiana, einige hundert Meilen südwärts oder ostwärts von dem Punkte, wo die Mandaner zuletzt wohnten.

Aus den hier mitgetheilten Thatsachen, so wie aus dem Umstande, daß sie, wie sie mir wiederholt erzählten, den Berg des rothen Pfeifenthons oft besucht und einst in der Nähe desselben gewohnt hätten, ergiebt sich wol zur Genüge, daß sie früher weiter gegen Süden wohnten und ihren Wohnsitz mehrmals veränderten, bis sie endlich den Punkt erreichten, wo sie ihren Untergang fanden. Die Annahme, daß sie von den Ufern des Ohio gekommen sind und einige Gebraüche des civilisirten Volkes, von dem die alten, oben etwähnten Befestigungs-Werke herstammen, sich angeeignet hätten, wird unter andern auch dadurch unterstützt, daß das in den Gräbern und Grabhügeln bei jenen Befestigungen gefundene Töpfer-Geschirr vollkommen demjenigen gleicht, welches die Mandaner in großer Menge im Gebrauche hatten und, wie man sich im Sommer täglich überzeügen konnte, von den Frauen aus schwarzem Thon angefertigt und in den kleinen am Ufer des Flusses befindlichen Oefen gebrannt wurde. (Siehe die Anmerkung 8.)

Außerdem verfertigten sie auch noch sehr schöne und dauerhafte blaue Glasperlen, die sie in großer Menge um den Hals trugen und weit höher schätzten als die, welche ihnen die Pelzhändler verkauften. Die Anfertigung derselben war ein, allen anderen Indianer-Stämmen unbekanntes, Geheimniß. Sie müssen dasselbe nothwendig von einem civilisirten Volke erlernt haben und Lewis und Clarke erwähnen dieses merkwürdigen Umstandes bereits in ihrem Reiseberichte, also zu einer Zeit, als weder Pelzhändler noch andere Weiße zu den Mandanern gekommen waren, von denen sie diese Kunst hätten erlernen können.

Die Kanoes der Mandaner, welche sich von denen aller anderen Stänme unterscheiden, gleichen vollkommen den Coracle's der Wäleser. Sie werden aus rohen Büffel-Haüten gemacht, die man über ein Gestell von Weiden oder anderen Zweigen spannt und haben die Gestalt einer runden Wanne. Die Frauen tragen diese Kanoes auf dem Kopfe an den Fluß, stellen sich an den vorderen Rand und rudern nun mit großer Schnelligkeit, indem sie das Ruder vorwärts ins Wasser tauchen und es dann zu sich heranziehen.

In wie weit die hier erwähnten Umstände, so wie das, was ich oben über die Farbe des Gesichts, der Haare und Augen gesagt habe, den Leser von der Richtigkeit meiner Hypothese über die Abstammung der Mandaner überzeügen werden, muß ich natürlich dahin gestellt sein lassen; was mich betrifft, so muß

ich bekennen, daß ich von dem ersten Augenblicke an, als ich mit diesen Indianern zusammentraf, die Überzeügung gewann, daß sie aus einer Vermischung der Urbewohner mit einem civilisirten Volke hervorgegangen sind; daß sie, wie die Untersuchung der Überreste am Missouri und Ohio beweisen, von dem letzteren Flusse ihre Wanderungen angetreten haben und daß sie aus der Vermischung mit den fast gänzlich vertilgten Kolonisten Madawc's hervorgegangen sind. Zur Unterstützung dieser Annahme theile ich hier einige Wörter der Mandaner-Sprache und ihre Vergleichung mit dem Wälischen mit und überlasse es dem Leser zu entscheiden, ob die auffallende Ähnlichkeit ein Werk des Zufalls sein kann.

Deütsch.	Mandanisch.	Wälisch.	Aussprache nach Englischer Schreibweise.
Ich.	Me.	Mi.	Me.
Ihr.	Ne.	Chwi.	Chwe.
Er.	E.	A.	A.
Sie.	Ea.	E.	A.
Es.	Ount.	Hwynt.	Hooynt.
Wir.	Noo.	Ni.	Ne.
Sie.	Eonah.	Hwna. (Männl.) Hona. (Weibl.)	Hoona. Hona.
Jene.	. . . .	Yrhai Hyna.	
Nein, oder es ist nicht da.	Megosh.	Nagoes.	Nagosh.
Nein.	. . . .	Nage. Nag. Na.	
Kopf.	Pan.	Pen.	Pan.
Der Große Geist.	Maho peneta.	Mawr penaethir *). Ysprid mawr **).	Maoor panaether. Uspryd maoor.

*) Wie ein großer Haüptling, Oberhaupt oder Fürst handeln.

**) Der Große Geist.

Anhang B.

Die in dem nachstehenden Verzeichnisse enthaltenen Wörter einiger Indianer-Sprachen habe ich so niedergeschrieben, wie sie mir von den Indianern vorgesprochen wurden. Sie mögen als Beweis der gänzlichen Verschiedenheit der meisten Sprachen der nordamerikanischen Indianer dienen und ich wiederhole hier, was ich bereits oben bemerkte, daß unter den 48 Stämmen, die ich besuchte, 30 gänzlich verschiedene Sprachen reden, 18 dagegen Dialekte sprechen, die sich auf vier oder fünf bestimmte Wurzeln zurückführen lassen *),

Deütsch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Ich.	Me.	Nistoa.	Nan to.	Mia.	Ee.
Ihr.	Ne.	Cristoa.	Kag hou.	Nia.	Eets.
Er.	E.	Amo.	Wite.	Dai.	Rawonroo.
Sie.	Ea.	. . .	Sapatish.	Hai chay.	Unroo.
Es.	Ount.	. . .	Tihai.	Dai chay.	Hay.
Wir.	Noo.	Nestoa pinnan.	Aps.	On kia.	Dinwuh.
Sie.	Eonah.	Maex.	Arrish.	Ni a pe.	Kaka wen roo.
Großer Geist.	Ma ho peneta.	Cristecoom.	Te wa rooh teh.	Wakon shecha.	Ye wunni yoh.
Böser Geist.	Maho penek-heka.	Cristecoomsah.	Ka ke wa rooh teh.	Wakon tonka.	Katickuhraxhu
Medizin (Geheimniß).	Hopeneche.	Nahtova.	Wa rooh teh.	Wakon.	Yunnu kwat.
Medizin-Mann.	Newmohk hopeneche.	Nah tose.	So nish wa rooh teh.	We chasha wakon.	Yunnu kwat haw.
Opfer.	Wa pa shee.	Kits tah kee.	. . .	We oh pa.	Yunu wonus.
Trommel.	Bereck bah.	Ogh tum.	. . .	Chon che a ha.	Ye nuf hess.
Rassel.	Eeh na de.	. . .	. . .	Waga moo.	Wuntits u runtha.
Sonne.	Menahka.	Cristeque ahtose.	Sha-koona.	Wee.	Hiday.
Mond.	Esto menahka.	Coque ahtose.	We-tah.	On wee.	Autsunychaw.
Sterne.	H'ka ka.	Ca cha tose.	Sa ca.	We chash pe.	Ojisnok.
Regen.	H'ka hoosh.	Shotta.	Tas sou.	Ma how jea.	Wara.

*) Es ist in dem obigen Wörter-Verzeichnisse die Schreibweise des Englischen Originals beibehalten worden, da bei einer Übertragung in die Deütsche Aussprache bedeütende Fehler unvermeidlich wären. Das Vollständigste, was wir über die Sprache des interessanten Mandaner-Volkes besitzen, hat unstreitig Max von Neüwied im 2. Bande seiner Reise in das innere Nord-Amerika mitgetheilt, und es ist um so mehr zu beklagen, daß Krankheit ihn verhinderte, den grammatikalischen Versuch über diese Sprache zu vollenden, da dieser ganze Stamm bekanntlich ausgestorben ist.

Deütsch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Schnee.	Cop caze.	Cane.	Tah hah.	Wah.	Wun.
Nacht.	Estogr.	Caquay.	Ee nahght.	On ha pee.	Autsunje.
Tag.	Hampah.	Cristoque.	Sha cona.	On pah.	Yor huh uh.
Dunkel.	Hampah eris-kah.	Skaynatsee.	Te ka tistat.	Ee ohk pa zee.	Yor wets a yuh.
Hell.	Edayhush.	Cristequenats.	Sha-koona.	O jan jee.	Yoohooks.
Schwer.	T'kash.	Sacoay.	Tah tast.	Te kay.	Wau wis na.
Nicht schwer.	Ho kesh.	Mabts coay.	Kaka tash.	Ka po jel la.	Wau ri yos.
Ja.	K'hoo.	Ah.	Nee coo la.	How.	Unhuh.
Nein.	Megosh.	Sah.	Ka ka.	Ea.	Gwuss.
Gut.	Shusu.	Abghsee.	Toh nee.	Wash tay.	Wa gwast.
Schlecht.	K'he cush.	Pah kaps.	Kah.	Shee cha.	Wa shuh.
Sehr schlecht.	Keks-cusha.	Eehcooa pah kaps.	Koo nah hee.	Schee cha lahg-cha.	Array wa shuh
Wie befindet Ihr Euch?	Tush kah thah mah kah hush?	How ne tucka?	Chee na se nun?	How ke che wa?	Dati yoot hay its?
Sehr gut.	Mah shuse.	Neet ahkse.	Ah teesh te.	Tran wou au.	Array as gu nuh.
Ich bin krank.	Me au gana bush.	Estse no stum.	Na tooh te rate.	Ma koo je.	Ee wak nu wax.
Seid Ihr müde?	Eda e teache?	Cho hetta ke tesistico?	Kah ka nee now a?	Won ne tooka?	Was na rahuh?
Ich bin nicht müde.	Wah ee wah ta hish.	Nemah tesis-tico.	. . .	Wo ne tooka shee ne.	Grons a runk na rahouk.
Sieh da.	Etta hant tah.	Essummissa.	Hay nah ho too tayrick.	Wi a ka.	Tsotkathoo.
Komm her.	Rooh-hooh tah.	Pohks a pote.	Shee sha.	Ta ha na dah pe	Ka jee.
Heiß.	Dsa shosh.	Ea' christochis.	Tow war ist.	Mush ta.	Yoo nau ri hun.
Kalt.	Shinee hush.	Stuya.	Teeq se.	Sinee.	Aut hooh.
Lang.	Hash kah.	Innuya.	Tac chess.	Honska.	Ee wats
Kurz.	Sonnah kah.	Sah kee.	Nee hootch.	Pe tah cha.	Di wats a.
Kriegs-Adler.	Mah sish.	Pehta.	Nix war roo.	Wa me day wah kee.	Akwiah.
Büffel.	Ptemday.	Eneuß.	Wa tash.	Pe tay.	Hohats.
Elk.	Omepah.	Ponakah.	Wah.	Opon.	Joowaroo wa.
Hirsch.	Mahmanacoo.	Ouacasee.	A noo nach.	Teh cha.	Awgway.
Biber.	Warrahpa.	Kekstakee.	Chee tooghs.	Chapa.	Jonockuh.
Stachelschwein.	Pahhee.	. . .	. . .	. . .	Onhatau.
Pferd.	Ompah meneda	Ponokah mota.	Ha wa rooh te.	Shon ka wakon	Tyanootsru-huh.
Robe.	Mah he toh.	Aihabwa.	Sa hooche.	Shee na.	Otskijatsrah.
Mokassins.	Woompah.	Itseekist.	Hooche.	Hong pa.	On ok qua.
Hemd.	Emashotah.	Assokas.	Kraitch.	O kan dee.	. . .
Beinkleider.	Hoh shee.	Ahtsaiks.	Kah hooche.	Hons ka.	Oristreh.
Bogen.	Warah e noo pah.	Netsinnam.	Nache.	Eta zee pah.	Awraw.
Köcher.	Eehticka.	. . .	Nish kratch.	O ju ah.	Yonats ronar-hoost pah.
Pfeil.	Mahha	Obpis	Neeche.	Wonhee.	Kanah.
Schild.	Wah kee.	. . .	. . .	Wo ha chonk	Yununay nah-quaw.

Deütsch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Lanze.	Monna etorook shoka.	Sapa pistats.	Na se wa roo.	Wow oo ke za.	. . .
Wigwam.	Ote.	Moeese.	Acane.	Wah ku ou.	Onassa hunwa.
Frauenzimmer.	Meha.	Ahkeea.	Sa pat.	Wee on.	Kau nuh wuh.
Frau.	Moorse.	Netohkeaman.	Ta bau.	We noh cha.	. . .
Kind.	Sook homaba.	Pohka.	Pe ra.	Chin cha.	Yetyatshoyuh.
Mädchen.	Sook meha.	Ahkeoquoin.	Soo nahtch.	Wee chin cha.	. . .
Knabe.	Soon numohk.	Sah komape.	Wee nahtch.	Okee chin cha.	Kunjookwher.
Kopf.	Pan.	Otokan.	Pahgh.	Pah.	Otahra.
Arme.	Arda.	Otschist.	Arrai.	Ees ta.	Orunjha.
Beine.	Doka.	Ahkatches.	Ahgha,	Hoo.	Orusay.
Augen.	Estume.	Owopspec.	Chee ree coo.	Usta.	Ookaray.
Nase.	Pahoo.	Ohcrisis.	. . .	Pah soo.	Oojyasa.
Mund.	Ea.	Mah oi.	. . .	Poo tay.	Oosharunwa.
Gesicht.	Estah.	Oestocris.	. . .	Ee tay.	Ookahsa.
Ohren.	Nakoha.	Ohtokiss.	Tickokite.	Noh ghee.	Ookahnay.
Hand.	Onka.	. . .	Teho nane.	Non pay.	Ohahna.
Finger.	Onka hah.	Ohkitchis.	Pa rick.	. . .	Oosookway.
Fuß.	Shee.	Ahocatchis.	Ahgh.	See.	Oosa.
Haar.	Pah hee.	Otokan.	Pa hi.	Pay kee.	Auwayrah.
Kanoe.	Menanka.	Akeosehts.	Lah kee hoon.	Wah ta.	Oohuwah.
Fluß.	Passah ah.	Nayotohta.	Sa hon nee.	Wah ta pah.	Kinah.
Ruder.	Manuk pah sho.	. . .	Natoh-catogh.	Eeh chah boka.	Okawetsreh.
Fisch.	Poh.	Mummea.	. . .	Oh hong.	Runjiuh.
Rothe Farbe.	Wah sah.	Ahsain.	Pa hate.	. . .	Yout kojun ya.
Maler.	Wah ka poos ka.	Ahsainahkee.	. . .	Ee cha zoo kah ga.	Ah ah.
Branntwein.	Men e pah da.	Nah heeoh kee.	Te son nan.	Me ne wah ka.	Wisky.
Pfeife.	E hndka.	Ahquayneman.	Laps.	Tchon de oopa.	Yet jy arhoot hah.
Taback.	Mannah sha.	Pistacan.	Lapscon.	Tchondee.	Jarhooh.
Flinte.	Eroopah.	Nahma.	Tnan kee.	Mon za wakon.	Au naw.
Ein Mann läuft	Numohk p'ta-hush.	Ohks kos moi nema.	Sa rish ka tar ree.	We chassa ee onka.	. . .
Er isset.	E roosh toosh	Oyeet.	Te wa wa.	U tah pee.	Yusyhoory.
Ich denke.	Wa push e da hush.	Neetasta.	Nanto te wisca.	Ee me doo ke cha.	Kary.
Ich bin alt.	Wah k'hee hush.	Neetashpee.	Nanto co na-hose.	We machah cha	Auk hoor.
Sie ist jung.	Ea sook me hom mehan.	Mahto maxim.	Tesoo nock.	Ha chee nah tum pee.	Akatsah.
Skalp.	Pon dope khee.	Otokan.	San ish pa.	Wecha sha pa.	. . .
Skalp-Tanz.	Pon dope khee nah pish.	Otokan epas-cat.	Pa te ra ka rohk.	Wah kee ta no wah.	Onaray na yun kwah.
Kriegs-Tanz.	Kerruck sah nah pish.	Soo pascat.	. . .	. . .	Ne yunk wah.
Weißer Büffel.	Woka da	Eneuh quisix sinnuum.	Tohn hah tah ka.	Ta his ka.	Owaryakuh.
Rabe.	Ka ka.	Mastoa.	Tokahka.	Kong hee.	. . .
Bär.	Mahto.	Keahyn.	Koo nooghk.	Matto.	Jotakry yukuh.

Deütsch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Antilope.	Koka.	Saw kee owa kasee.	Annoo notche.	Tah to ka no	Ojiruk.
Geister	Mounon he ka.	Ah eene.	. . .	Wah nough hgee.	Oonowak.
Wolf.	Harratta.	Ah pace.	Steerich.	. . .	Tskwarinuh.
Hund.	Mones waroota	Ameeteh.	Hahtch.	Shonka.	Jir.
Ein Tapferer.	Numohk harica	Mahtsee.	Too ne roose.	Oeet e ka.	. . .
Ein großer Haüptling.	Numohk k'she-se k'tich.	Ahecooa nin nah.	Nay shon tee rehoo.	We chasha on ta peka.	Ye go wa nuh.
Alte Frau.	Rokah kah ksee ha.	Kee pe ta kee.	Sooht sabat.	Wakon kana.	Kaskwary.
Feüer.	Wareday.	Steea.	Te ki eeht.	Pah ta.	Yoneks.
Berathungs-Feüer.	Kaherookah Wareday.	Nahto steea.	Ki eeht te wa-rooht.	Pah ta wah ka.	. . .
Versammlungs-Haus.	Kaherookah kahar.	Nahto yeweis.	Warooht ta ko.	Te pe wah ka.	Yunt kunis ah thah.
Leb' wohl.	. . .	How.	. . .	How ke che wa.	Tyowits nah na
Eins.	Mah han nah.	Jeh.	Asco.	Onje.	Unji.
Zwei.	Nompah.	Nahtohk.	Pit co.	Non pa.	Nekty.
Drei.	Namary.	No ohks kum.	Tow wit.	Hi ami ni.	Au suh.
Vier.	Tohpa.	Ne sooyim.	Tchee tish.	Tau pah.	Hun tak.
Fünf.	Kakhoo.	Ne see thee.	Tchee hoo.	Zah pe tah.	Wisk.
Sechs.	Kemah.	Nah oo.	Tcha pis.	Shah pai.	Oogak.
Sieben.	Koo pah.	E kitch ekum.	To tcha pis.	Shahco.	Jarnak.
Acht.	Ta tuck a.	Nah ne suyim.	To tcha pis won.	Shah en do hen.	Nakruh.
Neun.	Mah pa.	Paex o.	Nah e ne won.	Nen pe che onca.	Niruh.
Zehn.	Perug.	Kay pee.	Nah en.	Oka che min en	Wutsuh.
Elf.	Auga mahan-nah.	Kay pee nay tchee kopochee	Ko tchee 'te won.	Oka on je.	Unjitskahar.
Zwölf.	Auga nompah.	Kay pee nah kopochee.	Pit co nah en.	Oka nonpa.	Nektytskahar.
Dreizehn.	Auga namary.	Kay pee nay ohk kopochee.	Towit nah en.	Oka hiamini.	Ausuh tskahar.
Vierzehn.	Auga tohpa.	Kay pee nay say kopochee.	Tchee tish nah en.	Oka tau pah.	Untak tskahar.
Fünfzehn.	Ag kak hoo.	Kay pee ne see tchee kopochee	Tchee hoo nah en.	Oka za petah.	Wisk tskahar.
Sechszehn.	Ag kemah.	Kay pee nay kopochee.	Tchapis nah en.	Oka sha pai.	Ooyok tskahar.
Siebenzehn.	Ag koopah.	Kay pee eh kee chie kopochee.	To tchapis nah en.	Oka shahko.	Jarnak tskahar.
Achtzehn.	Aga tah tucka.	Kay pee nan e-sic kopochee.	To tchapis won nahen.	Oka shah en do hen.	Nakruh tska-har,
Neünzehn.	Aga mahpa.	Kay pee paex sickopochee.	Nah e ne won nahen.	Oka nen pechi onka.	Niruh tskahar.
Zwanzig.	Nompah perug.	Natchip pee.	Weetah.	Oka chiminen non pa.	Na wots huh.
Dreißig.	Namary ampe-rug.	Ne hippe.	Sah wee.	Oka chiminen hiamini.	Au su tiwots-huh.

Deütsch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Vierzig.	Toh pa ampe-rug.	Ne sippe.	Nahen tchee tish.	Oka chiminen taapa.	Huntak tiwots-huh.
Fünfzig.	Kah hoo am-perug.	Ne see chippe.	Nahen tchee hoo.	Oka chiminen za petah.	Wisk tiwots-huh.
Sechszig.	Keemah ampe-rug.	Nah chippe.	Nahen tchee pis.	Oka chiminen shah pai.	Oojak tiwots-huh.
Siebenzig.	Koopah ampe-rug.	O kitch chippe.	Nahen to cha pis.	Oka chiminen shahco.	Jarnak tiwots-huh.
Achtzig.	Ta tuck ampe-rug.	Nahne sippe.	Nahen te cha pis won.	Oka chiminen shahen do hen.	Naknuh ti-wotshuh.
Neünzig.	Mah pa ampe-rug.	Paex sippe.	Nahen nah e ne won.	Oka chiminen nen pe chee onca.	Ninuh tiwots-huh.
Hundert.	Ee sooc mah hannah.	Kay pee pee pee.	Shoh tan.	O pounkrai.	Kau yaustry.
Tausend.	Ee sooc perug	Kay pee pee pee pee.	Shoh tan tera hoo.	Kaut o poun krai.	Wutsu kau yaustry.

Anhang C.

Eigenschaften der Indianer

im ursprünglichen Zustande	im halbcivilisirten Zustande	im ursprünglichen Zustande	im halbcivilisirten Zustande
Schön.	Häßlich.	Kriegerisch.	Friedlich.
Freündlich.	Mürrisch.	Stolz.	Demüthig.
Bescheiden.	Mißtrauisch.	Bieder.	Bieder.
Tugendhaft.	Unzüchtig.	Ehrenwerth.	Ehrenwerth.
Mäßig.	Ausschweifend.	Unwissend.	Eingebildet.
Frei.	Sklave.	Eitel.	Kleinmüthig.
Thatkräftig.	Verkümmert.	Bereit.	Bereit.
Leütselig.	Zurückhaltend.	Unabhangig.	Abhangig.
Gesellig.	Schweigsam.	Dankbar.	Dankbar.
Wohlthätig.	Wohlthätig.	Glücklich.	Elend.
Gastfrei.	Gastfrei.	Gesund.	Kränkelnd.
Religiös.	Religiös.	Lange lebend.	Nicht lange lebend.
Ehrerbietig.	Ehrerbietig.	Roth.	Hellroth.
Leichtglaübig.	Argwöhnisch.	Nüchtern.	Trunkenbold.
Aberglaübig.	Aberglaübig.	Wild.	Wild.
Kühn.	Schüchtern.	Sich vermehrend.	Sich vermindernd.
Offen.	Versteckt.	Treü.	Treü.
Voll Grazie.	Ohne alle Grazie.	Muthig.	Verzagt.
Reinlich.	Unreinlich.	Indolent.	Indolent.
Tapfer.	Tapfer.	Reines Blut.	Gemischtes Blut.
Rachsüchtig.	Rachsüchtig.	Lebend.	Sterbend.
Eifersüchtig.	Eifersüchtig.	Reich.	Arm.
Grausam.	Grausam.	Grund-Eigenthümer.	Bettler.

Anmerkungen des deútschen Uebersetzers.

1*. Seite 51.

Catlin sagt da, wo er von den sonderbar geformten Thon-Hügeln am Missouri spricht, daß der Gipfel derselben aus einer fünfzehn Fuß mächtigen Schicht von **rothem Bimstein** bestehe. Dies ist ein Irrthum, der jedoch um so verzeihlicher sein dürfte, da Catlin durchaus keine Ansprüche macht, für einen Geognosten gelten zu wollen. Max von Neüwied bemerkt über diesen Gegenstand (Reise in Nord-Amerika, II. Bd. S. 78) Folgendes:

„Alle Hügel, deren Ketten die Prairie durchziehen und von welchen längs eines jeden der Missouri-Ufer eine Reihe hinzieht, um das Flußthal zu begränzen, bestehen aus Thon mit Sand gemischt und aus Sandstein mit vielen Abdrücken und Versteinerungen von Schaltthieren und den sonderbaren Baculiten, die sich überall am Missouri und seinen Nebenflüssen, selbst in den Betten der Bäche hier und da wiederfinden. Fossile Knochen hat man haüfig gefunden, ja ganze Skelette von 12—14 und mehr Fuß langen, krokodilartigen Thieren weiter abwärts am Missouri im Kalkstein. Metalle sollen in dieser Gegend nicht vorkommen, auch unmittelbar in der Umgebung von Fort Clarke kein Kalk, dagegen durchsetzen auf mehrere hundert Meilen weit die schwarzen bituminösen Kohlen-Schichten die Hügel. Diese Kohle brennt leicht, mit starkem Schwefel-Geruche, giebt aber nicht Hitze genug, um als Feüer-Material oder für Schmieden angewendet zu werden. An verschiedenen Stellen beobachtet man unumstößlich, daß diese Lager gebrannt haben; der Thon der Umgebung ist haüfig roth gebrannt und die Scherben sind vollkommen gefärbt, hart und klingend, wie unsere Ziegel und die Holländischen Klinker. Bei Fort Clarke hat man übrigens von Erd-Bränden nie reden gehört; dagegen ist dies am Missouri weiter abwärts öfter der Fall gewesen. Die rothen Thon-Hügel scheinen durch Feüer gehoben zu sein. Am Ufer des Flusses findet man überall **leichte, porös-zellige, rothbraune Schlacken**, welche man hier mit der Benennung **Pumice-Stone (Bimstein)** belegt, obgleich sie sich sehr von demjenigen Fossil unterscheiden, welches man gewöhnlich so benennt und in großen Lagern an den Ufern des Rheines findet.

1 b. Seite 53 und 54.

Büffel-Beeren. — Shepherdia argentea Nuttal ist, zufolge Hooker's Flora boreali-americana, ganz verschieden von Shepherdia Canadensis Nutt., und sogleich zu erkennen an ihren mehr ausgebreiteten Zweigen und ihren schmaleren Blättern, die auf beiden Seiten mit silberähnlichen Schuppen bedeckt sind, sowie an ihrer durchscheinenden Frucht, die so glänzend roth ist, daß die Indianer sie Metheu-miva (Blut-Beere) nennen. Pursh erwähnt ihrer großen Aehnlichkeit mit Elaeagnus argentea, deren Blätter jedoch viel schmaler, weniger silberfarbig und ebenso wie die Zweige gegenüberstehend sind; Blühten und Früchte sind sehr verschieden.

Shepherdia Canadensis Nutt. (Hippophae Canadensis Willd.) kommt in ganz Kanada vor und bis zum Fort Franklin am Mackenzie-Strom, und von Neufoundland und der Hudsons-Bai bis zum Felsen-Gebirge (Richardson; Drummond). Nach Menzies kommt sie auch an der Nordwest-Küste vor.

Elaeagnus argentea, ein in Kanada einheimischer Strauch, findet sich auch von den großen Stromschnellen des Saskatschewan bis zum Felsen-Gebirge und bis zum 69. Breiten-Kreise nahe der Küste (Richardson; Drummond); auch an der Hudsons-Bai (Nuttal). E. argentea ist sehr nahe verwandt mit einigen Elaeagnus-Arten der Alten Welt, namentlich mit E. parvifolia Wall.; E. orientalis L., und E. augustifolia. Die Blätter scheinen veränderlich in der Gestalt zu sein, doch sind sie, nach Hooker, bei E. argentea mehr herabhangend als bei den erwähnten und die Früchte kugelförmiger mit einem mehligen Überzug wie die Blätter. Nach Richardson ist es die von den Krihs Wah-pisskimena genannte Pflanze. Die Rinde fällt im Winter ab, so wie sie bereift. Drummond sagt, die Blätter seien sehr wohlriechend. Blätter und Zweige stehen abwechselnd.

Wislizenus (Ausflug nach den Felsen-Gebirgen, Seite 97) spricht von Bull-Berries, auch Rabbit-Berries (Kaninchen-Beeren) genannt, und nennt sie die Frucht der Shepherdia argentea, eines großen Strauchs, dessen Blätter auf der unteren Seite weißglänzend sind. Die rothen Beeren haben Aehnlichkeit im Ansehen und Geschmack mit Johannis-Beeren.

In diesen Nachrichten ist nicht die Rede von den blauen Blättern, deren Catlin gedenkt *); ist die blaue Farbe etwa abhängig von der Jahreszeit? Bei Catlin's Anwesenheit waren die Früchte reif, es war also entweder Spätsommer oder Herbst.

Der Service-Berries-Strauch ist Amelanchier sanguiena DC. (Pyrus sanguiena, Pursh). Max von Neüwied (Reise nach Nordamerika, Band II. S. 201) schreibt Cervisberry-Strauch.

2. Seite 59.

Die Mandaner (bei den Kanadiern les Mandals), — so werden diese

*) Max von Neüwied nennt jedoch das Laub „blaülich-grün". — Reise in Nord-Amerika. Band I, Seite 308.

Indianer jetzt allgemein genannt, obgleich diese Benennung eigentlich von den Dacotas gegeben ist, — bildeten ehemals ein zahlreiches Volk, welches dreizehn und vielleicht mehr Dörfer bewohnte. Sie selbst nennen sich Númangkake (d. h. Menschen), und wollen sie ihre Abstammung näher bezeichnen, so wird noch die Bezeichnung des Dorfes hinzugesetzt, aus welchem sie ursprünglich herstammen, da alle ihre Dörfer einen Namen tragen. Ein Theil von ihnen nennt sich Sipuske-Númangkä (die Leüte der Fasanen oder Prairie Hens), nach dem Dorfe Sipúska-Mihti (Fasanen-Dorf); Andere heißen Mató-Númangkä (die Leüte des Bären) nach dem Dorfe Mató-Mihti; wieder andere Schakiri-Númangkä (die Leüte der Kaktus oder der Pommes de requettes) nach Schakiri-Mihti (Dorf der Kaktus); noch Andere Mahtäkä-Númangkä (Leüte des Dachses) nach dem Dachs-Dorfe (Mahtäkä-Mihti) u. s. w. Ein anderer allgemeiner Name dieses Volkes ist Máhnd-Härrä, die Trotzenden oder Schmollenden, weil sie sich von einem Theile ihrer Nation trennten und den Missouri weiter aufwärts zogen. (Prinz von Neüwied, Reise in das innere Nordamerika. Bd. II, S. 103).

3. Seite 59.

Die beiden Dörfer sind Mih-Tutta-Hangkusch (das südliche Dorf), etwa 300 Schritt oberhalb Fort Clarke, an demselben Flußufer, und Ruhptare (die sich umwenden) etwa drei englische Meilen höher am Flusse aufwärts ebenfalls an demselben Ufer. Das erstere zählte zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen von Neuwied 65 Hütten und enthielt etwa 150 Krieger; das letztere 38 Hütten und 83 Krieger. Dem Gesagten zufolge besaß damals dieser Stamm nicht mehr als 233 bis 240 Krieger und etwa im Ganzen 900—1000 Seelen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 105.)

4. Seite 69.

Die Hautfarbe dieser Indianer ist ein schönes, bald röthliches, bald mehr helles oder dunkleres Braun, welches man wol zuweilen Kupferfarbe nennen könnte, bei einigen mehr graubraun, bei anderen mehr gelblich. Wenn sie sich gehörig reinigen, so giebt es einige unter ihnen, welche eine stark ins Weißliche ziehende Haut und sogar Röthe auf den Backen zeigen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 107.)

5. Seite 69.

Es giebt ganze Familien unter den Mandanern, wie unter den Blackfeet (Schwarzfuß-)Indianern, wo die Haare grau, oder schwarz mit Weiß gemischt sind, so daß der ganze Kopf grau erscheint. Beispiele hierzu lieferten die Familie des Sih-Chidä und des Mato-Chihä. Der Letztere war in dieser Hinsicht besonders merkwürdig. Seine Haare waren buschweise braünlich, schwarz, silbergrau, meist aber weißgrau, und seine Augenwimpern gänzlich weiß, welches bei einem übrigens wohlgebildeten Mann zwischen 20 und 30 Jahren einen sonderbaren Eindruck machte. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 106.)

6. Seite 65.

Die Mandaner rauchen theils die Blätter der selbst gebauten Tabacks-Pflanze (Nicotiana quadrivalvis), theils die Rinde der rothen Weide (Cornus sericea)*) mit dem Taback der Handelsleüte gemischt, oder den letzteren mit den Blättern des Sakakomi (Arbutus uva ursi), in ihrer Sprache Manna-Schóttä. Die Rinde der rothen Weide heißt in der Mandaner-Sprache Mánna-Sächka. Der Taback der Weißen unvermischt, ist den Indianern zu stark, weil sie den Rauch in die Lungen einziehen; daher rauchten sie auch die Cigarren nicht gerne.

Der Taback (Mannascháe oder Manasché), welchen die Mandaner, Mönnitarrier und Arrikarer kultiviren, wird dort hoch und man läßt diese Pflanze ohne alle Sorgfalt aus dem Samen aufwachsen. Sie wird nicht verpflanzt. Man schneidet die Stengel ab, wenn sie reif sind, trocknet sie und pulverisirt oder schneidet die Blätter mit den kleinen Zweigen in kleine Stücke. Geruch und Geschmack sind unangenehm für den Europäer und mehr chamillen- als tabacksartig. Haüfig wird dieser Taback nicht mehr kultivirt, da er durch den ihnen angenehmeren Taback der Weißen verdrängt worden ist; doch erhält man immer die Art. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Friedens-Unterhandlungen, raucht man noch diesen Taback; der Samen wird daher in dem Medizin-Beütel der Nation aufbewahrt, damit die Pflanze nie verloren gehe. Wenn man diesen Taback rauchen will, so wird er mit etwas Fett angerieben. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 122, 124.)

7. Seite 85.

Pemikan, dies bei den nördlichen Indianer so beliebte Gericht, wird, nach dem Prinzen von Neüwied, von den Mandanern wenig bereitet. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 128).

8. Seite 86.

Irdene Töpfe und Gefäße verstehen die drei Nationen (Mandaner, Mönnitarrier und Arikkarer) von verschiedener Gestalt und Größe zu verfertigen. Der Thon ist dunkel schieferfarbig und brennt sich gelbroth. Man mischt diesen Thon mit im Feüer zu Staub gebrannten Kieseln oder Granit. Mit einem runden dicken Steine in der Hand bildet die Arbeiterin die innere Höhlung des Gefäßes und treibt dasselbe auf diese Art von innen auseinander, indem sie es von außen mit einem Stück Pappelrinde zusammenhält und glättet. Ist der Topf fertig, so wird er inwendig mit trocknen Spänen angefüllt, von außen mit ähnlichen umgeben, alsdann gebrannt, worauf man in demselben kochen kann. Von einer Glasur wissen sie nichts. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 127.)

---

*) Nach Say rauchen sie, wenn ihnen die Rinde fehlt, auch die Blätter des Arrow-Wood (Viburnum). — Siehe Major Long's Expedition, Bd. II, S. 58. Bradbury's Angabe, daß der Indianer-Taback, oder Kinikinik, aus der Rinde des Cornus sanguinea und Rhus glabrum bestehe, ist nach Max von Neüwied (Reise in Nord-Amerika. I. Bd. S. 449) nicht richtig.

9. Seite 90.

Die Indianer der feststehenden Dörfer haben vor den umherziehenden Jäger-Völkern den Vorzug, daß sie nicht nur jagen, sondern auch ihren Haupt-Unterhalt aus ihren Pflanzungen nehmen, welches ihnen immer einen gewissen Rückhalt in der Noth sichert. Zwar hungern auch diese Indianer zuweilen, wenn die Bison-Heerden sich entfernt halten und ihre Feldfrüchte mißrathen; allein der Mangel kann bei den Missouri-Indianern doch nie so drückend werden, als bei den mehr nördlich wohnenden Nationen. Die Gewächse, welche sie bauen, sind Mais, Bohnen (Phaseolus), Kürbisse, Sonnenblumen (Helianthus annuus) und die Tabacks-Pflanze (Nicotiana quadrivalvis).

Von dem Mais giebt es viele Farben-Varietäten und mehrere Abarten, welche bei ihnen verschiedene Benennungen tragen. Der allgemeine Name für dies Gewächs in der Mandan-Sprache ist Köhchantä (ch guttural, an französisch auszusprechen). Die verschiedenen Abänderungen sind etwa folgende: 1) Weißer Mais, Schótka; 2) Gelber Mais, Sihka; 3) Rother Mais, Sachká; 4) Gefleckter Mais, Puská; 5) Schwarzer Mais, Psichká; 6) Süßer Mais, Chéhchipka; 7) Sehr harter, gelber Mais, Schótlka-Káhschä; 8) Weiß oder roth gestreifter Mais, oder sogenanntes Erdkorn, Omahkank-Takóhchä (an französisch; 9) Sehr zarter gelber Mais, Chiika.

Die Bohnen, Ohmenik-Káhne (e halb ausgesprochen) sind ebenfalls von verschiedenen Arten: 1) Kleine weiße Bohnen, Ohmenik Schóttä. 2) Schwarze Bohnen, Ohmenik-Psih. 3) Rothe Bohnen, Ohmenik-Sähne (e halb ausgesprochen). 4) Gefleckte Bohnen, Ohmenik-Pusähne.

Die Kürbisse, Kóhdä: 1) Gelbe Kürbisse, Kóhdä-Siidä. 2) Schwarze Kürbisse, Kóh-Psi; sie sind schwärzlich von Farbe. 3) Gestreifte Kürbisse, Koh-Pussa. 4) Blaue Kürbisse, Koh-Fokähne. 5) Lange Kürbisse, Koh-Häschka. 6) Der Kürbiß mit der dicken Schale, Kóhachtuhn.

Die Sonnenblumen, Mapáe, ein großer Helianthus, der dem in unseren Gärten kultivirten ganz ähnlich zu sein scheint. Man pflanzt sie reihenweise zwischen den Mais. Es giebt zwei bis drei Varietäten, mit rothem, schwarzem und eine andere mit kleinerem Samen. Aus den Körnern bäckt man wohlschmeckende Kuchen.

[Über den Taback siehe Anmerkung 6. S. 357.]

Die Bebauung der Mais- und anderer Felder, deren jede Familie 3—4 Acres bearbeitet, geschieht im Monat Mai. Kleine Gruben werden reihenweise angelegt, in welche man die Maiskörner einzeln wirft und mit Erde bedeckt. Während des Sommers werden die Maisfelder dreimal behackt und behaüfelt, damit die Feüchtigkeit besseren Zugang finde, und im October ist die Aernte-Zeit, wobei Männer, Weiber und Kinder Hand anlegen. Jetzt bedienen sich die Weiber zur Feldarbeit breiter eiserner Hacken, mit einem krummen hölzernen Stiel, die sie von den Kaufleüten erhalten; Charbonneau erinnerte sich, daß sie Schulterblätter von Bisonten dazu gebrauchten. Die Felder werden nie eingezaünt, sondern sind gänzlich frei und offen.

Die Benutzung der wilden Gewächse der Prairie haben die Mandaner und

übrigen Völker des Missouri mit einander gemein. Außer den oben erwähnten sind noch die Feverolles zu nennen, eine den Bohnen ähnliche Frucht, die in der Erde wachsen soll, die aber der Prinz von Neüwied nicht gesehen hat, so wie es noch mehrere Wurzeln in der Prairie giebt, die benutzt werden. Die Kürbisse werden frisch und getrocknet, die Bohnen gewöhnlich mehrere Arten durch einander gemischt gegessen. Der Mais wird in Wasser abgekocht oder geröstet, auch alsdann gestoßen, mit Fett gemischt und in kleine runde Kuchen geballt, gebacken, welche an einer Seite hohl sind und etwa aussehen, wie die Hippen; auch bereitet man ihn auf mancherlei andere Art*). Der süße Mais ist sehr wohlschmeckend, besonders wenn er in der sogenannten Milch ist, wo er abgekocht, dann getrocknet und zum Gebrauche aufbewahrt wird. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 123).

10. Seite 90.

Der Prinz von Neüwied erwähnt noch einer Suppe, die, wie er sagt, bei civilisirten Nationen wohl wenig Beifall finden dürfte; sie wird nämlich in dem Magen der Thiere gekocht, indem man, nachdem die innere Haut des Magens abgezogen worden, Wasser hineingießt, das Ganze fest zugebunden über dem Feüer aufhängt und hin und her bewegt, worauf das Wasser bald darin kocht. Auf eben diese Weise bratet und kocht man in den dicken Gedärmen der Thiere Fleisch und Blut. Das ungeborne Büffel-Kalb ist ein großer Leckerbissen für die Mandaner. Auch der Biber liefert ihnen ein sehr schmackhaftes Fleisch und in seinem fetten Schwanze eine große Delikatesse. Außerdem essen sie noch den Bären, wenn er jung ist, den Wolf, den Fuchs, kurz Alles, nur nicht das Pferd. Das Wiesel (Hermelin) wird nur von Wenigen gegessen, und unter den Vögeln sind ihnen der Turkey-Buzzard und die Raben unangenehm, weil sie die Todten auf den Gerüsten verzehren. (A. a. O. S. 126.)

11. Seite 92.

Nach dem Prinzen von Neüwied bedienen sich die Mandaner des Salzes bei ihren Speisen; sie finden dasselbe theils in ihren Seen, theils kaufen sie es von den Handelsleüten. (A. a. O. S. 128.)

12. Seite 98.

Max von Neüwied sagt, dies Spiel werde von den Mandanern Skohpe und von den Mönnitarriern Mäh-Kache genannt; der Major Long erwähnt es auch bei den Pahnihs. Die französischen Kanadier nennen es das Billard-Spiel. (A. a. O. S. 46.)

13. Seite 99.

Ein wichtiger Gegenstand und eine vorzügliche Medizin ist in den Augen der Mandaner und Mönnitarrier die Haut einer weißen Büffel-Kuh. Wer eine

*) Über die verschiedene Bereitung der Maiskörner s. Say, Exped. Bd. I, S. 194.

solche nicht besessen oder noch nicht besitzt, ist nicht angesehen. Es streiten sich vielleicht zwei Männer um ihre Thaten: der eine ein alter, erfahrener Krieger, der viele Feinde erlegt hat, der andere ein junger unerfahrener Bursche, und der Letztere wirft dem Ersteren vor, er habe ja noch keine weiße Büffelhaut gehabt, so wird der Alte den Kopf senken und vor Scham sein Gesicht verbergen. Gewöhnlich giebt der Besitzer einer solchen Haut, die man Wohkadeh nennt, (ein weißer Büffel im Allgemeinen heißt Ptihn-Schottä), dieselbe als Opfer (Uapähdshi) an den Herrn des Lebens. Er weiht sie demselben, oder, was gleich viel ist, der Sonne, auch dem ersten Menschen (Numank-Machana). Er sammelt vielleicht noch während der Zeit eines ganzen Jahres Dinge von Werth und hängt dann Alles zusammen in der freien Prairie, meist in der Nähe des Begräbniß-Platzes, oder im Dorfe vor seiner Hütte, an einer hohen Stange auf. Die weiße Büffelkuh-Haut steht unter den Auszeichnungen eines Mannes oben an. Hat man nicht selbst das Glück, eine solche zu erlegen, welches wol meistens der Fall ist, da dergleichen Thiere selten sind, so kauft man sie oft in weiter Ferne, und andere Nationen bringen sie, da man den von den Mandanern diesem Gegenstande beigelegten Werth wohl kennt. Eine solche Haut muß von einer jungen, nicht über zwei Jahre alten Kuh sein, und wird mit Hörnern, Nase, Hufen, Afterklauen und Schwanz vollständig abgezogen und gegerbt. Man zahlt dafür bis zu 10 und 15 Pferden an Werth. Ein Mandaner gab 10 Pferde, eine Flinte, Kessel und andere Dinge für ein solches Fell. Die weiße Haut einer alten Kuh oder eines Stiers bezahlt man lange nicht so theüer. Eine weiße junge Kuhhaut reicht für alle Töchter eines Mannes hin; sie wird nicht als Robe getragen, wie bei den Mönnitarriern, oder es trägt sie höchstens einmal bei einer großen Festlichkeit eine Tochter oder Frau aus der Familie, nachher aber nicht mehr.

Bei der Einweihung des Felles haben die Nümangkake (Mandaner) besondere Feierlichkeiten. Sobald man die Haut erhalten hat, nimmt man einen ausgezeichneten Medizin-Mann (Numank-Chópenik) an, der sie umhängen muß. Dieser geht alsdann in der scheinbaren Richtung des Ganges der Sonne um das Dorf herum und singt eine Art von Medizin-Gesang. Wenn der Besitzer, nachdem er drei bis vier Jahre hindurch Dinge von Werth gesammelt hat, sein Kleinod dem Herrn des Lebens oder dem ersten Menschen opfern will, so wickelt er es zusammen, nachdem er Wermuth (Artemisia) oder eine Maiskolbe hinzugefügt hat, und die Haut bleibt aldann an einer hohen Stange aufgehängt, bis sie verfault ist. Oft, wenn die Ceremonie der Einweihung vorüber ist, schneidet man die Haut in schmale Streifen und die Familien-Glieder tragen Theile davon als schmale Binden quer über den Kopf oder über die Stirn befestigt, wenn sie sich putzen wollen.

Tödtet ein Mandaner eine solche junge weiße Büffel-Kuh, so zählt ihm dies mehr als einen Coup, oder als wenn er einen Feind erlegt hätte. Er zerlegt das Thier nicht selbst, sondern trägt dies einem anderen Manne auf, welchem er ein Pferd dafür schenkt. Er allein, der ein solches Thier erlegt hat, darf in den Ohren einen schmalen Streifen des Felles tragen. Die weiße Robe

wird nicht anderweitig verziert, denn sie ist über allen anderen Putz erhaben. Die Handelsleüte verkauften zuweilen den Indianern solche Felle und erhielten bis zu 60 andere Felle dafür.

Auch weißgefleckte Büffel-Felle haben bei den Mandanern schon einen höheren Werth; es giebt aber auch eine Rasse dieser Thiere mit sehr weichen, seidenartigen Haaren von schönem, in der Sonne wie Biberhaar schillerndem Goldglanze, die man ebenfalls hoch hält und mit 10—15 Dollars bis zu dem Werthe eines Pferdes bezahlt. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 169—170.)

14. Seite 114.

Das Band an der aüßeren Nath der Beinkleider wird jetzt auch haüfig mit blauen und weißen Glasperlen gestickt und mit langen ledernen Franzen besetzt, welche unten am Knöchel einen dichten, auf dem Boden etwas nachschleppenden Bündel bilden. Das Leder der Beinkleider selbst ist meist rothbraun oder fahl röthlich angestrichen, gewöhnlich mit Thon, auch öfters auf diese Art weiß, oft unterhalb des Knies mit schwarzen Querstreifen bezeichnet.

Das von den Engländern sogenannte Breechcloth, Nokkä, kommt bei den Mandanern wie bei allen Stämmen der Nord-Amerikaner vor. Es ist ein meist schmales Stück schwarz und weiß gestreiften, wollenen Zeüges, welches sie zwischen den Schenkeln durchziehen und vorn und hinten unter dem Gürtel durchschieben, wo es alsdann mit einer breiten Fläche herunter hangt. Daß dieses (von Catlin nicht erwähnte) Stück der Bekleidung auch selbst bei den alten Mexikanern im Gebrauche war, beweisen die Figuren, welche man noch gegenwärtig an den alten Ruinen jenes Landes mit so vielem Interesse betrachtet. (Prinz von Neüwied a. a. O. S. 114. Antiquités mexicaines, 3. Expédition du Capt. Dupaix. — Tafel 8, 23, 24, 36 und Suppl. IV.)

15. Seite 107.

Der Prinz von Neüwied nennt die Schuhe der Mandaner Humpä.

16. Seite 108.

Obgleich alle Pfeile der Missouri-Nationen einander vollkommen gleichen, so liegt doch in ihrer Verfertigung ein großer Unterschied. Die Mandaner sollen unter allen Missouri-Stämmen die nettesten und solidesten Pfeile zu verfertigen wissen. Ihre Eisen-Spitzen sind dick und solid, länglich dreieckig und sehr scharf schneidend; sie verfertigen sie selbst aus altem Eisen. Die Federn sind gänzlich angeleimt und die Bewickelung unter der Spitze und am Feder-Ende ist aus sehr gleichen, höchst feinen Thier-Sehnen gemacht. Alle tragen auf ihrer ganzen Länge hinab eine Schlangen- oder Spiral-Linie eingegraben oder mit rother Farbe darauf gemalt, welche den Blitz vorstellen soll. Die Mönnitarrier machen die Eisenspitzen dünner und nicht so gut, leimen auch die Federn nicht fest, sondern binden sie bloß an beiden Enden an, wie die Brasilier. Die Assinneboiner haben haüfig sehr dünne, schlechte Blechspitzen an ihren Pfeilen. Say (siehe Major Long's Exped.) erzählt, daß das Arrowwood (Viburnum) von den Indianern

des unteren Missouri und der benachbarten Prairien zu ihren Pfeilen benutzt werde. Der Prinz von Neüwied vermuthet, daß dieser Strauch der Alisien (Viburnum) des oberen Missouri sei, der zuweilen zu den Bogen, aber selten zu den Pfeilen benutzt wird. — Vom Vergiften der Pfeile weiß man nichts. (Man vergl., was Catlin Seite 23 über die Pfeile sagt.)

Die Mandaner und Mönnitarrier haben jetzt fast sämmtlich Flinten (Erúhpa in der Sprache der Ersteren), welche sie an den messingenen Pfeifen der Ladestöcke mit rothen Tuchläppchen verzieren und an den Kolben mit gelben Nägeln beschlagen. Außer dem an dem Gewehre befindlichen Ladestocke tragen sie, wie alle Indianer, noch immer einen besonderen langen Ladestock in der Hand, dessen sie sich gewöhnlich bedienen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 201.)

17. Seite 116.

Der Prinz von Neüwied hält dies für ein Mißverständniß, da die Indianer ihm niemals etwas Aehnliches gesagt haben. (A. a. O. S. 659.)

18. Seite 116.

Catlin hat in Bezug auf den Wohnplatz des Herrn des Lebens die Mandaner wol mißverstanden, oder er ist falsch berichtet worden, wie dies auch Hr. Kipp, welcher der Mandaner-Sprache ganz mächtig war, bekräftigte. Den Sitz des Herrn des Lebens glauben sie in der Sonne *) und nicht in der Hölle, weshalb sie auch besonders die Sonne verehren. Der Ausdruck „Hölle" sollte hier gar nicht gewählt werden, indem „das Land der Guten" und „das Land der Bösen" bessere Beziehungen für diese Begriffe zu sein scheinen. (Prinz von Neuwied, a. a. O. S. 660 Anm. *).

19. Seite 117.

Es ist dies die Arche des ersten Menschen (Mah-Mönnih-Túchä), welche Catlin „Kanoe" nennt. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 661 Anm. **).

20. Seite 117.

Nach Catlin kennen die Mandaner nicht die Eintheilung in Tage oder Wochen; dagegen sagt der Prinz von Neüwied:

Die Eintheilung der Zeit, besonders die Eintheilung des Jahres in Monate (Minang-gä), ist bei den Mandanern ziemlich natürlich. Sie rechnen die Jahre nach Wintern, und sagen, so viele Winter sind seit jenem Ereignisse verflossen. Die Zahl der Winter können sie in Zahlen oder auch an den Fingern und Händen abzählen, denn ihre Zahlwörter sind sehr vollständig. Beginnt man mit dem Anfange des Jahres, so ist:

1) Der erste Monat, der Monat der sieben kalten Tage, Aschini-tächtä-minang-gä; er entspricht dem Januar.

---

*) Catlin sagt übrigens selbst im 19. Kapitel S. 100, wo er von Regenmachern spricht: „die Medizin-Männer sandten Gesänge und Gebete zu dem Großen Geiste empor, der in der Sonne lebt und den Wolken des Himmels gebietet."

2) Der Monat der Begattungszeit des Wolfes, Chàratä-düh-häminähki-minang-gä; unser Februar.

3) Der Monat der kranken Augen; Isstippa-minang-gä; März.

4) Der Monat des Wildprets; Einige nennen ihn auch den Monat der wilden Gänse, Enten u. s. w.; Pattohä-ku-minang-gä; April. Man nennt ihn auch öfters den Monat, welcher das Eis aufbricht, Chòdä-uáppi-minang-gä.

5) Der Monat, in welchem man säet (den Mais), oder Monat der Blumen; Wakih-häddä-minang-gä; Mai.

6) Der Monat der reifen Service-Beeren; Máuna-puschákä-ratak-minang-gä; Juni.

7) Der Monat der reifen Kirschen (Prunus); Katáckä-rátack-minang-gä; Juli.

8) Der Monat der reifen Pflaumen (Prunus); Wáhkta-rátack-minang-gä; August.

9) Der Monat des reifen Mais; Makiruchah-minang-gä; September.

10) Der Monat der abfallenden Blätter; Mánna-apä-haräh-minang-gä. Oktober.

11) Der Monat, wo die Flüsse zufrieren; Chóbä-ahke-minang-gä; November.

12) Der Monat des kleinen Frostes (la lune du petit froid); Ischinin-takschü-kä-minang-gä; Dezember.

Hier und da werden auch noch andere Namen für die Monate gewählt, worin etwas Willkühr herrscht; die hier angegebenen sind aber die gewöhnlichen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 191.)

21. Seite 119.

Eigentlich sollten sie Alle weiß angestrichen sein, welches die Farbe der Trauer oder Demuth ist, doch kann zufällig die weiße Erde gefehlt haben. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 662 Anm. *).

22. Seite 119.

Catlin nennt den Leiter der Ceremonie Oh-ka-pa-kah-seh-ka; dies ist unrichtig, es muß heißen Kauch-Sächka. Es erklärt sich dies wol dadurch, daß die Sprache der Mandaner für einen Engländer und Franzosen schwer, für einen Deütschen oder Holländer weit leichter auszusprechen ist, weil sie außerordentlich viele Kehltöne, wie ach, och, uch im Deütschen hat. Nasentöne kommen nur einzeln vor. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 662 Anm. **) und S. 207.)

23. Seite 119.

Dies ist nicht richtig, indem der erste Mensch am Ende des Festes wieder erscheint, die acht Büffel-Stiere (Beróck-Häddisch) todtschießen läßt und sie dem Volke preisgiebt. Wenn nämlich Alles vorüber ist, ladet Numánk-Máchana (der erste Mensch) die Bewohner ein, sich zu versammeln und Büffel-Jagd zu halten. Die Männer kommen nun zu Fuß und zu Pferde mit Bogen und Pfeilen herbei; letztere sind an der Holzspitze mit grünem Laube versehen,

und indem die Stiere dem ersten Menschen tanzend sich genähert haben, und von ihm zurückgestoßen werden, schießt man sie von allen Seiten nieder. Sie fallen, wälzen sich auf dem Boden und liegen dann als Todte still. Der erste Mensch ladet nun die Bewohner ein, sich das Fleisch der Büffel zu nehmen. Diese, welchen die Roben schon abgefallen waren, stehen nun auf und ziehen sich in die Medizin-Hütte zurück, wo die Figuranten sich in zwei Haufen theilen, Arme und Beine ausstrecken, sich auf den Magen schlagen und dabei ausrufen, daß sie sich nun stark fühlen, die Einen, daß sie Feinde tödten, die Anderen, daß sie viele Büffel erlegen würden u. s. w., dann entfernt man sich, ißt, ruht, und das Fest ist beendigt. (Prinz von Neüwied, S. 662, Anm. ***).

24. Seite 122.

Max von Neüwied führt noch folgende Masken an, die am dritten Tage des Okippe an dem Tanze theilnehmen und von Catlin nicht erwähnt werden:

1) Zwei Männer, als Weiber verkleidet, welche in diesem Aufzuge mittanzen, indem sie sich zur Seite der acht Büffel halten. Sie tragen Kleider von Bighorn-Leder, Weiber-Beinkleider (Mitasses), die Robe mit den Haaren nach außen, bloß die Backen roth bemalt, das Kinn tättowirt, den Kopf nach Weiberart mit Glasperlen (Rassade) verziert.

2) Zwei andere Männer stellen ein Paar Schwäne vor. Sie sind nackt, tragen einen Schwanen-Schwanz in der Hand, sind über und über weiß angestrichen, bloß Nase, Mund (Schnabel) und der untere Theil der Beine mit den Füßen schwarz.

3) Ein Paar Klapperschlangen. Ihr Rücken ist, wie bei diesen Thieren, schwarz quer gestreift, die Vorderseite gelblich, von jedem Auge laüft über die Backen hinab ein schwarzer Streifen und in jeder Hand halten sie einen Büschel Wermuth.

4) Zwei Biber (Uárapä); sie tragen die Büffelhaut mit dem Pelze nach außen, hinten am Gürtel ein Stück Pergament, wie einen Biberschwanz, und sind braun bemalt.

5) Zwei Raubvögel; ihre Schultern sind blau, der Vordertheil gelblich und gefleckt, sie tragen Federn auf dem Kopfe und Raubvogel-Füße in den Händen.

6) Zwei Männer stellen das getrocknete Fleisch vor, welches in schmale Streifen geschnitten ist. Sie haben auf dem Kopfe eine Mütze von weißem Hasenfelle, der Leib ist mit Zickzack-Streifen bemalt, um die Hüften haben sie einen Gürtel von grünen Zweigen und tanzen mit, wie die übrigen.

7) Ein oder zwei Wölfe (Cháratä). Sie sind weiß angestrichen, tragen eine Wolfshaut und laufen den Cabris, welche sich vor ihnen flüchten, nach; fangen sie eine solche, so kommen die Bären, nehmen sie ihnen ab und fressen sie auf.

8) Zwei Prairie-Wölfe (Schähäcke). Sie sind oben auf dem Kopfe weiß, auf dem Gesichte gelbroth gemalt, tragen trockene Kraüter in den Haaren, in der Hand einen rothbraun gestreiften Stock und laufen in der Prairie vor den anderen Thieren her, wenn diese das Dorf verlassen.

Fast alle diese Thiere sollen verschiedene Gesänge mit Worten haben, die aber Uneingeweihte nicht verstehen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 175, 177, 178.)

25. Seite 124.

Die Rolle des Ochkih-Hädda oder Teüfels kann Niemanden zugetheilt werden, sondern wer sich dazu hergeben will, muß sich selbst melden. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 176.) Einst, so erzählen die Indianer, habe man dies Medizin-Fest am Heart- (Herz-) Flusse gefeiert, wo die Mandaner damals noch wohnten, und den Mann, der diese Rolle übernommen hatte, in den Fluß geführt. Als man ihn ausgezogen hatte, um ihn zu bemalen und anzukleiden, gab er große Unruhe zu erkennen und verlangte, man solle ihn loslassen, und als dies geschah, war er wie vom bösen Geiste besessen, rannte pfeilschnell wie ein Pferd auf die Hügel und in der Ebene umher. Den beiden Begleitern wurde bange und sie liefen nach dem Dorfe; allein der neüe Ochkih-Hädda kam pfeilschnell bei ihnen vorbei, sprang über die hohe Umzaünung des Dorfes oben in die Hütten hinein und wieder hinaus, lief alsdann nach dem Flusse und man sah nach ihrer Meinung deütlich, daß er besessen war. Es kostete den Bewohnern viel Mühe, seiner habhaft zu werden und ihn abzuwaschen, er aber zitterte am ganzen Leibe, verhüllte sich in seine Robe und blieb sein ganzes Leben hindurch in einem ähnlichen Zustande, ohne je wieder ein Wort zu sprechen.

Wenn die Mandaner drei bis vier Tage fasten, so traümen sie haüfig vom Ochkih-Hädda und glauben dann, daß sie nicht lange mehr leben werden. Ein Indianer erzählte dem Prinzen von Neüwied (a. a. O. S. 176 Anm.), er habe auch einst bei diesem Feste lange gefastet und sich am Rücken aufhängen lassen. Während der Nacht traümte er vom Ochkih-Hädda und sah denselben weit schrecklicher und größer, als er je dargestellt werden konnte. Sein Federbusch reichte bis in die Wolken und er lief pfeilschnell umher. Noch mehrmals traümte er von diesem Teüfel; er will aber jetzt, um nicht zu früh zu sterben, nie mehr fasten. Er setzte noch hinzu, er habe den als Maske vorgestellten Ochkih-Hädda oft mit Freüde und ohne Scheü betrachtet; er sehe jetzt diese Sache aus einem anderen Gesichtspunkte an, denn je mehr er an ihn gedacht habe, desto größer und gräßlicher sei er ihm vorgekommen und unter diesen Umständen sei ihm der Geist auch sehr nahe gewesen, und wenn er ihn nur einmal berührt hätte, so würde er ohne Zweifel gestorben sein.

Banden oder Vereine bei den Mandanern.

(Max von Neüwied, Reise in das Innere von Nord-Amerika. Bd. II, S. 138).

Wie unter den meisten nordamerikanischen Indianer-Stämmen, so bestehen unter den Mandanern und allen Nationen des oberen Missouri gewisse Banden oder Vereine, Gesellschaften, die sich durch aüßere Kennzeichen und Gesetze von den übrigen unterscheiden und zusammenhalten. Bei ihnen kommen drei Arten von Kriegs- oder Signal-Pfeifen (Ihkaschka) vor, welche sie um den Hals ge-

hängt tragen; sie gehören mit zu den Kennzeichen der Vereine, welche letztere die Männer nach ihrem Alter in sechs Klassen theilen.

1) Die erste Bande oder den ersten Verein bilden die Menisſs-Ochka-Ochatä, die thörichten Hunde, oder die Hunde, deren Namen man nicht kennt. Sie bestehen aus jungen Leüten von 10—15 Jahren und tragen eine Ihkoschka aus dem Flügelknochen der wilden Gans (Outarde der Kanadier), der nur klein ist. Wenn sie tanzen, so haben drei von ihnen ein langes, breites Stück rothes Tuch vom Halse hinten bis auf den Boden hinab hangen. Wie eine jede Klasse haben sie einen besonderen Gesang zu ihrem Tanze. Ehemals konnten auch alte Leüte in dieser Bande sein; dann durften sie aber nie vor dem Feinde weichen; man hat dies seitdem zu der jetzt bestehenden Regel abgeändert. Wollen Knaben in die erste Bande eintreten, um Männer zu werden, so gehen sie zu den Mitgliedern derselben, reden sie mit der Benennung Vater an, und suchen sowol den Grad, als den Tanz, den Gesang und die damit verbundene Kriegs-Pfeife für gewisse Gegenstände von Werth, als wollene Decken, Tuch, Pferde, Pulver, Blei u. dgl. anzukaufen, welche der Vater für sie zahlt. Verkauft man ihnen die Stelle, so haben sie das Recht an die Auszeichnungen dieser Bande, und der, welcher sie verkaufte, begiebt sich dadurch aller Ansprüche an dieselbe; er sucht sich dagegen in eine höhere Bande einzukaufen. Die Tänze der verschiedenen Klassen sind in der Hauptsache dieselben; allein es ist mit einem jeden ein besonderer Gesang verbunden, auch selbst zuweilen eine verschiedene Fußbewegung. Trommel und Schischikué werden ebenfalls mitgekauft. Die erstere nennen die Mandaner Mánna-Bärächä und das Schischikué Ináhdä. Das letztere ist bei dieser Bande kugelförmig, mit einem Stiele oder Handgriffe, und wird von Leder gemacht. Wenn man die Art der Instrumente näher bezeichnen will, so setzt man zu dem Worte Ihnádä noch den Namen der Bande hinzu.

2) Die zweite Klasse oder Bande sind die Hähderucha-Ochatä, die Krähen- oder Raben-Bande, junge Leüte von 20—25 Jahren. Oft sind junge Leüte ein halbes Jahr oder länger in keiner der Banden; sie gehen dann zu denen der Krähen-Bande und reden sie an: „Vater, ich bin arm, wünsche aber von Dir zu kaufen". Willigt der bisherige Besitzer ein, so erhalten sie die Rabenfedern, welche die Krähenbande auf dem Kopfe trägt, eine doppelte Ihkoschka, aus zwei neben einander befestigten Gänse-Flügel-Knochen bestehend, Trommel, Schischikué, Gesang und Tanz. Eine jede dieser Banden hat einen Anführer (Headman der Amerikaner), der über den Verkauf der Rechte und Attribute derselben verfügt. An diesen wendet man sich vorzüglich bei vorkommenden Gelegenheiten. Es wird sodann in der Medizin-Hütte ein Fest veranstaltet, welches man 40 Nächte hinter einander fortsetzt. Man tanzt, ißt und raucht daselbst, die Kaüfer tragen die Unkosten und überlassen noch obendrein den Verkaüfern während dieser ganzen Zeit alle Nächte ihre Weiber, bis die sogenannten Väter befriedigt sind und ihre Gerechtsame den Kaüfern abtreten, wodurch die Festlichkeit endigt.

3) Die dritte Klasse oder Bande sind die Chárak-Ochätä oder die Káua-Karakáchka, die sogenannten Soldaten, die ausgezeichnetsten und

angesehensten Krieger. Sie bemalen das Gesicht bei ihrem Tanze oben roth und unten schwarz, ihre Kriegs-Pfeife ist groß und aus dem Flügelknochen eines Kranichs gemacht. Die Insignien, welche sie bewahren, sind zwei lange, gerade, mit Otterfell umwickelte Stangen, Mánna (das Holz) genannt, von welchen Uhu-Federn herabhangen *). Gehen sie in den Krieg, so pflanzen sie diese Stangen vor dem Feinde in die Erde und dürfen sie dann nicht verlassen, etwa wie die Fahne bei den Eüropäischen Truppen. Sie haben auch eine solche Stange mit Raben-Federn, die, wenn sie eingepflanzt worden ist, ebenfalls nicht verlassen werden darf und die sie Káhka-Pampi nennen. (Eine Abbildung siehe a. a. O. Bd. I, S. 578). Sie besitzen Gesang und Tanz und müssen sich in höhere Klassen einkaufen. Ihr Schischikué oder Rassel-Instrument ist aus Blech gemacht, in der Gestalt eines kleinen Kessels mit einem Handgriffe oder Stiele daran; auch besitzen sie zwei Tabacks-Pfeifen, aus denen bei besonderen Gelegenheiten geraucht wird. Zwei Männer verwahren und tragen diese Pfeifen. Alle höheren Klassen können zugleich in die Bande der Kaúa-Karakáchka gehören, da dieser Verein zur Handhabung der Polizei bestimmt ist; es versteht sich aber, daß alle Mitglieder mit dem Kaufe einverstanden sein müssen. Stimmt ein einziger Mann gegen den Verkauf, so kann aus dem Handel nichts werden. Oft geben Einzelne ihre Einwilligung nicht sogleich, um den Kauf-Schilling höher zu treiben und später desto höher zu verkaufen. Die sogenannten Soldaten bilden einen Ausschuß, der alle Haupt-Angelegenheiten leitet, besonders allgemeine Unternehmungen, als: Veränderungen des Wohnplatzes, Büffel-Jagden, Umzug der Dorfschaften u. dgl. Sind die Büffel-Heerden in der Nähe, so bewachen sie diese und gestatten nicht, daß sie von Einzelnen beunruhigt werden, bis eine allgemeine Jagd angestellt werden kann.

Schießt Jemand in dieser Zeit nach einem Wolfe oder anderen Thiere, so nehmen ihm die Soldaten die Flinte ab und mißhandeln und schlagen ihn zuweilen, was er sich gefallen lassen muß; selbst die Haüptlinge würden in solchen Fällen nicht verschont werden. Die in der Nähe lebenden Weißen (Uaschi oder Waschi) sind während einer solchen Zeit denselben Gesetzen unterworfen und öfters haben die Soldaten den Holzhauern des Forts die Aexte weggenommen, oder ihnen das Holzhauen untersagt, damit sie nicht durch ihr Getöse die Büffel-Heerden beunruhigen.

4) Die vierte Klasse oder Bande, Menifs-Ochatä, die Hunde, trägt beim Tanze eine große Mütze von buntem Tuche, auf welcher eine große Menge von Elster-, Raben- und Uhu-Federn befestigt ist, mit bunten Pferde-Haaren und Hermelin-Schnüren verziert, dabei eine große Kriegs-Pfeife aus dem Flügelknochen des Schwanes. Drei von ihnen haben alsdann dieselben rothen Tuchstreifen den Rücken herabhangen, deren bei der ersten Bande erwähnt wurde. Gewöhnlich ist ihr Kopf mit einem hinten herabhangenden dichten Busche von Uhu-, Raben- oder Elster-Federn geziert und oft sind diese

---

*) Diese Art von Stangen wird auch Ihskepka-Schéhdäh und von den Mönnitarrirn Biddá-Parachpá genannt.

drei Feder-Arten gemischt. Den drei vorerwähnten, mit den langen rothen Tuchstreifen gezierten Männern, oder den eigentlichen Hunden, kann man ein Stück Fleisch in die Asche des Feüers oder auf den Boden werfen und dabei sagen: „Da, Hund, friß!“ und sie müssen darüber herfallen und es roh verzehren wie Hunde und andere Raubthiere. Das Schischikué dieser Bande besteht in einem Stocke von 1—1½ Fuß Länge, an welchem viele Thierhufe aufgehängt sind. (Den Anzug der drei Hunde zeigt die Abbildung des Péhriska-Ruhpa, beim Pr. v. Neüwied, a. a. O., Tabelle XXIII.)

5) Die fünfte Bande bilden die Beróck-Ochatä, die Büffel-Stiere. Sie tragen beim Tanze die obere Kopfhaut und die langen Nackenhaare des Büffel-Stiers mit den Hörnern auf dem Kopfe; zwei Auserwählte unter ihnen aber, die Tapfersten unter Allen, die alsdann nie mehr vor dem Feinde fliehen dürfen, tragen einen ganzen, völlig nachgebildeten Büffelkopf mit den Hörnern, welchen sie über ihren Kopf setzen (Tab. XVIII), durch dessen künstliche, mit einem eisernen oder blechernen Ringe umlegte Augen sie hindurchblicken. Diese Bande allein trägt unter allen übrigen eine hölzerne Thkoschka und in ihrem Vereine befindet sich eine Frau, welche bei dem Tanze mit einer Schüssel voll Wasser herumgeht, um die Tänzer zu erfrischen; allein sie darf dies Wasser nur den Tapfersten bringen, welche den ganzen Büffelkopf tragen. Sie ist bei diesen Gelegenheiten in einem schönen neüen Anzuge von Bighorn-Leder gekleidet und streicht ihr Gesicht mit Zinnober an. Die Männer haben hinten ein Stück rothes Tuch befestigt und eine Figur, die den Büffel-Schwanz vorstellt; dabei tragen sie die Waffen in der Hand. Die Männer mit den Büffel-Köpfen halten sich beim Tanze immer nach der Außenseite der Gruppe, ahmen alle Bewegungen und Stimmen dieses Thieres nach, wie es schüchtern und scheü auf die Seite fährt, sich nach allen Richtungen umsieht u. s. w. (Die Abbildung des Büffel-Tanzes s. beim Pr. v. Neüwied, a. a. O., Tab. XVIII.)

6) Die sechste Bande bilden die Schümsi-Ochatä, die schwarz-schwänzigen Hirsche. Sie besteht aus allen alten Männern über 50 Jahren, die aber ebenfalls noch tanzen. Zwei Weiber gehören zu der Bande, welche bei dem Tanze aufwarten, kochen, zur Erfrischung frisches Wasser herumtragen u. s. w. Die Männer dieser Bande tragen sämmtlich einen Kranz von den Klauen des graülichen Bären (Grizzly Bear) um den Kopf, sowie sie alle Auszeichnungen für ihre Heldenthaten am Leibe zur Schau bringen, als Kopf-Federn, Haarzöpfe an den Armen und Beinen, Skalpe, Malerei u. s. w.

Alle diese Banden, so wie die nachfolgenden Tänze werden gekauft und verkauft, und bei diesen Gelegenheiten muß, wie weiter oben gesagt wurde, der Kaüfer seine Frau dem Verkäufer während der Festzeit überlassen. Ist aber ein solcher junger Mann noch unverheirathet, so wird er zuweilen weit über Land nach einem anderen Dorfe gehen, um einen Freünd oder Kameraden um seine Frau anzusprechen. Dieser geht alsdann mit ihm und giebt an den Abenden des Tanzes für ihn seine Weiber Preis. Oft bringt ein solcher Mann drei, vier und mehrere Weiber mit auf den Schauplatz und giebt sie seinem sogenannten Vater, d. h. sobald der Tanz, das Essen, Tabackrauchen und das

Aufzählen der Heldenthaten vorüber ist. Alsdann kommt eine Frau nach der anderen, streicht dem Manne, welchen sie begünstigen will, mit der Hand über den Arm hinab und geht in den Eingang der Hütte, wo sie wartet, bis er ihr folgt. Oft bleibt der Herausgeforderte sitzen und senkt den Kopf; dann geht die Frau nach Hause, bringt Dinge von Werth herbei, wie Flinten, Roben, wollene Decken u. dgl., welche sie Stück für Stück vor ihm niederlegt, bis er befriedigt ist, aufsteht und ihr in den Wald folgt.

Es giebt auch noch andere Tänze, welche sich kaufen und verkaufen lassen; dahin gehört der Káua-Karakáchka, ferner der Tanz des halbgeschorenen Kopfes, Ischohä-Kakoschóchatä, welchen die untere Klasse kaufen kann, bevor sie noch das Alter hat, Káua-Karakáchka zu werden. Ein anderer Tanz ist der der alten Hunde, Menisś-Chäh-Ochatä. Die Bande der Hunde kann ihn von der Bande der Stiere kaufen, bevor sie selbst Stiere werden oder sich in die Bande Bérock-Ochatä einkaufen darf. Bei dem Tanze der alten Hunde malt man sich weiß, die Hände roth und schwarz, und trägt um den Leib eine Binde von Bärenfell (Grizzly Bear) und vom Hinterkopfe herabhängende Federn.

Der sogenannte heiße Tanz, Wabádähschóchatä, wird in Ruhptare und bei den Mönnitarriern getanzt, welche letztere ihn von den Arikkarern kauften. Die kleinen Hunde, deren Namen man nicht kennt, führen ihn auf. Man zündet dabei ein großes Feüer an und wirft eine Menge glühender Kohlen auf dem Boden auseinander, zwischen welchen die jungen Leüte völlig nackt, also mit bloßen Füßen, umhertanzen. Die Hände mit den Vorderarmen, so wie die Füße bis über die Knöchel, werden dabei roth angestrichen. Auf dem Feüer kocht ein Kessel mit zerschnittenem Fleische und wenn dies recht gar ist, greifen sie mit der Hand in die kochende Flüssigkeit, nehmen das Fleisch heraus und verzehren es, mit der Gefahr, sich zu verbrennen. Die Zuletztkommenden haben dabei das übelste Geschäft: sie müssen am tiefsten in das kochende Wasser greifen. Während des Tanzes trägt man die Waffen und das Schischikué in den Händen.

As-Chóh-Ochatä ist ein anderer Tanz, der wie gewöhnlich im Kreise aufgeführt und mit Schischikué und Trommel begleitet wird. In der Hand tragen sie dabei mit Federn und Bären-Därmen verzierte Bogen-Lanzen*).

Auf ganz ähnliche Art wie bei den Männern ist auch das weibliche Geschlecht bei den Mandanern dem Alter nach in vier Klassen getheilt.

Die jüngste Bande führt den Namen Erúhpa-Mih-Ochatä, die Flinten-Bande. Sie tragen hinten am Kopfe ein Paar Kriegs-Adler-Daunfedern, malen sich und haben ihren Tanz.

---

*) Die Bogen-Lanze (Erúhpa-Hichtä) ist ein großer Bogen, an dessen einem Ende das Eisen einer Lanze befestigt ist. Sie dient nur als Zier-Waffe und wird im Ernste nie gebraucht. Sie ist schön mit Adler-Federn verziert, oft auch mit rothem Tuche, und hat, vollständig dekorirt, einen Werth von 100—250 Gulden. Sie erbt vom Vater auf den Sohn fort und man kann sie nicht wohlfeil erhalten, zuweilen muß man ein Pferd und mehr dafür geben.

Die nächste Klasse, in welche sie sich einkaufen, ist die der Fluß-Bande, Passan-Mih-Dchatä. Wenn diese tanzen, so tragen sie eine Adler-Feder, vor dem Kopfe mit einem weißen Bande befestigt, welche nach der linken Seite hinaussteht und einen mit Gras umwickelten Kiel hat.

Die dritte Klasse bilden die Heü-Weiber, Chan-Mih-Dchatä, welche, wenn sie tanzen, ihre besten Kleider anlegen und nur den Skalp-Tanz singen.

Die vierte Klasse sind die Weiber von der Bande der weißen Bison-Kuh, Ptihn-Täck-Dchatä. Sie bemalen das eine Auge mit einer Farbe nach ihrem Geschmacke, meist himmelblau. Am Kinne vom Munde herab sind diese, größtentheils alten Weiber zum Theil mit schwarzen Linien tättowirt *). Um den Kopf tragen sie ein breites Stück von weißer Bisonkuh-Haut, wie eine Husaren-Mütze, und einen Federbusch darauf.

Banden oder Vereine der Mönnitarrier.

Neüwied, Nord-Amerika, Bd. II, S. 217.

Die Mönnitarrier haben ähnliche Banden oder Vereine, wie die Mandaner, die sich ebenfalls durch Gesang, Tanz und gewisse Zeichen unterscheiden, nämlich:

1) Die Stein-Bande, Wiwa-Ohpage, besteht aus Knaben von zehn bis elf Jahren, welche Federn auf dem Kopfe tragen.

2) Die Bande der großen Säbel, Wirriachischi. Sie sind vierzehn bis fünfzehn Jahre alt und tragen bei ihrem Tanze Säbel in der Hand **).

3) Die Raben-Bande, Haideróhka-Ächke; junge Leüte von siebenzehn bis achtzehn Jahren.

4) Die Bande der kleinen Prairie-Füchse, Ehchoch-Kaïchke. Bei ihrem Aufzuge tragen sie Felle von Ottern und Wölfen am Leibe.

5) Die Bande der kleinen Hunde, Wasküкka-Karischta. Auf dem Kopfe tragen sie Federn und quer über die Schultern herab breite Binden von rothem oder blauem Tuche.

6) Die Bande der alten Hunde, Waschúkke-Ächke. Sie tragen Federn auf dem Kopfe, die vorerwähnten Tuchbinden über die Schulter, ein Wolfs-Fell um den Leib, in der Hand ein Schischikué, das aus einem kurzen Stocke besteht, an welchem Hufe des Büffel-Kalbes aufgehängt sind, und an ihrem Halse hängt eine Kriegs-Pfeife, Ih-Akóhschi.

7) Die Bande der Bogen-Lanzen, Sóhta-Girakschóhge oder Súhta-Wirakschóhke. Sie tragen Federn auf dem Kopfe und Bogenlanzen (Bibúcha-Haski) in der Hand. Dies ist dieselbe Bande, welche die Mandaner Ischohä-Kakoschóchatä nennen.

---

*) Ganz ähnliche Tättowirung als diese senkrechten schwarzen Linien am Kinne der Mandnanischen Weiber sah Kapt. Beechey bei den Eskimo und den Kaliforniern. — Beechey's Reise Bd. I, S. 360 und Bd. II, S. 77. Die Eskimo hatten drei Linien.

**) Da Säbel eine seltene Erscheinung unter den Indianern sind und nur von den Kaufleüten bezogen werden können, so scheint diese Bande neüeren Ursprungs zu sein.

8) Die Bande der Feinde, Máh-Jháh-Ächke. Sie tragen Gewehre in der Hand und sind dasselbe, was die Mandaner Kaúa-Karakáchka nennen, die sogenannten Soldaten.

9) Die Bande der Stiere, Kádap-Ächke. Sie tragen die Kopfhaut des Büffels mit den Hörnern auf dem Kopfe, Tuchbinden um den Leib, Schellen an demselben und an den Beinen, Lanzen, Flinten und Schilde als ihre Waffen.

10) Die Raben-Bande, Pehriskáike. Sie sind die ältesten Männer, Ein jeder von ihnen trägt eine lange Lanze, mit rothem Tuche überzogen, Biddá-Paráchpa genannt, von welcher Raben-Federn herabhangen. Sie haben schön verzierte Kleidungsstücke, Federn auf dem Kopfe, Hauben von Kriegsadler-Federn (Wah-Aschú-Lakukárahä) und borgen selbst schöne Kleider von anderen Banden.

11) Die Bande des heißen Wassers, Máhsawähs. Sie ist einerlei mit No. 1. — Sie tanzen, wie bei den Mandanern, nackt zwischen glühenden Kohlen umher und nehmen Fleisch aus einem Topfe mit kochendem Wasser. Hände, ein Theil der Vorderarme und Füße sind roth angestrichen.

Vereine der Frauen:

1) Die Bande der wilden Gänse, Bihda-Ächke. Wenn sie tanzen, so tragen sie Wermuth und eine Maiskolbe im Arme, vor dem Kopfe ist quer eine Feder befestigt. Diese Bande besteht aus den ältesten Frauen.

2) Die Bande der Feinde, Máh-Jháh-Ächke. Sie tragen lange Gehänge von Muscheln und Glasperlen wie die Männer neben der Stirn befestigt und eine Feder quer vor dem Kopfe.

3) Die Stinkthier-Bande, Chochkáiwi. Hinten auf dem Kopfe steht ein Federbusch, das Gesicht ist schwarz gemalt, mit einem weißen Streifen über die Nase herunter wie am Stinkthiere.

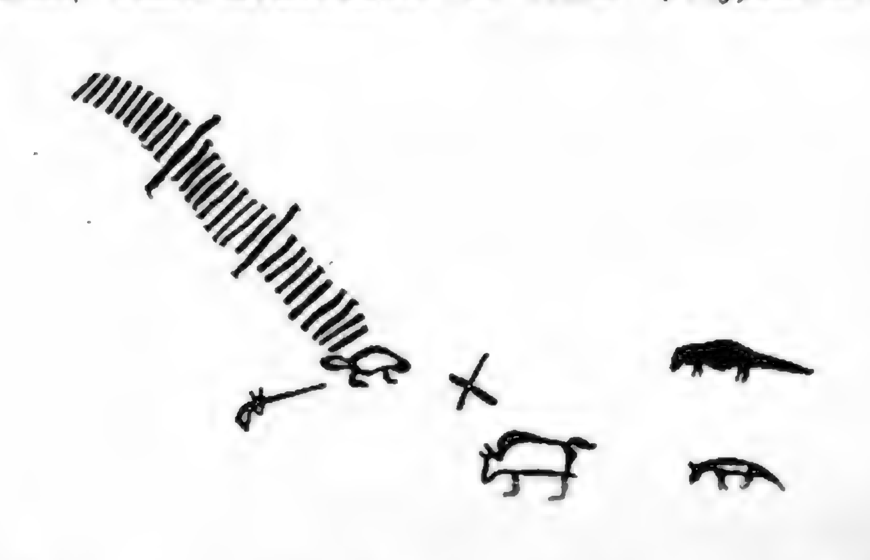
Außer diesen Banden haben die Mönnitarrier ein Paar für sich bestehende Tänze:

1) Táiruchpahga, der Tanz der Alten. Die Männer erscheinen bei diesem Tanze nackt und nicht aufgeputzt. Nur alte Leute führen ihn auf, die Alles mitgemacht haben und nicht mehr zu Felde ziehen.

2) Zúhdi-Arischi, der Skalp-Tanz. Die Weiber tanzen ihn und tragen dabei den Skalp an Stangen. In ihren Händen haben sie Flinten, Äxte, Streitkolben, Stangen u. dgl. Einige Männer schlagen die Trommel und rasseln mit dem Schischikué. Die Kriegs-Partei der Männer steht während dessen in einer Linie und bewegt die Füße im Takte mit.

Die Spiele der Mönnitarrier sind dieselben wie bei den Mandanern; denn wenn sie auch eines oder das andere ursprünglich nicht kannten, so haben sie es angenommen.

Brief eines Mandaners an einen Pelzhändler.



Das Kreüz bedeütet: „Ich will tauschen oder handeln". Drei Thiere, ein Buffel, ein Fischer (Mustela canadensis) und eine Fischotter sind zur Rechten des Kreüzes abgebildet. Der Schreiber will die Felle dieser Thiere, und zwar wahrscheinlich eines weißen Büffels, gegen die von ihm auf der linken Seite des Kreüzes abgebildeten Gegenstände eintauschen.

An der linken Seite hat er zuerst einen Biber sehr deütlich angebracht, hinter welchem eine Flinte steht. Zur Linken des Bibers befinden sich 30 Striche, immer zehn durch eine längere Linie abgetheilt, Dies bedeütet: „ich will 30 Biberfelle und eine Flinte gegen die Felle der zur Rechten des Kreüzes abgebildeten drei Thiere geben.

(Max von Neüwied, Reise in Nordamerika. Bd. II, S. 657.)

26. Seite 134 und 136.

Die Benennung Mönnitarris oder Mennitarris ist von den Mandanern gegeben und bedeütet „die über das Wasser Gekommenen". Es ist daher falsch, wenn die Amerikaner „Minetarris" schreiben, da in der Mandan-Sprache das Wasser nicht „Minnih", sondern „Mönnih" oder „Mennih" genannt wird. Die Franzosen legten diesen Indianern den sonderbaren Namen Grosventres bei, dessen Bedeütung nicht mehr auf sie, als auf die übrigen Nationen paßt; auch die Anglo-Amerikaner bedienen sich häufig dieses Namens. Die Mönnitarrier nennen ihre Nation Biddahátsi-Awatiß und nicht Bellántsiä, wie viele Amerikaner sagen. (Prinz von Neüwied a. a. O. S. 211).

27[a]. Seite 146.

Catlin, welcher die Mandaner im Sommer besuchte, scheint nicht erfahren zu haben, daß sie besondere Winter-Dörfer besitzen. Max von Neüwied sagt (Reise in das Innere von Nord-Amerika, 2. Bd. S. 120 und 273), daß diese Indianer im Winter, d. h. im Anfange oder in der Mitte des November, mit dem größten Theile ihrer Habe in die benachbarten Waldungen ziehen, wo sie

ihre Winter-Dörfer erbaut haben, welche aus ganz ähnlichen, nur etwas kleineren Hütten bestehen. Der Wiedereinzug in die Sommer-Dörfer fällt gewöhnlich in den letzten Theil des Februar oder in den Anfang des März, sodaß sie also etwa acht und einen halben Monat in den Sommer-Dörfern wohnen. Im Innern der Winterhütte haben die Pferde eine besondere, von Stangen gebildete Abtheilung, in welche man sie Abends stellt und mit Mais füttert, während sie bei Tage in den Prairien geweidet und sich in den Gebüschen von Pappelrinde genährt haben. Man sieht die Indianer aus ihren Winter-Dörfern häufig nach den Sommer-Dörfern zurückkehren, um mancherlei Bedürfnisse zu holen, da sie immer einen Theil ihrer Habseligkeiten dort zurücklassen. Im Innern der Winterhütten errichtet man quer vor der Thür eine hohe Schirmwand von Weiden-Aesten, die mit Fellen bedeckt wird, den außeren Luftzug abhält und namentlich die Feüerstelle vor dem Zuge schützt. Der Eingang besteht aus zwei vorspringenden, oben bedeckten Wänden und gleicht einer Röhre.

27[b]. Seite 170, Anfang des 31. Kapitels.

Max von Neüwied sagt (Reise in das innere Nord-Amerika, 2. Bd. S. 22, 2.) über den Büffel: „Man hat den Amerikanischen Bison für identisch oder doch sehr nah verwandt mit dem noch jetzt in Rußland lebenden Zubr oder Wisent angesehen, allein beide Thierarten bilden vollkommen verschiedene Species. — Den Bison hat man schon öfter gezähmt, doch soll er zur Arbeit nicht besonders gut zu gebrauchen sein. Man soll Bastarde vom Haus-Stier und der Bison-Kuh gezogen haben, die sehr stark und tapfer waren und alle anderen Stiere abschlugen. Ein recht großer, starker Haus-Stier soll aber den Bison besiegt haben. Von den Runzeln an der Basis des Bison-Horns hat man gesagt, daß sie das Alter des Thieres anzeigten; allein dies ist eben so ungegründet, als man das Alter der Klapperschlange nach ihren Schwanzklapper-Ringen bestimmen will".

28. Seite 186.

Wenn Catlin den Platte-Fluß einen mächtigen Strom nennt, so ist dies ein Irrthum (der übrigens verzeihlich ist, da er nur die Mündung sah), denn von allen Flüssen dieses weiten Gebietes ist er der seichteste und kaum für die kleinsten Boote fahrbar; ja im Sommer trocknet er so aus, daß er, gleich den Flüssen Neü-Hollands und Süd-Afrika's, nur einzelne Wasser-Ansammlungen zwischen großen Sandbänken enthält. Die Indianer nennen ihn „Nebraska", d. h. „seichter Fluß", und Washington Irving sagt sehr passend von ihm, daß er der schönste und unnützeste Fluß in der Welt sei. Es ist dies um so mehr zu beklagen, da die Quellen seines nördlichen Armes auf dem Südpasse, dem bequemsten Uebergangspunkte über das Felsen-Gebirge, liegen, und sein Lauf etwa 190 Meilen bis zu seiner Mündung in den Missouri gerade ostwärts geht, mithin die directeste und vortheilhafteste Verbindung zwischen dem Missouri und dem Columbia-Strom (oder vielmehr mit dem südlichen Arme desselben, dem Lewis-Flusse) im Oregon-Gebiete bilden würde.

29. Seite 190.

Die Trappers (sprich: Träppers), welche ihren Namen davon haben, daß sie Biber und andere Thiere in Fallen (traps) fangen, sind ein dem westlichen Amerika ganz eigenthümlicher Menschenschlag. Sie werden entweder von Handels-Gesellschaften für geringen Lohn ausgesandt und mit Pferden, eisernen Biberfallen, einer Flinte, Pulver und Blei versehen, oder sie treiben ihr Gewerbe auf eigene Hand und nennen sich dann „freie Leüte" (Freemen); diese Letzteren sind die zahlreichsten. In kleinen Partieen durchstreifen sie das Land, kein Fels ist ihnen zu steil, kein Wasser zu reißend. Dabei schweben sie in beständiger Gefahr, von den feindlichen Indianern angegriffen zu werden, die ihnen auflauern, um sie zu plündern und zu skalpiren. Aber eben diese immerwährende Gefahr scheint für sie einen eigenen Reiz zu haben; nur selten und ungern entschließt sich ein Trapper, sein gefährliches Handwerk aufzugeben, und mitten unter den Genüssen und Bequemlichkeiten der Civilisation befällt ihn eine Art Heimweh, eine Sehnsucht nach dem beschwerlichen Leben in der Wildniß.

In Sitten und Gebraüchen haben die Trappers Manches von den Indianern angenommen und Viele verheirathen sich mit Indianischen Frauen. Ihre Kleidung ist aus Leder gemacht und ihr Kopfhaar lassen sie lang wachsen. Die Stelle des Geldes vertreten Biber-Felle, für die sie in den Forts ihre Bedürfnisse eintauschen. Ein Pfund Biber-Felle wird gewöhnlich mit vier Dollars in Waaren bezahlt, diese selbst aber werden ihnen zu sehr hohen Preisen, sogenannten Gebirgs-Preisen, angerechnet. So kostet z. B. eine Pinte (½ Quart Preüß.) Mehl ½—1 Dollar, eine Pinte Kaffee-Bohnen, Kakao-Bohnen oder Zucker 2 Dollars, eine Pinte verdünnter Alkohol (das einzige geistige Getränk im Gebirge) 4 Dollars, ein Stück Kautaback, der gewöhnlich nach Indianischer Weise mit Kraütern vermischt geraucht wird, 1—2 Dollars; Gewehre, Munition, Biberfallen, wollene Decken, Tücher und bunter Putz für die Squaws (Squahs-Frauen) sind ebenfalls sehr theüer.

Einmal in jedem Jahre finden an gewissen Plätzen, die jedoch öfters wechseln, Zusammenkünfte von Agenten der Handels-Gesellschaften, Trappers und Indianern statt, um auf dieser „Messe der Wildniß" zu kaufen, zu verkaufen, alte Kontrakte zu erneüern oder neüe zu schließen, Verabredungen zu treffen, alte Bekannte wieder zu sehen, die erlebten Abenteüer zu erzählen und eine Woche hindurch — so lange währt gewöhnlich die Zusammenkunft — sich gütlich zu thun und alle überstandenen Beschwerden zu vergessen.

Die Glanzperiode der Trappers ist jedoch vorüber, denn durch die beständige Jagd haben die Biber sich bereits so sehr vermindert, daß, wenn man in der bisherigen Weise mit ihrer Vertilgung fortfährt, sie in nicht sehr ferner Zeit gänzlich verschwinden werden und mit ihnen das originelle Geschlecht der Trappers, und die Erzählungen von dem Leben dieser Söhne der Wildniß, von den Gefahren, die sie bestanden, von den Beschwerden und Entbehrungen, denen sie sich unterzogen, werden dereinst wie Mährchen klingen.

30. Seite 193.

Uber den gemeinsamen Ursprung der Oto's, Aiowäs und Missouris theilte ein alter Haüptling dem Indianer-Agenten, Major Bean, folgende Sage mit:

Es war vor der Ankunft der Weißen in Amerika, als ein großer Haufen Indianer, wir nennen sie Fischesser (Hoton-ga) und sie wohnen an den Seen, unzufrieden war und beschloß, nach Südwesten zu wandern, um Büffel zu jagen, und sie thaten also. Am Puant-See theilten sie sich und die, welche zurück blieben, behielten ihren ursprünglichen Indianischen Namen, aber die Weißen nannten sie aus irgend einer Ursache Winnebagos. Die Übrigen, welche unternehmender waren, setzten ihre Reise fort, bis sie den Mississippi und die Mündung des Aiowä-Flusses erreichten; dort lagerten sie sich auf dem sandigen Ufer und theilten sich abermals; ein Theil beschloß, nicht weiter zu gehen, und diejenigen, welche weiter zogen, nannten die auf dem Sandufer Zurückbleibenden Pa-hó-dschi oder Staub-Nasen; aber die Weißen, welche sie zuerst am Aiowä-Flusse auffanden, nannten sie Aiowäs. Die Übrigen setzten ihre Wanderung fort und erreichten den Missouri bei der Mündung des Grand River. Es waren nur zwei Haüptlinge unter ihnen und sie gaben sich hier den Namen Ni-iu-ta-dsche, d. h. „die, welche an der Mündung ankommen", wurden aber von den Weißen die Missouris genannt. Der eine Haüptling hatte einen einzigen Sohn, der andere eine schöne Tochter, und da Beide edles Blut hatten, so hielten sie es nicht für Unrecht, sich eine oder zwei Nächte zu entfernen. Dies reizte jedoch den Vater des unglücklichen Mädchens zu solchem Zorn, daß er seine Krieger zum Kampfe rüstete. Es kam indeß nicht zum Kämpfen; doch trennte sich der Vater des unglücklichen Sohnes von den Übrigen und zog den Missouri weiter aufwärts, worauf sie sich Wach-toch-ta-the nannten; woher sie den Namen Otos erhalten haben, weiß ich nicht. Die Fischesser oder Winebagos, wie wir sie nennen, blieben noch östlich vom Mississipi im Staate Illinois.

Nachdem die Aiowäs alles Land, auf dem sie sich zuerst angesiedelt, an die Vereinigten Staaten abgetreten hatten, wanderten sie westlich vom Staate Missouri zwischen die Wasser des Missouri und des kleinen Platte-Flusses. Da die Missouris im Kampfe mit den Osagen unglücklich waren, so trennten sie sich hier wieder, und ein Theil lebt jetzt mit den Aiowäs, ein anderer mit den Otos. Die Otos zogen den Missouri weiter aufwärts, bis sie an den Big-Platte kamen, der in den Missouri mündet, überschritten denselben und lebten eine Zeitlang oberhalb seiner Mündung; aber in den letzten Jahren haben sie am Platte-Flusse, etwa 80 englische Meilen (zu Wasser) oberhalb des Missouri gewohnt". (Max von Neüwied, Reise in das innere Nord-Amerika. 1. Bd. S. 645. Beilage D.)

31. Seite 197.

Die bedeütendste dieser Karawanen ist diejenige, welche jährlich von Independence im Staate Missouri nach Santa Fe in Mejiko abgeht. Die Waaren werden auf zahlreichen Ochsen-Wagen transportirt und die große Santa Fé-

Straße ist durch die zahlreichen Handelszüge zu einem breiten, chausseeähnlichen Wege geworden. Sie zieht sich in südwestlicher Richtung durch die Prairie und überschreitet etwa auf der Hälfte des Weges den Arkansas-Fluß, der hier seicht ist und dem Übergange keine Hindernisse darbiet.

32. Seite 198.

Die Everglades sind unermeßliche, herrenlose Landstriche, die sich nördlich und südlich vom Georgen-See bis nahe an das Süd-Ende der Halbinsel Florida ausdehnen. Sie werden bald breiter, bald schmaler, bis sie unter 87° W. Grw. und 25° 30' N. ihre größte Breite erreichen. In diesem weiten Landstriche, der hauptsächlich aus Morast besteht und wahrscheinlich 4000—5000 Quadrat-Meilen enthält, liegt der See Mayaca und die Quelle des Charlotten-Flusses. Diese weiten und unzugänglichen Sümpfe haben den Indianern stets zu einem sicheren Schlupfwinkel gedient.

33[a]. Seite 200.

Die Osagen, welche ihr Volk selbst Wasaji nennen, waren ehemals ein mächtiger Stamm und immer im Kriege mit den übrigen Indianern, selbst die Konsas nicht ausgenommen, welche einerlei Dialekt mit ihnen reden. Sie waren ursprünglich in die Großen und Kleinen Osagen getheilt, aber vor etwa vierzig Jahren trennte sich ein Theil von ihnen, der unter dem Namen der Chaneers- oder Clermonts-Bande bekannt ist, und zog an den Arkansas. Sie betrachten sich als das Urvolk. (Max von Neüwied, Reise in das innere Nordamerika. Bd. II S. 637 Anm. — Ueber den jetzigen Wohnplatz der Osagen siehe Gallatin, a Synopsis of the Indian Tribes. pg. 126. in Archaeologia Americana. Vol. II.)

33[b]. Seite 223.

Der Horn-Frosch (Ceratophris varius B. oder Rana cornuta Auct.) hat seinen Namen von den sonderbaren tutenförmigen, etwa drei Linien langen Augenliedern oder kegelförmigen Augendecken, die dem Thiere das Ansehen geben, als ob es Hörner trage, worin die Augen sitzen. Diese Augenlieder können herabgesenkt werden, um die Augen zu bedecken.

34. Seite 233.

Der unter dem Namen Bogen-Holz (bois d'arc; Bow wood) bekannte Baum, Maclura aurantica, findet sich an dem oberen Laufe des Waschita-Flusses, in den mittleren Gegenden von Arkansas und hier und da an der Nordgränze Louisiana's und hat einen sehr beschränkten Verbreitungs-Bezirk. Seine großen und schönen Blätter stehen in Form und Ansehen zwischen denen der Orange und denen der Bignonia catalpa, die Frucht ähnelt einer sehr großen Orange, schmeckt aber sehr schlecht. Das Holz gleicht dem Gelbholze (Morus tinctoria) und giebt eine ähnliche Farbe wie dieses; es ist hart, schwer, dauerhaft und so elastisch, daß alle südwestlichen Indianer-Stämme sich desselben

zur Anfertigung ihrer Bogen bedienen, weshalb es von den Franzosen den Namen bois d'arc erhalten hat.

36. Seite 270, 281. *)

Die Voyageurs bilden eine Art Brüderschaft in Kanada, wie die Arrieros in Spanien und werden gleich diesen zu langen Reisen und Handels-Expeditionen verwendet, nur mit dem Unterschiede, daß die Arrieros zu Lande, die Vöyageurs zu Wasser, Erstere mit Maulthieren und Pferden, Letztere mit Booten und Kanoes reisen. Die Voyageurs verdanken ihre Entstehung dem Pelz-Handel, indem sie von den ersten Französischen Handelsleüten bei ihren Handels-Expeditionen durch das Labyrinth der Flüsse und Seen des weitern Innern gebraucht wurden. Sie sind gleich alt mit den **Courreurs des bois** oder **Rangers of the Wood** (Waldlaüfer — siehe weiter unten) und gleich diesen verbrachten sie die Zeit zwischen ihren langen und beschwerlichen Zügen in Müßiggang und Schwelgerei in der Nähe der Handelsposten, verschwendeten sorglos das, was sie mühsam erworben und wetteiferten mit ihren Nachbaren, den Indianern, in träger Sorglosigkeit, unbekümmert um den folgenden Tag.

Als Kanada unter Britische Herrschaft kam und die alten Französischen Handelshaüser eingingen, waren die Voyageurs, gleich den Courreurs des bois, ganz entmuthigt und konnten sich an die neüen Ankömmlinge, die in Sitten, Gebraüchen und Sprache von ihren früheren Herren so verschieden waren, nur mit Mühe gewöhnen. Allmälig fanden sie sich jedoch auch hierin und endlich betrachteten sie die Britischen Pelzhändler, und namentlich die Mitglieder der Nordwest-Compagnien, als die legitimen Herren der Schöpfung.

Sie sind halb als Wilde, halb als Civilisirte gekleidet; sie tragen einen Überrock von wollenem Zeüge, ein gestreiftes baumwollenes Hemd, Beinkleider von Tuch oder Leder, Mokassins (Schuhe) von Hirschleder und einen bunten wollenen Gürtel, woran das breite Messer, der Tabacksbeütel und andere Dinge hängen. Ihre Sprache ist ebenso buntscheckig wie ihre Kleidung, denn sie ist ein Gemisch von Französischem Patois und Englischen und Indianischen Wörtern.

Die Voyageurs sind größtentheils französischer Abkunft und haben viel von dem fröhlichen und leichten Sinne ihrer Vorfahren beibehalten. Sie sind unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten, stets zum Tanze bereit und singen gern und viel. Dabei sind sie aüßerst höflich und gefällig, selbst gegen ihre Kameraden, und reden sich untereinander stets mit „Vetter" und „Bruder" an, auch wenn gar keine Verwandtschaft vorhanden ist.

Gegen ihre Führer und ihre Herren zeigen sie sich aüßerst unterwürfig und Niemand ist fähiger, Mühseligkeiten zu ertragen, wobei sie ihre gute Laune niemals verlieren, und nie sind sie glücklicher, als auf den Flüssen und Seen. Sie sind kräftige, gewandte Bootsleüte und rudern vom Morgen bis zum Abend ohne Murren. Oft singt der Steüermann ein altes französisches Lied, wobei

*) Durch ein Versehen ist die No. 35 der Anmerkungen übergangen worden.

die Bootsleüte nach dem Takte rudern und von Zeit zu Zeit mit einfallen. Läßt einmal ihr Eifer oder ihre Laune etwas nach, so ist es nur nöthig, ein Lied dieser Art anzustimmen, und Alle sind wieder frisch auf. Diese Gesänge haben sich von den frühesten Zeiten der französischen Ansiedlung unverändert vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt.

Aber auch ihre Zeit ist vorüber: die Dampfboote sind ebenso unheilvoll für sie geworden, wie für die Bootsleüte des Mississippi. Sie sind nicht länger die Herren der Binnen-Seen und die Schiffer der Wildniß. Sie sind jetzt auf die entfernten und seichten Seen und Flüsse beschränkt, wohin die Dampfboote nicht dringen, und nur zuweilen sieht man sie noch mit ihren zerbrechlichen Fahrzeügen auf den unteren Seen. In wenigen Jahren werden auch sie verschwinden und gleich ihren Gefährten, den Indianern, der Vergangenheit anheimfallen.

Die **Courreurs des bois** oder **Rangers of the Wood** (Waldlaüfer) waren ursprünglich Leüte, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleiteten und dadurch die entfernten Gegenden und Stämme kennen lernten; sie wurden die Hausirer der Wildniß. Sie verließen Montreal in ihren mit Waaren, Waffen und Schießbedarf beladenen Kanoes, befuhren das Labyrinth der Flüsse, welche die Kanadischen Wälder durchströmen und drangen bis zu den entferntesten Seen vor. Zuweilen lebten sie Monate lang unter den Indianern, gewöhnten sich mit der Leichtigkeit des Franzosen an ihre Sitten und Lebensweise, kleideten sich theilweise wie die Wilden und nahmen Indianerinnen zu Frauen.

Es vergingen oft zehn, zwölf bis fünfzehn Monate, ohne daß man etwas von ihnen hörte, bis sie endlich in ihren mit Biber-Fellen beladenen Booten zurückkehrten. Manche dieser Courreurs fanden ein solches Wohlgefallen an der Lebensweise der Indianer und der vollkommenen Freiheit der Wildniß, daß sie allen Geschmack an der Civilisation verloren und sich unter den Wilden niederließen, von denen sie sich nur durch größere Zügellosigkeit unterschieden.

37. Seite 298.

Der Prinz Max von Neüwied, welcher bekanntlich Brasilien und Nord-Amerika bereiste, sagt (Reise in Nord-Amerika, Bd. I S. 437 Anm. 1), daß die Plage der Moskitos (Tipula) in manchen Jahren am Missouri größer sei, als in Brasilien. In dem Tagebuche, welches zu Fort Union geführt wurde, fand er folgende Bemerkungen: „28. Juni. Myriaden von Moskitos haben das Fort angegriffen; es ist unmöglich, ihren Stichen auszuweichen; sie drängen sich durch jede Spalte ein und gebrauchen ihre Waffe mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit". — „29 Juni. Die Moskitos sind zahlreicher, als sie jemals gewesen". — Sie dauern im Juli fort, aber im August nehmen sie ab. Ohne Moskiten-Netz kann man in jener Zeit nicht schlafen. Am 8. August hatte man im Fort Union Nachtfrost, welcher die Insekten größentheils tödtete.

38. Seite 315.

Die Sakis sollen sich selbst Sauki oder Sauki-uck (die aus dem Lande

zogen), im Plural Saukuck nennen; in der Saki- und Fuchs-Sprache wird im Plural die Endung uck angehängt. Die Fuchs-Indianer nennen sich Mus-quack oder Mus-quack-ki-uck (rothe Erde). Von den Ojibuäs (Tschippewäern) werden die Fuchs-Indianer Utagami's oder Otagami's genannt.

39. Seite 315.

Der Schwarze Falke, Haüptling der Sakis, war der Urenkel des „Donners", eines berühmten Haüptlings der Illinois. Er führte fast beständig Krieg mit den Osagen (Wasaji), Tschirokis und mehreren anderen Stämmen. In dem Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten stand er mit einem Theile seines Stammes auf der Seite der Ersteren, während Kiokuk mit etwa zwei Drittheilen der Nation sich neütral verhielt. Als im Jahre 1831 die Regierung der Vereinigten Staaten die Seminolen zur Auswanderung zu bewegen suchte, widersetzte sich der Schwarze Falke diesem Ansinnen mit gewaffneter Hand und überfiel in einem Hinterhalte eine Abtheilung Amerikanischer Miliz, die bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde. Dieser erste Erfolg erhöhte seinen Muth und er setzte die Feindseligkeiten fort, bis ihm endlich das Glück den Rücken wandte. Es gelang ihm zwar anfangs, den Amerikanischen Truppen zu entgehen, allein durch die Verrätherei zweier Winnebagos gerieth er endlich doch in Gefangenschaft.

Man führte ihn zuerst nach Washington, wo der Kriegs-Minister ihm vorstellte, wie unnütz es sei, sich noch länger der Mehrzahl des Stammes und der Regierung der Vereinigten Staaten zu widersetzen, die Beide den Frieden wollten. Zugleich wurde ihm verkündet, daß er auf allgemeines Verlangen des Stammes seiner Haüptlings-Würde entsetzt und Kihokuck zu seinem Nachfolger ernannt worden sei. Er bat, man möge ihn frei lassen, als man aber auf seine veränderte Stellung zu seinem Stamme hindeütete, erklärte er mit Stolz, daß er alt sei und lieber sterben, als einem Jüngeren gehorchen werde. Da man seinen Starrsinn kannte, so bewog man Kihokuck ihm den Zutritt zu den Berathungen zu gestatten.

Bevor er zu seinem Stamme zurückkehrte, ließ man ihn im Lande herumreisen, damit er sich von der Größe der Macht überzeüge, gegen die er sich aufgelehnt hatte. Dies hatte auch den gewünschten Erfolg, denn bei dem Anblicke der großen Städte, der zahlreichen Bevölkerung, der Zeüghaüser und Schiffswerfte erklärte er, er sehe jetzt wohl ein, daß die Wigwams der Weißen zu zahlreich und zu gut vertheidigt seien, als daß sie von den Rothen Männern jemals zerstört werden könnten.

Am meisten setzte ihn das Aufsteigen eines Luft-Ballons in Erstaunen; er meinte, der Luftschiffer müsse ein Geist sein, „aber", setzte er kopfschüttelnd hinzu, „er wird nimmer wiederkehren!"

Er versöhnte sich zuletzt noch mit Kihokuck und starb im Jahre 1838 in einem Alter von 71 Jahren. Auf seinen Wunsch wurde seine Leiche in sitzender Stellung mit dem Stabe in der Hand beerdigt. Er hatte nie mehr als eine Frau.

Der Prinz Max von Neüwied sah den Schwarzen Falken während seines Aufenthalts im Fort Clarke.

40. Seite 329.

Eine wirkliche allmälige Abnahme der Urbewohner der neüen Welt findet nur da statt, wo sie als Jäger-Völker mit den bleichen Gesichtern zusammentreffen, während bei den ackerbauenden und gewerbtreibenden Stämmen eine Zunahme sich zeigt. Herr von Humboldt sagt in dieser Beziehung in einem Briefe an Herrn Professor Zeune: „Ich habe keinen Zweifel, daß die rein Indianische Bevölkerung von ganz Amerika auf das Wenigste bis 1843 auf ein Fünftel zugenommen. Die Abnahme zwischen dem Mississippi und der Südsee ist darum sehr unwichtig, weil sie eine kleine Total-Summe betrifft".

41. Seite 343.

Über die angeblich Wälische Kolonie sagt Alexander von Humboldt (Relation historique, T. III, pg. 159):

Man hat nach unbestimmten und wenig philosophischen Wahrnehmungen von Zeit zu Zeit auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten Indianer zu entdecken geglaubt, die Irländisch, Nieder-Bretagnisch oder das Celtische Schottlands sprechen. Diese Fabel von Wälischen Indianern, welche die Wälische oder Celtische Sprache bewahrt hätten, ist sehr alt. Schon zur Zeit Ralegh's verbreite sich in England ein unbestimmtes Gerücht, daß man an den Küsten Virginiens den Wälischen Gruß: Hao, hui, iach, gehört habe. Owen Chapelain erzählt, daß er sich im Jahre 1669 durch Aussprechen einiger Celtischen Worte aus den Händen einiger Tuscarora-Indianer, die ihn skalpiren wollten, gerettet habe! Dasselbe soll angeblich Benjamin Beatty passirt sein, als er sich von Virginien nach Carolina begab. Derselbe versichert außerdem noch, daß er eine ganze Wälische Völkergeschaft angetroffen habe, welche noch die Erinnerung an die Reise des Madoc-ap-Owen, der im Jahre 1170 dort ankam, bewahrt habe!

John Filson hat in seiner Geschichte von Kentucky diese Erzählungen der ersten Reisenden wieder aufgefrischt. Nach seinen Angaben sah der Kapitän Abraham Chapelain in dem Handels-Posten Kaskasky Indianer ankommen, die sich mit einigen aus Wales gebürtigen Soldaten in Wälischer Sprache unterhielten. Er glaubt sogar, daß, „sehr weit in Westen, an den Ufern des Missouri, eine Völkerschaft lebt, die, außer der Celtischen Sprache, auch einige Gebraüche der christlichen Religion beibehalten habe". (History of Kentucky. pg. 122). Ein Kapitän Isaak Stewart behauptet, am Red River (Rother Fluß) von Natchitoches, über 100 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Mississippi, an der Vereinigung mit dem Post-Flusse (?), Indianer mit weißer Haut und rothem Haar gefunden zu haben, welche Wälisch sprachen und die Beweise ihrer Abstammung besaßen. „Um das, was sie über ihre Ankunft an der Ost-Küste sagten, zu beweisen, zeigten sie Pergament-Rollen vor, die sorgfältig in Seehunds-Fell gehüllt waren und auf denen sich große blaue Schriftzeichen befan-

den, die weder Stewart noch sein Gefährte Davey, ein geborner Wäleser, zu entziffern vermochten (Mercure de France. 5. Nov. 1785). Dies sind unstreitig jene Wälischen Bücher, von denen in Französischen und Amerikanischen Journalen die Rede war. Revue encyclopédique. No. 4 pg. 162 und Artikel Homme im Dict. des Sciences nat. T. XXI. pg. 392.)

Es ist hier zuvörderst zu bemerken, daß alle diese Zeügnisse hinsichtlich der Angaben der Orte sehr unbestimmt sind. Der letzte Brief Owen's, welcher in die Züropäischen Journale übergegangen ist, (11. Febr. 1819), versetzt die Posten der Wälischen Indianer an den Madwaga und theilt sie in zwei Stämme, die Brydones und Chadogees. „Sie sprechen das Wälische mit größerer Reinheit, als im Fürstenthum Wales selbst (!), denn es ist frei von Anglicismen. Sie bekennen sich zum Christenthum, das aber sehr mit Druidenthum gemischt ist.

Man kann diese Behauptungen nicht lesen, ohne sich zu erinnern, daß alle fabelhaften Erzählungen, welche der Einbildungskraft schmeicheln, periodisch unter neüen Formen wieder auftauchen. Warden, der gelehrte und kritische Geograph der Vereinigten Staaten, fragt mit Recht, warum alle jene Spuren Wälischer Kolonieen und Celtischer Sprache verschwunden sind, seitdem weniger leichtglaübige Reisende, die gewissermaßen einander kontrolliren, das Land zwischen dem Ohio und dem Felsen-Gebirge bereist haben. Mackenzie, Barton, Lewis und Clarke, Pike, Drake, Mitchill und die Herausgeber der neüen Archaeologia Americana haben nichts, absolut nichts gefunden, was auf Überreste Züropäischer Kolonieen aus dem 12. Jahrhundert hindeütete. Ja, die Reise des Madoc ap Owen ist bei weitem ungewisser, als die Fahrten der Skandinavier (der Isländer Nauda, Björn, Leif u. s. w.) Wenn man Spuren irgend einer Züropäischen Sprache in Nordamerika finden könnte, so würde dies vielmehr die Teütonische (Skandinavisch, Deütsch oder Gothisch), als das Celtische oder Wälische sein, welches von den Germanischen Sprachen wesentlich abweicht. Da der Bau der Amerikanischen Idiome den Völkern, welche die modernen occidentalischen Sprachen reden, äußerst bizarr erscheint, so haben die Theologen das Hebräische (Semitisch oder Aramäisch), die Spanischen Kolonisten das Baskische (oder Iberische), die Englischen und Französischen Kolonisten Wälisch, Irisch oder Nieder-Bretagnisch darin zu finden geglaubt. Die Anmaßungen der Basken und der Bewohner von Wales, welche ihre Sprachen nicht nur als Ursprachen, sondern auch als die Quellen aller anderen Sprachen betrachten, erstrecken sich noch über Amerika hinaus bis zu den Inseln der Südsee. Ich traf an der Küste von Peru einen Spanischen und einen Englischen Marine-Offizier, von denen der Eine auf Tahiti Baskisch, der Andere auf den Sandwich-Inseln Wälisch gehört haben wollte.

Der Hirsch, welchen man in Nord-Amerika mit dem Namen Elk bezeichnet, ist nicht das Elen (Cervus Alces), wie durch ein Versehen an einigen

Stellen der Üebersetzung stehen geblieben ist), sondern **Cervus strongyloceros Schreb.**, ein großer starker Hirsch, der gegenwärtig in den naturgeschichtlichen Werken „**Wapiti**“ genannt wird, ein Name, der nach Max von Neüwied niemals hätte angenommen werden sollen, da er in Amerika beinahe gar nicht bekannt ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verzeichniss der Gemälde.

Kühnheit und Geistesgegenwart der Indianer auf der Büffeljagd.



G. Catlin auf der Büffeljagd.



Waffen und bewaffnete Indianer.



Ein Doctor oder Krankheitbeschwörer.



Die Antilopenjagd.

Georg Catlin von einem Indianer-Häuptling bewirthet.



Der Büffeltanz.



Der Bär-Tanz.



Die Bärenjagd.



Büffeljagd unter dem weißen Wolfsfell.

Weiße Wölfe einen Büffel zerfleischend.



Wilde Pferde im Freien.

Das Einfangen des wilden Pferdes.





Camantſchen.

Ballspieltanz der Indianer.



Ein Indianischer Ballspieler.



Sioux-Indianerinnen mit ihren Kindern.



Der Schneeschuh-Tanz.



Getreues Portrait des Häuptlings **Kee-o-Kuk** und seines Streitrosses.



Die Rückkehr von Washington.





